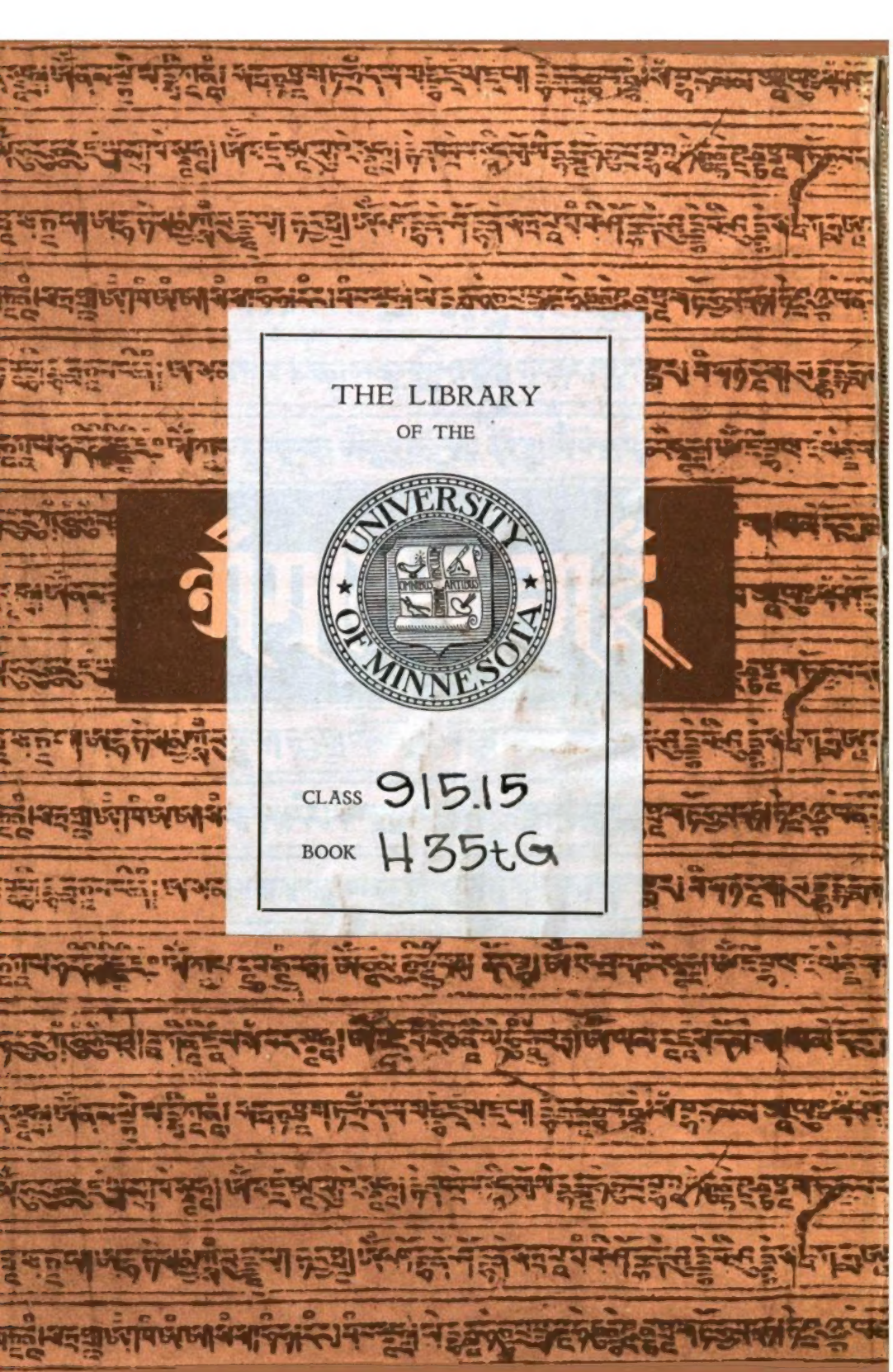
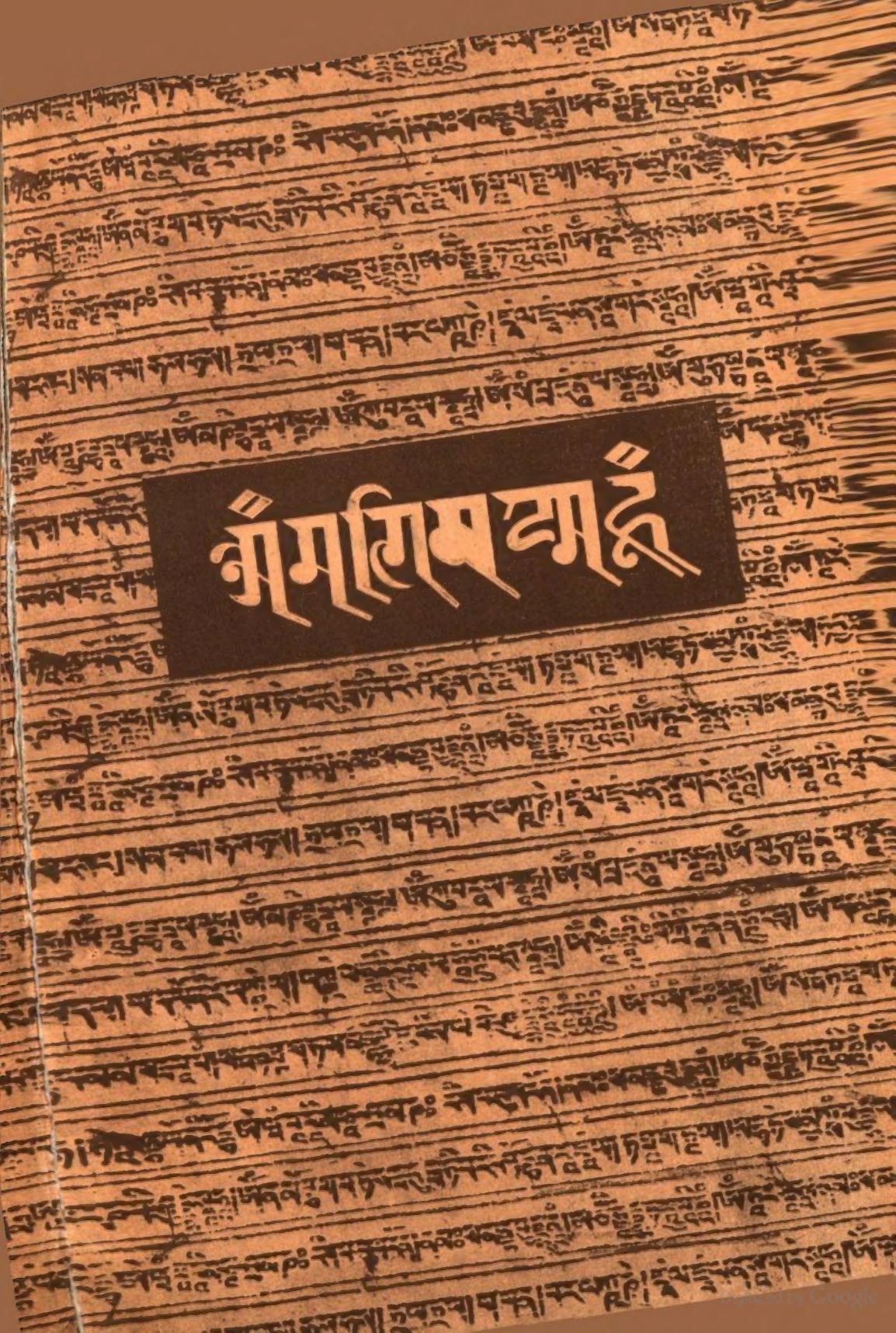
TRANSHIMALAJA

Sven Anders Hedin

Digitized by Google


THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MINNESOTA
CLASS 915.15
BOOK H35tG
Digitized by Google


ॐ मणिपद्मे हूँ

Transhimalaja

Erſter Band

Digitized by Google

Lord Minto, Vizekönig von Indien.

Digitized by Google

Transhimalaja

Entdeckungen und Abenteuer in Tibet

Von

Sven Hedin

Mit 397 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen, Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und mit 10 Karten

7. Auflage

Erster Band

UNIVERSITY OF MINNESOTA LIBRARY

Leipzig / F. A. Brockhaus / 1922

Digitized by Google

UNIVERSITY OF
MINNESOTA
LIBRARY

Copyright 1909 by F. A. Brockhaus, Leipzig

Digitized by Google

H35tG

Seiner Exzellenz

Earl of Minto

Vizekönig von Indien

in Dankbarkeit und Bewunderung
gewidmet.

398743

JAN 30 '26

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Zunächst ein Wort des Dankes an meine Gönner und Ehre dem Andenken König Oskars von Schweden! Der verewigte König brachte dem Plan meiner neuen Reise dasselbe verständnisvolle, warme Interesse entgegen, das er den früheren hatte zuteil werden lassen, nur mit dem Unterschied, daß er die Ausführung dieses Planes mit verdoppelter Freigebigkeit unterstützte.

Ich hatte die Kosten auf etwa 80000 Kronen berechnet, und dieser Betrag wurde innerhalb einer Woche von meinem alten Freunde Emanuel Nobel und meinen Gönnern Frederik Löwenadler, Oscar Ekman, Robert Dickson, William Olsson und Henry Ruffer, Bankier in London, gezeichnet. Ich kann ihnen allen nicht genug danken. Infolge der politischen Schwierigkeiten, die sich mir in Indien entgegenstellten und die mich zu großen Umwegen zwangen, erhöhten sich die Kosten freilich noch um 50000 Kronen, die ich aber selber zu opfern in der Lage war.

Ebenso wie früher habe ich auch jetzt Dr. Nils Ekholm zu danken für seine große Güte, alle absoluten Höhen auszurechnen. Die drei lithographischen Karten sind aus meinen Originalblättern mit der größten Gewissenhaftigkeit von Lieutenant C. J. Otto Kjellström zusammengetragen, der dieser mühsamen Arbeit seinen ganzen Urlaub geopfert hat. Die astronomischen Punkte, gegen hundert, sind von dem Amanuensis Roth an der Stockholmer Sternwarte ausgerechnet worden; nur einige wenige Punkte, die als unsicher angesehen wurden, sind beim Einzeichnen der Reiseroute in die Karte, die sich übrigens auf bereits bekannte Punkte stützte, fortgelassen worden. Die Karte, die meinen Bericht im „Geographical Journal", April 1909, illustrierte, zeichnete ich selbst aus freier Hand und aus dem Gedächtnis, ohne die Originalblätter hervorzuholen, weil es mir an Zeit fehlte; die Fehler, die ihr infolgedessen

Digitized by Google

natürlicherweise anhaften, sind auf den neuen Karten vermieden, ich habe aber hier den Grund der Ungleichheiten andeuten wollen. Ebenso werden die endgültigen Karten, die ich hoffentlich noch Gelegenheit habe in einem wissenschaftlichen Werk großen Maßstabes zu veröffentlichen, sich durch noch größere Genauigkeit und Detaillierung auszeichnen.

Meine Handzeichnungen treten ohne einen Schatten von Prätension auf, und meine Aquarelle sind sowohl in der Farbe wie in der Zeichnung außerordentlich mangelhaft. Eins der Bilder, der Lama, der die Tür einer Grabkapelle öffnet, ist sogar in der Eile unvollendet geblieben; ohne kolorierte Felder auf den Wandgemälden und ohne Schatten ist er mit unter die anderen gekommen. Diese flüchtigen Versuche etwa als Kunstwerke zu kritisieren, wäre daher dasselbe, als wollte man sein Pulver auf schon tote Krähen verschießen! Der Abwechslung halber sind mehrere Bilder von den englischen Künstlern de Haenen und T. Macfarlane gezeichnet worden. Man glaube jedoch nicht, daß diese Darstellungen Phantasien seien. Einer jeden dieser Zeichnungen liegen von mir ausgeführte Konturskizzen, eine Anzahl Photographien und eine detaillierte Beschreibung der Szenen zugrunde. De Haenens Bilder sind in der Londoner Zeitschrift „The Graphic" erschienen, die sie schon bestellte, als ich noch in Indien war. Die Zeichnungen Macfarlanes sind diesen Sommer ausgeführt worden, und ich war in der Lage, seine Entwürfe zu sehen und zu billigen, ehe sie endgültig ausgearbeitet wurden.

Was nun den Text anbetrifft, so habe ich, soweit es der knapp bemessene Raum gestattete, den Verlauf der Reise zu schildern versucht, aber ich habe mir unvorsichtigerweise auch erlaubt, flüchtig Gebiete zu berühren, auf denen ich gar nicht zu Hause bin — ich meine besonders den Lamaismus! Und das ist dadurch auch nicht besser geworden, daß ich das ganze Buch in 107 Tagen schreiben mußte, deren Stunden überdies noch usurpiert wurden durch mancherlei Arbeit mit Karten und Illustrationen und durch eine weitläufige Korrespondenz mit ausländischen Verlegern, besonders mit Albert Brockhaus in Leipzig, der unermüdlich und unerschöpflich in gutem Rat gewesen ist. Das Ganze ist eine etwas überstürzte Arbeit, das Buch ist von Anfang an ein Schiff, das sich mit vielen Lecken und Rissen auf den Ozean des Weltgetümmels und der Kritik hinauswagt!

Dank auch meinem Vater, der das unleserliche Manuskript ins Reine geschrieben, und meiner Mutter, die mich vor vielen Irrtümern

bewahrt hat. Dr. Carl Forsstrand hat die Korrektur sowohl des Manuskripts wie des Drucks gelesen und das schwedische Register ausgearbeitet.

Die siebenunddreißig Asiaten, die mir treu durch Tibet folgten und in so hohem Grade zu dem glücklichen Ausgang und Ergebnis der Expedition beigetragen haben, wurden von Seiner Majestät dem König mit goldenen und silbernen Medaillen geehrt, die das Bild des Königs, eine durchbrochene Krone und eine Inschrift tragen. Für diese große Freigebigkeit bitte ich Seiner Majestät dem König meinen aufrichtigen, wärmsten Dank aussprechen zu dürfen.

Das Buch ist Lord Minto gewidmet worden als ein geringer Beweis meiner Dankbarkeit für all seine Güte und Gastfreundschaft. Es war Lord Mintos Absicht, meine Pläne so zu unterstützen, wie Lord Curzon es getan haben würde, wenn er noch Vizekönig von Indien gewesen wäre, aber politische Gründe haben ihn daran gehindert. Als ich jedoch einmal in Tibet war, stand es dem neuen Vizekönig frei, seinen Einfluß beim Taschi-Lama geltend zu machen, und er tat es auf eine Weise, die mir manche früher hermetisch verschlossene Pforten in dem Verbotenen Lande öffnete. Manch unausgesprochener Dank liegt noch aus anderen Gründen in der Widmung des „Transhimalaja" verborgen.

Liebe Erinnerungen aus Indien rauschten wie freundliche Palmen auch über meinen einsamen Jahren im öden Tibet. Es genügt, Männer zu nennen wie Lord Kitchener, in dessen Haus ich eine ebenso unvergeßliche wie lehrreiche Woche zubrachte; Oberst Dunlop Smith, der alle meine Aufzeichnungen und Karten verwahrte und heimschickte und mir eine ganze Karawane mit Proviant nach Gartok sandte; Major O'Connor, der mir so viele unschätzbare Dienste leistete; Younghusband, Patterson, Ryder, Rawling und viele andere. Und schließlich Oberst Burrard vom „Survey of India", der die grenzenlose Güte hatte, meine 900 Kartenblätter von Tibet photographieren zu lassen und die Negative für den Fall, daß die Originale verloren gehen sollten, in seinen Archiven aufzubewahren, und der, nachdem ich meine 200 persischen Kartenblätter der indischen Regierung zur Verfügung gestellt hatte, sie in „The North Western Frontier Drawing Office" hat ausarbeiten und zu einer großartigen Karte in elf gedruckten Blättern zusammenfügen lassen — eine Karte, die jedoch als „vertraulich" angesehen werden soll, bis meine wissenschaftlichen Arbeiten erschienen sind.

Es ist meine Absicht, alle die Erinnerungen, die nicht im „Transhimalaja" Platz gefunden haben, in einem dritten Bande zu sammeln. So habe ich ja aus Mangel an Raum die Beschreibung des Zuges von der Quelle des Indus nach Norden und von der Reise über den Transhimalaja nach Gartok, ferner den Weg von Gartok nach Ladak und schließlich die sehr interessante Reise vom Nganglaring-tso nach Simla ganz auslassen müssen. Auch die Beschreibung vieler Klöster habe ich auf eine spätere Gelegenheit verschieben müssen. In demselben Buch werde ich auch Denkwürdiges aus dem herrlichen, bezaubernden Japan, wo ich so viele Freunde gewonnen habe, und aus Korea, der Mandschurei und Port Arthur niederlegen. Das Manuskript dieses späteren Bandes liegt schon jetzt fertig vor; ich sehne mich nach der Gelegenheit, den Japanern öffentlich zu danken, wie auch unserem Vertreter in Japan und China, dem außerordentlichen Gesandten Wallenberg, für all die märchenhafte Gastfreundschaft und all die Ehren, die mir im Land der aufgehenden Sonne zuteil geworden sind.

In einem besonderen Buch soll schließlich die Jugend ihre Sehnsucht nach Abenteuern befriedigt sehen.

Es freut mich, jetzt noch in der elften Stunde mitteilen zu können, daß der auf Seite 97 als verloren gemeldete Madraser Manuel sich, wie ich vor einigen Tagen erfahren habe, endlich wiedergefunden hat.

Und jetzt noch einen Dank an meine Verleger, zunächst Herrn K. O. Bonnier in Stockholm, für gutes Zusammenarbeiten und für die hübsche äußere Ausstattung, die er meinem Buche gegeben hat, und dann den Firmen F. A. Brockhaus, Leipzig; „Elsevier", Uitgevers Maatschappij, Amsterdam; Hachette & Cie., Paris; „Kansa", Suomalainen Kustannus-O.-Y., Helsingfors; Robert Lampel Buchhandlung (F. Wodianer & Söhne) Act.-Ges., Budapest; Macmillan & Co., Ltd., London und New York; J. Otto, Prag; Fratelli Treves, Mailand.

Stockholm, im September 1909.

Sven Hedin.

Vorwort zur deutschen Ausgabe.

Ich fühle ein unwiderstehliches Bedürfnis, diese Gelegenheit auch zu benutzen, öffentlich meine tiefe, aufrichtige Dankbarkeit für die große Ehre auszusprechen, die Seine Majestät der Deutsche Kaiser mir zu erweisen geruhte, als ich wieder das Land und die Stadt besuchte, wo ich vor vielen Jahren bei dem unsterblichen Ferdinand von Richthofen meine erste wissenschaftliche Ausbildung in der Geographie Asiens genoß. Nichts konnte auf mich ermutigender und erfreuender wirken, als dem Interesse des großen, ritterlichen und warmherzigen Kaisers Wilhelm II., und dem sympathischen Verständnis zu begegnen, das Seine Majestät für meine Arbeit zu zeigen geruhte.

In die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin kehrte ich nicht zurück als ein Fremdling, sondern als alter Freund unter lauter Freunde. Bei zwei früheren Gelegenheiten hatte sie mich schon geehrt; diesmal hatte ich die Ehre, die größte Auszeichnung zu empfangen, die die Gesellschaft verleiht, und ich verstehe, welch große Verantwortung damit verbunden ist. Wärmsten Dank dem Ersten Vorsitzenden Herrn Professor Wahnschaffe für die freundlichen Worte, die er an mich richtete, und Dank auch dem Vorstand und den Mitgliedern der Gesellschaft für die viel zu große Ehre, die sie mir haben zuteil werden lassen.

Es war mir auch eine besondere Freude, in Berlin viele meiner alten Kameraden aus Richthofens „Colloquium" wiederzusehen. Wir hatten Gelegenheit, liebe Erinnerungen von 1889 und 1892 wieder aufzufrischen, und ich fühlte stärker als je, wie tief meine „geographischen Wurzeln" in Deutschlands Boden ruhen. Wenn ich in diesem Zusammenhang der Freifrau Ferdinand von Richthofen und Herrn und Frau Dr. Ernst Tiessen einen besonderen Gruß sende, so werden sie mich ohne alle weiteren Erklärungen verstehen.

Meine Dankbarkeit erstreckt sich aber noch weit über Berlin, ja über Deutschlands Grenzen hinaus, denn der geographischen Gesellschaften

und Vereine, von denen ich mit grenzenloser Gastfreiheit aufgenommen worden bin und die mich in liebenswürdiger Weise um die Wette mit Ehrenbezeigungen überhäuft haben, sind viele.

Doch wollte ich alle die Veranlassungen zur Dankbarkeit aufzählen, die ich gegen meine deutschen Freunde habe, so würde ich den Raum überschreiten, der mir zur Verfügung steht. Daher will ich zum Schluß nur meinem vieljährigen und treuen Freunde Albert Brockhaus herzlich danken für das warme, verständnisvolle Interesse, das er mir und meinen Reisen stets gewidmet hat, und für die noble und hübsche Weise, in der er mein Transhimalajabuch ausgestattet hat. Wenn das Buch jetzt in einer würdigen äußeren Gestalt und mit einer so großen Auswahl von Illustrationen und Karten auftritt, so habe ich es ihm zu verdanken. Er ist außerdem noch so freundlich gewesen, die mühsame, zeitraubende Last des Briefwechsels mit den übrigen Verlegern auf sich zu nehmen, und hat mir dadurch die knappe Zeit gerettet, deren ich so sehr bedurfte, um das Buch zu beenden. Ein herzlicher Dank an seine berühmte Firma und an alle seine Arbeiter — meine Mitarbeiter — sei daher das letzte Wort, das ich zwischen die Buchdeckel des „Transhimalaja" schreibe.

Stockholm, im September 1909.

Sven Hedin.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Vorwort	VII—XII
Erstes Kapitel. Simla	1— 18
Zweites Kapitel. Aufbruch von Srinagar	19— 31
Drittes Kapitel. Der Weg nach Leh	32— 41
Viertes Kapitel. Die letzten Vorbereitungen	42— 54
Fünftes Kapitel. Aufbruch nach Tibet	55— 65
Sechstes Kapitel. Zum Rande der tibetischen Hochebene	66— 76
Siebentes Kapitel. Über den Kamm des Kara-korum	77— 88
Achtes Kapitel. Nach dem Lake Lighten	89— 96
Neuntes Kapitel. Im Sturm auf dem See	97—108
Zehntes Kapitel. Tod im Wolfsrachen — oder Schiffbruch!	109—119
Elftes Kapitel. Große Verluste	120—131
Zwölftes Kapitel. In unbekanntem Lande	132—141
Dreizehntes Kapitel. Unglückstage	142—153
Vierzehntes Kapitel. Fieberkrank im Land der wilden Yaks	154—162
Fünfzehntes Kapitel. Die ersten Menschen	163—175
Sechzehntes Kapitel. Unsere Schicksale auf dem Weg nach dem Bogtsang-tsangpo	176—188
Siebzehntes Kapitel. Weihnachten in der Wildnis	189—199
Achtzehntes Kapitel. Zehn Tage auf dem Eise des Ngangtse-tso	200—210
Neunzehntes Kapitel. Zurückgetrieben!	211—221
Zwanzigstes Kapitel. Vorwärts durch das verbotene Land!	222—235
Einundzwanzigstes Kapitel. Über den Transhimalaja!	236—246
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Ans Ufer des Brahmaputra	247—256
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Im Boot den Tsangpo hinunter. — Heimlich in Schigatse	257—268
Vierundzwanzigstes Kapitel. Das Neujahrsfest	269—283
Fünfundzwanzigstes Kapitel. Der Taschi-Lama	284—294
Sechsundzwanzigstes Kapitel. Die Gräber der Großlamas	295—304
Siebenundzwanzigstes Kapitel. Tibetische Volksbelustigungen	305—311
Achtundzwanzigstes Kapitel. Mönche und Pilger	312—324
Neunundzwanzigstes Kapitel. Streifzüge in Taschi-lunpo. — Der Weg der Toten	325—336

Dreißigſtes Kapitel. Mein Leben in Schigatſe . . . . . 337—349
Einunddreißigſtes Kapitel. Politiſcher Wirrwarr . . . . . 350—362
Zweiunddreißigſtes Kapitel. Tarting-gumpa und Taſchi-gembe . . 363—374
Dreiunddreißigſtes Kapitel. Der Raga-tſangpo und der My-tſchu 375—385
Vierunddreißigſtes Kapitel. Nach Linga-gumpa . . . . . 386—394
Fünfunddreißigſtes Kapitel. Eingemauerte Mönche . . . . . 395—405

Abbildungen.

Das bunte Bild auf dem Einband des erſten Bandes, nach einem Aquarell des Verfaſſers, ſtellt Gipfel und Gletſcher auf dem Wege zum Surlapaß dar. (Siehe Band II, Abb. 356.)

Das Vorſatzpapier des Einbandes gibt eine Sanskrit-Zauberformel wieder, eine Dhâranî, aus den „Eingeweiden" eines lamaiſtiſchen Götterbildes entnommen; in der Mitte ſtehen die tibetiſchen Bannworte: „Oṃ ma-ṇi pad-me hûṃ". (Siehe Band II, Seite 174 ff.)

Seite

Lord Minto, Vizekönig von Indien . . . . . (Titelbild)
1. Die neueſte Karte von Tibet 2
2. Simla (2159 Meter) mit dem Sommerpalaſt des Vizekönigs 8
3. Palaſt des Vizekönigs in Simla 9
4. Herbert Viscount Kitchener of Khartoum 12
5. Oberſt Sir Francis Younghusband. 6. Oberſt J. R. Dunlop Smith . . 13
7. Lady Minto und der Verfaſſer auf der Terraſſe des vizeköniglichen Palaſtes. 16
8. Seine Hoheit Sir Pratab Sing, Maharadſcha von Kaſchmir und Dſchamu 17
9. Am Dſchihlam in Srinagar 18
10. Palaſt Sr. Hoheit des Maharadſcha von Kaſchmir und Dſchamu in Srinagar. 19
11. Meine drei jungen Hunde. 12. Manuel, der Koch. 13. Ganpat Sing, der Radſchput. 14. Robert, der Euraſier 24
15. Meine Schutztruppe. 16. Aufbruch von Ganderbal 25
17. Vor Nedous Hotel in Srinagar. 18. Die beladenen Maultiere. 19. Eine Amateuraufnahme in Srinagar 32
20. Der Weg nach Baltal 33
21. Kargil. 22. Tſchorten im Kloſter von Lama-juru. Skizzen des Verfaſſers. 36
23, 24. Mönche. 25. Kirchenmuſik in Lama-juru. Skizzen des Verfaſſers . . 37
26. Sumto-Tal unterhalb von Lama-juru. 27. Indus-Brücke bei Altſchi. Skizzen des Verfaſſers 40
28, 29. Kopf der Pantholops-Antilope. 30, 31. Kopf des Ammonſchafes. Skizzen des Verfaſſers 41
32. Muhamed Iſa, mein unvergeßlicher Karawanenführer 44
33. Der Mohammedaner Guffaru, der ſein Leichentuch ſtets mit ſich führte. . 45
34, 35. Palaſt der alten Könige von Ladak in Leh. Skizzen des Verfaſſers . 48

Seite

36. Die Grabmäler der Forſchungsreiſenden Stoliczka und Dalgleiſh in Leh 49
37. Tikſe-gumpa, Männerkloſter in Ladak. Skizze des Verfaſſers 56
38. Vornehmer Lama. 39. Der Radſcha von Stogh, letzter Exkönig von Ladak. Skizzen des Verfaſſers 57
40. Von Singrul nach dem Paſſe Tſchang-la. 41. Ausſicht von Soltak. 42. Drugub. Skizzen des Verfaſſers 64
43. Mein alter Freund Hiraman aus Ladak. 44. Sampul und Tſchenmo, die Dorfälteſten von Pobrang und Tankſe 65
45. Lunkar mit dem Weg zum Marſimik-la. 46. Lagerfeuer im Spanglung-Tal 72
47. Spanglung-Tal. 48. Meine Pferde im Kara-korum-Gebirge 73
49. Lager bei Pamſal. 50. Paſſierung des Tſchang-tſchenmo auf dem Weg nach Gogra. 51. Rabſang, Abul, Tſering und Muhamed Iſa 80
52. Muhamed Iſa mit Tſering und Abul in einer Furt des Tſchang-tſchenmo bei Pamſal 81
53. Eine Schlucht bei Lager Nr. 8 88
54. Tod im Wolfsrachen — oder Schiffbruch! 89
55. Lager Nr. 15 auf dem Weſtufer des Lake Lighten. 56. Im Schnee nordöſtlich von Tſchang-lung-jogma. 57. Mein Zelt, im Vordergrund Bikom Sing, Manuel und die jungen Hunde 96
58. Eine ſchauerliche Nacht auf dem Lake Lighten. 97
59. Rehim Ali aus Ladak. 104
60. Robert 105
61. Rehim Ali hilft mir das Boot aus der Brandung ans Ufer ziehen. Zeichnung von T. Macfarlane 112
62. Am Weſtufer des Jeſchil-köl. 63. Süßwaſſerſee Pul-tſo von Weſten. 64. Pferde und Maultiere in unfruchtbarem Lande 113
65. Nächtlicher Sturm auf dem Jeſchil-köl Zeichnung von T. Macfarlane . . 116
66. Ausgrabungen im Lager von Deaſy. 67. Nachmittagstee im Freien. 68. Schmelzen von Schnee zum Trinkwaſſer für die Tiere 117
69. Die Leute von Tankſe, die mich verließen. 70. Namgjal mit einem Sack geſammelten Yakdungs 120
71. Schutzmauer von Proviantſäcken. 72. Mein Zelt im Lager Nr. 41, rechts Robert vor ſeinem Zelt. 73. Muhamed Iſa und Robert am Feuer . . . 121
74. Vorbereitung zum Diner im Lager Nr. 41 128
75. Das große ſcheckige Jarkentpferd. 76, 77. Die erlegten Yaks, oben links der Schütze Tundup Sonam 129
78. Ich riß den roten Baſchlik ab und ſchwenkte ihn rückwärts, um den Yak durch den Anblick aufzuhalten. Zeichnung von de Haenen 136
79. Der wütende Yak ſtürzte ſich auf Rehim Ali. Zeichnung von de Haenen . 137
80. Rettungslos verloren. Zeichnung von T. Macfarlane 144
81, 82. Puntſuk und Tſering Dava, die erſten Tibeter 145
83. Muhamed Iſa vor ſeinem Zelt. 84. Die von den erſten Tibetern gekauften Yaks 152
85. Kurz und dreiſt fragte ein grober Kerl: „Was ſeid ihr für Leute?“ (Zeichnung von T. Macfarlane) 153
86. Ausſicht vom Paß La-ghjanjak (5161 Meter) in der Nähe des Dangrajum-tſo. Skizze des Verfaſſers 160
87. Tibetiſcher Gruß 161

Seite

88. Der improvisierte Schlitten auf dem Ngangtse-tso. 89. Transport über den See. 90. Rast auf dem Eise 168
91. Rabsang und Taschi ziehen mich im Schneesturm über das Eis des Ngangtse-tso. Zeichnung von de Haenen 169
92. Seine Exzellenz der Gouverneur Hladsche Tsering und sein Sekretär . . 176
93. Hladsche Tsering beim Aufbruch. 94. Hladsche Tserings Gefolge. 95. Der Eilbote Ngurbu Tundup mit den letzten Briefen in die Heimat 177
96. Der Paß von La-rock. Manis mit flatternden Gebeten. 97. Am Ufer des Brahmaputra bei Lamo-tang 184
98. Ein Haus im Dorf Rungma. 99. Das Tal des Tsangpo westlich von Lamo-tang 185
100. Haus und Garten des Taschi-Lama in Tanak. 101. Der Tsangpo mit Eisgang, östlich von Tanak 192
102. Fellboote auf dem Tschangpo. 103. Pilger auf der Reise nach Taschi-lunpo 193
104. Schigatse, Hauptstadt der Provinz Tsang, 3871 Meter 200
105. Die Burg (Djong) von Schigatse. Skizze des Verfassers 201
106. Der Labrang, Palast des Taschi-Lama 208
107. Der obere Altan am Hof der Festspiele in Taschi-lunpo 209
108. Lamas in Taschi-lunpo. 109. Hof der religiösen Festspiele in Taschi-lunpo 216
110 und 111. „Profanum volgus" beim Neujahrsfest in Schigatse 217
112. Lama mit Muscheltrompete. 113. Lama mit Flöte. Skizzen des Verfassers 224
114. Lama mit Tempeltrommel. 115. Lesender Lama mit Dortsche (Donnerkeil) und Drilbu (Gebetglocke). Skizzen des Verfassers 225
116, 117. Maskierte Lamas (in Hemi-gumpa, Ladak) 232
118, 119, 120. Lamas in Tanzmasken. Skizzen des Verfassers 233
121. Audienzzimmer des Taschi-Lama. 240
122. Ansicht von Taschi-lunpo. Skizze des Verfassers. 241
123. Klostergasse in Taschi-lunpo, links ein Haus mit Mönchszellen 248
124. Fassade des Mausoleums eines Taschi-Lama in Taschi-lunpo 249
125. Fassade des Mausoleums des ersten Taschi-Lama. 256
126, 127. Inneres der Mausoleen zweier Taschi-Lamas in Taschi-lunpo. Skizzen des Verfassers 257
128. Studierstunde in der Bibliothek Kandschur-Ihakang in Taschi-lunpo. Skizze des Verfassers 264
129. Portal zum Mausoleum des dritten Taschi-Lama in Taschi-lunpo. Skizze des Verfassers 265
Bunte Tafel. Festkleidung und Schmuck tibetischer Frauen aus Kjangrang im Transhimalaja. Aquarelle des Verfassers 272
130. Treppe zum Mausoleum des fünften Taschi-Lama in Taschi-lunpo. Skizze des Verfassers 276
131. Schigatse. 132. Am Wettrennen beteiligte Reiter auf Besuch in meinem Garten. 277
133. Wettschießen zu Pferd beim Volksfest in der Nähe von Schigatse. Zeichnung von de Haenen 280
134. Papierpferde, die bei nächtlichem Tanz von innen beleuchtet werden . . . 281
135. Tanzende Gaukler aus Nepal bei der Neujahrsfeier in meinem Garten . 288
136. Lama in Taschi-lunpo. 137. Bürger in Schigatse. 138. Chinesischer Kaufmann in Schigatse. 139. Pförtner im Tempel des Tsongkapa. Skizzen des Verfassers 289

Digitized by Google

Seite

140. Chineſen mit Drachen und Papierlaternen. 141. Grabkapelle zweier Taſchi-Lamas 296

142. Inneres der großen roten Galerie von Taſchi-lunpo. Skizze des Verfaſſers. 143. Der Taſchi-Lama kehrt von einer Zeremonie nach dem Labrang zurück 297

Bunte Tafel. Namgjal-lhakang mit Tſongkapas Bild in Taſchi-lunpo. Aquarell des Verfaſſers 300

Bunte Tafel. Eingang zum Grab des fünften Taſchi-Lama in Taſchi-lunpo. Aquarell des Verfaſſers 304

144. Die große rote Galerie von Taſchi-lunpo von außen. Skizze des Verfaſſers 312

145. Der Taſchi-Lama bei einer religiöſen Disputation auf dem Feſtſpielhof in Taſchi-lunpo. Skizze des Verfaſſers 313

146. Seine Heiligkeit der Pauſchen Rinpotſche oder Taſchi-Lama 320

147. Pilger in einem Portal in Taſchi-lunpo. 148. Eine Kloſterküche in Taſchi-lunpo. Skizze des Verfaſſers 321

149. Pilgerin aus Nam-tſo. 150. Lama mit Teekanne. 151. Der Tee wird zu den Zellen der Mönche gebracht. 152. Bettelnder Lama. Skizzen des Verfaſſers 328

153. Straße mit Lamas in Taſchi-lunpo 329

154. Tſchorten in Taſchi-lunpo. Skizze des Verfaſſers 336

155, 156. Religiöſe Gegenſtände und Götterbilder (in Sanskar-gumpa) . . . 337

157. Vorleſung für Novizen in Taſchi-lunpo. Skizze des Verfaſſers 344

158. Pilger aus Kamba-dſong. 159. Pilgerinnen aus Nam-tſo. Skizzen des Verfaſſers 345

160. Frau Taſchi Buti in Schigatſe. 161. Junge Dame in Schigatſe. 162. Bürgerfrau in Schigatſe. Skizzen des Verfaſſers 348

163. Tanzende Knaben mit Trommeln. Skizze des Verfaſſers 349

164. Der Herzog Kung Guſchuk, Bruder des Taſchi-Lama 352

165. Die Herzogin Kung Guſchuk und fünf ihrer Dienerinnen mit dem jüngſten Bruder des Taſchi-Lama 353

166. Der Verfaſſer zeichnet die Herzogin Kung Guſchuk (Muhamed Iſa ſtehend). Zeichnung von T. Macfarlane 360

167. Der jüngſte Bruder des Taſchi-Lama mit einem Diener 361

168. Wandernde Nonne mit Tanka, eine religiöſe Legende darſtellend. 169. Tarting-gumpa 368

170. Motiv vom Sego-tſchummo-lhakang in Tarting-gumpa. Skizze des Verfaſſers. 171. Das Nonnenkloſter von Gandän-tſchöding 369

172. Ein junger Lama. 173. Lama in Tong. Skizzen des Verfaſſers . . . 376

174. Ausſicht vom Ta-la (5436 Meter) nach Südoſten. Skizze des Verfaſſers. 175. Kettenbrücke über den Brahmaputra zum Kloſter Pinſoling 377

176, 177. Tarting-gumpa. 178. Inſchrift und Buddhabild in Granit eingemeißelt bei Lingö. 179. Lung-gandän-gumpa bei Tong. 180. Linga-gumpa von oben. Skizzen des Verfaſſers 384

181. Bettler in Taſchi-gembe. 182. Wandernder Lama. 183. Tibeter. Skizzen des Verfaſſers 385

184. Die eine Boothälfte zur Überfahrt über den Doktſchu-tſangpo bei Lingö bereit. 185. Tibeter im Dorf Tong 392

186. Wandernder Muſikant und Tänzerin 393

Seite
187. Die hübſche Frau Putön in Sirtſchung 400
188. Gruppe von tibetiſchen Weibern. 189. Dorf und Kloſter Linga 401
190, 191. Knaben. 192. Altes Weib. 193. Junger Lama. Skizzen des Verfaſſers 404
194. Seine Heiligkeit der Pantſchen Rinpotſche oder Taſchi-Lama 405

Karte.

Überſichtskarte von Hedins Reiſen in Tibet 1906—1908. Konſtruiert und gezeichnet von Lieutenant C. J. Otto Kjellſtröm. 1909. Maßſtab: 1:3000000.

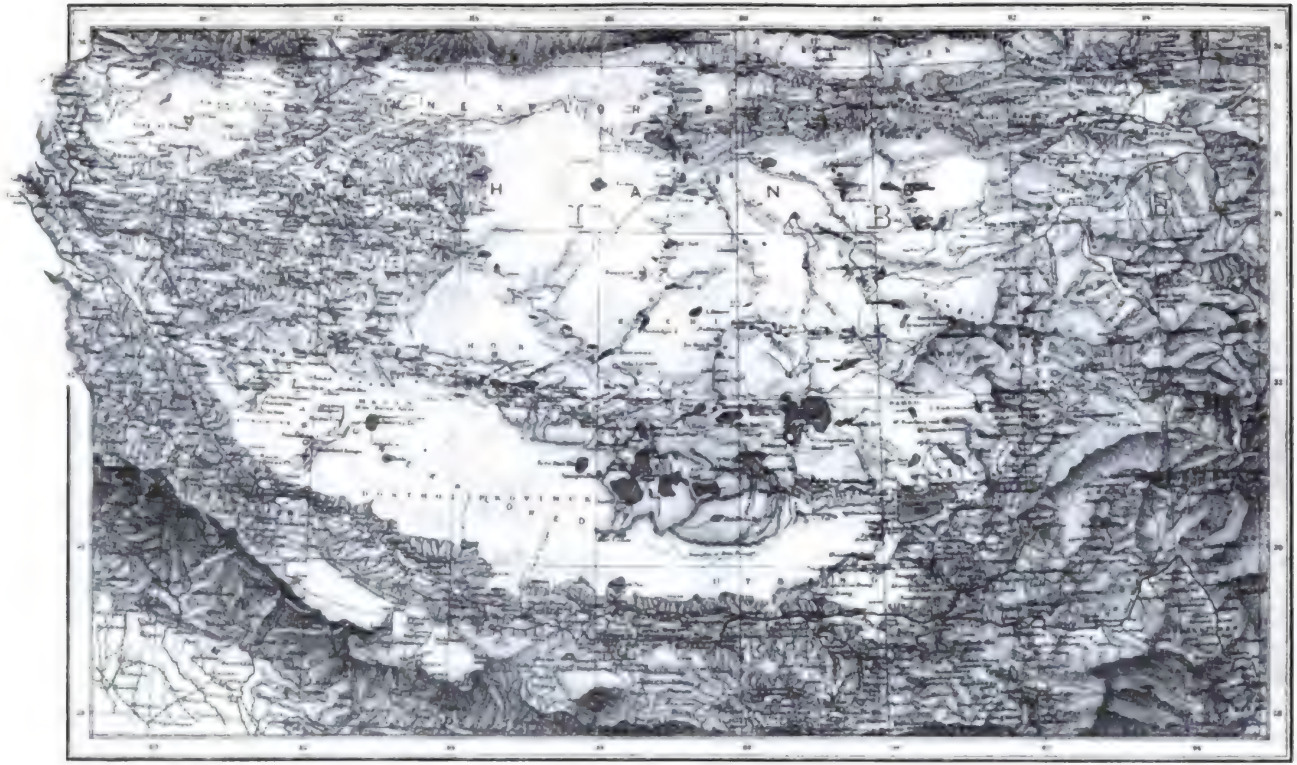
Erſtes Kapitel.

Simla.

Im Frühling des Jahres 1905 ging mir der Gedanke an eine neue Reiſe nach Tibet ſehr im Kopfe herum. Drei Jahre waren ſeit meiner Rückkehr ins Vaterland verſtrichen; mein Arbeitszimmer begann mir ſchon zu eng zu werden; wenn am Abend ringsum alles ſtill ward, glaubte ich im Sauſen des Windes den Mahnruf zu hören: „Komm wieder zurück in die Stille der Wildnis!“ Und wenn ich morgens erwachte, horchte ich unwillkürlich, ob nicht ſchon draußen die Karawanenglocken läuteten. So verſtrich die Zeit, der Plan gedieh zur Reife, und bald war mein Schickſal entſchieden: ich mußte wieder zurück in die große Freiheit der Wüſte und hinaus auf die weiten Ebenen zwiſchen Tibets ſchneebedeckten Bergen. Dieſer inneren Stimme, wenn ſie ſtark und deutlich ſpricht, nicht zu folgen, hieße ſich dem Untergang und Verderben preisgeben; der Führung dieſer unſichtbaren Hand muß man ſich überlaſſen, an ihren göttlichen Urſprung glauben und auch an ſich ſelbſt, und ſich dem verzehrenden Schmerz unterwerfen, den ein neuer Abſchied von der Heimat, für ſo lange Zeit und aufs Ungewiſſe hin, mit ſich bringt.

Am Schluß meines wiſſenſchaftlichen Werkes über die Ergebniſſe der vorigen Reiſe („Scientific Results“) nannte ich es eine Unmöglichkeit, von Tibets innerer Beſchaffenheit, von ſeinen Gebirgen und Tälern, ſeinen Flüſſen und Seen eine beſondere, eingehende Schilderung zu geben, zu einer Zeit, wo noch ſo große Teile des Landes völlig unbekannt ſeien. „Unter dieſen Umſtänden,“ ſagte ich dort (Band IV, Seite 608), „ziehe ich es vor, die Vollendung einer ſolchen Monographie bis zur Rückkehr von der Reiſe zu verſchieben, zu der ich ſoeben aufbrechen will.“ Statt mich in Vermutungen zu verlieren oder die Ergebniſſe durch Mangel an Material zu verwirren, wollte ich lieber dieſe unbekannten Gebiete mitten in Nordtibet mit eigenen Augen ſehen und vor allem die große Strecke völlig unerforſchten Landes beſuchen, die ſich im Norden des oberen Brahmaputra ausdehnt und weder von Europäern noch von indiſchen „Punditen“, eingeborenen Forſchungsreiſenden, durchkreuzt worden iſt. Soviel war ja ſchon a priori ſicher, daß gerade dieſes Gebiet einige der

allergrößten und ſchönſten Probleme umfaßte, die in der phyſiſchen Geographie Aſiens noch ungelöſt geblieben waren. Dort mußte es ein oder mehrere Gebirgsſyſteme geben, die mit dem Himalaja und dem Karakorum parallel liefen; dort mußten ſich Gipfel und Bergrücken finden, die nie der Blick eines Forſchers geſtreift hatte; türkiſenblaue Salzſeen in Tälern und Senkungen ſpiegelten dort den raſtloſen Zug der Monſunwolken nach Nordoſten wider, und von ihren ſüdlichen Rändern mußten waſſerreiche Flüſſe, bald ſchäumend, bald ruhig, herabſtrömen. Dort gab es ohne Zweifel Nomadenſtämme, die im Frühling ihre Winterweiden verließen und im Sommer auf höher liegenden Ebenen umherſtreiften, wenn das neue Gras dem kargen Boden entſproſſen war. Aber ob dort eine anſäſſige Bevölkerung wohnte, ob es dort Klöſter gab, von deren Dach herab täglich ein Lama, pünktlich wie die Sonne, durch Blaſen auf einer Muſchel die Mönche zum Gebete rief, das wußte keiner. Vergeblich durchblätterte man die tibetiſche Literatur neuerer und früherer Zeit nach Aufklärung darüber; nichts fand man als einige phantaſtiſche Mutmaßungen über die Exiſtenz eines gewaltigen Bergrückens, die keinen Wert hatten, da ſie der Wirklichkeit nicht entſprachen und ſich auf keinerlei Tatſachen ſtützen konnten. Dagegen waren einige wenige Reiſende im Norden und Süden, Oſten und Weſten an dem unbekannten Lande vorübergezogen; ich ſelbſt hatte mich unter ihnen befunden. Betrachtete man aber eine Karte, die die Reiſerouten durch Tibet wiedergab, ſo konnte man faſt den Eindruck haben, als ob wir alle den großen weißen Fleck, der ſogar auf der kürzlich herausgegebenen engliſchen Karte (Abb. 1) nur das Wort „Unexplored“ („Unerforſcht“) aufweiſt, abſichtlich vermieden hätten. Daraus durfte man den Schluß ziehen, daß eine Durchquerung dieſes Landes nicht leicht ſein müſſe, da ſich ſonſt wohl im Laufe der Zeit jemand dorthin verirrt haben würde. In meinem Buch „Im Herzen von Aſien“ habe ich ausführlich geſchildert, welche verzweifelten Verſuche ich im Herbſt und Winter 1901 anſtellte, um von meiner Reiſeroute zwiſchen dem Selling-tſo und dem Panggong-tſo nach Süden vorzudringen. Einer meiner Wünſche war, Gelegenheit zu finden, einen oder einige der großen Seen in Mitteltibet, die der indiſche Pundit Nain Sing 1874 entdeckt und die ſeitdem niemand außer den Eingeborenen geſehen hatte, beſuchen zu können. Schon während meiner vorigen Reiſe hatte ich von der Entdeckung der Quelle des Indus geträumt; aber es war mir damals nicht beſchieden geweſen, bis zu ihr zu gelangen. Dieſer geheimnisvolle Punkt hatte noch immer nicht ſeinen richtigen Platz auf der Karte Aſiens erhalten — irgendwo mußte er aber doch zu finden ſein! Seit dem Tage, an dem der große Mazedonier Alexander (im Jahre 326 v. Chr.) mit



1. Die neueſte Karte von Tibet.

Aus: Geographical Journal, 1906. Zu beachten iſt der weiße Fleck nördlich des oberen Brahmaputra mit dem Wort „Unexplored“ und nördlich davon die beiden andern vom Verfaſſer durchkreuzten weißen Flecke.

Digitized by Google

seiner sieggewohnten Schar den mächtigen Fluß überschritt, hat die Frage nach der Bestimmung dieser Stelle stets auf der Tagesordnung der geographischen Forschungsarbeit gestanden.

Im voraus einen ausführlichen Plan zu einer Reise zu entwerfen, deren Verlauf und Ausgang unsicherer als jemals waren und von Umständen abhängig erschienen, die man durchaus nicht in seiner Gewalt haben konnte, war ebenso unmöglich wie überflüssig. Ich zeichnete freilich in eine Karte von Tibet den wahrscheinlichen Weg meiner bevorstehenden Reise ein, damit meine Eltern und Geschwister ungefähr wissen sollten, wo ich mich befand. Vergleicht man diese Karte mit der wirklichen Reiseroute, so findet man zwar in beiden Fällen dieselben Gebiete berührt, Verlauf und Einzelheiten sind aber völlig verschieden gewesen.

Inzwischen schrieb ich an den damaligen Vizekönig von Indien, Lord Curzon, teilte ihm meinen Plan mit und bat um all die Unterstützung, die ich für notwendig hielt, um in dem unsicheren, seit kurzem im Kriegszustand befindlichen Tibet günstige Erfolge zu erzielen.

Bald darauf erhielt ich folgenden Brief, den ich mit seines Absenders Erlaubnis hier mitteile:

Simla, Palast des Vizekönigs, 6. Juli 1905.

Mein lieber Doktor Hedin!

Ich höre mit großem Vergnügen, daß Sie meinem Rate folgen und vor Abschluß Ihrer wunderbaren Reisen noch eine große Expedition in Zentralasien unternehmen wollen.

Ich bin stolz darauf, Ihnen, solange ich noch in Indien bin, all die Unterstützung zu gewähren, die in meiner Macht steht, und ich bedauere nur, daß ich lange vor Beendigung Ihrer großen Expedition diese Gegenden verlassen haben werde, denn ich habe die Absicht, im April 1906 heimzureisen.

Nun aber zu Ihrem Plan! Ich sehe, daß Sie erst im nächsten Frühjahr nach Indien kommen; da werde ich also vielleicht noch das Glück haben, Sie zu treffen. Ich werde dafür sorgen, daß sich ein tüchtiger eingeborener Topograph zu Ihrer Begleitung bereit hält, und ich werde Ihnen desgleichen einen mit astronomischen Beobachtungen vertrauten Mann zur Verfügung stellen nebst einem zweiten, der meteorologische Arbeiten ausführen kann. Beide werden bei Ihrer Ankunft reisefertig sein.

Ich kann nicht voraussagen, was für eine Haltung die tibetische Regierung zur Zeit Ihres Eintreffens in Indien annehmen wird; sollte sie dauernd eine freundliche bleiben, werde ich natürlich versuchen, Ihnen die notwendige Erlaubnis, einen Paß und sicheres Geleit zu verschaffen.

Mit der Versicherung, daß es mir die größte Freude bereitet, Ihre Pläne auf jede Weise zu unterstützen, bin ich

Ihr ergebener

Curzon.

Wie wichtig dieser tatkräftige Schutz und Beistand seitens des Vizekönigs mir werden würde, begreift sich leicht. Besonders freute mich, daß ich eingeborene Topographen mitnehmen sollte, die in Vermessungsarbeiten geübt waren; denn durch ihre Tätigkeit mußte die aufzunehmende Karte ungemein wertvoller werden; ich selber aber würde von diesen mannigfachen Arbeiten, die so viel Zeit rauben, befreit werden und mich den physisch-geographischen Untersuchungen ungeteilt widmen können.

Mit diesem liebenswürdigen Briefe als Einführung trat ich meine fünfte Reise nach Asien an. Lord Curzon hatte allerdings, als ich in Indien eintraf, bereits seinen Posten verlassen, und in England sollte bald unter dem Premierminister Sir Henry Campbell-Bannerman eine neue Regierung ans Ruder gelangen. Aber Lord Curzons Versprechungen waren doch so gut wie ein Königswort, und ich zweifelte nicht im geringsten daran, daß auch ein liberales Ministerium sie respektieren würde.

Am 16. Oktober 1905, an demselben Tage, an dem ich zwölf Jahre vorher meine Reise „Durch Asiens Wüsten" angetreten hatte, verließ ich wiederum mein liebes altes Heim in Stockholm. Weit ungewisser als damals schien es mir jetzt, ob ich alle die Meinigen wiedersehen würde; einmal muß ja doch die Kette reißen, die uns umschließt! Würde es mir vergönnt sein, nochmals die Heimat unverändert wiederzufinden?

Die Reise ging über Konstantinopel und das Schwarze Meer, durch Türkisch-Armenien, quer durch Persien bis Seistan und durch die Wüsten Belutschistans bis Nuschki, wo ich den westlichsten Ausläufer des indischen Eisenbahnnetzes erreichte. Nach all dem Staube und der Hitze Belutschistans wirkte Quetta auf mich wie eine frische, herrliche Oase. Am 20. Mai 1906 verließ ich diese Stadt, fuhr in vier Stunden von 1680 Meter Höhe in ein nur 100 Meter über dem Meeresspiegel liegendes Land hinab und hatte schon in Sibi abends eine Hitze von 38 Grad Celsius. Am folgenden Tage ging es am Indus und Satledsch entlang über Samasata und Bathinda nach Ambala; und ich war nun, in der heißesten Zeit des Jahres, der einzige Europäer im Zuge. Die Temperatur stieg bis 41,6 Grad, also auf dieselbe Zahl, die ich kurz vorher in Belutschistan festgestellt hatte; aber hier im schattigen Eisenbahnwagen war sie viel leichter auszuhalten. Durch ein Dach mit herabhängenden Schirmen wird der ganze Wagen gegen die direkte Sonnenglut geschützt; gleichwohl tut man gut, jegliche Berührung mit den Außenteilen des Wagens zu vermeiden — sie sind nämlich glühend heiß. Zwei Fensteröffnungen sind mit einem Geflechte feiner Wurzelfasern überspannt, die automatisch mit Wasser begossen werden, und ein Windfang treibt die Zugluft durch dies feuchte Gitter

herein. An einem ſolchen Fenſter hatte ich ſogar mittags nur 27,5 Grad und brauchte mich deshalb keineswegs zu beklagen. Auf einigen Halteſtellen findet man vorzügliche Reſtaurationen, und Eingeborene fahren mit im Zuge und bieten unterwegs Limonade und glashelles Eis feil.

Trotzdem ſehnt man ſich von Indiens ſchwülen, verdorrten Ebenen nach ſeinen Bergen mit ihrer friſchen, reinen Luft hinauf. Von Kalka aus wird man durch eine kleine Schmalſpurbahn in $6^1/_2$ Stunden auf eine Höhe von 2160 Meter befördert und iſt dann in Simla, der Sommerreſidenz des Vizekönigs und dem Hauptquartier des engliſch-indiſchen Heeres. Die Bahnlinie iſt eine der entzückendſten und großartigſten, die es auf Erden gibt. In den tollkühnſten Kurven klettert die kleine Bahn die ſteilen Wände hinan, die Abhänge hinab, in ſchmale, tiefe Talſchluchten hinein, auf ſteile Bergabſätze hinaus, von deren äußerſtem Vorſprung, ſo ſcheint es faſt, der Zug in die Luft hinausſauſen will, über Brücken hinweg, die unter ſeiner Schwere knarren und beben, in nachtſchwarze Tunnel hinein und dann wieder in den blendenden Sonnenſchein hinaus. Bald fährt man an einem Tal vorüber, deſſen Sohle tief unten zu unſeren Füßen ſchimmert, dann aufwärts über einen Kamm, der nach beiden Seiten freie Ausſicht gewährt, dann wieder am Abhang einer ſteilen Wand hin, von deren Höhe man die ſich wunderbar windende Bahn mehrere Stockwerke unter ſich erblickt. Jede oder jede zweite Minute verändert ſich die Landſchaft, neue Bilder und Perſpektiven, neue Sehwinkel und Beleuchtungen folgen einander und halten die Aufmerkſamkeit des Reiſenden in äußerſter Spannung. Durch 102 Tunnel geht die ſchnaubende Fahrt; die meiſten davon ſind ganz kurz, der längſte aber iſt 1207 Meter lang.

Wir fahren durch einen Vegetationsgürtel nach dem anderen. Der Pflanzenwuchs der Ebene blieb ſchon lange hinter uns zurück; jetzt trifft der Blick auf neue Formen in neuen Zonen, Formen, die für die verſchiedenen Höhen der Südabhänge des Himalaja charakteriſtiſch ſind, und ſchließlich zeigen ſich noch weiter oben die dunkeln Deodarawälder, die königlichen Himalajazedern, in deren üppigem Grün die Häuſer Simlas, hellen Schwalbenneſtern ähnlich, eingebettet liegen (Abb. 2). Wie feſſelnd iſt nicht dieſes Bild, aber wieviel überwältigender wird es als ein Symbol der Macht des Britiſchen Reiches! Hier horſtet der Adler, und von ſeinem Horſt aus wirft er ſpähende Blicke über Indiens Ebenen. Hier ſammelt ſich ein Bündel zahlloſer Telegraphendrähte von allen Ecken und Enden des britiſchen Kaiſerreichs, und von dieſem Punkte aus werden täglich unzählige Befehle und Anordnungen „in His Majesty's service only“ erlaſſen; von hier aus wird die Verwaltung geführt und die Armee

befehligt, und von dieſen Fäden umſponnen iſt ein Heer von Maharadſchas, indiſchen Großfürſten, wie die Beute in einem Spinnennetz.

Mit einigem Zagen näherte ich mich Simla. Seit Lord Curzons Brief hatten die Machthaber in Indien nichts wieder von ſich hören laſſen. Immer größer wächſt die eigentümliche Stadt auf ihrem halbmondförmigen Bergrücken empor, immer deutlicher treten die Einzelheiten hervor, jetzt fehlen nur noch ein paar Kurven, und dann rollt der Zug in den Bahnhof von Simla ein. Vier feuerrot gekleidete Lakaien vom Auswärtigen Amt bemächtigen ſich meines Gepäcks, und im Grand Hôtel empfängt mich mein alter Freund, der Oberſt Sir Francis Younghusband; wir hatten 1890 in Kaſchgar zuſammen Weihnachten gefeiert, und er war noch ebenſo ſtattlich, freundlich und gemütlich wie damals. Zum Mittageſſen war ich ſein Gaſt im „United Service Club". Wir ſchwelgten die halbe Nacht in alten Erinnerungen aus dem Herzen Aſiens, wir ſprachen von dem allmächtigen ruſſiſchen Generalkonſul Petrowſkij in Kaſchgar, von der engliſchen Expedition nach Lhaſa, deren Führer Younghusband geweſen, vom Leben in Simla und den bevorſtehenden Feſtlichkeiten der Sommerſaiſon — aber von meinen Ausſichten ſagte mein Freund kein Wort! Und ich fragte ihn auch nicht; ich konnte mir ja denken, daß er, wenn alles klipp und klar geweſen wäre, es mir ſofort geſagt hätte. Aber er war ſtumm wie eine Wand, und ich wollte nicht fragen, obwohl ich vor Ungeduld brannte, wenigſtens irgend etwas zu erfahren.

Als ich am Morgen des 23. Mai auf meinen Balkon hinaustrat, war mir zumute wie einem Gefangenen, der auf ſein Urteil wartet. Unter mir glänzten Simlas Dächer im Sonnenſchein, und ich ſtand in einer Höhe mit den Kronen der Zedern. Wie herrlich hier oben über der dumpfen ſchwülen Luft der Ebene! Nach Norden hin leuchtete durch eine Lücke zwiſchen üppigen Bäumen ein Bild von unvergleichlicher Schönheit. Dort ſchimmerten die nächſtliegenden Himalajaketten, die mit ewigem Schnee bedeckt ſind. Blendend weiß zeichnete ſich der Kamm auf einem türkisblauen Himmel ab. Die Luft war ſo ſtrahlend klar, daß die Entfernung unbedeutend erſchien; nur wenige Tagereiſen trennten mich von dieſen Bergen, und hinter ihnen breitete ſich das geheimnisvolle Tibet, das verbotene Land, das Land meiner Träume! Später, gegen Mittag, wurde die Luft dunſtig, und das herrliche Bild verſchwamm; es zeigte ſich auch nicht wieder in den Wochen, die ich in Simla verbrachte. Es war, als ſei zwiſchen Tibet und mir ein Vorhang herabgelaſſen, und als ſollte es mir nur ein einziges Mal vergönnt geweſen ſein, aus der Ferne die Berge zu ſehen, über die der Weg in das gelobte Land führte!

Es wurde ein trüber Tag; um zwölf Uhr ſollte ich mein Urteil

hören. Younghusband holte mich ab, und wir gingen zusammen nach dem „Foreign Secretary's Office", dem Auswärtigen Amt. Sir Louis Dane empfing mich mit der allergrößten Liebenswürdigkeit, wir plauderten von Persien und der „Handelsstraße" zwischen Indien und Seistan. Dann verstummte er plötzlich; nach einer Weile aber sagte er:

„Es ist besser, Sie erfahren es gleich: die Londoner Regierung verweigert Ihnen die Erlaubnis, über die indische Grenze in Tibet einzudringen."

„Eine traurige Nachricht! Aber weshalb denn?"

„Das weiß ich nicht; wahrscheinlich will die jetzige Regierung alles vermeiden, was möglicherweise zu Reibungen an der Grenze Anlaß geben könnte; die Bewilligung Ihres Gesuches bedeutete für uns die Verantwortung für den Fall, daß Ihnen nachher vielleicht etwas zustoßen könnte. Ja, es ist jammerschade. Was gedenken Sie nun zu tun?"

„Hätte ich in Teheran eine Ahnung davon gehabt, dann würde ich den Weg durch Russisch-Asien eingeschlagen haben, denn von russischer Seite sind mir niemals Schwierigkeiten bereitet worden."

„Ja, wir hier draußen haben alles getan, um Ihre Pläne zu unterstützen. Die drei eingeborenen Feldmesser, die Lord Curzon Ihnen versprochen hat, sind seit sechs Monaten geschult und halten sich in Dehra Dun zur Reise bereit. Aber wahrscheinlich wird auch dies von London aus rückgängig gemacht werden. Doch wir haben noch nicht alle Hoffnung aufgegeben und erwarten erst am 3. Juni die endgültige Antwort."

Elf Tage auf die endgültige Entscheidung warten zu müssen, erschien mir unerträglich. Vielleicht, daß ein persönliches Eingreifen günstig für mich wirken konnte. Ich sandte daher dem englischen Premierminister folgendes Telegramm:

> Die freundlichen Worte, die Euer Exzellenz vor zwei Jahren im Parlament über meine Reise und mein Buch gesprochen haben, geben mir den Mut, mich direkt an Sie zu wenden und im Namen der geographischen Wissenschaft Sie zu bitten, mir die Erlaubnis Ihrer Regierung zum Eindringen in Tibet über Simla und Gartok zu geben. Ich beabsichtige das zum größten Teil unbewohnte Gebiet nördlich vom Tsangpo (Brahmaputra) und um die in seiner Mitte befindlichen Seen zu erforschen und dann nach Indien zurückzukehren. Ich bin mit den gegenwärtigen politischen Beziehungen zwischen Indien und Tibet völlig vertraut, und da ich seit meinem einundzwanzigsten Jahre mit Asiaten friedlich verkehrt habe, werde ich mich auch jetzt durchaus taktvoll benehmen, den gegebenen Instruktionen folgen und es als Ehrenpflicht ansehen, alle Streitigkeiten an der Grenze zu vermeiden.

Und nun warteten wir wieder; die Tage vergingen, meine drei eingeborenen Gehilfen in Dehra Dun hielten sich reisefertig, der Höchstkommandierende, Lord Kitchener, versicherte, daß er mir mit Freuden zwanzig bis an die Zähne bewaffnete Gurkhas zur Verfügung stellen werde — nur müsse erst die Erlaubnis vom Staatssekretär für Indien, Mr. John Morley, da sein. Denn dieser war es, der die Schlüssel zur Grenze in Händen hatte; und von ihm allein hing alles ab. Lord Minto, der neue Vizekönig von Indien (Titelbild), tat alles, was in seiner Macht stand. Er schrieb lange, ausführliche Gutachten und sandte ein Telegramm nach dem anderen. Keine abschlägige Antwort konnte ihn entmutigen, er schickte immer wieder eine neue Depesche, die mit den Worten begann: „Ich bitte das Ministerium Seiner Majestät, noch einmal in Erwägung ziehen zu wollen, daß" usw. Als von London aus versichert wurde, der ablehnende Bescheid gelte durchaus nicht mir persönlich, sondern die gleiche Antwort sei mehreren britischen Offizieren erteilt worden, bat Lord Minto in seinem letzten Telegramm um die Erlaubnis für mich, den englischen Offizier begleiten zu dürfen, der im Sommer zur Inspektion des Handelsplatzes nach Gartok reisen sollte. Aber der Staatssekretär hielt auch jetzt unerschütterlich an seinem Beschlusse fest, und ich selbst bekam auf mein Telegramm folgende Antwort — und zwar durch ein Schreiben des Staatssekretärs an den Vizekönig vom 1. Juni 1906:

> Der Premierminister wünscht, daß Sie Sven Hedin folgende Botschaft mitteilen: „Ich beklage es aufrichtig, daß es mir aus den Gründen, die Ihnen ohne Zweifel von der indischen Regierung auseinandergesetzt wurden, unmöglich ist, Ihnen die erbetene Unterstützung bei einer Reise nach und in Tibet zu gewähren. Diese Unterstützung ist auch der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London und ebenso britischen Offizieren im Dienste der indischen Regierung versagt worden."

Der Inhalt der letzten Londoner Telegramme bedeutete also, daß mir alles und jedes verweigert wurde. Der indischen Regierung und dem Vizekönig blieb natürlich, wie immer, nichts weiter übrig, als dem Londoner Befehle zu gehorchen. Sie wollten ja alles tun und hegten für meine Pläne das wärmste Interesse, aber sie durften mir nicht helfen. Sie durften mir keinen Erlaubnisschein und keinen Paß aus Lhasa verschaffen, sie durften mich nicht mit der in dem unsicheren Tibet nur allzu notwendigen Eskorte umgeben, und ich wurde auch des für beide Teile großen Vorteils beraubt, drei tüchtige Topographen und Gehilfen bei meinen wissenschaftlichen Beobachtungen mitnehmen zu dürfen. Doch das war noch nicht alles! Würde ich mich, weil die Umstände es

2. Simla (2159 m) mit dem Sommerpalaſt des Vizekönigs.

Digitized by Google

3. Palaſt des Vizekönigs in Simla.

geboten, in mein Schickſal finden und allein, auf eigene Fauſt, mit einer Schar Eingeborener über die Grenze gehen, ſo hatte die indiſche Regierung Befehl, mich daran zu hindern! Von der indiſchen Seite aus war mir Tibet alſo verſperrt, und die Engländer, d. h. Mr. John Morley, ſchloſſen es mindeſtens ebenſo hermetiſch ab, wie es die Tibeter jemals ſelbſt getan. Ich kam bald dahinter, daß die größten Schwierigkeiten, die ich auf dieſer Reiſe zu überwinden hatte, mir nicht von Tibet, ſeinem rauhen Klima, ſeiner dünnen Luft, ſeinen gewaltigen Bergen und ſeinen wilden Völkern bereitet würden, ſondern — von England! Konnte ich nur erſt Mr. John Morley unterkriegen — mit Tibet wollte ich dann ſchon ſo oder ſo fertig werden!

Die Hoffnung iſt das letzte, was man aufgibt, und ſo hoffte ich denn noch immer, daß ſchließlich alles gut gehen werde. Der Mißerfolg reizte meinen Ehrgeiz und ſpannte meine Kräfte bis zum äußerſten. Verſucht nur, mich zu hindern, wenn ihr könnt, dachte ich; ich werde euch zeigen, daß ich in Aſien beſſer zu Hauſe bin als ihr! Verſucht nur, dieſes ungeheuere Tibet abzuſchließen, verſucht nur, all die Täler zu ſperren, die von der Grenze zu ſeinen Hochebenen hinaufführen, und ihr werdet erfahren, daß dies völlig unmöglich iſt! — Eine wahre Erleichterung war es mir daher, als die letzte unerbittliche und ziemlich kurze Ablehnung kam und alle weiteren Verhandlungen unwiderruflich abſchnitt. Ich hatte das Gefühl, als ob alles um mich herum plötzlich einſam geworden ſei und alles weitere nun von mir allein abhänge. Mein Leben und meine Ehre ſtanden für die beiden nächſten Jahre auf dem Spiel — zu kapitulieren konnte mir natürlich nicht in den Sinn kommen. Dieſe fünfte Reiſe hatte ich mit ſchwerem Herzen angetreten, nicht mit Trompeten und Fanfaren wie die früheren. Nun aber wurde ſie mit einem Schlage mein Schoßkind. Mochte ich auch dabei untergehen müſſen, ſo ſollte dieſe Reiſe doch der Glanzpunkt meines Lebens werden! Sie wurde der Inhalt aller meiner Träume und Hoffnungen, ihr galten meine Gebete, und meine ganze Sehnſucht verlangte nach der Stunde, wo die erſte Karawane fertig daſtehen würde — und dann ſollte jeder neue Tag ein voller Akkord in einem Siegesliede werden!

Über die Politik, die damals ſcheinbar unüberſteigbare Hinderniſſe auf meinen Weg türmte, kann ich mir kein Urteil erlauben. Jedenfalls war ſie klug. In Zukunft wird ſie notwendig ſein. Hätte ich unter britiſchem Schutze geſtanden, britiſche Untertanen bei mir gehabt, und wäre ich dann getötet worden, ſo hätte wahrſcheinlich eine koſtſpielige Strafexpedition ausgeſandt werden müſſen, um ein Exempel zu ſtatuieren; ob ich Schwede oder Engländer war, hätte in dieſem Falle keinen Unter-

ſchied gemacht. Wie der engliſche Staatsſekretär ſelbſt die Sache auffaßte, ergibt ſich aus ſeiner Antwort auf Lord Percys Interpellation einen Monat ſpäter, nachdem ich meinen Beſcheid erhalten hatte: „Sven Hedin iſt die Erlaubnis zum Eindringen in Tibet aus politiſchen Gründen verweigert worden; übereinſtimmend damit wird nicht einmal britiſchen Untertanen erlaubt, dieſes Land zu beſuchen. Die indiſche Regierung begünſtigt Expeditionen erprobter Forſcher; aber die kaiſerliche Regierung hat anders verfügt und hält es für ratſam, Tibet auch fernerhin in derſelben Iſolierung zu halten, in der es von der früheren Regierung ſorgſam bewahrt wurde."

Während dieſer Tage erhielt ich viele Beweiſe der Sympathie und der Freundſchaft. In Indien hatte ich lauter Freunde, und ſie empfanden es bitter, daß ſie mir nicht helfen konnten. Sie hätten es ſo gern getan! Ich ſelber aber durfte ſie um nichts bitten, um ſie nicht in eine ſchiefe, peinliche Lage zu bringen. Sir Louis Dane hatte mir mitgeteilt, daß ich, wenn mein Geſuch ſchließlich doch gewährt werden ſollte, einen Revers zu unterzeichnen hätte — was dieſer aber enthalten würde, habe ich nie in Erfahrung gebracht. Vielleicht handelte es ſich um irgendeine Verantwortung für die Leute, die mich begleiteten, um ein Verſprechen, beſtimmte Gegenden nicht zu beſuchen, und um die Verpflichtung, die Reſultate meiner Reiſe der indiſchen Regierung zur Verfügung zu ſtellen — ich weiß es nicht. Nun aber war ich aller Verpflichtungen ledig; die Freiheit iſt doch das Allerbeſte, und am ſtärkſten iſt der, der allein ſteht! Es wäre jedoch übertrieben, wenn ich behaupten wollte, daß ich in jenen Tagen Mr. John Morleys Namen liebevoll genannt hätte. Wie konnte ich damals ahnen, daß ich ihn noch einmal zu meinen beſten Freunden zählen und nicht ohne Wärme, Hochachtung und Bewunderung ſeiner gedenken würde!

Nach dem erſten Beſuch im Auswärtigen Amt begleitete mich Younghusband nach dem Palaſt des Vizekönigs — ich ſollte meinen Namen in die Beſuchsliſte von Lord und Lady Minto eintragen. Younghusband (Abb. 5) iſt ein ritterlicher Mann, der Typus des Edelſten, was aus einem Volke erblühen kann. Er ärgerte ſich mehr als ich ſelbſt über die Ablehnung der Regierung, aber er hatte dabei noch andere weit bittere Empfindungen — ſeine Expedition nach Lhaſa (1904), die Tibet der wiſſenſchaftlichen Forſchung hatte erſchließen ſollen, war völlig vergeblich geweſen. Er führte mich jetzt im Vorbeifahren zu Lord Mintos Privatſekretär, Oberſt J. R. Dunlop Smith (Abb. 6), in dem ich einen Freund fürs Leben gewann; er iſt einer der feinſten, edelſten, großherzigſten und erfahrenſten Männer, die ich je kennen gelernt habe, er iſt ein

tiefernſter, vielſeitig gebildeter Mann und gründlicher Kenner Indiens, da er vierundzwanzig Jahre hier gelebt hat. Wenn man ſolche Männer auf den verantwortlichſten Poſten ſieht, begreift man wohl, daß die herrſchende Raſſe, wenn es gilt, noch manch heftigem Sturm unter Indiens dreihundert Millionen wird ſtandhalten können.

Mein Leben in dieſer Zeit war überaus reich an Kontraſten. Wie wenig glich der Aufenthalt in Simla den Jahren der Einſamkeit und der Stille, die mich jenſeits der in dunkeln Wolkenmaſſen verſchwindenden Berge erwarteten! Ich kann mich nicht enthalten, einige Erinnerungen aus dieſen wunderbar ſchönen Tagen feſtzuhalten.

Man begleite mich alſo zum erſten „Statedinner“ am 24. Mai 1906. An den Wänden eines der großen Salons im Palaſt des Vizekönigs ſtehen wohl hundert Gäſte verſammelt, alle im Paradeanzug, in vornehmen bunten Uniformen und mit blitzenden Orden. Einer von ihnen überragt die anderen um Haupteslänge, er hält ſich ſehr gerade und ſieht kaltblütig, energiſch und ruhig aus; er unterhält ſich mit keinem, ſondern betrachtet ſeine Umgebung nur forſchend mit hellen, blaugrauen Augen. Seine Züge ſind grobgeſchnitten, aber intereſſant, ernſt, unbeweglich und wettergebräunt, man ſieht ihm an, daß er viel erlebt hat und ein Soldat iſt, der im Feuer geſtanden hat. Seine Uniform iſt feuerrot, und auf ſeiner linken Bruſt funkelt ein ganzes Vermögen an Diamanten. Er trägt einen weltberühmten, einen unſterblichen Namen: Lord Kitchener of Khartoum, der Beſieger Afrikas und Oberbefehlshaber des indiſchen Heeres (Abb. 4).

Ein Herr tritt auf mich zu und fragt mich, ob ich mich noch erinnere, daß wir bei einem Eſſen bei Lord Curzon Tiſchnachbarn geweſen ſeien. Der Lieutenant Governor des Pandſchab, Sir Charles Rivaz, gehört ebenfalls zu meinen alten Bekannten, und überdies ſtellt mich Sir Louis Dane nach rechts und links vor. Ein Herold tritt in den Saal und kündigt das Erſcheinen des Vizekönigs an. Begleitet von ſeinem Stabe macht Lord Minto die Runde, begrüßt jeden einzelnen der Gäſte, mich nur mit den Worten: „Willkommen in Simla!“ Der melancholiſche Klang in ſeinen Worten entging mir nicht; er wußte wohl, daß ich mich nicht ſo „willkommen“ fühlen konnte, wie er und ich es gewünſcht hätten. Unter den Klängen der Tafelmuſik begeben wir uns in den Speiſeſaal, werden mit den auserleſenſten Gerichten franzöſiſcher Küche bewirtet, ſpeiſen von ſilbernem Geſchirr und erheben uns dann wieder, um an der Cour teilzunehmen, bei der dem an den Stufen des Thrones ſtehenden Vizekönig fünfhundert Herren vorgeſtellt werden. Die Namen der einzelnen werden aufgerufen, und ſie defilieren in ſchnellem Zuge am Thron

vorüber. Jeder von ihnen macht halt und Front, und der Vizekönig erwidert ihre tiefe Verbeugung; er verbeugte ſich an dieſem Abend neunhundertmal! Wenn indiſche Fürſten oder afghaniſche Geſandte vorbeipaſſieren, verbeugt er ſich nicht, ſondern berührt mit der Hand den Schwertgriff des Gaſtes als Zeichen der Freundſchaft und des Friedens.

Am Tage darauf wurde ich eingeladen, in den Palaſt des Vizekönigs (Abb. 3) überzuſiedeln, und war von nun an Lord und Lady Mintos Gaſt. Es war eine unvergeßliche Zeit, die ich bei ihnen verlebte; dieſe Wochen erſcheinen mir jetzt wie ein Traum und ein Märchen. Lord Minto ſelbſt iſt das Ideal eines britiſchen Gentleman, ein Ariſtokrat edelſter Raſſe und dabei einfach und anſpruchslos. In Indien wurde er durch ſein freundliches Weſen und ſeine Güte gegen alle ſchnell populär, und er hält ſich nicht für zu hochgeſtellt, um nicht mit jedermann aus den zahlreichen Völkerſtämmen des Rieſenreiches, das ſeiner Verwaltung anvertraut iſt, ein freundliches Wort zu reden. Lord Minto hat ſchon früher in Indien gedient und am Feldzug gegen Afghaniſtan (1879) teilgenommen; nach wechſelnden Schickſalen in drei Kontinenten wurde er zum Generalgouverneur von Kanada ernannt. Im Jahre 1904 kehrte er auf ſein Gut Minto in Schottland zurück in der Abſicht, dort den Reſt ſeines Lebens zu verbringen; da verlieh der König von England und Kaiſer von Indien ihm das Amt des Vizekönigs und Generalgouverneurs von Indien. Er iſt nicht der erſte Earl of Minto, der dieſes Amt bekleidet hat; denn ſchon ſein Urgroßvater iſt vor hundert Jahren Generalgouverneur des Britiſchen Reiches auf der indiſchen Halbinſel geweſen. Dazumal ſegelte man noch um das Kap der Guten Hoffnung, um das Land der Hindus zu erreichen, eine lange beſchwerliche Reiſe. Infolgedeſſen ließ der erſte Lord Minto ſeine Familie in der Heimat zurück. Die zwiſchen ihm und ſeiner Gattin gewechſelten Briefe ſind noch vorhanden und zeugen von einer geradezu idealen Liebe und Treue. Als ſeine Dienſtzeit in Indien endlich vorüber war, beſtieg er ein Schiff, das ihn den weiten Weg in die Heimat führte, und eilte mit der erſten Diligence geradeswegs nach Minto. Hier erwartete ihn ſeine Gattin; mit ſehnſüchtigen Blicken ſpähte ſie die Straße entlang; die feſtgeſetzte Zeit war längſt verſtrichen, aber kein Wagen ließ ſich ſehen. Schließlich erſchien ſtatt ſeiner ein Reiter in einer Staubwolke und brachte die Nachricht: Lord Minto iſt, nur eine Poſtſtation von Hauſe, geſtorben! — Auf dem zuſammengebundenen Briefpaket liegt ein kleiner Zettel mit den beiden Worten: „Poor fools!“ („Arme Teufel!“) Die Hand der erſten Lady Minto hat ſie geſchrieben.

4. Herbert Viscount Kitchener of Khartoum,
Oberbefehlshaber des indiſchen Heeres.

Digitized by Google

5. Oberst Sir Francis Younghusband,
Chef der englischen Tibetexpedition, Resident in Kaschmir.

6. Oberst J. R. Dunlop Smith,
Privatsekretär des Vizekönigs.

Nun aber blüht das Leben in einer neuen Familie Minto. Behaglichkeit, Einfachheit und Glück herrschen in diesem entzückenden Heim, wo jedes Mitglied eine Zierde des Ganzen ist. Ein Vizekönig ist stets mit Arbeit zum Wohle Indiens überhäuft, aber Lord Minto verlor nie seine unerschütterliche Ruhe und widmete jeden Tag einige Stunden seiner Familie. Wir trafen uns täglich bei den Mahlzeiten; zum Lunch waren gewöhnlich einige Gäste gebeten, aber zum Diner waren wir manchmal allein, und dann war es am allergemütlichsten. Dann erzählte Lady Minto von ihrem Aufenthalt in Kanada, wie sie auf Eisenbahn und Dampfschiffen gegen 190000 Kilometer zurückgelegt, ihren Gatten auf allen Amtsreisen begleitet, wilde Jagdausflüge mitgemacht hatte, im Kanoe durch schäumende Stromschnellen gefahren war und an gefährlichen Streifzügen in Klondike teilgenommen hatte. Wir blätterten in ihren Tagebüchern aus jener Zeit; sie bestanden aus dicken Bänden voll Photographien, Karten, Ausschnitten und beschreibendem Text und waren gespickt mit Erlebnissen und Schilderungen von ganz eigenartigem Interesse. Und dennoch wird das Tagebuch, das Lady Minto seit ihrer Ankunft in Indien führt, noch spannender und merkwürdiger sein; denn es ist umrahmt von orientalischer Pracht und morgenländischem Pomp und Prunk, von juwelenbedeckten Maharadschas, von Empfängen in den verschiedenen Staaten, von Prozessionen und Paraden, Elefanten in Rot und Gold und all dem Großartigen und Glanzvollen, was sich von dem Hof und der Repräsentation eines indischen Vizekönigs nicht trennen läßt. Drei junge bezaubernde Töchter, die Ladies Eileen, Ruby und Violet, erfüllen dieses Heim mit Sonnenschein und Heiterkeit und sind neben ihrer Mutter die Königinnen der Bälle und der glänzenden Feste. Wie ihr Vater, lieben sie den Sport und sitzen wie Walküren zu Pferde.

Kann man sich darüber wundern, daß der Fremde sich in diesem Hause wohl fühlte, wo er täglich mit Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft umgeben war? Ich hatte meine Zimmer über der Privatwohnung des Vizekönigs. Zu ebener Erde liegen die Staatsgemächer, die großen Salons mit ihrer ausgesuchten Eleganz, der Speisesaal und der gewaltige, weiß und goldene Ballsaal. Aus einer großen, mit Teppichen belegten Vorhalle, die mit Waffen und schweren Draperien geschmückt ist, gelangt man in die verschiedenen Zimmer und Säle; hier herrscht bei den Festen das bunteste Gewühl. Um den größten Teil des Erdgeschosses zieht sich eine offene Galerie, eine steinerne Veranda, auf der es von Besuchern, Kurieren, Tschaprassis und Tschamadaren wimmelt, die die vizeköniglichen roten Uniformen und weiße Turbane tragen. Dahinter ist der Hof, wo Equipagen, „Rikschas“ und Reiter kommen und gehen,

während gutgehaltene Wege nach den ſtilvollen Terraſſen führen, die nach Lady Mintos Zeichnungen angelegt ſind (Abb. 7). Hinter dieſen Terraſſen beginnt der Wald mit ſeinen Promenadenwegen im Schatten der Felswände. Von der großen Halle in der Mitte des Hauſes führt eine mit Läufern belegte Treppe in das erſte Stockwerk hinauf, wo die Familie des Vizekönigs Räume bewohnt, die an Geſchmack und Ausſtattung alles übertreffen. Zwei Treppen hoch liegen die Fremdenzimmer. Von einer inneren Galerie herab hat man einen Überblick über die große Halle, wo die roten Lakaien lautlos die Treppen hinauf- und hinunterhuſchen. Nach außen hin hatte mein Zimmer einen Balkon, von deſſen Brüſtung ich jeden Morgen vergeblich nach einem Schimmer von den Bergen auf der Grenze Tibets ausſchaute.

Mehrere Tage lang waren auch der höchſte Beamte Peſchawars, Sir Harold Deane, mit ſeiner Gemahlin, und der Maharadſcha von Idar im Palaſt des Vizekönigs zu Gaſte. Sir Harold war ein Mann, den keiner wieder vergißt, der ihm einmal begegnete; ſtark, hochgewachſen, mannhaft und liebenswürdig. Die halbwilden Stämme und Fürſten an der Grenze Afghaniſtans fürchten und bewundern ihn, und er ſoll es meiſterhaft verſtehen, mit ihnen fertig zu werden. Für mich war dieſes Zuſammentreffen von großer Bedeutung, denn Sir Harold verſah mich mit Empfehlungsbriefen an den Maharadſcha von Kaſchmir und deſſen Privatſekretär Daya Kiſchen Kaul. Bei meiner Rückkehr nach Indien war Sir Harold leider geſtorben; mit ihm hat Indien einen ſeiner beſten Wächter verloren.

Der Maharadſcha von Idar iſt ein glänzender Typus eines indiſchen Fürſten; er hatte eine tiefdunkle Geſichtsfarbe, hübſche Züge und ein energiſches Ausſehen, kleidete ſich bei feſtlichen Gelegenheiten in Seide, Gold und Juwelen und war überhaupt eine Erſcheinung, die alle Europäer unbedingt in den Schatten ſtellte. Dennoch war er bei ihnen ungemein beliebt und ein ſtets gern geſehener Gaſt. Er iſt ein großer Sportsmann, ein unübertrefflicher Reiter und ein außerordentlich kaltblütiger Jäger. Seine große Popularität aber verdankt er folgendem Vorfall: Als einmal in der heißen Jahreszeit ein engliſcher Offizier in der Nähe ſeines Palaſtes ſtarb, war man in Verlegenheit um einen Träger, um die Leiche zu begraben. Da ſich alle anderen weigerten, übernahm er, der Maharadſcha ſelbſt, dieſe anrüchige Aufgabe. Kaum war er in ſeinen Palaſt zurückgekehrt, als deſſen Freitreppe ſchon von wütenden Brahminen beſtürmt wurde, die ihm unter Drohungen zuriefen, er habe ſeinen Rang eingebüßt, müſſe aus ſeiner Kaſte ausgeſtoßen werden und ſei unwürdig, in ſeinem Staate zu befehlen und zu herrſchen. Er

aber ging ruhig zu ihnen hinaus und erklärte ihnen, daß er nur eine Kaste kenne, die der Krieger; dann befahl er ihnen zu gehen, und sie gehorchten.

In Simla traf ich viele, die ich stets zu meinen besten Freunden zählen werde: die Generale Sir Beauchamp Duff und Hawkes mit ihren liebenswürdigen Gemahlinnen, und Oberst Adam und seine Gattin, die russisch sprach; er war Lord Mintos Militärsekretär und starb während meiner Abwesenheit. Ferner Oberst McSwiney und seine Gemahlin; 1902 war ich bei ihnen in Bellarum bei Haiderabad zu Gaste gewesen, dem Obersten war ich schon 1895 in Pamir begegnet; auch ihn hat der Tod abgerufen, und zwar einen Monat, ehe er die ersehnte Beförderung zum General der Ambalabrigade erhalten haben würde. Er war ein außergewöhnlich feiner und liebenswürdiger Mann. Auch viele Teilnehmer an Younghusbands Lhasaexpedition lernte ich kennen, darunter Hauptmann Cecil Rawling, der vor Sehnsucht brannte, wieder nach Tibet zurückkehren zu dürfen. Wir kamen oft zusammen und schmiedeten großartige Pläne zu einer gemeinsamen Reise nach Gartok, Hoffnungen, die alle in blauen Dunst aufgehen sollten. Der deutsche Generalkonsul, Graf Quadt, und seine entzückende Gattin gehörten ebenfalls zu meinen speziellen Freunden. Ihre Mutter stammt aus der schwedischen Familie von Wirsén, und wir unterhielten uns schwedisch. Nie werde ich ein Diner bei ihnen vergessen. Dunlop-Smith und ich fuhren, jeder in seinem Rikscha, einem zweirädrigen von Menschen gezogenen Wägelchen, den langen Weg nach Simla hinein, durch die Stadt hindurch und noch ebensoweit nach der anderen Seite hinaus zu Graf Quadts Haus, das früher die vizekönigliche Residenz war, ehe Lord Dufferin in den Jahren 1884—1888 den neuen Palast, das „Viceregal Lodge" erbauen ließ. Der Weg war dunkel, aber wir hatten Laternen an den Deichseln, unsere Läufer lagen beinahe wagerecht, und ihre nackten Fußsohlen klapperten wie Waschhölzer auf der harten Erde. Wir hatten uns verspätet; Lord Kitchener war schon da, und alle warteten. Nach der Tafel wurden die Gäste gebeten, sich in den Hof zu begeben; diesen bildet der Gipfel des Hügels, auf dem der alte Palast gebaut ist. Das Licht des Vollmondes zitterte in feinen Strahlen allenthalben in der linden, berauschenden Luft, ringsumher waren die Höhen in Nebel und Dunst gehüllt, und aus der Tiefe der Täler stieg das schrille, durchdringende Zirpen der Grillen empor. Dieser Hügel aber, wo heiteres Lachen ertönte und die Unterhaltung durch den Reiz des Mahles angefeuert war, schien sich hoch über die übrige Erde zu erheben. Hier und da tauchten aus dem Nebel einige dunkle Fichten und indische Zedern auf, gleich drohenden Geistererscheinungen und Spukgestalten mit langen, weit

ausgreifenden Armen. Die Nacht war ſo ſtill, außer uns und den Grillen ſchien alles Leben zur Ruhe gegangen. Solch eine Stimmung vergißt man nie wieder. Der Etikette nach durfte ſich niemand vor Lord Kitchener entfernen, er hatte das Zeichen zum Aufbrechen zu geben; aber er fühlte ſich hier ungemein wohl, und wir plauderten franzöſiſch mit Frau Oberſt Townsend und zogen Vergleiche zwiſchen dem Eheſtand und den Vorteilen ungebundener Freiheit. Erſt nach Mitternacht erhob ſich der Allgewaltige, und nun konnten die Damen und ihre Ritter die Rikſchas aufſuchen. Auf dem mondhellen Hügel wurde es ſtill; nur der ſchrille Geſang der Grillen ſtieg noch zum Nachthimmel empor.

Auch ein paar offizielle Bälle liefen im Viceregal Lodge während meines dortigen Aufenthaltes vom Stapel. Dann fährt eine endloſe Reihe von Rikſchas auf dem Hofe ein; wie ein Zug von Glühwürmchen ſchlängelt ſie ſich nach dem „Obſervatoriumshügel“ hinauf. Man wundert ſich faſt, daß es in Simla ſo viele Exemplare dieſes kleinen zweiräderigen Fuhrwerks gibt, aber mit Pferden beſpannte Equipagen dürfen der ſchmalen Straßen wegen nur der Vizekönig, der Oberbefehlshaber und der Gouverneur des Pandſchab benutzen. Dann rauſcht es von eitel Seide, reizende Damen, tief ausgeſchnitten, mit Diamantagraffen im Haar, treten durch Vorſaal und Halle ein, von uniformierten Kavalieren im Paradeanzug begleitet. Es iſt furchtbar eng in dieſer Flut von Menſchen, die Stunden gebraucht haben, um ſich ſo glänzend zu putzen, aber es iſt prächtig und vornehm, ein Nonplusultra von Galatoiletten, ein Schillern und Wogen von bunten Farben, von Gold und Silber; die roten Uniformen der Offiziere ſtechen ſcharf ab gegen die hellen Seidenkleider der Damen in Weiß, Roſa oder Blau; hier und da ſchwebt der hohe, mit Juwelen beſetzte Turban eines Maharadſcha über einem Meer europäiſcher Haarfriſuren. Dann wird es plötzlich ſtill, eine Gaſſe öffnet ſich mitten durch die Menge: der Herold hat das Erſcheinen des Vizekönigs mit ſeinem Gefolge auf dem Balle angekündigt, und das Muſikkorps ſpielt „God save the King“. Der Vizekönig und ſeine Gemahlin ſchreiten langſam durch die Reihen, grüßen freundlich und verbindlich nach beiden Seiten und nehmen auf den Thronſtühlen im großen Ballſaale Platz; dann wird der erſte Walzer geſpielt. Die hohen Gaſtgeber laſſen ſich bald dieſen, bald jenen der Gäſte zur Unterhaltung rufen; es iſt ein Rauſchen von Seide, ein Surren und Summen, die Schuhſohlen gleiten mit ſchlürfendem Geräuſch über das Parkett hin, und mit unwiderſtehlicher Gewalt reißt die Tanzmuſik ihre Opfer fort. In einzelnen Partien oder Geſellſchaften geht man in den nebenanliegenden Speiſeſaal, um dort an kleinen Tiſchen zu ſoupieren. Schließlich lichten ſich die

7. Lady Minto und der Verfasser auf der Terasse des vizeköniglichen Palastes.

Digitized by Google

8. Seine Hoheit Sir Pratab Sing, Maharadscha von Kaschmir und Dschamu.

Digitized by Google

Reihen, die Gastgeber ziehen sich zurück, die Räder des letzten Rikscha knarren auf dem Sande des Hofes, die elektrischen Lichter erlöschen, und es wird wieder still im Palast.

Lord Kitcheners Residenz liegt am Ende der Stadt Simla und heißt Snowdon. Der Besucher tritt zunächst in einen großen Vorsaal, der durch seine geschmackvolle Einrichtung und Ausschmückung eher den Eindruck eines Empfangssalons oder einer mit Trophäen übersäten Ruhmeshalle macht. Eine Staffelei zeigt ein schönes Bild von Gordon Pascha; ihm gegenüber stehen Alexanders und Cäsars Büsten. In die Täfelung des Treppenhauses motivartig eingebaut ist die Lehne des Präsidentenstuhls, den Ohm Krüger in Pretoria benutzt hat, und auf Tischen, Wandbrettern und Friesen stehen wertvolle chinesische Vasen aus den Perioden von Kang-hi (1662—1722) und Kien-lung (1736—1795). Denn Lord Kitchener ist ein leidenschaftlicher Sammler von altem chinesischen Porzellan, aber nur das allerfeinste findet Gnade vor seinen Augen. Was jedoch den Fremden in dieser einzig dastehenden Halle am meisten überrascht und seine Aufmerksamkeit vor allem fesselt, sind die Trophäen und Fahnen von Lord Kitcheners Siegen im Sudan und in Südafrika. Von einer oberen Galerie herab hängen sie an ihren Stangen wie Kulissen, unter ihnen die Fahnen des Mahdi und der Derwische von Omdurman und Omdebrikat, nebst mehreren Burenfahnen aus Transvaal und dem Oranjefreistaat. Auch in den inneren Salons finden wir dieselbe luxuriöse Dekorierung mit chinesischen Porzellanvasen und seltenen ethnographischen Gegenständen, worunter einige in Holz geschnitzte tibetische Tempelfriese großen Wert besitzen; sie wurden von Younghusbands Lhasaexpedition mitgebracht. Auf den Tischen liegen Albums mit Photographien von Lord Kitcheners zahlreichen Inspektionsreisen in Indien und von seiner Reise durch das kalte Pamir. Bei festlichen Gelegenheiten schmücken die Tafel kostbare, massiv goldene Aufsätze, Nationalgaben der Engländer für den Besieger Afrikas.

Meine Zeit in Simla ging zu Ende; es war nutzlos, noch länger zu verweilen, nachdem ich die letzte bestimmte Antwort aus London erhalten hatte. Am 9. Juni nahm ich Abschied vom Vizekönig und seiner jüngsten Tochter, die nach Maschroba reiten und den Sonntag über dort bleiben wollten. Ich kann diesen Abschied nicht beschreiben, so warm und herzlich war er. Lord Minto wünschte mir, daß es mir trotz alledem mit meinem Vorhaben glücken möchte, und er freute sich in der Hoffnung, daß wir uns noch einmal in Indien begegnen würden. Es war mir nicht möglich, ihm im Augenblicke des Abschiedes all die Dankbarkeit, die mich beseelte, auszusprechen. Er hatte alles getan, was in seiner Macht

ſtand, um mir zu helfen, und hatte ſich meinetwegen ſogar Unannehmlichkeiten ausgeſetzt. Er hatte auf ganz beſondere Weiſe in mein Lebensgeſchick eingegriffen, und ich wußte auch, daß ich in ihm einen Freund für immer gewonnen hatte. Es war bitter, ihm nun Lebewohl ſagen zu müſſen; ihn ſchmerzte es mehr als mich, daß unſere Pläne mißglückt waren, und für mich wurde es nun Ehrenſache, mein Allerbeſtes zu tun.

Am Sonntagmorgen fuhren auch Lady Minto und ihre beiden älteren Töchter nach Maſchroba hinaus, ich ſagte ihnen zum letztenmal Lebewohl und dankte ihnen für die grenzenloſe Gaſtfreundſchaft, die ich im Viceregal Lodge genoſſen hatte. Der Augenblick des Abſchieds war glücklicherweiſe nur kurz; bitter iſt er ja ſtets. Zwei glänzende Kaleſchen fuhren vor mit Reitern auf den Sattelpferden und eskortiert von eingeborenen Kavalleriſten in Rot und Gold, die bewimpelte Lanzen in den Händen trugen. Die Damen in ſommerlich leichten hellen Toiletten mit blumengeſchmückten Hüten nahmen in den Wagen Platz — wie ein Strauß von Blumen erſchien mir die ganze Gruppe dieſer Ladies von blaueſtem Blut, das durch Jahrhunderte und Generationen veredelt und verfeinert worden war. Ich blieb ſo lange auf der unterſten Treppenſtufe ſtehen, als ich noch einen Schimmer von den winkenden Sonnenſchirmen ſehen konnte, aber bald verſchwanden die roten Uniformen der Soldaten zwiſchen den belaubten Bäumen der Allee, die nach der Hauptwache hinunterführt — und das Märchen war aus.

Als ich dann wieder mein Zimmer betrat, erſchien mir der vizekönigliche Palaſt ausgeſtorben und öde, und ich hatte keine Ruhe mehr zu längerem Bleiben; ich packte meine Sachen, eilte in die Stadt, machte ſchnell ein paar Abſchiedsbeſuche, traf Beſtimmungen über das große Gepäck und war bald zum Aufbruch bereit. Am 13. ging es fort. Die Zahl Dreizehn ſpielt auf dieſer ganzen Reiſe eine gewiſſe Rolle; am 13. November verließ ich Trapezunt am Schwarzen Meer, am 13. Dezember erreichte ich Teheran, die Hauptſtadt Perſiens, und am 13. Juni verließ ich Simla; aber ich war nicht abergläubiſch! Younghusband war der erſte, der mich willkommen geheißen hatte, und der letzte, der mir Lebewohl ſagte; ich ſollte ihn bald in Srinagar wiederſehen. Dann rollte der Zug wieder durch die hundertundzwei Tunnel abwärts. Von einer Biegung aus ſah ich noch einmal das Viceregal Lodge mit ſeinen ſtolzen Türmen und hohen Mauern, die Stätte ſo vieler fröhlichen Erinnerungen und zerronnenen Hoffnungen.

9. Am Dschihlam in Srinagar.

10. Palaſt Sr. Hoheit des Maharadſcha von Kaſchmir und Dſchamu in Srinagar.

Zweites Kapitel.

Aufbruch von Srinagar.

Manuel war ein klaſſiſcher Kerl. Er war ein Hindu aus Madras, klein, zierlich und ſchwarz, ſprach gut engliſch und war mit ſeinen Eltern zur römiſch-katholiſchen Kirche übergetreten. Er hatte ſich im letzten Augenblick mit einem gewaltigen Paket von Zeugniſſen bei mir eingeſtellt und kategoriſch erklärt: „Wenn der Herr eine lange Reiſe zu machen gedenkt, ſo braucht der Herr einen Koch, und ich kann kochen.“ Ohne ſeine Zeugniſſe anzuſehen, nahm ich ihn in meinen Dienſt (Abb. 12). Er führte ſich gut, war ein Ehrenmann und machte mir mehr Freude als Verdruß. Das ſchlimmſte, was er mir antat, war, daß er in Tibet auf geheimnisvolle Weiſe verſchollen iſt, und ich bis zu dieſem Augenblicke nichts wieder von ihm gehört habe.

In meinem Abteil ſaßen wir ſo eng wie eingepökelte Heringe. Die Luft wurde immer heißer; von der herrlichen Kühle dort oben gelangten wir wieder in die drückende Hitze, die von Indiens Ebenen aufſteigt. Über Kalka, Ambala und Lahore ging es weiter bis Rawalpindi, wo ich in einem leidlichen Hotel abſtieg. Aber das Zimmer war ſchwül und dumpf, und die Punka, der von der Decke herabhängende große Fächer, war die ganze Nacht in Bewegung; das hinderte jedoch die Mücken nicht, mir ſehr zudringliche Beſuche abzuſtatten.

Am 15. Juni ſtanden vor dem Hotel eine Tonga und drei Ekkas; in jener nahm ich Platz, auf dieſe ſchnallten wir das Gepäck und — Manuel feſt. Schnurgerade führt der Weg zwiſchen üppigen Baumalleen nach dem Fuß des Gebirges hin. Der Verkehr iſt lebhaft: Karren, Karawanen, Reiter, Wanderer und Bettler. Vor uns zeichnen ſich die niederen Abhänge und weiterhin die höheren Berge des Himalaja ab. Sind ſie eine von feindlichen Göttern auf meinen Weg getürmte Mauer oder ſtehen ſie da in Erwartung meines Kommens?

Hinter Malepur fährt die mit zwei munteren Pferden bespannte Tonga zwischen die ersten Hügel, wo üppiges Grün in hellen und dunkeln Schattierungen leuchtet; der Weg schlängelt sich zwischen ihnen empor, man freut sich, die Glut der Ebene hinter sich zu haben; die Sonne brennt allerdings noch, denn die Luft ist klar, und von den Wolkenmassen des Südwestmonsuns sind nicht einmal die ersten Vorboten sichtbar. So passieren wir eine Station nach der anderen. Manchmal müssen wir langsam fahren, denn wir begegnen ganzen Zügen eingeborener Soldaten in Khakiuniform mit Furage- und Werkzeugwagen, die von je zwei Maultieren gezogen werden — wie gern hätte ich ein paar Dutzend dieser herrlichen Tiere gehabt! Frische Winde wehen uns entgegen, und Nadelholzbäume tauchen im Laubwalde auf. Wir lassen die Sommerstation Murree hinter uns, und nun werden die schneebedeckten Berge bei Gulmarg sichtbar. Nachdem wir den Paß bei Murree überschritten haben, geht es wieder abwärts. Hinter Bandi erreichen wir das rechte Ufer des Dschihlam, aber der Fluß liegt noch tief unter uns; die Landschaft ist herrlich und spottet mit ihrem großartigen, prachtvollen Relief jeglicher Beschreibung. Immer tiefer geht es hinab, wir fahren unmittelbar am Flußufer hin und bleiben die Nacht im „Dakbungalow", dem Rasthause, von Kohala.

Am nächsten Tage fahren wir jenseits der Brücke langsam die Böschungen des linken Ufers hinauf. Der Morgen ist strahlend schön, es duftet herrlich und sommerlich von der keineswegs allzu reichen Vegetation der Hügel. Zur Linken rauscht der Fluß, oft weißschäumend, aber an mein Ohr schlägt sein Rauschen nur, wenn wir haltmachen, sonst wird es vom Klappern der Tonga auf dem Erdboden übertönt. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt man den Wechsel der Szenerie in dieser wunderbaren Landschaft. Die Straße durchbohrt einige Ausläufer des Gebirges in breiten gewölbten Tunneln. Der letzte dieser Tunnel ist der längste und gähnt wie ein schwarzes Loch im Berge uns entgegen. In seinem Innern herrscht prächtige Kühle, und die kurzen Warnungsstöße des Signalhorns hallen melodisch aus den Eingeweiden des Berges wider. In Guhri frühstückt man im Dakbungalow und ruht sich eine Viertelstunde in einem bequemen Liegestuhl auf der Veranda aus. Hier hatte ich vor vier Jahren eine unvergeßliche Stunde mit Sir Robert und Lady Harwey verlebt. In denselben Pappeln, Ulmen und Weiden sauste der Wind heute wie damals; mir wurde wunderlich verlassen und melancholisch zumute; damals hatte ich eine große Reise hinter mir, jetzt erschien mir die Zukunft so hoffnungslos dunkel! Vor mir erhebt sich wie ein Theaterhintergrund der weich abgerundete,

aber ſteile Abhang der bewaldeten Berge auf der rechten Talſeite, und drunten in der Tiefe liegt auf beiden Ufern des Fluſſes das Dorf Guhri. Die Luft iſt lau, man träumt von ewigem Frühling und vergißt ſeine Sorgen. Hinter Tſchinari erheben ſich wieder hochſtämmige Nadelholzbäume an den Felswänden. Mein Kutſcher, der Perſiſch ſpricht, zeigt auf einen gewaltigen Steinblock, der in die Brüſtung des Weges eingebettet liegt; zehn Tage vorher war er herabgeſtürzt und hatte einen Mann und zwei Pferde erſchlagen; an gefährlichen Stellen, wo man Bergrutſche erwartet, ſind weiße Fähnlein aufgepflanzt. Die Berglandſchaft wird immer wilder, und aus dem tiefen Abendſchatten tritt ihr ſcharfes Relief nur deutlicher hervor. Wir erreichen Uri und Rampur und fahren oft durch dichten Wald. Als wir in Baramula eintreffen, haben wir in 14 Stunden 171 Kilometer zurückgelegt.

Am 17. Juni regnete es in Strömen, aber ich wollte die ſechs letzten Stationen bis Srinagar trotzdem zurücklegen. Im Galopp ging es auf der geraden Straße zwiſchen den Pappeln der endloſen Allee dahin. Der Schmutz klatſchte und ſpritzte empor, der Regen trommelte auf das Dach der Tonga, ſchwere Wolken verbreiteten tiefes Halbdunkel, und von den Bergen war keine Spur zu ſehen. Das Wetter paßte gut zu der Gemütsſtimmung, in der ich in Srinagar, der „heiligen Stadt" Kaſchmirs am Ufer des Dſchihlam, ankam. Hier wartete meiner eine Unmenge von Vorbereitungen zur Reiſe — nach Turkeſtan, ſo hieß es offiziell; von Tibet war nicht mehr die Rede. Die Perſonen, die ich an dieſem erſten Tage in der Hauptſtadt des Maharadſcha aufſuchte, waren verreiſt; aber ſchließlich traf ich doch noch den Vorſteher des Miſſionshoſpitals in Srinagar, Dr. Arthur Neve. Er hatte 1902 meinen kranken Koſaken Schagdur behandelt und mir noch viele andere Dienſte erwieſen, die mir eine unendliche Dankesſchuld gegen ihn auferlegt hatten. Einer meiner beſten Freunde in Indien hatte mir geraten, ich ſollte den Verſuch machen, den Bruder Arthurs, Dr. Ernſt Neve, zu bereden, mich zu begleiten, doch nun erfuhr ich, daß auch er um die Erlaubnis, hauptſächlich wegen der Miſſionsarbeit um Rudok herum Weſttibet beſuchen zu dürfen, eingekommen und gleichfalls abſchlägig beſchieden worden ſei; er war jetzt auf der Rückreiſe von der tibetiſchen Grenze oberhalb Leh. Dr. Arthur Neve gehört zu den Männern, die ich am meiſten bewundere. Er hat der chriſtlichen Miſſion in Kaſchmir ſein Leben gewidmet, und ſein Krankenhaus iſt eines der beſten und am reichſten ausgerüſteten in ganz Indien. Dort arbeitet er unermüdlich Tag und Nacht, und ſein einziger Lohn iſt das Bewußtſein, die Leiden anderer lindern zu können.

Dieſen Tag ſchien mir alles quer zu gehen; verſtimmt langte ich

wieder in Nedous Hotel an, gerade als der Gong acht Uhr ertönen ließ. Ich ſetzte mich an die lange Tafel zwiſchen etwa dreißig Herren und Damen, die mir alle ebenſo fremd waren, wie ich ihnen. Aber in einigen Gruppen wurde von mir geſprochen.

„Haben Sie ſchon gehört, daß Hedin in Srinagar iſt?"

„Nein, wirklich? Wann iſt er denn angekommen?"

„Heute! Er will gewiß nach Tibet."

„Ja, aber es iſt ihm verboten worden, und die Regierung hat Befehl, zu hindern, daß er über die Grenze geht."

„Nun, dann kann er ja um Tibet herumgehen und von Norden her eindringen."

„Ja, das hat er ſchon früher getan und wird gewiß wieder einen Weg finden."

Es war äußerſt unbehaglich, dieſe Unterhaltung anhören zu müſſen, und ich ertrank beinahe in meinem Suppenteller. Ich konnte kaum begreifen, wieſo von mir die Rede war. Mir war, als ſeien ſie dabei, die Träume und Illuſionen meiner Seele zu zerlegen und einzeln mit Namen zu etikettieren, während mein Leib an der Table d'hôte ſaß und Suppe löffelte. Als wir glücklich beim Kaffee angelangt waren, verſchwand ich lautlos, und aß von nun an ſtets auf meinem Zimmer. Meine Lage war und blieb tatſächlich ſo, daß ich jegliche Berührung mit Engländern vermeiden mußte; ſie durften mir keinerlei Dienſt erweiſen, und ich wollte meine wirklichen Pläne keinesfalls verraten. Welch ein Unterſchied gegen meine früheren Reiſen, die ich ſtets von ruſſiſchem Gebiet aus unternommen, wo jeder, vom Zaren bis zum unterſten Tſchinownik, alles getan hatte, um meine Reiſe zu erleichtern!

Am nächſten Tag beſuchte ich den Privatſekretär des Maharadſcha, den Punditen Daya Kiſchen Kaul, einen ſtattlichen, diſtinguierten Herrn, der die engliſche Sprache fehlerlos ſchreibt und ſpricht. Er durchlas aufmerkſam meinen Empfehlungsbrief und verſprach mir liebenswürdig, daß er alles ſo ſchnell wie möglich beſorgen werde. Im Laufe des Geſprächs machte er ſich Notizen; noch am ſelben Tage ſollten ſeine Agenten Befehle erhalten, ſollten Mauleſel angeſchafft, vier Soldaten zu Begleitern auf meiner ganzen Reiſe beordert, Proviant, Zelte und Packſättel gekauft werden, und er werde ſich ein Vergnügen daraus machen, alle meine Wünſche zu erfüllen. Niemand ſolle eine Ahnung davon haben, daß es meinetwegen geſchehe; das Ganze könne in dem ſchwerfälligen Apparat verſchwinden, der unter der Rubrik „Hofhaltung des Maharadſcha" gehe. Und Daya Kiſchen Kaul hielt Wort und wurde mein Freund. Schnell ging es nicht, aber es ging. Über Tibet wurde kein Wort geſprochen;

ich rüſte mich zu einer Reiſe nach Oſtturkeſtan, hieß es, aber ſein vielſagendes Lächeln ſagte mir, daß er meine Abſicht durchſchaute.

Selbſt bei einer Operationsbaſis, wo man volle Freiheit hat, iſt es nicht ganz leicht, eine Karawane marſchfertig zu machen; wieviel ſchwerer hier, wo ich überall von Intrigen und politiſchen Scherereien umgeben war. Aber das ſtachelte meinen Ehrgeiz und meine Arbeitskraft, und ich war ſicher, daß mein Plan ſchließlich trotz alledem gelingen werde. Alles erinnerte an ein Theaterſtück, deſſen Perſonenverzeichnis unendlich lang iſt; die Verwicklung war großartig, ich ſehnte mich nur nach eigentlicher Handlung. Ein Akt davon ſpielte ſich in Srinagar ab, und ich kann ihn nicht ganz übergehen, da er ſpäter ein Nachſpiel haben ſollte.

Nachdem mir alles andere von London abgeſchlagen worden war, ſtand mir nur noch der Weg nach Oſtturkeſtan offen. Am 22. Juni erhielt ich vom Reſidenten Oberſt Pears folgenden Brief:

> Die indiſche Regierung hat mir telegraphiſch befohlen, Sie die Grenze zwiſchen Kaſchmir und Tibet nicht überſchreiten zu laſſen. Gegen Ihre Reiſe nach Chineſiſch-Turkeſtan hat ſie aber nichts einzuwenden, da ſie es für ſelbſtverſtändlich hält, daß Sie im Beſitze eines chineſiſchen Paſſes ſind. Da Sie mir nun neulich mitgeteilt haben, daß Sie ein ſolches Dokument nicht beſitzen, habe ich an die indiſche Regierung telegraphiert und um weitere Inſtruktionen gebeten.

Nun telegraphierte ich an den ſchwediſchen Geſandten in London, den Grafen Wrangel, und bat ihn, mir einen Paß zu verſchaffen — und zwar für Oſtturkeſtan, ein Land, das ich im Leben nicht zu beſuchen gedachte — und unterrichtete dann die Regierung in Simla von dieſem Schritt und von der zuſtimmenden Antwort. Neunzehn Tage darauf erhielt ich folgenden Brief von Sir Francis Younghusband, der mittlerweile als neuer Reſident in Kaſchmir eingetroffen war:

> Ich habe von der Regierung ein Telegramm erhalten, worin mir mitgeteilt wird, daß Sie vor Eintreffen des chineſiſchen Paſſes aufbrechen dürfen, aber vorausgeſetzt, daß Sie nicht über Leh hinaus gehen. Sobald aber die chineſiſche Regierung oder der ſchwediſche Geſandte (in London) telegraphiert, daß Ihr Paß ausgefertigt iſt, können Sie die chineſiſche Grenze auf Ihre Gefahr überſchreiten; Ihr Paß wird Ihnen dann nachgeſchickt.

Nun telegraphierte ich wieder an den Grafen Wrangel, er möge die indiſche Regierung darüber aufklären, daß der Paß mir wirklich bewilligt worden und ſchon unterwegs ſei. Er war ſchließlich auch ſchon in Leh, als ich dort ankam, und hatte bereits auf mich gewartet. Alles das war eine reine Formalität, denn ich bedurfte ſeiner gar nicht, und

wo die Grenze zwiſchen Oſtturkeſtan und Tibet iſt, das hätte erſt noch feſtgeſtellt werden müſſen! Chinas Vertreter in London ſprach dem Grafen Wrangel ſpäter ſeine Verwunderung darüber aus, daß ich mit einem für Oſtturkeſtan ausgeſtellten Paſſe in Tibet umherreiſe, Graf Wrangel aber antwortete ihm ſehr richtig, daß er unmöglich mich und die Straßen, die ich in Aſien gehe, kontrollieren könne! Die engliſche Regierung hatte das ihrige getan, mir die Reiſe durch Tibet unmöglich zu machen, und ſo blieb mir kein anderer Ausweg übrig, als meine Gegner zu überliſten. Wie mir dies gelungen iſt, wird man aus dem Inhalt dieſes Buches erſehen.

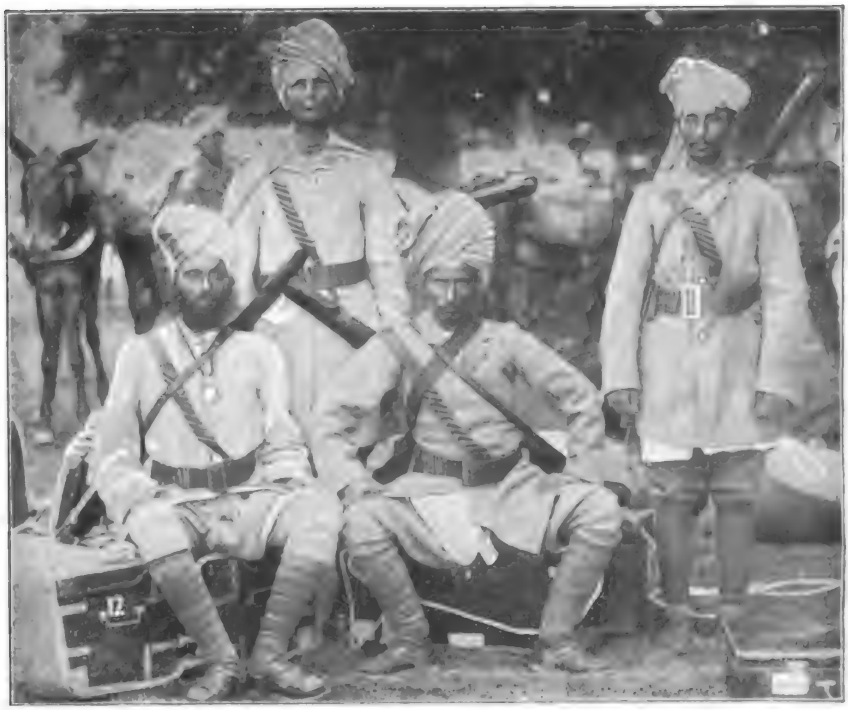
An einem der erſten Tage beſuchte ich in Begleitung Daya Kiſchen Kauls den Maharadſcha von Dſchammu und Kaſchmir, Sir Pratab Sing, deſſen Bruder Emir Sing auch zugegen war. Seine Hoheit iſt ein kleiner Mann in mittleren Jahren, von träumeriſchem, melancholiſchem Ausſehen (Abb. 8); er empfing mich mit der größten Freundlichkeit und verſprach, meinen Wünſchen in jeder Beziehung entgegenzukommen. Er hatte von meiner Wüſtenreiſe im Jahre 1895 gehört, und als ich ihren Verlauf erzählte, hatte ich bei ihm gewonnenes Spiel; es freue ihn, verſicherte er, die neue Reiſe von ſeinen Staaten ausgehen zu ſehen.

Am 29. Juni war ich zu einem großen Feſt bei dem Maharadſcha eingeladen, zur Kaiſergeburtstagsfeier. Der Geburtstag des Königs von England fällt auf den 9. November, aber der Kaiſer von Indien iſt am 29. Juni geboren! Wie das zugeht, weiß ich nicht. Zur feſtgeſetzten Zeit begab ich mich zu Younghusband, und am Kai des Reſidenzgebäudes holte uns eine „Schikara" des Maharadſcha ab, ein langes, prächtig geſchmücktes Boot mit weichen Polſtern und einem Zeltdach mit herabhängenden Franſen und Quaſten, das von etwa zwanzig Ruderern in leuchtend roten Anzügen bedient wurde. Schnell und lautlos gleiten wir den Dſchihlam hinunter, ſehen Paläſte, Häuſer und dichte Haine ſich maleriſch in ſeinen kreiſenden Waſſerwirbeln ſpiegeln (Abb. 9), ſauſen an zahlreichen Hausbooten und Kähnen vorbei und halten eine Strecke unterhalb der Brücke an der Treppe des Palaſtes (Abb. 10), auf deren unterſter Stufe uns Emir Sing in der roten Uniform eines Generalmajors empfängt. Auf der oberen Plattform der ſteinernen Treppe erwartet uns der Maharadſcha ſelber. Und dann miſchen wir uns unter das bunte Gewühl von Engländern und Eingeborenen, die ſich alle nach Kräften herausgeputzt haben. Darauf wird die Cour abgehalten; in langem Gänſemarſch defilieren alle vorüber, und Seine Hoheit verteilt freundlich Händedrücke und nickt mit dem Kopfe. Dann darf man ſich in der gleichen Ordnung auf aufgereihte Stühle niederlaſſen, ganz wie im Theater. Lange dauert das

11. Meine drei jungen Hunde. 12. Manuel, der Koch.
13. Ganpat Sing, der Radſchput. 14. Robert, der Euraſier.

Hervorragende Mitglieder der erſten Expedition.

Digitized by Google



15. Meine Schutztruppe.
Stehend Bas Ghul und Khairullah Khan, sitzend Ganpat Sing und Vikom Sing.

16. Aufbruch von Ganderbal.

Digitized by Google

Ausruhen aber nicht, denn bald wird gemeldet, daß das Diner bereit stehe, und nun nehmen wir vorlieb mit dem, was Küche und Keller bietet. Nach Beendigung der Mahlzeit traten der Maharadscha, sein Bruder und dessen kleiner Sohn, der Thronfolger, in den Saal und nahmen in einer Gruppe in der Mitte der Tafel, an der wir saßen, Platz. Der Maharadscha brachte ein Hoch auf den Kaiser-König aus, ein Zweiter sprach auf Younghusband, und dieser dankte in seiner, zum Teil humoristischer Antwort. Dann wurden die Gäste gebeten, sich auf einen mit plumpen Säulen versehenen Altan hinauszubegeben, von wo aus man einem sprühenden Feuerwerke zusah. Zwischen Sonnen und bengalischen Flammen stiegen aus Booten, die auf dem Flusse verteilt waren, Raketen und Schwärmer in die Luft, und am anderen Ufer las man in roten Lampions: „God save the King-Emperor." Man hatte es weniger auf Geschmack und Eleganz als auf Knalleffekte abgesehen, es knallte und sprühte in allen Ecken und Winkeln, und das Ganze machte den Eindruck unentwegter Loyalität. Als wir wieder zum Boote hinuntergingen, lag die ganze Gegend in Dunkel gehüllt; nur die Schloßfassade strahlte noch zwischen ihren Säulenreihen im hellsten Lichte. Wir ruderten stromaufwärts und erfreuten uns einer schöneren und stilleren Illumination: der Mond zog goldene Schlangenlinien in den Wellen des Flusses, und über den Gebirgen am Horizont zuckten ununterbrochen bläuliche Blitze.

Der Pundit Daya Kischen Kaul war wirklich in seinen Freundschaftsdiensten unermüdlich. Er besorgte mir 40 Maulesel, die er dem Radscha von Poonch abkaufte; vier davon sonderte ich aus, die übrigen waren in brauchbarem Zustande, aber sie waren von einer weniger kräftigen Rasse als die tibetischen und gingen denn auch sämtlich in Tibet zugrunde. Er verschaffte mir auch eine Eskorte von vier Soldaten, die im Dienste des Maharadscha gestanden hatten (Abb. 15). Zwei von ihnen, Ganpat Sing (Abb. 13) und Bikom Sing, waren Radschputen und sprachen Hindi; sie hatten Zeugnisse über gute Führung, und der erstere trug eine Verdienstmedaille. Ebenso wie der Koch Manuel erklärten auch sie sich bereit, das Leben für mich zu opfern, aber ich beruhigte sie mit der Versicherung, daß unser Feldzug schwerlich so blutig werden dürfte. Glücklicherweise gehörten sie beide derselben Kaste an, so daß also für sie gemeinsam gekocht werden konnte, aber mit anderen Sterblichen durften sie natürlich nicht zusammen speisen. Im Lager sah ich sie denn auch immer eine gute Strecke von den anderen entfernt an ihrem eigenen kleinen Feuer sitzen.

Die beiden anderen waren Pathanen (Afghanen), Bas Ghul aus Kabul und Khairullah Khan aus Peschawar. Daya Kischen Kaul versah

ſie auf meine Koſten alle mit Gewehren und Munition, und ihr Sold wurde vereinbart. Sie erhielten auch Geld zu ihrer Ausrüſtung, und ich bereitete ſie darauf vor, daß es kalt werden dürfte. Mein liebenswürdiger Wohltäter beſorgte mir auch Zelte, Sättel, Packſättel und eine Menge anderer notwendigen Dinge. Inzwiſchen machte ich ſelber Einkäufe in den Baſaren, ich erſtand etwa zwanzig Jakdane, kleine, mit Leder bezogene Holzkiſten, wie man ſie in Turkeſtan gebraucht, Küchengerät und Kaſſerollen, Pelze, gewöhnliche Decken und Friesdecken, ein Zeltbett mit Matratze und Guttaperchaunterlage, warmes Zeug und Baſchliks, Mützen, Kaſchmirſtiefel, Zigarren, Zigaretten und Tabak für ein Jahr, Tee und mehrere hundert Konſervendoſen; ferner Zeugſtoffe, Meſſer, Dolche und dergleichen, die zu Geſchenken beſtimmt waren, und unzählige andere Dinge.

Bei allen Einkäufen und Vorbereitungen zum Transport hatte ich an Cockburns Agency eine unſchätzbare Hilfe. Sie beſorgte mir die Vorräte an Reis, Mais, Mehl und Gerſte; denn es war ausgeſchloſſen, in Leh zureichende Mengen davon aufzutreiben. Sie richtete auch den Transport dieſes ſchweren Gepäcks zweckmäßig ein, und ich hatte allen Grund, mit ihren Anordnungen zufrieden zu ſein. Ein Boot mit Rudern, Steuer, Maſt, Segeln, Rettungsringen und Schwertern brachte ich ſelber mit in den großen Frachtkiſten, die nach Indien vorausgeſandt waren. Dazu dieſelben wiſſenſchaftlichen Inſtrumente wie das vorige Mal, ein Univerſalinſtrument, zwei Chronometer, meteorologiſche Inſtrumente, Kompaſſe, photographiſche Apparate mit Platten, Schreibblöcke, Skizzen- und Notizbücher, Schreibmaterial, Feldſtecher, Jagdflinten, Revolver uſw.

Burroughs Wellcome in London war ſo freundlich geweſen, mir als Geſchenk eine außerordentlich vollſtändige Apotheke zu ſchicken, die an und für ſich ein Kunſtwerk an Geſchmack und Eleganz und in ihrer Zuſammenſetzung für ein hohes, kaltes und trocknes Klima beſtimmt war. Alle Arzneimittel waren in Tablettenform, gut und ſyſtematiſch verpackt und mit Hilfe eines gedruckten Katalogs leicht zu finden. Das Ganze war ſorgfältig in einem ſehr hübſchen Aluminiumkaſten untergebracht, der wie Silber glänzte. Der Apothekenkaſten war von der erſten Stunde an in der Karawane außerordentlich populär, alle hatten zu ihm blindes Vertrauen. Ich habe den Verdacht, als ob manche Leiden nur aus Sehnſucht, den Kaſten wieder zu ſehen, erdichtet worden ſind. Jedenfalls enthielt er die vorzüglichſte Reiſeapotheke, die ich kenne.

Einige Schwierigkeiten machte es mir, einen Gehilfen für die meteorologiſchen Beobachtungen zu finden. An der Zentralanſtalt in Simla gab es keinen; ich wandte mich daher an die meteorologiſche Station in Srinagar, deren Chef mir einen Jüngling empfahl, der dort auf der

Station Gehilfe gewesen und auf den Namen Rufus getauft, im übrigen aber ein dicker Bengali war, der stets mit einem Regenschirm umherspazierte, selbst wenn es nicht regnete. Seine Beleibtheit genierte mich weniger, die würde ich ihm auf den Bergen bald abgewöhnen; aber schlimmer war, daß er zweifellos noch nie einen Aneroidbarometer gesehen hatte, und ich ihm das Ablesen eines solchen Dinges durchaus nicht beibringen konnte. Er wurde daher wieder verabschiedet, denn schlimmstenfalls konnte ich die Instrumente selber ablesen, wenn ich auch mehr als genug anderes zu tun hatte.

Da fand sich im rechten Augenblick ein dreiundzwanzigjähriger Eurasier, der Sohn eines Europäers und einer Indierin, namens Alexander Robert (Abb. 14). In seinem ersten Briefe an mich gab er mir keinen anderen Titel als den sehr richtigen „Fremdling in Srinagar"; das ließ auf Bescheidenheit schließen. Er kam zu mir ins Hotel, zeigte mir seine Zeugnisse, die alle vortrefflich waren, und machte selber einen angenehmen, gesunden und kräftigen Eindruck. Unter anderm hatte er in Peschawar bei der Eisenbahn gedient und war Assistent in Doktor Neves Spital gewesen. Doktor Neve empfahl ihn aufs wärmste, und da er überdies schon nach einer einzigen Lektion mit den Instrumenten völlig vertraut war und zu ihrer gewissenhaften Handhabung und Ablesung nur noch einige Tage Übung in Srinagar brauchte, war ich sehr froh, ihn anstellen zu können. Allerdings ließ er eine Mutter und eine junge Gattin daheim zurück, aber sie litten keine Not, da er einen Teil seines Gehalts als Vorschuß ausbezahlt erhielt. Ich bereute es nicht, ihn mitgenommen zu haben, denn er war kenntnisreich, tüchtig, heiter und zu jeder Arbeit willig. Als ich ihn näher kennen gelernt hatte, vertraute ich seiner Obhut die ganze Reisekasse an und konnte es ohne Bedenken tun, denn seine Ehrlichkeit war über allen Zweifel erhaben. Mir wurde er ein Gesellschafter während der langen Winterabende, in der Karawane und bei den Tibetern ward er der Liebling aller, und er wachte sorgfältig darüber, daß jeder seine Pflicht tat. Robert machte mir nur ein einziges Mal Kummer, als er mich im Dezember 1907 infolge trauriger Nachrichten, die er, über Gartok, von seinen Angehörigen erhalten hatte, verließ.

Nachdem sich Robert angeschlossen hatte, ging alles leichter. Er beaufsichtigte das Einpacken der Bagage und das Abwiegen in gleichmäßige Lasten und half mir beim Verstauen und Verteilen der schweren Geldsäcke, die 22000 Silberrupien und 9000 Goldrupien enthielten. So gingen die Tage hin, und endlich schlug die Stunde der Befreiung; ich hatte mich nach ihr gesehnt wie nach einem Hochzeitsfeste und die Stunden bis zu ihrem Eintreten gezählt. Ich nahm Abschied von meinem alten

Freunde Younghusband, der mir im letzten Augenblick noch einen Karawanenführer, Muhamed Isa in Leh, empfahl, und sagte auch dem Maharadscha, Emir Sing, Daya Kischen Kaul und Frau Annie Besant, die mir bei mehreren Gelegenheiten große Freundlichkeiten erwiesen hatte und mir die besten, aufrichtigsten Wünsche mit auf den Weg gab, Lebewohl.

Die Leute erhielten Befehl, sich am 16. Juli 1906 morgens 5 Uhr auf dem Hof des Hotels (Abb. 17) bereit zu halten; der Aufbruch sollte keinen Tag später erfolgen, ich hatte jetzt lange genug gewartet. Daß einige Stunden erforderlich sein würden, um alles zum erstenmal marschfertig zu machen, war klar. Schon um acht Uhr kamen denn die Männer von Poonch mit ihren Mauleseln, aber nur, um mir zu erklären, daß sie jeder fünf Rupien zu neuen Anzügen haben müßten! Das Einkaufen dieser Kleidungsstücke nahm vier weitere Stunden in Anspruch, und am Nachmittag waren die Vorbereitungen erst so weit gediehen, daß nur noch das Aufladen zu besorgen war. Noch einige Stunden vergingen, bis die Packsättel und die Lasten angepaßt waren. Die Maulesel waren sehr aufgeregt, sie tänzelten, drehten sich im Kreise und schlugen aus, daß die Kisten nur so umherflogen, und schließlich mußte jeder Esel von einem einzelnen Mann geführt werden (Abb. 18). Die gemieteten Pferde waren vernünftiger. Manuel bot auf seinem Gaule einen etwas komischen Anblick; er hatte noch nie auf einem Pferde gesessen und sah höchst furchtsam aus; sein schwarzes Gesicht glänzte in der Sonne wie poliertes Gußeisen. Die ganze Gesellschaft wurde von mindestens einem halben Dutzend Amateurphotographen aufgenommen (Abb. 19). Endlich ging es gruppenweise fort, genau zwölf Stunden zu spät, aber nun war doch wenigstens der lange Zug auf dem Wege nach Ganderbal und Tibet — und das war die Hauptsache. Was lag daran, wieviel Uhr es war! Mit einem Gefühl, als gingen die Tore eines Gefängnisses vor mir auf, sah ich die Meinen die Straße hinabziehen — und die ganze Welt lag offen vor mir.

Von allen diesen Männern wußte keiner, wie es in mir glühte; sie kannten mich nicht, und ich kannte sie nicht; sie kamen aus Madras, Lahore, Kabul, Radschputana, Poonch und Kaschmir, ein ganzer Orientalistenkongreß von Abenteurern, die aufs Geratewohl zusammengewürfelt worden waren. Sie konnten ebensowohl Räuber und Banditen sein wie etwas anderes, und von mir konnten sie glauben, daß ich ein gewöhnlicher „Schikari Sahib" (Jagdliebhaber aus Europa) sei, dessen Gehirn mit keinem anderen Ideal als einem Rekord auf Gehörne des Ammonschafes möbliert ist. Fast mitleidig sah ich ihrem Aufbruch zu und fragte mich, ob es ihnen allen wohl vergönnt sein werde, zu Frau und Kind

heimzukehren! Aber keiner war ja gezwungen, mir zu folgen, und auf eine anſtrengende Kampagne von anderthalb Jahren hatte ich ſie vorbereitet. Was hätte es mir auch genützt, wenn ich ſie jetzt ſchon geängſtigt und ihnen den Teufel an die Zeltwand gemalt hätte? Die ſchweren Tage würden ſchon noch kommen.

Am meiſten tat es mir jedoch um die Tiere leid, denn ich wußte, daß ihnen eine Hungerkur bevorſtand. Soweit ſich Gelegenheit fand, ſollten ſie ſich gründlich an Mais und Gerſte ſattfreſſen, damit ſie nachher möglichſt lange von ihrem Fette leben könnten.

Schließlich ſtand ich allein noch auf dem Hofe, fuhr nach Dal-därvaſeh, an deſſen ſteinerner Treppe mich ein langes, ſchmales Fünfruderer-boot erwartete, ſetzte mich ans Steuer, das Boot ſtieß ab, und nun erſt war ich auf dem Wege zum Verbotenen Lande. Meine ganze lange Hinreiſe durch Perſien und Belutſchiſtan war nur ein Prolog geweſen, der eigentlich weiter keinen Zweck gehabt, als mich in das Spinnennetz geraten zu laſſen, worin ich mich in Indien fangen ſollte. Jetzt aber war ich frei, außer dem Bereich alles deſſen, was Regierung hieß; jetzt durfte ich ſelber regieren!

Der Kanal, auf deſſen blankem Spiegel wir dahinglitten, wimmelte von Waſſerpflanzen, Enten und von Kähnen, die beinahe unter der Laſt der Landesprodukte ſanken. An den Ufern hockten waſchende Frauen, und hier und dort badete eine Schar luſtiger Kinder; ſie kletterten auf die Vorſprünge und Anlegeplätze hinaus, ließen ſich in den Kanal plumpſen, plätſcherten und ſpritzten Waſſer wie kleine Walfiſche. Unſer Boot ſchrammt gegen den Grund, die Ruderer ſteigen aus und ziehen es über die ſeichten Stellen weg. Auf beiden Seiten erheben ſich maleriſche Häuſer von Stein oder Holz, eine Straße Venedigs. An jeder Biegung fällt der Blick auf ein neues, den Pinſel reizendes Motiv, das durch die bunte Staffage, die Vegetation und die leichten lanzettförmigen Kähne noch wirkungsvoller wird. Auch die Beleuchtung iſt herrlich in der untergehenden Sonne, die alles mit ihrem warmen, feurigen Lichte überflutet und die Konturen ſcharf aus den dichten Schatten hervortreten läßt. Zwiſchen den Häuſern iſt das Waſſer ſchwarz wie Tinte. Wir nähern uns dem kleinen, vorſpringenden Berge, hinter dem der Weg nach Kangan und Leh hinaufführt. Seitenarme münden in den Kanal, wir aber rudern auf einen See hinaus, der Antſchar heißt; ſein Waſſer iſt graublau und kommt vom Sind, oder Sänd, wie ſie den Namen des Fluſſes hier ausſprechen.

Nach einer Weile verraten Stromwirbel und Sandbänke, daß wir uns auf dem Fluſſe befinden. Die Sonne iſt untergegangen; der Sommerabend iſt ſtill und voller Frieden, nur die Mücken ſummen über dem Waſſer.

Obgleich mit Anſpannung aller Muskeln taktfeſt gerudert wird, geht es nur langſam vorwärts, denn die Strömung liegt uns ſtark entgegen. Dafür erhält man Gelegenheit, in eine ganze Reihe engliſcher Häuslichkeiten hineinzugucken, wie ſie ſich in den zahlreichen Hausbooten abſpielt. Es geht auf neun Uhr, und überall ſitzt man im kleinen, behaglichen Kreiſe, in Frack und eleganter Toilette, bei Tiſch. An einer Tafel ſaßen drei junge Damen, die wohl mit ihrer Toilette des Guten etwas zu viel getan hatten, da weit und breit keine Spur von einem Ritter zu ſehen war, der ſich an dem Anblick hätte erfreuen können. Aus den geöffneten Fenſtern fiel das Lampenlicht grell über den Fluß; man ſah uns vorbeifahren und zerbrach ſich wohl den Kopf über die Veranlaſſung eines ſo ſpäten Beſuchs. Jetzt zeigen ſich Ganderbals hundertjährige Platanen; wir rudern in einen Arm mit ſtillſtehendem Waſſer hinein und landen.

Dies war meine erſte Tagereiſe, aber der Tag war noch lange nicht zu Ende. Kundſchafter wurden ausgeſandt, aber keine Seele ließ ſich auf dem verabredeten Halteplatz blicken. Wir laſſen uns zwiſchen gewaltigen Baumſtämmen nieder und zünden ein loderndes Signalfeuer an. Nach einer Weile taucht wie ein Wegelagerer Bas Ghul im Schein der Flammen auf; er führt ein Mauleſelpaar, und um zehn Uhr lagern auch Robert und Manuel an unſerem Feuer. Aber die Zelte und die Küche ſind noch nicht da. Um elf Uhr wurden wieder Kundſchafter ausgeſchickt, von denen aber vor Mitternacht nichts wieder zu hören und zu ſehen war; ſie berichteten, die Karawane ſei in gutem Zuſtand und werde bald kommen. Als es aber ein Uhr war, mußte wieder ein Späher in der Dunkelheit verſchwinden, und erſt ein Viertel auf drei kamen endlich meine Leute, nachdem ich volle fünf Stunden auf ſie gewartet hatte. Ich war jedoch durchaus nicht ärgerlich. Neue Feuer und Pechfackeln wurden angezündet; ſie beleuchteten hell die unteren Äſte der Platanen, und zwiſchen deren dunkeln Kronen funkelten die Sterne über unſerem erſten Lager auf dem Wege nach Tibet.

Was für ein Unweſen und Lärm in dieſem Gedränge von Menſchen und Laſttieren! Der Platz glich einem Jahrmarkt, wo alle poltern und ſchreien und keiner zuhört. Die Eskorte verſuchte ſich vergeblich Gehör zu verſchaffen, die Radſchputen waren ruhiger, aber die Pathanen hauſten wie die Wilden zwiſchen den ungehorſamen Kaſchmiris und den mutwilligen Männern von Poonch. Die Tiere wurden etwas entfernt voneinander durch weit geſpannte Stricke mit den Füßen an die Bäume gefeſſelt, und auf einem kleinen, ebenen Fleck wurden zum erſtenmal die Pflöcke, die meine Zeltſtangen halten ſollten, in den Erdboden geſchlagen.

Das Zelt hatte mein Freund Daya Kischen Kaul mir geschenkt, es wurde auf lange Zeit hinaus mein Heim. Das Gepäck wird zu Mauern von Proviantsäcken und Kisten aufgestapelt, und Manuel kann sich endlich über die Küchenausrüstung hermachen und packt das Emaillegeschirr aus. Die Tiere wiehern und stampfen und geben ihren Nachbarn gelegentlich einen kameradschaftlichen Schlag mit den Hinterbeinen, doch als die Gerstenbeutel umhergetragen und ihnen um den Hals gehängt werden, lassen sie behagliches Wiehern hören, das Ungeduld und guten Appetit verrät. Und dann diese Kinder des Ostens, diese Sammlung dunkelhäutiger Männer, die mit hohen weißen Turbanen im roten Feuerschein einherschreiten — welch ein schönes, fesselndes Bild auf dem Hintergrund einer undurchdringlich finstern Nacht; ich lächelte verstohlen, wenn ich sie bei ihren tausendfachen Geschäften hin und her eilen sah.

Nun aber steht das „Mittagessen" in dem erleuchteten Zelt bereit, ein Kistendeckel dient als Tisch. Ein Teppich, ein Bett und die zwei Kisten mit den täglichen Bedarfsgegenständen bilden die ganze Einrichtung, dazu die jungen Hunde. Es sind ihrer drei, zwei davon Hündinnen (Abb. 11). Es sind Parias, sie wurden in Srinagar von der Straße fortgelockt und haben keine Spur von Religion. Robert und ich, die wir stets englisch sprechen, nennen den weißen und den gelben einfach „Puppy"; der dritte erhielt bald den Namen „Manuels Freund", denn Manuel und er hielten immer zusammen.

Und diese ganze Gefolgschaft, die sich durch das Spiel des Zufalls um mich gesammelt hatte, sollte einer nach dem andern auch wieder wie Spreu vor dem Winde zerstreut werden! Ich selber war der einzige, der sechsundzwanzig Monate später wieder in Simla ankam, und der letzte von all den Männern und Tieren, die nun unter Ganderbals Platanen in tiefem Schlafe lagen.

Aber ich war nicht der letzte, der sich in dieser ersten Nacht zur Ruhe legte, denn als ich um drei Uhr endlich mein Licht auslöschte, spielte noch der Feuerschein auf der Zeltwand, und das frische Leben da draußen in Asien strömte zu mir herein wie ein kühlender Hauch von Tannenwäldern und Bergen, von Schneefeldern und Gletschern und von freien, weiten Hochebenen, wo meine Pläne in Taten umgewandelt werden sollten. Würde ich je ermüden? Ja, werde ich dessen jemals überdrüssig werden?!

Drittes Kapitel.

Der Weg nach Leh.

Spät endete der gestrige Tag, spät wurde ich am Morgen geweckt, und die Sonne stand schon hoch am Himmel, ehe wir zum Abmarsch fertig waren. Vier Stunden dauerte es, bis das ganze Lager abgebrochen, alles verstaut und die Tiere beladen waren; aber bald ging es wohl schneller, wenn nur erst alle wußten, was sie zu tun hatten.

Der lange Zug setzt sich in Bewegung, ein Trupp nach dem anderen verschwindet zwischen den Bäumen (Abb. 16). Auf beiden Seiten des Weges schimmern ländliche Höfe und Dörfer zwischen Weiden, Walnuß- und Aprikosenbäumen hindurch, und kleine Kanäle rieseln leise zwischen den Reisfeldern, auf denen gejätet wird; die Arbeiter schreiten in Reih und Glied einher und singen ein rhythmisch anfeuerndes Lied; der Gesang erleichtert die Arbeit, denn bei einem bestimmten Refrain wird das Unkraut ausgerissen, und keiner will hinter dem anderen zurückbleiben.

Eine Brücke führt über den Sind, dessen graublaues Wasser in mehreren gewaltigen Armen brausend und reißend dahinströmt. Nun geht der Weg durch das Flußtal aufwärts, denn wir biegen nach Osten ab, und bald verschwindet Kaschmirs weiter Talboden mit seinem ebenen Gelände hinter uns. Die Steigung ist schon merklich, und man freut sich ihrer, denn der Tag ist warm. Die Bäume werden spärlicher, wir reiten immer größere Strecken in der prallen Sonne, aber alles ist grün und reich bewässert, die linde Luft schwillt von Leben und Zeugungskraft, und das ganze Tal wird erfüllt vom Rauschen des Flusses und dem dadurch geweckten Echo. Schon zweimal war ich diese Straße gezogen, doch beide Male lag das Sindtal in Schnee gehüllt: jetzt herrschte der Sommer über Tiefen und Höhen.

Bei Kangan schlugen wir unsere Zelte in einem dichten Gehölz auf. Diesmal ging das Aufschlagen und Abstecken des Lagers in seine Viertel

17. Vor Nedous Hotel in Srinagar.
18. Die beladenen Maultiere.
19. Eine Amateuraufnahme in Srinagar.

Digitized by Google

20. Der Weg nach Baltal.

Digitized by Google

und Straßen ziemlich schnell. Der „Numberdar" des Dorfes verschaffte uns alles, was wir brauchten — unsere eigenen Vorräte wollten wir nicht eher anrühren, als bis jegliche Verproviantierung an Ort und Stelle unmöglich war. Die vier Kulis, die das Boot getragen hatten, wurden von vier anderen abgelöst, die es bis nach Gunt hinauf weitertragen sollten.

So hatten wir wieder eine Tagereise hinter uns; alle freuten sich des rührigen, freien Lebens. Aber der Tag schritt vorwärts, die Schatten wurden länger, die Sonne verschwand eine Stunde früher als gewöhnlich, da die Berge sie verdeckten, und nachdem wir eine Weile den Klagetönen der bellenden Schakale gelauscht hatten, gingen auch wir zeitig zur Ruhe. Stärker als vorher tönte in der Stille der Nacht das Rauschen des Flusses; sein Wasser kam von jenen Höhen, die das Ziel meiner Wünsche waren; aber weit sehnsuchtsvoller sollten dereinst meine Augen diesen spielenden Wasserwirbeln auf ihrem Wege nach dem Meere hin folgen. — —

Als ich in den kühlen Morgen hinaustrat, war die übrige Karawane schon längst aufgebrochen, und das Lager sah leer und verlassen aus. Der neue Tag ließ sich drohend an, denn es regnete kräftig, und der Donner grollte dumpf zwischen den Bergen; aber es duftete nach Morgen und Sommer, nach Wald und feuchtem Grün, und nach einem reichlichen Frühstück brach auch meine Abteilung auf, zu der Robert und Manuel gehörten.

Bald war die Sonne da, aber mit der Wärme kamen Schwärme von Fliegen, die unsere Tiere peinigten und sie unruhig machten. Der Weg führte zum Flusse hinab und zwischen Laubbäumen auf seinem rechten Ufer fort. Auf dem Kamm der linken Talseite boten noch einige Schneestreifen der Sommersonne Trotz, auch war der Wald drüben viel dichter als auf unserer Seite. Hier und da erhob ein Nadelbaum seine dunkle Krone über den helleren Laubwald. Bei dem Dorfe Mamer, wo ein Mühlrad im Wasserfall rauschte und ein offener Laden die Wanderer zu einigen Erfrischungen einlud, blieb Khairullah eine Weile in Gesellschaft einer qualmenden Wasserpfeife zurück. Bei Gandschevan überschritten wir den Fluß auf drei schwankenden Brücken. Im Hintergrund des sich verengenden Tales erhob sich ein mit Schnee bedeckter Gebirgsstock. Die Landschaft war prächtig, und ich genoß das in doppelter Bedeutung wahrhaft erhebende Reiten. Manchmal mußte unsere Karawane haltmachen, wenn ein Maulesel seine Last abgeworfen hatte; aber heute gingen die Tiere bereits ruhiger, und ich sah schon mit Besorgnis dem Tage entgegen, wo sie lammfromm werden, ja, durch keine Mahnrufe mehr zum Weitergehen zu bewegen sein würden.

Das Lager bei Gunt war schon in Ordnung, als wir dort anlangten. Meine erste Fürsorge gilt immer den jungen Hunden; während der ersten Marschstunde am Morgen winseln sie und finden die Bewegungen des Maulesels sehr ungemütlich, aber bald schläfert der wiegende Gang sie ein. Kaum hat man sie aus dem Weidenkorbe herausgeholt, so liegen sie sich schon in den Haaren, und dann tummeln sie sich den ganzen Abend zwischen den Zelten umher und knabbern und reißen an allem.

Selbst bei 11,2 Grad Wärme in der Nacht empfand ich nach der Hitze der Ebene ein solches Kältegefühl, daß ich davon erwachte und mich mit einem Pelz bewaffnete. Am Morgen hatte der Fluß bloß + 6,8 Grad. Talaufwärts ward die Aussicht immer schöner. Bald ritten wir durch schmale Engpässe, bald steile, halsbrechende Abhänge hinan, bald über Talweitungen mit Ackerfeldern. Dann aber rückten die senkrechten Felswände bedenklich zusammen, und in den Weiden- und Erlengebüschen herrschte dichter, kühlender Schatten. Das Brausen der Stromschnellen übertönte alle anderen Laute. Der Fluß war jetzt kleiner geworden, nachdem wir so viele Nebenflüsse hinter uns gelassen hatten, aber auch um so imposanter in seinem wilden Ungestüm und den gewaltigen Massen seiner stürzenden Flut; das Wasser, grünblau und weiß, schäumend und aufwallend, kochte und toste zwischen gewaltigen Blöcken von dunkelgrünem Schiefer. In einer Schlucht dicht am Ufer lag noch ein tauender Lawinenkegel, und höher oben zeigten sich an den Abhängen dünne Wasserfälle, die Streifen von glänzend weißer Ölfarbe glichen; erst wenn man ihnen näher kam, erkannte man die Bewegung des Wassers und die Kaskaden, die sich in feinsten Sprühregen auflösten.

Dann erweiterte das Tal sich wieder, und nur Nadelholz bewaldete seine Abhänge. Wir lagerten bei Sonamarg, von dessen Dakbungalow aus ich vor einigen Jahren in einer Winternacht mit Laternen und Fackeln die waghalsige Wanderung über die Lawinenkegel des Sodschi-la-Passes angetreten hatte.

Der Gouverneur von Kaschmir hatte mir einen Tschaprassi mitgegeben, und auf ein Wort dieses Machthabers standen alle Lokalbehörden vor uns Kopf. Aber einigen Mitgliedern unserer Karawane konnte man nicht leicht alles recht machen. Bas Ghul und Khairullah erwiesen sich als zwei ausbündige Krakeeler, die bei jeder Gelegenheit Streit mit den anderen anfingen. Bas Ghul betrachtete es offenbar als seine Hauptaufgabe, einen Kuli zu seinem persönlichen Dienst abzurichten, und Khairullah hielt sich für viel zu vornehm, um beim Aufladen zu helfen. Die anderen beklagten sich täglich über Plackereien seitens der Afghanen, und ich sah auch bald ein, daß diese „Eskorte" uns mehr Verdruß als

Nutzen bringen werde. Aber auch unter den anderen, den Kaschmiris und den Männern aus Poonch, gab es Räuber im kleinen, so für den Hausbedarf, und die Radschputen erhielten Befehl, aufzupassen, daß nichts von unserer Habe „fortkomme". In Baltal (Abb. 20) gab es großen Spektakel, da Leute aus Sonamarg behaupteten, meine Diener hätten im Vorbeiziehen eine Kasserole gestohlen. Sie fand sich denn auch richtig bei den Poonchmännern; die Bestohlenen erhielten ihre Kasserole zurück und dazu eine Entschädigung als Buße.

Der Weg von Baltal über den Sodschi-la-Paß sah jetzt ganz anders aus als im Jahre 1902. Damals lag das ganze Land unter einer Schneedecke, und man rutschte fast den ganzen Weg auf vereisten Abhängen hinunter. Jetzt war ein halbes Tausend Arbeiter damit beschäftigt, die Straße zum Passe hinauf auszubessern. Sie taten ihren Fleiß durch dröhnende Sprengschüsse kund, und von Zeit zu Zeit kamen beängstigend große Steinblöcke in unserer unmittelbaren Nähe heruntergetanzt.

Unsere schwerbeladene Karawane sollte nun über den Paß (3500 Meter) hinüber. Langsam und vorsichtig schreiten wir harte und schmutzige, aber glatte Lawinenkegel hinauf, in die der Verkehr einen schmalen, gewundenen Pfad gemeißelt hat. Es sickert und tropft in der porösen Masse, und hier und dort fließen kleine Bäche aus Schneetoren hervor. Auf eine Strecke guten Weges folgt ein steiler Abhang längs einer Felswand, eine richtige Treppe mit Stufen von querliegenden Balken; für beladene Tiere war es wirklich eine starke Zumutung, sich hier hinaufzuarbeiten. Hin und wieder glitt denn auch eines der Tiere aus, und ein Maulesel war drauf und dran abzustürzen — ein Fall von der steilen Böschung in den unten im tiefen Hohlwege rauschenden Fluß wäre Vernichtung gewesen, man hätte keine Spur von dem Verunglückten wiederfinden können; von unserem hochgelegenen Aussichtspunkt sah der Fluß wie ein Faden aus. Nachdem einige Maissäcke über Bord gegangen waren, wurden die Tiere einzeln von je zwei Mann geführt.

Langsam schritt der Zug aufwärts. Unaufhörlich ertönten durchdringende Rufe, wenn eines der Tiere zu verunglücken drohte. Doch endlich waren wir über den schlimmen Paßknoten hinweg und wanderten nun in festem Schnee über ebeneres Gelände. Aus einem mächtigen Lawinenkegel auf der Südseite floß das Schmelzwasser teils dem Sind, teils dem Dras zu. Letzterer wuchs erstaunlich schnell zu einem wasserreichen Flusse an, längs dessen Ufer unser Pfad, schmal und schlüpfrig, hinführte. Über einen wildtosenden Nebenfluß, dessen empörte Fluten wie graue Lehmsuppe aussahen, führte eine tückische Brücke. Einer der Maulesel brach durch, und nur im letzten Augenblicke konnte seine Last

gerettet werden. Dann wurde die Brücke für die Nachkommenden mit flachen Steinen ausgebessert.

Der Dras ist ein imposanter Fluß; seine Wassermasse stürzt über zahlreiche Blöcke hinab, die in sein Bett gefallen sind; das gibt einen dumpfen, mahlenden Ton. Und dieser mächtige Fluß ist nur einer der tausend Nebenflüsse des Indus!

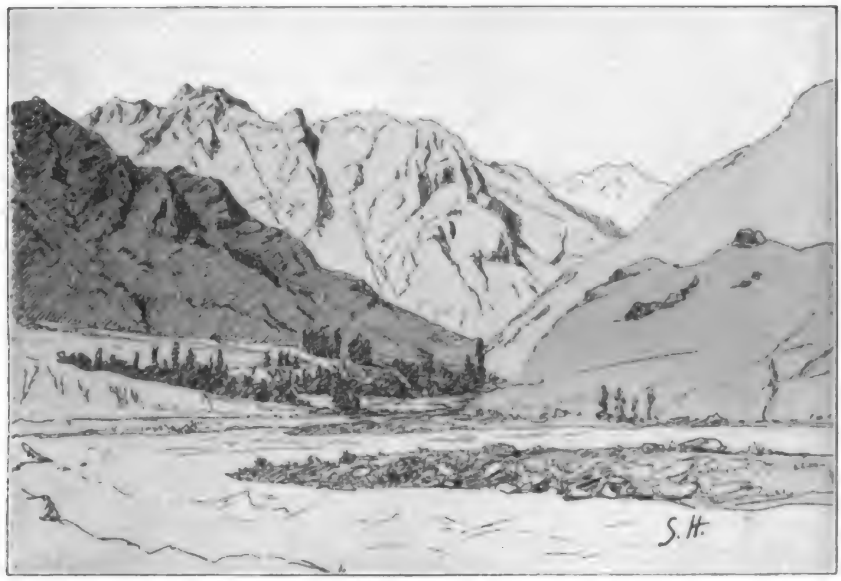
In rieselndem Regen erreichten wir Matajun und hatten kaum das Lager aufgeschlagen, als die Karawanenleute einander schon in die Haare gerieten. Wir holten hier einen von mir gemieteten Trupp von 30 Pferden mit Furage ein; ihre Führer hatten Befehl erhalten, möglichst schnell nach Leh zu ziehen, nun aber stellte sich heraus, daß sie mehrere Tage stillgelegen hatten und hierfür noch extra bezahlt sein wollten. Die Behörden in Srinagar hatten zwar ihr Bestes getan, um mir die Reise nach Leh zu erleichtern, aber in Kaschmir herrschte eben keine Ordnung. An Robert hatte ich eine prächtige Hilfe; er tat alles, um die aufrührerischen Männer zu beruhigen. Ich selber sah schon jetzt ein, daß hier nur ein Radikalmittel Abhilfe schaffen werde, und wartete ungeduldig auf eine passende Gelegenheit dazu. Ungefähr drei Viertel der Poonchmänner meldete sich nun krank, sie wollten reiten, das war ihre ganze Krankheit. Die Maulesel sollten unbeladen gehen, um ihre Kräfte zu schonen; gerade deshalb hatten wir ja in Srinagar Pferde gemietet. Einige Männer waren auch von unseren temperamentvollen Eseln mit Fußstößen traktiert worden und kamen jetzt, um sich Medizin gegen Eseltritte zu holen!

So ging es weiter nach Dras und Karbu. Auf der Höhe oberhalb Dras kommt man an den berühmten steinernen Buddhabildern vorüber, und dann geht es in dem schmalen, malerischen Tale nach Karbu hinunter. Der Fluß wächst immer mehr und bietet ein großartiges Schauspiel; kleine Nebenflüsse stürzen wie silberne Bänder zwischen den Felsen herab und breiten sich unten über den Schuttkegeln aus. Die Blüten des Hagedorns nicken rosig und lieblich im Winde, der uns in den sonst heißen Stunden des Tages Kühlung zuweht. Prachtvolle dunkle Wacholdersträucher, hochgewachsen wie Zypressen, schmücken das rechte Ufer.

Vor dem Stationshaus in Karbu trat mir ein älterer Mann in weißem Turban entgegen. — „Guten Tag, Abdullah!“ rief ich ihm zu, denn ich erkannte in ihm sofort den Braven, der mir im Jahre 1902 über die Schneefelder des Sodschi-la hinübergeholfen hatte.

„Salam, Sahib“, antwortete er schluchzend, fiel auf die Knie und umfaßte nach orientalischer Sitte meinen Fuß im Steigbügel.

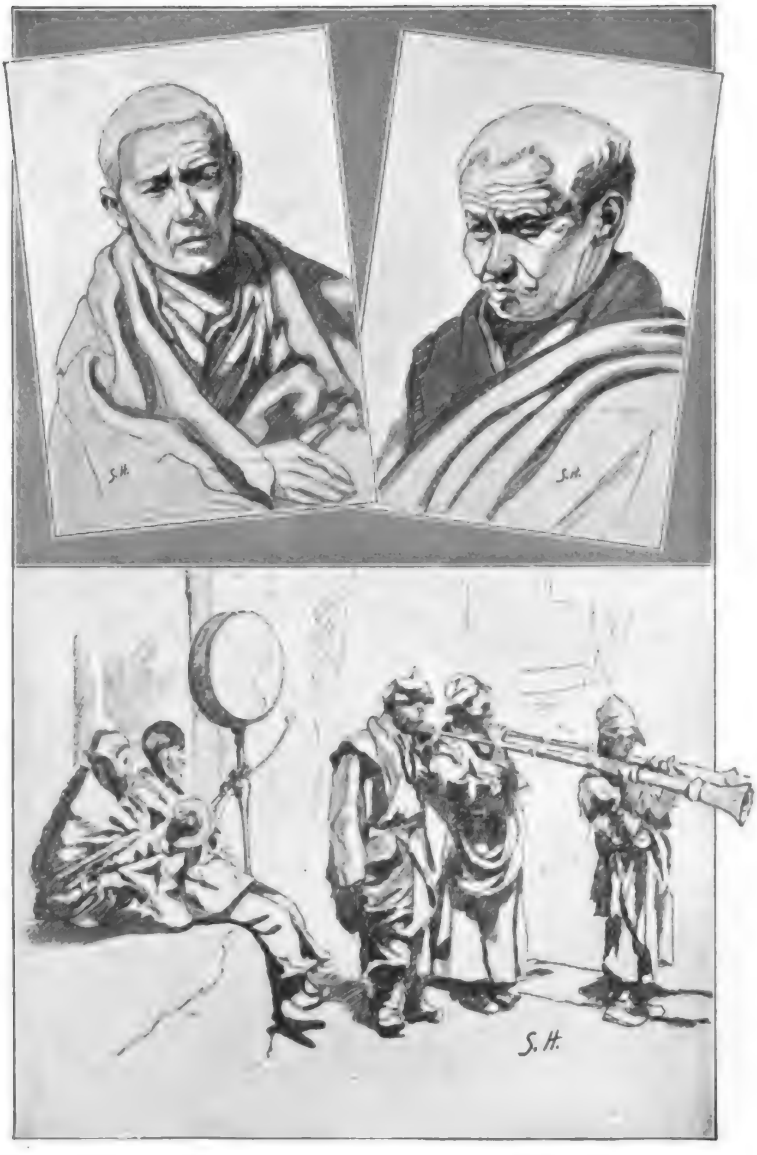
„Willst du mit auf die lange Reise?“ fragte ich.



21. Kargil.
Skizze des Verfaſſers.

22. Tſchorten im Kloſter von Lama-juru.
Skizze des Verfaſſers.

Digitized by Google



23. 24. Mönche. 25. Kirchenmuſik in Lama-juru.
Skizzen des Verfaſſers.

Digitized by Google

„Ja, ich will euch folgen bis ans Ende der Welt, wenn nur der Commissioner Sahib in Leh es erlaubt."

„Das werden wir schon einrichten. Aber sage mir, wie ist es dir ergangen, seit wir uns zuletzt sahen?"

„O, ich bin der Tekkedar von Karbu und versehe durchreisende Karawanen mit allem, was sie gebrauchen."

„Also überlege dir die Sache bis morgen, und willst du mich begleiten, so habe ich unter meinen Leuten eine Stelle für dich frei."

„Da bedarf es keiner Überlegung: ich komme mit, und wenn ich auch nur eine Rupie monatlich erhalte."

Aber Abdullah war zu alt und zu gebrechlich für Tibet, und die Bedingungen, die er nachher Robert mitteilte, waren viel realistischer, als er sie in der ersten Freude des Wiedersehens gestellt hatte: sechzig Rupien monatlich, alles frei, eigenes Pferd, und Befreiung von aller schweren Arbeit hieß es jetzt. Daraufhin sagten wir am nächsten Morgen einander auf ewig Lebewohl.

Nun meldete sich ein Reisender von der vorigen Station und klagte, die Poonchmänner hätten ihm ein Schaf gestohlen. Da sie leugneten, ließ ich den Kläger bis Kargil mitkommen, wo vor dem Magistrat Recht gesprochen werden sollte.

Wir näherten uns der imposanten Stelle, wo zwei Täler zusammenstoßen und der Dras sich mit dem Wackha vereinigt, passierten die scharfe Felsecke und ritten dicht am Ufer des Wackha aufwärts. Das Tal hat starkes Gefäll, und die gewaltige Flut stürmt in wildem Aufruhr dahin, bauscht und wölbt sich über die Blöcke in ihrem Wege oder bricht sich in schäumenden, zornig erregten Wogen. Mehrere alte Bekannte und der Wesir Wesarat selber kamen uns entgegen, und noch ehe wir in Kargil (Abb. 21) anlangten, begleitete uns eine ganze Kavalkade. In einem kühlen Hain von Pappeln und Weiden schlugen wir unsere Zelte auf, und der nächste Tag wurde zur Rast bestimmt.

Dieser nächste Tag brachte einige malerische Situationen. Umgeben von den Behörden von Kargil, mit dem Pundita Laschman Das, dem Wesir Wesarat, an der Spitze, hielt ich Gericht über das zusammengeraffte Pack, das schon in der ersten Reisewoche so viel Verwirrung angestiftet hatte. Zuerst wurden sämtliche Kaschmiris und ihr Anführer Aziza entlassen. Dann kam die Reihe an ihre Landsleute, die Mais und Gerste für unsere Tiere auf gemieteten Pferden bis hierher befördert hatten, und schließlich an alle Poonchmänner. Wegen des Schafdiebstahls wurde folgendermaßen Gericht gehalten. Man band die Verdächtigen an ein paar Bäume fest; aber obwohl der Schatten kühl war, wurde ihnen die

Zeit doch zu lang, und nachdem sie drei Stunden vergeblich auf einen rettenden Engel gewartet hatten, gestanden sie ohne weiteres und wurden dann verurteilt, den doppelten Wert des Schafes zu bezahlen. Nun trat Khairullah vor und bat für seinen Freund Aziza; da seine Bitten nichts halfen, wurde er verdrießlich und weigerte sich rund heraus, die Nachtwache zu übernehmen. Nun wurde auch er verabschiedet und durfte sich den anderen Afghanen Bas Ghul, der an periodischem Wahnsinn litt und überdies ein Spitzbube war, zur Gesellschaft mitnehmen. Es war mir eine wahre Beruhigung, diese Zierden der Sicherheitswache unserer Karawane los zu sein. Von dem ursprünglichen „Orientalistenkongreß" in Srinagar waren jetzt nur noch vier Mann übrig, nämlich Robert, Manuel, Ganpat Sing und Bikom Sing.

Als wir am 26. Juli von Kargil aufbrachen, nahmen wir 77 gemietete Pferde nebst ihren Führern mit; der Proviant der Tiere bildete 161 kleine Lasten. Ein einheimischer Tierarzt sollte uns begleiten, um aufzupassen, daß die Maulesel gut gepflegt würden. Seitdem ich alle Gerste, die ich erhalten konnte, gekauft hatte, war unsere Karawane gewachsen, und die in Kargil vorgenommene Auslese machte die nächsten Tagereisen nach Leh viel angenehmer als die früheren.

Bei Schirgul passierten wir den ersten Lamatempel auf dieser Reise; oberhalb Mullbe aber wurden diese Tempel immer zahlreicher. Bei jedem Schritt merkt man, daß man im Lande der Lamas ist; Storchnestern ähnlich thronen die kleinen weißen Tempel tibetischen Stils auf ihren Felsenspitzen oder Vorsprüngen und beherrschen die Täler und die unter ihnen liegenden Dörfer. Doch nur selten ist ein Mönch in seiner roten Toga zu sehen; die Tempel scheinen still und ausgestorben zwischen den pittoresken Tschortenmonumenten und Mani-Mauern zu liegen. Das ganze Relief des Landes erscheint jetzt viel ausgeprägter als im Winter, wo die ewig weiße Schneedecke alles gleich macht und alle Formen glättet. Und scharf treten auch die phantastischen Umrisse der Berge hervor mit wilden Felsspitzen und zinnenartigen Kämmen, die oberhalb Bod-Karbu mit den alten Mauern und Türmen verwachsen, wovon jetzt nur noch Ruinen übrig sind.

Am 28. Juli gingen wir auf einer ziemlich festen Brücke über den Fluß und stiegen immer höher das Tal hinauf, das zum Potu-la (la = Paß) führt. Bald hinter dem Passe kamen uns die Behörden von Lamajuru mit Blumen und Früchten entgegen, und jeder bot, der Landessitte gemäß, eine Rupie dar, die man indes nur mit der Hand zu berühren braucht. Eine Strecke weiter wurde ein erstes Tschorten sichtbar, dem andere in langen Reihen folgten; die Mani-Mauern wiesen auf das berühmte

Kloſter Lama-juru hin. Noch eine vorſtehende Ecke weiter und man hatte freie Ausſicht auf ein kleines Tal zwiſchen hohen Bergen; hier erhob ſich ſenkrecht die Gerölterraſſe, auf der das Kloſter erbaut iſt. Nur einige weiße Tempelgebäude hoben ſich da oben ſcharf gegen das ewige Grau ab, und in der Tiefe des Tales dehnten ſich zwiſchen ſpärlichen Baumgruppen Ackerfelder aus.

Sobald unſere Geſellſchaft oben im Tal ſichtbar wurde, ertönte Muſik, und von den Tempeldächern hallten die langen Meſſingpoſaunen ſo tief und feierlich wie Orgelklänge. Es ſchallte ordentlich feſtlich zwiſchen den Bergen wider. Ob Tibets Lamaklöſter mich wohl je ebenſo freundlich willkommen heißen würden? Als wir in das Dorf einzogen, ſtanden dort etwa dreißig Frauen in ihren beſten Kleidern, in pelzverbrämten, bunten Mänteln, mit Scheuklappen, die feſt mit den Haarzöpfen verflochten waren, und mit Türkiſen auf dem Scheitel. Alle Dorfbewohner waren herausgekommen und bildeten eine maleriſche Gruppe um die Muſik, deren Flöten und Trommeln eine ohrenbetäubende Weiſe anſtimmten.

Nachmittags gingen wir nach dem Tempelkloſter hinauf, an deſſen Hauptportal uns der Prior und die Mönche (Abb. 23 und 24) in Empfang nahmen. Sie führten uns in den von alten Gebäuden, Tſchorten und Fahnenſtangen umgebenen, offenen Hof des Kloſters (Abb. 22). Von hier aus hat man eine großartige Ausſicht über das Tal, das ſich zum Indus hinabſenkt. Unter dunkeln Wolkenmaſſen und bei feinem Regen tanzten nun ſieben Mönche einen Beſchwörungstanz; ſie hatten ſich furchterregende Masken von wilden Tieren, Höllengeiſtern und Ungeheuern mit lachendem Munde, Hauern als Zähnen und unheimlich ſtarrenden Augen vorgebunden. Die bunten Röcke ſtanden beim Tanzen glockenförmig ab, und die ganze Zeit über ſpielte die bizarre Muſik (Abb. 25). Wie müſſen ſich die Mönche hier in ihrem freiwilligen Gefängniſſe langweilen! Offenbar iſt es ihre einzige Zerſtreuung, der Neugier durchreiſender Fremdlinge ihren religiöſen Fanatismus vorzuführen.

Gleich hinter dem Dorfe geht es in der ſchmalen, engen und wilden Talſchlucht, die zum Indus hinunterführt, halsbrechend ſteil abwärts. Der tief eingeſchnittene Dras wird auf kleinen, netten Holzbrücken paſſiert, und nach ein paar Stunden reitet man wie durch ein Tor in das große, helle Tal des Indus ein und hat den berühmten Fluß vor ſich. Er iſt wie ein König anzuſchauen, und ich halte eine ganze Weile auf der ſchwankenden Holzbrücke, um die ungeheuren Waſſermaſſen zu betrachten, die mit ihrer gewaltigen Laſt und ihrem reißenden Laufe die Talrinne immer tiefer aushöhlen müſſen. Das Stationshaus von Nurla erhebt ſich unmittelbar über dem Fluſſe, der unter den Fenſtern toſt und rauſcht.

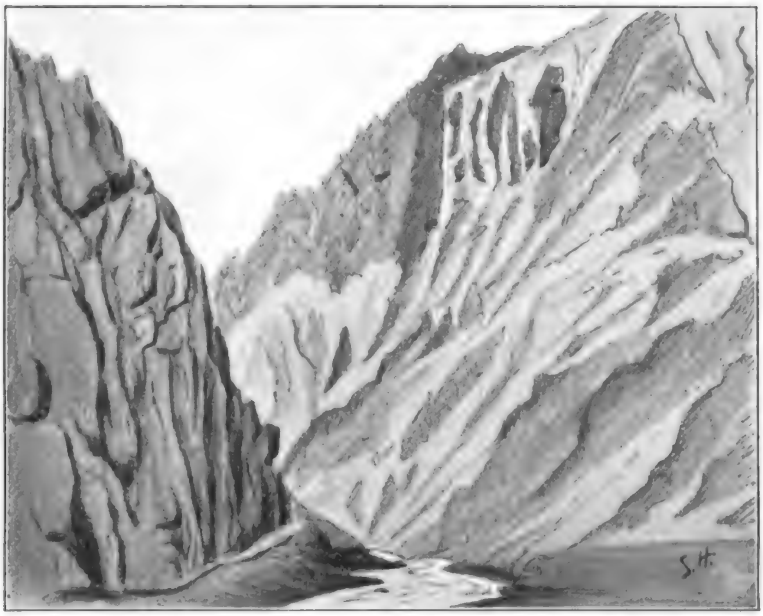
Der Tag war glühend heiß gewesen; es war, als ob die Felsen und der Boden dieses grauen, unfruchtbaren Tales doppelte Wärme ausstrahlten, und selbst in der Nacht waren es noch 16 Grad. Selbst das Flußwasser hatte bei Tage 12 Grad gehabt, und obgleich schmutziggrau wie Haferbrei, war es doch bei der Hitze ein herrliches Getränk.

Bis Saspul reitet man auf dem rechten Ufer, unmittelbar über dem Flusse. Hier ist der Weg oft sehr gefährlich, da er wie ein Wandbrett in eine steile Felswand eingeschnitten ist, und man fühlt sich erst sicher, wenn das wertvolle Gepäck alles glücklich vorüber ist. Die Gefahr besteht darin, daß ein Packpferd sich an der Bergseite an einem anderen vorbei- und dabei dieses über den Rand der Felsen hinausdrängt, so daß man im Handumdrehen seine Instrumente, photographischen Apparate oder Rupiensäcke verlieren kann.

Bei Dschera stürzt ein kleiner smaragdgrüner, weißschäumender Bergbach ungestüm in den Indus hinunter, um in dessen Armen zu sterben — das klare, grüne Wasser wird augenblicklich von dem überwältigenden, trüben Induswasser verschlungen. Man freut sich der ständig wechselnden, kühnen Perspektiven und der Überraschungen, die sich bei jeder neuen Biegung darbieten. Ich folge mit den Blicken der saugenden Spirale eines unermüdlichen Stromwirbels oder dem zischenden Sprühregen, der im peitschenden Winde von den Wogenkämmen aufspritzt, und beneide fast die trüben Strudel dieses Wassers, das aus dem verbotenen Lande kommt, aus Gartok, aus den Gegenden im Norden des heiligen Kailasberges, ja, aus der unbekannten Quelle des Indus selber, wohin noch nie ein Reisender vorgedrungen und deren Lage noch nie auf einer Karte verzeichnet worden ist!

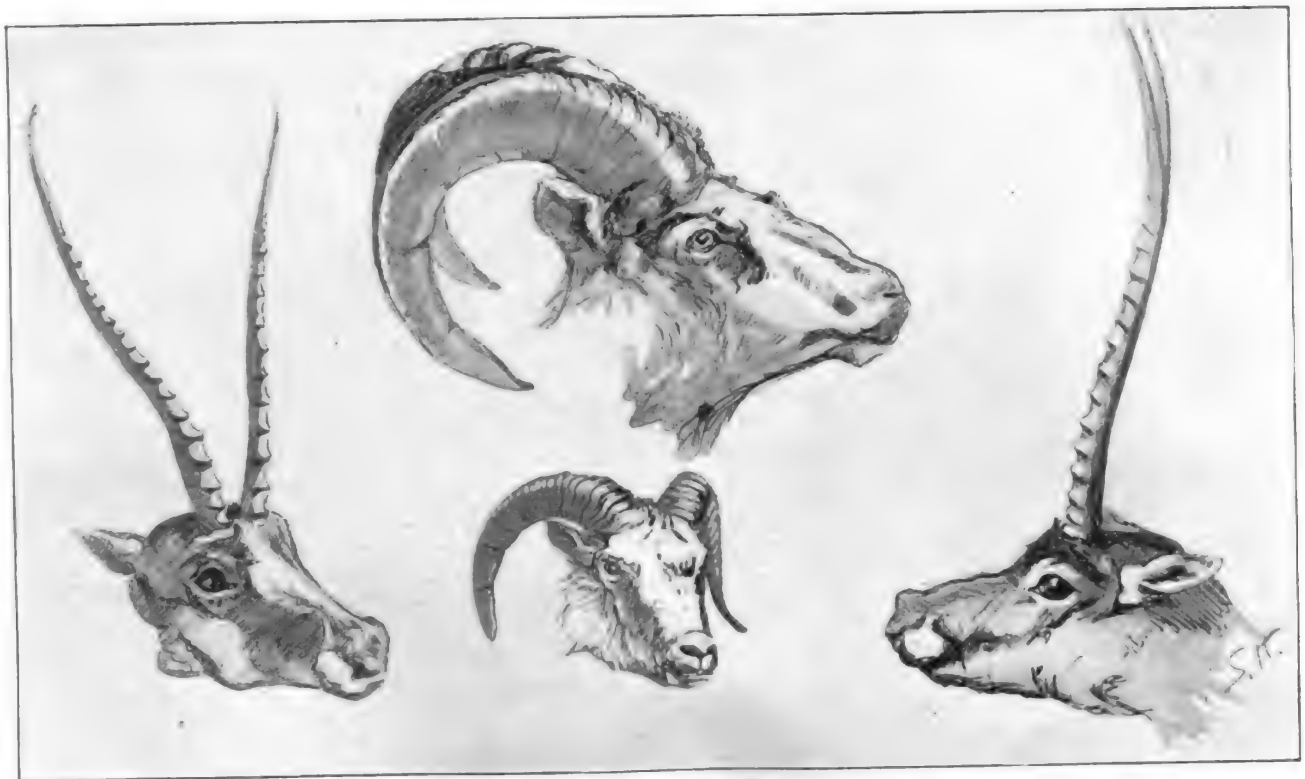
Die Brücke von Altschi sah mit ihren krummen, nachgebenden Balken noch ebenso lebensgefährlich aus wie beim letzten Male, aber ihr schwankender Bogen verbindet doch kühn die beiden Ufer, und während einer herrlichen Rast im Schatten wurde die Brücke mit ihrem Geländer meinem Skizzenbuche einverleibt (Abb. 27). Die Wellen schlagen melodisch gegen den steinernen Kai der Straße, und man vermißt ihr Lied, wenn der Weg das Flußufer verläßt und nach Saspul hinaufgeht, wo uns wie gewöhnlich Musik und tanzende Frauen empfangen.

Basgho-gumpa (gumpa = Kloster) hat eine schöne Lage in einem Nebental des Indus. An der linken Talseite ist das Kloster auf einem länglichen Felsen erbaut, auf dessen Gipfel sich die weißen Mauern zu drei Stockwerken mit Altanen, wirkungsvollen Dachgesimsen und Wimpeln erheben. Eine Menge Tschorten und Manis umgeben Basgho. Auf grünen Schieferplatten ist die heilige Formel des indischen Gottes Avalokiteschvara „Om mani



26. Sumto-Tal unterhalb von Lama-juru.

27. Indus-Brücke bei Altschi.
Skizzen des Verfassers.



28 und 29. Kopf der Pantholops-Antilope. 30 und 31. Kopf des Ammonschafes.
Skizzen des Verfassers.

padme hum" („Oh das Kleinod im Lotos! Amen") eingehauen, und Eidechsen, grün wie der Stein, huschen über die ewigen Wahrheiten hin.

Der 1. August war der letzte Tag auf dem Wege nach Leh. Ein strahlender, stiller Morgen; durch das Laub der Aprikosenbäume schlüpften die Sonnenstrahlen freundlich und warm und warfen grüne Reflexe in das Innere des Stationszimmers. Wir ritten in der Nähe des Indus, bis an die Stelle, wo das Kloster Spittok auf seinem Hügel liegt, nachher aber biegt der Weg vom Flusse ab und führt gerade hinauf nach Leh, das sich, von sommerlich grünen Gärten umgeben, schon in der Ferne zeigt. Mohanlal, ein Kaufmann in Leh, der einen großen Teil der endgültigen Ausrüstung übernommen hatte, kam uns entgegen, und als wir an einem üppigen, eingefriedigten Kleefeld vorbeiritten, erzählte er, daß er es für meine Maulesel gekauft habe.

Am Eingangstor eines großen Gartens stiegen wir ab und gingen hinein. In der Mitte des Gartens erhebt sich ein von Pappeln und Weiden umgebenes, steinernes Haus — sonst wohnt der Wesir Wesarat, der Vertreter Kaschmirs in Ladak, darin; jetzt sollte es zwölf Tage lang mein Hauptquartier sein. Hier hatte ich zum letztenmal für zwei lange Jahre ein Dach über dem Kopfe und fühlte mich in meinem geräumigen Arbeitszimmer eine Treppe hoch außerordentlich wohl. In einem anderen Zimmer wohnte Robert, und ein offener, schattiger Balkon ward als meteorologisches Observatorium eingerichtet. Im Erdgeschoß regierten Manuel und die beiden Badschputen; auf dem Hofe war ein beständiges Kommen und Gehen von Proviantanten und neuen Dienern. An den Garten grenzte unser Stall, wo die neuen Pferde unter freiem Himmel aufgereiht standen.

Leh ist der letzte anständige Ort, den man auf dem Wege nach Tibet berührt. Hier sollte auch die letzte Ausrüstung stattfinden. Nichts durfte versäumt werden; vergaß ich etwas, so konnten wir es nie mehr bekommen. Hier rollte auch der silberne Strom der Rupien ununterbrochen dahin, aber ich tröstete mich damit, daß ich bald in Gegenden gelangen würde, wo man beim besten Willen auch nicht einen einzigen Heller ausgeben konnte. Eine große Karawane saugt Geld wie ein Vampir Blut, solange man in bewohntem, angebautem Lande weilt; wenn aber jede Verbindung mit menschlicher Kultur abgeschnitten ist, muß sie von sich selber zehren; daher schwindet sie allmählich dahin und geht ihrem Untergang entgegen. Solange wie nur irgend möglich, läßt man daher die Tiere soviel fressen wie sie mögen; der beste Klee muß beschafft werden, und Pferde wie Maulesel werden so gut gepflegt, daß sie nachher noch lange von ihrem eigenen Fette zehren und die ihrer wartenden Strapazen aushalten können.

Viertes Kapitel.

Die letzten Vorbereitungen.

Hauptmann Patterſon war jetzt „Joint Commissioner", der höchſte Beamte der indiſchen Provinz Ladak; er empfing mich vom erſten Augenblick an mit der allergrößten Gaſtfreundſchaft und Liebenswürdigkeit und war einer der prächtigſten Menſchen, mit denen ich je in Berührung gekommen bin. Als gründlicher Kenner Indiens, Ladaks und Tibets konnte er mir viele wertvollen Aufklärungen und Ratſchläge geben, auch bei der Ausrüſtung der großen Karawane, als deren Ziel offiziell noch immer Oſtturkeſtan galt, leiſtete er mir unermüdlichen Beiſtand, ohne jedoch ſeine Inſtruktion auch nur um Haaresbreite zu überſchreiten. In ihm fand ich einen wirklichen Freund, und nach dem Mittageſſen, das ich jeden Abend um 8 Uhr einnahm, ſaßen wir oft bis lange nach Mitternacht beiſammen und plauderten über Aſiens Zukunft und den Lauf der Welt.

Sir Francis Younghusband hatte mir einen wohlbekannten Karawanenführer empfohlen, Muhamed Iſa (Abb. 32). Ich kannte ihn von Kaſchgar und Srinagar her und wußte, daß er bei der Ermordung des franzöſiſchen Forſchungsreiſenden Dutreuil de Rhins am 5. Juni 1894 zugegen geweſen war. Ungefähr 30 Jahre lang war er ſo ziemlich in ganz Zentralaſien umhergereiſt und kannte auch große Strecken von Tibet. Außer einer Menge kleinerer Reiſen, an denen er im Dienſte einzelner Sahibs teilgenommen, war er auch Careys und Dalgleiſhs Karawanenführer auf ihrem großen Zuge durch Zentralaſien geweſen und hatte ein paar Jahre unter Dutreuil de Rhins gedient. Er begleitete auch Younghusband auf deſſen berühmtem Marſch über den Muſtaghpaß (1887) und war ſchließlich auf dem Kriegszuge nach Lhaſa (1903—1904) ſein Karawanenführer geweſen. Ryders und Rawlings (1903) Reiſe im Tale des oberen Brahmaputra und von dort nach Gartok hatte er als Aufſeher ihrer Gepäckkarawane mitgemacht. Während aller dieſer Reiſen hatte er Erfahrungen

gesammelt, die meinen Plänen sehr zugute kommen konnten. Ich nahm daher Younghusbands Vorschlag mit Dankbarkeit an, um so mehr, als auch Hauptmann Patterson, in dessen Dienst Muhamed Isá jetzt stand, nichts dagegen hatte, ihn mir zur Verfügung zu stellen. Obendrein sprach Muhamed Isa fließend Turki, Tibetisch und Hindi und hegte selber keinen größeren Wunsch, als den, mich zu begleiten. Ohne zu wissen, daß er mir so warm empfohlen war, hatte er selbst seinen Herrn eindringlich gebeten, in meinen Dienst treten zu dürfen.

Sein Vater war aus Jarkent, seine Mutter eine Lamaistin aus Leh. Die Mischrasse, die solcher Verbindung entstammt, wird „Argon" genannt und zeichnet sich gewöhnlich durch physische Kraft und außerordentlich gut entwickelten Körperbau aus. Muhamed Isa war auch in der Tat ein stattlicher Mann, groß und stark wie ein Bär, ausdauernd, zuverlässig und redlich, und schon nach wenigen gemeinsamen Tagereisen fand ich, daß ich meine Karawane keinen besseren Händen als den seinen hätte anvertrauen können. Daß die erste Durchquerung Tibets so gut gelang, war zum sehr wesentlichen Teile sein Verdienst. Unter den Leuten hielt er tadellose Disziplin, und wenn er auch bisweilen streng gegen sie war, so geschah das nur zum Besten der Karawane; denn er duldete keine Pflichtversäumnis.

Stundenlang konnte er Robert, mich und selbst die Karawanenleute mit Erzählungen seiner Schicksale und seiner Abenteuer im Dienste anderer Europäer unterhalten; dabei kritisierte er einige seiner früheren Herren ziemlich rücksichtslos. Die Erinnerung an Dutreuil de Rhins schien ihn zu verfolgen; er kam häufig auf die Schilderung des auf den unglücklichen Franzosen gemachten Überfalles zurück. Übrigens prahlte er recht tapfer und behauptete, daß er einmal mitten im Winter mit einem Brief in zehn Tagen von Jarkent nach Leh gegangen sei und seinen ganzen Mundvorrat auf dem Rücken getragen habe — bei gewöhnlichen Sterblichen nimmt diese Reise einen Monat in Anspruch! Aber seine Aufschneidereien waren nicht böse gemeint; auch war er witzig und amüsant, immer heiter und zum Scherzen aufgelegt und hielt in trüben Situationen den Mut der anderen aufrecht. Armer Muhamed Isa! Wie wenig ahnten er und wir, als wir jetzt zusammen aufbrachen, daß er nie wieder zu seiner Gattin und in seine Heimat zurückkehren werde!

Kaum hatte ich meine neue Wohnung in Leh betreten, als sich Muhamed Isa mit einem vergnügten, freundlichen „Salam, Sahib" einfand.

„Friede mit dir!", antwortete ich, „du hast dich wenig verändert,

Muhamed Isa, in all den Jahren, seit denen wir uns in Kaschgar trafen. Hast du Lust, mich auf eine zweijährige Reise durch das Hochgebirge zu begleiten?"

„Ich wünsche nichts so sehr, und der Commissioner Sahib hat mir erlaubt, mich zum Dienst bei Ihnen zu melden. Aber ich möchte gern wissen, wohin die Reise gehen soll."

„Wir gehen nordwärts nach Ostturkestan; wohin es dann weiter geht, erfährst du, wenn wir die letzten Dörfer hinter uns haben."

„Aber schon der Ausrüstung wegen müßte ich über die Einzelheiten Ihrer Pläne Bescheid wissen."

„Du mußt auf drei Monate Proviant für Menschen und Tiere mitnehmen, denn es kann sein, daß wir so lange mit Menschen in keine Berührung kommen."

„Dann soll wohl in Tibet eingedrungen werden — das ist ein Land, das ich so genau kenne wie meinen eigenen Hof in Leh."

„Was sind deine Bedingungen?"

„Vierzig Rupien den Monat, und zweihundert Rupien Vorschuß, die ich meiner Frau bei der Abreise hierlasse."

„Gut! Ich nehme dich in meinen Dienst, und mein erster Auftrag ist: kaufe etwa sechzig kräftige Pferde, vervollständige den Proviant, so daß er drei Monate reicht, und beschaffe für die Karawane die nötige Ausrüstung."

„Ich weiß genau, was wir brauchen, und werde die Karawane in zehn Tagen marschfertig machen. Ich erlaube mir aber noch den Vorschlag, mich auch mit der Anstellung der Diener beauftragen zu wollen, ich kenne die Leute hier in Leh und weiß ganz genau, wer sich für eine lange, anstrengende Reise eignet.

„Wie viele brauchst du zur Wartung der Karawane?"

„Fünfundzwanzig Mann."

„Gut, engagiere sie; aber du stehst dafür, daß nur tüchtige und ehrliche Leute in meinen Dienst treten."

„Sie können sich auf mich verlassen", sagte Muhamed Isa; er wisse ja, fügte er hinzu, daß es nur sein eigener Vorteil sei, wenn er mich gut bediene.

Die nächsten Tage über war Muhamed Isa unausgesetzt auf den Beinen, um Pferde zu besorgen. Sie in Masse zu kaufen, erschien aus mancherlei Gründen unklug, nicht zum wenigsten deshalb, weil dann die Preise steigen würden; wir kauften daher täglich nur fünf bis sechs. Da jedoch die Bauern schon im Anfang unverhältnismäßig hohe Summen forderten, wurde eine Kommission von drei vornehmen Ladakis eingesetzt,

32. Muhamed Isa, mein unvergeßlicher Karawanenführer; gest. in Saka-dsong, 1. Juni 1907.

Digitized by Google

33. Der Mohammedaner Guffaru, der ſein Leichentuch ſtets mit ſich führte.

Digitized by Google

die den wirklichen Wert der feilgebotenen Pferde festzustellen hatte. War der Verkäufer mit ihrer Taxe zufrieden, dann erhielt er den Betrag sofort ausbezahlt, und das Pferd wurde nach unserem offenen Stall in seinen Stand geführt. Im anderen Falle konnte der Verkäufer seiner Wege gehen, kam aber gewöhnlich schon am nächsten Tage wieder.

Im ganzen wurden 58 Pferde gekauft, und Robert machte ein Verzeichnis von ihnen: 33 waren aus verschiedenen Dörfern Ladaks, 17 waren aus Ostturkestan, 4 aus Kaschmir und 4 aus Sanskar. Die Sanskarpferde gelten als die besten, sind aber schwer zu regieren. Auch die Ladakipferde sind gut, da sie, im Gebirge geboren, an die dünne Luft und kärgliche Weide gewöhnt sind; sie sind klein und zäh. Die turkestanischen Pferde sind im allgemeinen weniger ausdauernd, aber aus Mangel an besseren mußten wir sie nehmen, und unsere hatten schon alle, ein oder mehrere Male, den 5650 Meter hohen Karakorumpaß überschritten.

So wie die Pferde gekauft wurden, erhielten sie ihre laufende Nummer im Verzeichnis, worauf die entsprechende Nummer auf einem Lederläppchen an der Mähne des Pferdes befestigt wurde. Ich legte später eine Totenliste von ihnen an, je nachdem sie zusammenbrachen, um ihre relative Widerstandskraft festzustellen. Der erste Tote war ein Sanskarpferd, aber das war reiner Zufall — es starb einige Tage nach dem Abmarsch aus Leh an einer akuten Krankheit. Später waren die Verluste am größten unter den Jarkentpferden. Der Preis schwankte sehr bedeutend, zwischen 37 und 96 Rupien; der Durchschnittspreis betrug 63 Rupien. Ein Pferd zu 95 Rupien fiel nach drei Wochen, ein anderes, das genau die Hälfte kostete, trug mich anderthalb Jahre. Die Kommission merzte kritisch aus, und Muhamed Isa prüfte erst jeden vierbeinigen Kandidaten, ehe er zugelassen wurde. Im allgemeinen trugen wir kein Bedenken, zehn- oder zwölfjährige Pferde zu nehmen; die erprobten waren immerhin sicherer als die jungen, die sich äußerlich oft viel kräftiger ausnahmen. Doch keines von ihnen allen sollte je aus Tibet zurückkehren! Die hohen Berge gaben nichts von ihrer Beute heraus. „Morituri te salutant!" sagte Hauptmann Patterson ahnungsvoll, als die Karawane aus Leh abzog.

Die Karawane belief sich also auf 36 Maulesel und 58 Pferde. Endgültig aufzubrechen ist immer ein schwerer Entschluß; nach wenigen Tagen schon würden wir uns in Gegenden befinden, wo man nichts anderes erhalten konnte, als was auf dem Felde wuchs. Die Jahreszeit war freilich die allerbeste, das Sommergras stand jetzt am üppigsten, aber bald mußte es spärlicher werden, und nach etwa zehn Tagen würden wir auf Höhen von 4—5000 Meter gelangen, wo es keine Weide mehr

gab. Daher galt es, so viel Mais und Gerste wie nur irgend möglich mitzunehmen. Aber gerade hierdurch entstand die Schwierigkeit: man darf die Tiere nicht durch allzu schwere Lasten ruinieren, denn dann ist die Kraft der Karawane schon im ersten Monat gebrochen, und im zweiten, wenn man sich aller Wahrscheinlichkeit nach in unfruchtbaren Gegenden befindet, geht sie unter. Und während die Tage dahingehen, schrumpft auch der Proviant zusammen und ist gerade dann zu Ende, wenn man seiner am nötigsten bedarf. In den ersten Wochen hatten wir den Aufstieg aus den Grenzgebieten zur tibetischen Hochebene vor uns, folglich gerade am Anfang der Reise die größten Terrainschwierigkeiten zu erwarten. Unmittelbar nach dem Aufbruch waren daher die Märsche nur kurz, um so mehr, als die Lasten da am schwersten waren. Alles das ist ein ziemlich verwickeltes Problem für eine Armeeintendantur.

Nach Beratung mit Muhamed Isa beschloß ich daher, in Tanksе eine Hilfskarawane von dreißig Pferden zu mieten, die uns den ersten Monat begleiten und dann umkehren sollte. Doch auch daraus erwuchs ein Rechenproblem. Die Männer aus Tanksе forderten 35 Rupien monatlich für jedes Pferd, also 1050 Rupien im ganzen; sie setzten sich allerdings einem großen Risiko aus, und ich mußte mich daher verpflichten, 30 Rupien für jedes Pferd, das auf der Ausreise, und 10 Rupien für jedes, das auf der Heimkehr stürzen würde, zu bezahlen. Schlimmstenfalls konnten also die Kosten auf 1950 Rupien steigen. Kaufte ich dagegen diese Pferde zu 60 Rupien pro Stück, so war das eine Ausgabe von 1800 Rupien, und die Pferde gehörten mir. Dann aber wiederholte sich dasselbe Problem: ich hätte auch Futter für diese dreißig Pferde mitnehmen, außerdem noch zehn Mann zu ihrer Wartung anstellen und mich auch für diese mit Proviant versehen müssen. Nach manchem Wenn und Aber entschlossen wir uns endlich, die Pferde nur zu mieten, denn dann gehen ihre Besitzer auf eigenes Risiko mit und kommen selbst für ihren Proviant auf, den sieben Yaks tragen sollten. Der während des ersten Monats draufgehende Proviant sollte von unseren eigenen Tiere genommen werden, um ihre Lasten zu erleichtern und ihre Kräfte zu schonen, denn irgendein Pferd oder ein Maulesel ermüdet stets schon am Anfang der Reise und muß geschont werden. Wurde aber eines der gemieteten Pferde schlapp, so stand es seinem Besitzer frei, es schon vor Ablauf des vereinbarten Monats heimzuschicken.

Da Futter und Weide in Leh teuer waren, schickte ich schon am 10. August 35 Maulesel und 15 Pferde mit ihren Lasten, 15 Mann und einem Tschaprassi nach Muglib voraus, das oberhalb Tanksе liegt und gute Weideplätze hat. Zum Führer dieser Karawane wurde Sonam

Tsering ausersehen, den mir Captain Rawling warm empfohlen hatte. Er erhielt 100 Rupien, um damit die Ausgaben der Karawane zu bestreiten. Muhamed Isa begleitete sie eine Strecke Weges, um darüber zu wachen, daß alles gut ablaufe.

Bereits wenige Tage nach seinem Engagement stellte mir Muhamed Isa die 25 Männer vor, die ich auf seinen Vorschlag in meinen Dienst nehmen sollte. Leute zu finden, die bereit waren, mitzukommen, war keine Kunst; ganz Leh hätte mich begleitet, wenn es gedurft hätte! Die Schwierigkeit lag darin, die richtige Auswahl zu treffen und nur tüchtige Leute anzustellen, die ihren Platz ausfüllten und ihre Obliegenheiten verstanden.

Es war ein recht feierlicher Augenblick, als die Stammtruppe der Karawane sich in meinem Garten versammelte; aber das Schauspiel erhielt einen gewissen humoristischen Anstrich, als Muhamed Isa, stolz wie ein Welteroberer, die Front abschritt und seine Legionen musterte. Auf meine Bitte hatte Hauptmann Patterson sich eingefunden, um sich die Leute anzusehen; er ermahnte sie jetzt in einer kleinen Ansprache und brachte ihnen zu Bewußtsein, wie wichtig es für sie selber sei, mir redlich zu dienen. Ihr Lohn wurde auf monatlich 15 Rupien festgesetzt, und alle erhielten den Lohn eines halben Jahres als Vorschuß; Reverend Peter war so freundlich, die Verteilung dieser Summe an die Familien der Abziehenden zu übernehmen. Schließlich versprach ich jedem eine Gratifikation von 50 Rupien für gute Führung und verpflichtete mich, von dem Punkt aus, wo wir uns dereinst trennen würden, ihre Heimreise nach Leh zu bezahlen und zu sichern.

Im Laufe meiner Erzählung werde ich noch genug Anlaß haben, dem Leser diese einzelnen Männer vorzustellen. Außer dem bereits erwähnten Sonam Tsering, der unter Deasy und Rawling gedient hatte, will ich hier zunächst den alten Guffaru (Abb. 33) namhaft machen, einen Greis mit langem, weißem Bart, der vor 33 Jahren Forsyths Gesandtschaft an Jakub Bek, den Beherrscher von Kaschgar, begleitet hatte. Er hatte den großen Bedaulet („den Glücklichen") in all seinem Pomp gesehen und wußte viel zu erzählen von den Erfahrungen, die er auf Forsyths berühmter Reise gesammelt hatte. Ich trug erst Bedenken, den Zweiundsechzigjährigen mitzunehmen, aber er bat so herzlich, mitkommen zu dürfen; er sei Muhamed Isas Freund und sei so arm, daß er sonst nicht leben könne. Er war indessen so vorsichtig, sich gleich sein Leichentuch einzupacken, um anständig begraben zu werden, falls er unterwegs sterben sollte. Damit in diesem Falle alles ordentlich zugehe und sein eventuell noch ausstehender Lohn seiner Familie auch richtig ausgehändigt

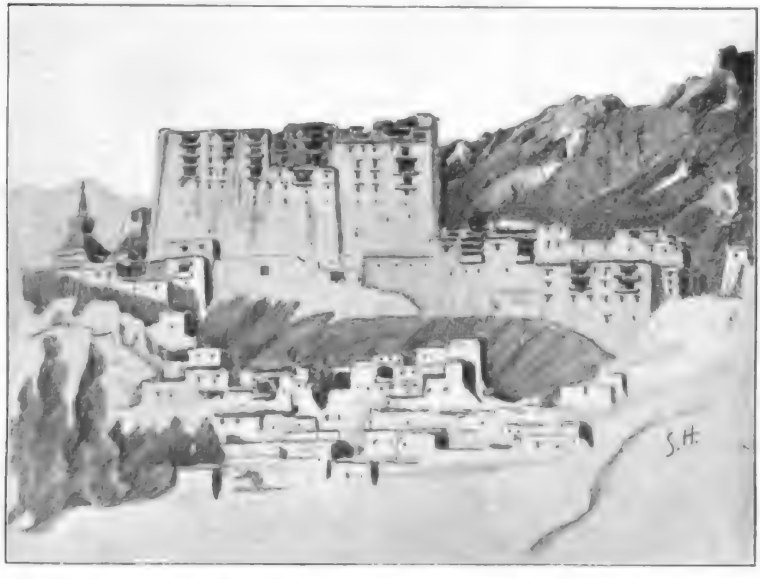
werde, nahm er noch seinen Sohn Kurban mit. Aber Guffaru starb nicht, sondern hielt sich geradezu brillant die ganze Zeit über, die er bei mir war.

Ein anderer, an den ich mit großer Sympathie und Freundschaft zurückdenke, hieß Schukkur Ali. Ich kannte ihn seit 1890 von Kaschgar her, wo er in Younghusbands Diensten stand, und ebenso wie ich wußte er noch, daß ich ihn einmal im Zelte seines Herrn gezeichnet hatte. Er war derartig und zwar ganz unfreiwillig komisch, daß man schon vor Lachen ersticken konnte, wenn er nur den Mund öffnete; unter dieser Schar mehr oder weniger erprobter Asiaten war er mein ältester Bekannter. Er hatte 1896 an Wellbys Reise teilgenommen und machte uns die unheimlichsten Beschreibungen von den Leiden, die der im Burenkriege gefallene Hauptmann mit seiner Karawane in Nordtibet habe ausstehen müssen, als aller Proviant verzehrt und alle Tiere verendet waren. Ein Jahr später nahm er an meinen Bootfahrten über den heiligen See Manasarowar teil und war mir dort ebenso nützlich, wie er mich erheiterte. Schukkur Ali war eine ehrliche Haut, ein wackerer Kerl, der ungeheißen seine Arbeit tat, sich nie mit jemand zankte und zu jedem Dienste willig und bereit war. Immer war er strahlend heiterer Laune, selbst während des heftigsten Sturmes mitten auf dem See, und nur zweimal sah ich ihn weinen wie ein Kind: am Grabe Muhamed Isas und in der Stunde, als wir uns Lebewohl sagten.

Diese drei waren, wie schon ihre Namen verraten, Mohammedaner. Im ganzen zählte die Karawane acht Söhne des Islam; der Führer Muhamed Isa war der neunte. Die übrigen siebzehn waren Lamaisten. Dazu kamen die beiden Hindus, ein Katholik, Manuel, und zwei Protestanten, Robert und ich. Für die religiöse Überzeugung der Lamaisten will ich jedoch nicht einstehen. Von einigen unter ihnen erfuhr ich, daß sie mitunter ihre Religion wechselten. Rabsang z. B. war, als er nach Jarkent reiste, Mohammedaner und rasierte seinen Kopf, als er aber nach Tibet zog, war er ein ebenso überzeugungstreuer eifriger Lamaist!

Der älteste meiner Begleiter war der zweiundsechzigjährige Guffaru, der jüngste Abul mit zweiundzwanzig Jahren, und das Durchschnittsalter der ganzen Gesellschaft belief sich auf 33 Jahre. Elf der Leute stammten aus Leh, die anderen aus verschiedenen Dörfern Ladaks. Nur einer war ein Ausländer, der Gurkha Rub Das von der Grenze Nepals; er war still und treu und einer der allerbesten; was schadete es da, daß er keine Nase hatte; bei einer heftigen Rauferei in Lhasa hatte sein Gegner ihm dieses ebenso wichtige wie dekorative Organ abgebissen!

Über die Ausrüstung kann ich mich kurz fassen; es ist ja immer



34 und 35. Palaſt der alten Könige von Ladak in Leh.
Skizzen des Verfaſſers.

Digitized by Google

36. Die Grabmäler der Forſchungsreiſenden Stoliczka und Dalgleiſh in Leh.

dieſelbe. Für die Leute wurde Reis, Mehl, Talkan oder geröſtetes Mehl, das mit Waſſer angerührt gegeſſen wird, und Ziegeltee in Maſſen mitgenommen. Für mich ſelbſt mehrere Hundert Konſervendoſen, Tee, Zucker, Tabak und dergleichen mehr, alles von dem Kaufmann Mohanlal, deſſen Rechnung 1700 Rupien betrug. Neue Packſättel, Stricke, Friesdecken, Hufeiſen, Spaten, Beile und Brechſtangen, Blaſebälge, Kochtöpfe, kupferne Kannen und das geſamte Küchengeſchirr der Leute nebſt ſonſtigem Zubehör koſteten gegen 1000 Rupien. Die Packſättel, die wir in Srinagar gekauft hatten, waren ſo ſchlecht, daß wir neue anfertigen laſſen mußten, und Muhamed Iſa trommelte daher etwa zwanzig Sattler zuſammen, die tagelang unter den Baumgruppen des Gartens nähten. Doch wurde alles rechtzeitig fertig, und alles war erſtklaſſig. Hauptmann Patterſon verſicherte, daß noch nie eine beſſer vorbereitete Karawane Leh verlaſſen habe. Wie dumm war es von mir geweſen, ſo lange in Srinagar zu bleiben und mich mit den trägen Herren des Maharadſcha einzulaſſen! Alles, was von dort ſtammte, war entweder unverhältnismäßig teuer oder unbrauchbar. Nur die Mauleſel waren gut. Dennoch gedenke ich des Aufenthaltes in Srinagar mit großer Dankbarkeit.

Unſchätzbare Dienſte leiſteten mir die Herrnhuter Miſſionare in Leh; ſie empfingen mich ebenſo gaſtlich und freundlich wie früher, und ich verlebte in ihrer gemütlichen Häuslichkeit viele unvergeßliche Stunden. Reverend Peter hatte meinetwegen endloſe Plackereien, er ordnete ſowohl jetzt wie ſpäterhin alle meine Geſchäfte mit den neuen Dienern. Doktor Shawe, der Miſſionsarzt, war mir von meiner früheren Reiſe her ein alter Freund, da er 1902 meinen kranken Koſaken Schagdur in dem vorzüglichen Miſſionskrankenhauſe behandelt hatte. Auch jetzt half er uns mit Rat und Tat. Er ſtarb ein Jahr darauf in Leh nach einem der leidenden Menſchheit geweihten Leben.

Viele meiner ſchönſten Erinnerungen aus den langen, in Aſien verlebten Jahren ſtammen aus den Miſſionshäuſern, und je beſſer ich die Miſſionare kennen lernte, deſto mehr bewunderte ich ihre ſtille, beharrliche und oft ſo undankbare Arbeit. Alle die Herrnhuter, mit denen ich im weſtlichen Himalaja zuſammentraf, ſtehen auf einer ſehr hohen Bildungsſtufe und kommen außerordentlich gut für ihre Aufgabe vorbereitet hierher. Deshalb iſt es ſtets herzerhebend und in hohem Grade lehrreich, unter ihnen zu weilen, und es gibt unter den jetzt lebenden Europäern niemand, der ſich an Kenntnis des Ladakvolkes und der Geſchichte Ladaks mit dieſen Miſſionaren meſſen könnte. Ich brauche nur Dr. Karl Marx und Paſtor A. H. Francke als zwei Männer zu nennen, die auf dem

Gebiet der streng wissenschaftlichen archäologischen Forschung völlig zu Hause sind.

Einige junge Fante, denen nichts heilig ist und deren Oberstübchen nicht entfernt so gut möbliert sind wie die der Missionare, glauben, es gehöre zum guten Ton, letztere mit überlegener Verachtung zu behandeln, sie zu tadeln, über sie zu Gericht zu sitzen und ihre Arbeit im Dienste des Christentums zu verurteilen. Was auch das Resultat der undankbaren Tätigkeit sein mag, der selbstlose Kampf für eine ehrliche Überzeugung ist stets bewundernswert, und in einer Zeit, die an widerstreitenden Faktoren so reich ist, erscheint es wie eine Erlösung, gelegentlich noch Menschen zu begegnen, die für den Sieg des Lichtes auf der Erde kämpfen. In Leh haben die Missionare eine Gemeinde, die sie mit größter Zartheit und Pietät behandeln, da sie wohl wissen, daß die von den Vätern ererbte Religion den Eingeborenen in Fleisch und Blut übergegangen ist und sich nur durch vorsichtige, geduldige Arbeit besiegen läßt. Selbst die Ladakis, die niemals die Missionsstationen besuchen, sprechen immer gut von den Missionaren und haben blindes Vertrauen zu ihnen, denn abgesehen von der Missionsarbeit wirken sie auch als gute Beispiele. Das Krankenhaus wird überaus eifrig in Anspruch genommen, und die ärztliche Kunst ist ein sicherer Weg zu den Herzen der Eingeborenen.

Am letzten Tage meines Aufenthalts in Leh sah ich auch meine alten Freunde, Herrn und Frau Ribbach, wieder, in deren gastfreiem Hause ich vor vier Jahren so viele gemütliche Winterabende verlebt hatte.

Eines Tages schlug mir Hauptmann Patterson vor, zusammen mit ihm den reichen Kaufmann Hadschi Naser Schah in seinem Hause zu besuchen. In einem großen Zimmer des ersten Stockwerks, das ein gewaltiges Fenster mit der Aussicht auf das Industal hat, saß der Alte auf weichen Polstern an der einen Längswand; um ihn herum seine Söhne und Enkel. Allenthalben standen Kisten voll Silber und Goldstaub, Türkisen und Korallen, Stoffen und Waren, die nach Tibet verkauft werden. Es liegt etwas imponierend Patriarchalisches über Hadschi Naser Schahs mächtigem Handelshause, das ausschließlich von ihm selbst und seiner großen Familie geleitet wird. Letztere zählt etwa hundert Mitglieder, und die verschiedenen Filialen in Lhasa, Schigatse, Gartok, Jarkent und Srinagar stehen alle unter der Verwaltung seiner Söhne oder schon ihrer Söhne. Vor 300 Jahren wanderte die Familie aus Kaschmir in Ladak ein. Hadschi Naser Schah ist der jüngste von drei Brüdern; die beiden anderen hießen Hadschi Haidar Schah und Omar Schah und starben, viele Söhne hinterlassend, vor einigen Jahren.

Die eigentliche Quelle ihres Reichtums ist die sogenannte Loptschak-Mission, die sie als Monopol besitzen. Nach einem gegen 200 Jahre alten Vertrag schickten die Könige von Ladak jedes dritte Jahr eine besondere Mission an den Dalai-Lama in Lhasa, um Geschenke zu überbringen, die ein Symbol wenigstens geistiger Unterwerfung unter Tibets Oberhoheit waren. Nachdem aber Gulab Sings Heerführer Sorawar Sing 1841 Ladak erobert und den größeren Teil dieses Landes Kaschmir einverleibt hatte, übernahm der Maharadscha von Kaschmir die Verpflichtung, die Bestimmungen der Loptschak-Mission zu erfüllen, und betraute hiermit stets eine der edelsten, vornehmsten Familien Ladaks. Seit einigen fünfzig Jahren ist dieses Vertrauensamt der Familie Naser Schahs zuteil geworden und eine Quelle großer Einkünfte für sie gewesen, besonders dadurch, daß der Mission mehrere Hundert Lasttiere von Leh bis Lhasa kostenfrei zur Verfügung gestellt werden müssen. Auch von Lhasa wird alljährlich ein derartiger Handelsagent nach Leh geschickt; er erfreut sich derselben Transportvergünstigung.

Vor acht Monaten war die diesjährige Loptschak-Mission unter Führung eines der Söhne des Hadschi abgegangen. Ein anderer Sohn, Gulam Rasul, sollte sich im September nach Gartok begeben, wo er der mächtigste Mann auf der Messe ist. Ich fragte ihn scherzend, ob ich nicht mitreisen könne, aber Hadschi Naser Schah erwiderte, er würde das Monopol verlieren, wenn er einen Europäer in Tibet einschmuggelte. Gulam Rasul bot mir jedoch, falls ich in die Nachbarschaft von Gartok käme, seine Dienste an, und daß dies keine leeren Redensarten waren, sollte ich später erfahren. Er wird in dieser Erzählung noch eine außerordentlich wichtige Rolle spielen. Nach meiner Rückkehr nach Indien hatte ich meinerseits Gelegenheit, höheren Orts darauf aufmerksam zu machen, welch wichtige Rolle er in kommerzieller Beziehung für die englischen Interessen in Tibet spiele, und ich empfahl ihn warm als geeigneten Kandidaten für den vielbegehrten Ehrentitel Khan Bahadur, den er, dank Oberst Dunlop Smith' gütiger Fürsprache, auch erhielt.

Auch jetzt leistete er mir viele wertvolle Dienste; der größte war vielleicht der, daß er mir für eine bedeutende Summe indischen Papiergeldes bare Münze gab, darunter ein paar Beutel tibetischer „Tengas", die uns vier Monate später sehr zustatten kommen sollten.

Der alte Hadschi war ein vornehmer Mohammedaner edelsten Schlages. Treulich erfüllte er die Gebote des Korans und wanderte fünfmal täglich auf zitternden Beinen in die Moschee, seine Andacht zu verrichten. Der Güter dieses Lebens hatte er mehr als genug, denn seine weitreichenden Handelsverbindungen brachten ihm alljährlich 25000

Rupien Reingewinn, und sein Name war in ganz Innerasien bekannt und geachtet. Auch er sollte vor meiner Rückkehr vom Schauplatz abtreten und, mit dem Gesicht nach Mekka gewandt, seinen Platz auf dem mohammedanischen Friedhof vor dem Tore der Stadt Leh einnehmen.

Die kleine Stadt selbst ist voll der lockendsten, fesselndsten Motive tibetischer Baukunst; allenthalben zeigen sich stille Straßenecken mit bunter Staffage, Tempelportale, Moscheen, amphitheatralisch gebaute Häuser und offene Läden, vor denen sich Kauflustige drängen, und in der Hauptbasarstraße wurde der Verkehr jetzt mit jedem Tage lebhafter, seitdem die Sommerkarawanen aus Jarkent über den Kardangpaß in Leh einzutreffen begannen. Rings um die Stadt erhebt sich ein Kranz höckeriger, kahler, sonnenbestrahlter Berge; nach Süden und Südosten senkt sich die dürre Kiesebene zum Indus hinab, wo eine Reihe von Dörfern im Schmuck grünender Felder und Waldungen dem Bilde einiges Leben verleiht. Auf der anderen Seite thront der Stoghpa, ein hoher Berggipfel, unter dem das Dorf Stogh aus einer Talmündung hervorguckt. Dort residiert ein Exkönig in dritter Generation, der Radscha von Stogh, dessen Großvater noch als König über Ladak herrschte, aber durch Sorawar Sing seiner Würde und seines Reiches beraubt wurde.

Der Radscha von Stogh (Abb. 39), oder wie sein Name kurz und gut lautet: Jigmet Kungak Singhej Lundup Thinlis Sangbo Sodnam Nampur Gelvela, Jagirdar des Staates Stogh, macht einen sehr sympathischen, etwas schwermütigen Eindruck; offenbar entbehrt er die Ehre und die Macht, die das Schicksal nie in seine Hand gelegt hat, sehr schmerzlich. Er war gerade in Leh zu Besuch, denn er besitzt hier an der Hauptstraße ein einfaches, aber hübsches Haus. Die Tibeter betrachten ihn noch immer als den wirklichen, rechtmäßigen König von Ladak, während der neue Herrscher des Landes, der Maharadscha von Kaschmir, nur als Usurpator gilt. Ich war daher auf den Gedanken gekommen, daß ein Empfehlungsschreiben dieses Radschas von Stogh mir vielleicht eines Tages sehr nützlich sein könnte; er fühlte sich auch sichtlich geschmeichelt, als ich ihn darum bat, und war gern bereit, meinen Wunsch zu erfüllen. In seinem offenen Briefe befiehlt er „allen Großen und Kleinen in Tibet, von Rudok, Gartok und Rundor bis Schigatse und Gyangtse, den Sahib Hedin frei und unbelästigt passieren zu lassen und ihm alle notwendige Hilfe zu leisten". Aber das hochwichtige Dokument, das mit Datum und dem roten viereckigen Siegel des Radscha versehen war, lasen später viele tibetische Häuptlinge, ohne daß es auf sie auch nur den geringsten Eindruck machte. Sie antworteten ruhig: „Wir haben nur von dem

Dewaschung (d. i. der „Heilige Rat des Dalai-Lama") in Lhasa Befehle zu empfangen."

Wie ein gigantisches Denkmal entschwundener Größe erhebt sich der alte Palast von Leh auf seinem Felsen (Abb. 34 und 35). Von seinem Dach aus hat man eine herrliche Aussicht auf die Stadt, das Industal und die mächtigen Berge jenseits des Flusses. Vor uns dehnen sich Weizen- und Gerstenfelder, noch schreiend grün in dem ewigen Grau, kleine Wälder von Baumgärten, Pappelgehölze, Bauernhöfe, höckerige Landrücken, und scharf und grell tritt in der Abendsonne der öde Friedhof der Mohammedaner hervor; unmittelbar unter mir liegt ein Gewirr von viereckigen Stein- und Lehmhäusern mit hölzernen Altanen und Veranden, das nur die Hauptstraße und die im Winkel von ihr ausgehenden Seitengassen unterbrechen. Auf der Spitze eines Felsens im Osten sieht man ein Kloster, das ein Lama (Abb. 38) Semo-gungma nannte. Semo-jogma liegt hier im Palaste selbst. Der Tempelsaal hier heißt Diva und die beiden vornehmsten Götterbilder Guru und Schakya Toba, d. i. Buddha. Das Portal des Palastes macht mit seinen Säulen einen außerordentlich malerischen Eindruck. Durch dieses Portal gelangt man in einen langen, dunkeln, gepflasterten Gang und wird dann über steinerne Treppen und durch düstere Gänge und Korridore geführt, von denen kleine Abzweigungen nach Balkonfenstern hingehen; nach dem Innern zu aber verirrt man sich in den immer gleich dunkeln Hallen. Kein Mensch wohnt jetzt in diesem Gespensterschloß, in das die Phantasie ungehindert die tollsten Spukgeschichten verlegen kann. Nur die Tauben, die unter alten, verwitternden Denkmälern ewig jung bleiben, ließen ein schnarrendes Gurren hören, das Zufriedenheit und gute Laune verriet.

Der Palast erhebt sich jedoch trotz seines Verfalls noch immer königlich und stolz über der tief unter seinen Mauern liegenden Stadt mit ihrem Gewerbfleiß und Geschäftseifer, über diesem Knotenpunkt auf dem Wege zwischen Turkestan und Indien. Frei und ungehindert fegt der Wind über das Dach, seine flachen Terrassen und die Brüstungen mit den Gebetwimpeln, die an ihren Stangen flattern und klatschen. Ein Labyrinth steiler Gassen führt hier herauf. Wohin man sich auch wendet, überall fällt das Auge auf lauter pittoreske Motive, ganze Reihen von Tschorten, deren einer sogar den Weg als Durchgang überwölbt, kleine Tempel und Lamahäuser, Hütten und Mauern.

Auf dem Hügel hinter Hauptmann Pattersons Bungalow liegt ein Friedhof mit fünf Europäergräbern; unsere Aufmerksamkeit fesseln hier besonders die Namen Stoliczka und Dalgleish (Abb. 36). Auf Stoliczkas Grab erhebt sich ein großartiges Granitmonument; die Inschrift auf einer

Platte vorn beſagt, daß er im Juni 1838 geboren und im Juni 1874 in Murgoo beim Karakorumpaſſe geſtorben iſt. Die indiſche Regierung errichtete das Denkmal im Jahre 1876 als Beweis der Achtung und zum Dank für die Dienſte, die Stoliczka während Forſyths Geſandtſchaftsreiſe geleiſtet hat. Auf der anderen Seite lieſt man dieſelben Erinnerungsworte lateiniſch. Dalgleiſhs Grabmal iſt einfacher, aber auch mit einer Platte aus Gußeiſen verziert. Er wurde 1853 geboren und 1888 auf dem Karakorumpaſſe ermordet. Beide endeten ihre Wanderung durchs Leben in derſelben Gegend hoch über der übrigen Erde, und beide ſchlafen ihren letzten Schlummer unter denſelben Pappeln und Weiden. Jetzt vergoldete die Abendſonne die Kämme des Gebirges, rötlichgelbes Licht fiel auf die Gräber und die Stämme der Pappeln, ein ſchwacher Wind ſauſte leiſe in den Baumkronen und erzählte mit melancholiſchem Flüſtern von der Eitelkeit aller Dinge; eine Weile ſpäter aber, als die Lampen im Regierungsgebäude angezündet waren, knallten die Champagnerpfropfen bei dem Abſchiedsdiner, das Hauptmann Patterſon einem anderen ſolchen Pilger gab, der ſeine einſamen Streifzüge durch das weite öde Aſien noch nicht beendet hatte!

Fünftes Kapitel.

Aufbruch nach Tibet.

Unter der aufs äußerste angestrengten Arbeit flogen die Tage in Leh nur so dahin, aber das Ergebnis unserer Mühen war eine stattliche, vollkommen marschfertige Karawane. Robert und Muhamed Isa schienen von meiner Sehnsucht, aufzubrechen, angesteckt zu sein, denn sie arbeiteten von Morgen bis Abend und paßten auf, daß die andern ihre Pflicht taten. Ich verabschiedete mich von dem liebenswürdigen Hauptmann Patterson, der uns auf so manche Weise geholfen hatte, und am 13. August standen die Lasten der zweiten großen Karawane paarweise auf dem äußeren Hofe; sie brauchten nur noch auf die Packsättel der Pferde gehoben zu werden.

Am nächsten Morgen um 4 Uhr brach Muhamed Isa auf, und einige Stunden später folgte ich mit Robert und Manuel, vier Reitpferden und neun Pferden für unser Gepäck. Hadschi Naser Schah und seine Söhne, unsere zahlreichen Lieferanten, die Behörden und Punditen der Stadt und viele andere hatten sich zum Abschied eingestellt und gaben uns die freundlichsten Wünsche, zahlreiche „Salam" und „Dschole", mit auf den Weg.

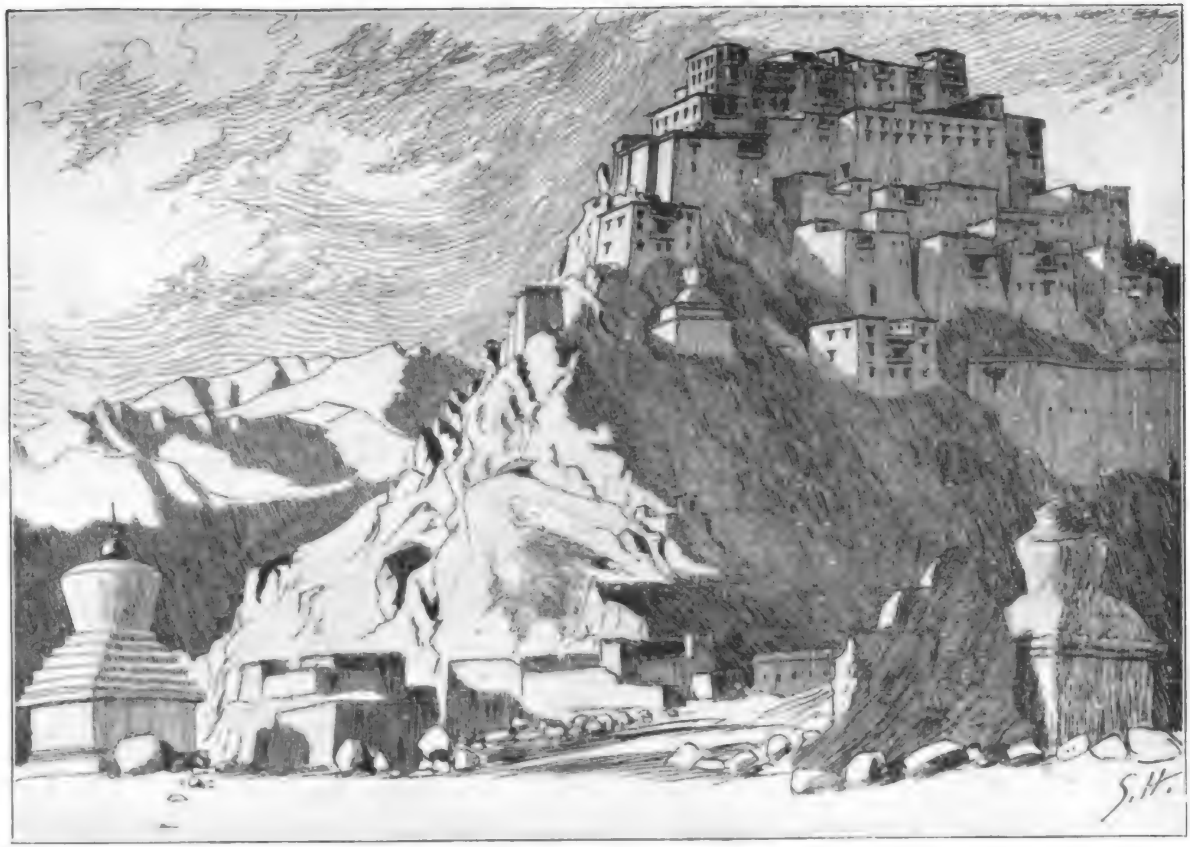
Eine Bettlerschar eskortierte uns durch die Hauptstraße, auf der Freitreppe seines Hauses machte uns der Kaufmann Mohanlal seine Verbeugung, und durch das kleine Stadttor gelangten wir in die Vorstadtgassen. Aber schon bei der ersten Biegung hatte das Pferd, das meine beiden Tageskisten trug, seine Last satt und befreite sich in einem Augenblick davon. Sie wurden nun einem andern Pferde aufgeladen, das friedlicher aussah; es trug sie auch bis zum Begräbnisplatz der Mohammedaner, aber da war es ebenfalls ihrer überdrüssig, scheute, ging durch, verschwand zwischen einigen Tschorten und schleuderte die Kisten so schnell auf die Erde, daß es geradezu ein Wunder war, wenn sie nicht

auf dem Geröll und den Felsblöcken in tausend Stücke gingen. Im Handumdrehen wickelte sich der Gaul aus allen Stricken heraus und galoppierte mit dem Packsattel, der ihm nachschleppte und hinter ihm hertanzte, zwischen den Grabmälern umher, unter denen die Mohammedaner in Ruhe schlummerten. Damit die Kisten nicht völlig ruiniert würden, mieteten wir für diesen Tag ein sanftes Pferd. So geht es im Anfang immer, ehe die Tiere sich an ihre Lasten und Packsättel gewöhnt haben. Hier klappern ein paar eiserne Eimer oben auf einer Last, dort die Griffe eines Jakdans, dann wieder sind es ein paar Zeltstangen, die auf- und niederwippen und bei jedem Schritt gegeneinanderschlagen. Die Ruhe im Stall hat die Pferde nervös gemacht, sie sind dick und feist von den duftenden Bündeln saftigen Klees, stark, munter und zum Tanzen auf der Landstraße sehr geneigt. Jedes Pferd mußte jetzt von einem Manne geführt werden; aber endlich kamen wir aufs freie Land hinaus, unsere Begleiter verließen uns einer nach dem anderen; der letzte, der mir Lebewohl sagte, war der prächtige, edle Reverend Peter.

Dann ging es abwärts, an endlosen „Mani-ringmos", langen Mauern aus Mani-Steinen, vorbei, durch enge Stellen zwischen kleinen Felsrücken hindurch, und so näherten wir uns wieder dem Indus. Ein Felsenvorsprung wurde passiert, darauf ein zweiter unmittelbar an einem Flußarm, und hinter ihm öffnet sich die Aussicht auf Sche mit seinem kleinen Kloster auf der Felsspitze. Der Weg führt durch das Dorf, über dessen Kanäle mit ihren steinernen Brücken en miniature, über Rasenplätze und reifende Kornfelder; hier und dort dehnt sich ein Sumpf aus, den übergetretenes Berieselungswasser gebildet hat. Links haben wir Granitfelsen, deren Vorsprünge und Ausläufer von Wasser und Winden rundgeschliffen und poliert sind.

Nachdem wir den Fluß aus dem Gesicht verloren haben und durch das Dorf geritten sind, wo die Leute unsere Pferde durch Trommeln und Pfeifen zu Tode zu erschrecken suchen, werden vor uns das Kloster Tikse (Abb. 37) auf seinem dominierenden Felsen und an dessen Fuß das Dorf Tikse mit seinen Gärten und Feldern sichtbar. In einem Weidengebüsch waren die Zelte schon aufgeschlagen. An der Außenseite des Lagers zog sich die große Landstraße mit ihrem Kanal hin, und hier standen unsere Maulesel und Pferde in langen Reihen vor ihren frischen Grasbündeln angebunden. Die kleinen Hunde wurden sofort herausgelassen; ihr Korb wird ihnen jetzt schon zu klein, sie wachsen sichtlich, beißen mächtig und fangen bereits an, mein Zelt zu bewachen, wo sie wütend kläffen, sobald sie etwas Verdächtiges wittern.

Kaum eine halbe Stunde, nachdem das Lager in Ordnung ist,



37. Tikse-gumpa, Männerkloster in Ladak.
Skizze des Verfassers.

38. Vornehmer Lama.

39. Der Radſcha von Stogh, letzter Erkönig von Ladak.

Skizzen des Verfaſſers.

Digitized by Google

kommt Manuel und setzt mir Tee und Kakes vor; er ist nach dem Tagesritt etwas mürbe und sieht sehr ernst, schwarzbraun und glänzend aus; wenn er ärgerlich ist, wird er noch schwärzer als gewöhnlich. Robert aber ist von seinem Pferd entzückt, und auch ich habe alle Ursache, mit dem meinigen zufrieden zu sein, einem großen, starken Apfelschimmel aus Jarkent, der über vier Monate aushielt, aber am Heiligabend starb. Der Tag war ordentlich heiß gewesen, und noch um 9 Uhr zeigte das Thermometer 21 Grad. Muhamed Isa trägt die Verantwortung für meine zwanzig Kisten; er hat sie zu einer Ringburg aufgestapelt und mit seinem großen Zelt überdeckt, und hier residiert er zusammen mit einigen anderen unserer vornehmeren Ladakis. Robert und Manuel haben ein gemeinsames Zelt, die Küche aber mit ihrem beständig rauchenden Feuer ist im Freien, und auch die übrigen Leute schlafen unter freiem Himmel.

Erst jetzt hatte die neue Reise im Ernst begonnen — wir waren auf dem Wege nach dem verbotenen Land. Durch eine ganze Kette von Schwierigkeiten und Hindernissen hatte ich mich hindurcharbeiten müssen, um überhaupt zu diesem ersten Tag zu gelangen. In Batum hatte vollständige Revolution geherrscht; in Kleinasien hatte mir der Sultan Abdul Hamid eine Sicherheitswache von sechs Hamidiereitern zum Schutz gegen Räuber mitgegeben; in Teheran zeigten sich schon damals revolutionäre Neigungen; in Seistan hatte die Beulenpest entsetzlich gewütet, und in Indien fand ich das schlimmste von allem: das unbedingte Verbot, von der indischen Seite aus in Tibet einzudringen. Dann folgte all der unnötige Wirrwarr in Srinagar und auf dem Wege nach Leh, und die alberne Geschichte mit dem chinesischen Paß, den ich gar nicht brauchte und dessen Erlangung mir so viel Mühe machte. War das nicht wie das Märchen von dem Ritter, der eine Menge scheußlicher Ungeheuer und Widerwärtigkeiten zu überwinden hatte, ehe er zur Prinzessin auf den Gipfel des Glasberges hinaufgelangte? Nun aber hatte ich endlich alle Bureaukraten, Politiker und andere Störenfriede hinter mir; nun mußte uns jede Tagereise immer weiter von der letzten Telegraphenstation, Leh, entfernen, und dann wartete unser die große Freiheit.

Am 15. August waren gerade einundzwanzig Jahre verflossen, seit ich meine erste Reise in Asien angetreten hatte. Was mochte das nächste Jahr bringen? Würde es ein Höhepunkt oder ein Rückgang sein? Würden die Widerwärtigkeiten fortdauern oder die Tibeter sich freundlicher erweisen als die Europäer? Ich wußte es nicht; die Zukunft lag so dunkel vor mir wie das Industal, wo heute schwere Wolkenmassen um die Berge zogen und der Regen auf dem Zelttuch trommelte. Ich ließ es regnen und freute mich darüber, denn wenn die Niederschläge sich noch weit über

Tibet erſtreckten, würden die Weiden üppiger ſein und die Quellen reichlicher fließen.

Bei Tikſe befinden wir uns bedeutend tiefer als in Leh, dann aber geht es wieder aufwärts. Nach kurzem Marſch ſind wir bei dem vor 30 Jahren neuangelegten Dorf Rambirpur angelangt, und auf der rechten Seite unſeres Weges erhebt ſich das kleine Kloſter Stagna-gumpa auf ſeinem Felszahn. Auf dem linken Ufer erſcheint das Dorf Tſchanga und ein wenig höher oben der Eingang des gut maskierten, kleinen und engen Tales, wo die berühmten Tempel von Hemis verſteckt liegen. Über ſeinen Bergen rollt dumpfer Donner, als ob die Götter auf ihren Altarplatten zornig aufbrüllten.

In der Ecke, wo eine kleine ſchwankende Holzbrücke über den Indus führt, ſtehen wieder einige lange Manis; ſie ſind mit hübſch ausgehauenen Steinplatten gedeckt, auf denen die Silben ſchon mit einer Verwitterungskruſte bezogen ſind und ſich dunkel von den ausgemeißelten, heller getönten Zwiſchenräumen abheben. Ehemalige Könige von Ladak haben ſie einſt ausführen laſſen, um dadurch ihr Gewiſſen zu beruhigen und ſich für ein künftiges Leben Verdienſte zu erwerben. Sie bezahlten den Lamas die Arbeit; jedermann ſteht es frei, auf dieſe Weiſe die göttlichen Mächte milde zu ſtimmen. So erhalten auch die Kloſtermönche eine Einnahme und jedermann, Wanderer und Karawanen nicht zum wenigſten, freut ſich der frommen Tat, während die Steinplatten in Regen und Sonnenſchein, bei Tag und Nacht, in Kälte und Hitze in ihrer ſtillen Sprache von ſchlechten Gewiſſen und mannigfachen Sünden reden.

Jetzt verlaſſen wir den Indus zum letztenmal. „Leb' wohl, du in der Geſchichte ſo ſtolzer, erinnerungsreicher Strom! Gilt es auch mein Leben, ſo werde ich doch dereinſt deine Quelle droben in dem verbotenen Lande finden!" So dachte ich, während ich in Begleitung einiger Tſchamadare und Tſchapraſſis des Staates Kaſchmir und einiger meiner eigenen Leute um die Felſenecke herum- und in das Nebental einbog, durch das der Weg an den Klöſtern Karu und Dſchimre vorbei nach dem Tſchang-la hinaufführt. Der Weg wird jetzt ſchlechter; er verſchlimmert ſich mit jeder Tagereiſe und verwandelt ſich bald in einen oft kaum mehr erkennbaren Fußpfad, um ſchließlich ganz zu verſchwinden. Die große Straße nach Lhaſa, die ſich längs des Indus hinzieht und nach Gartok hinaufführt, war mir ja verſperrt.

Unſere Reiſegeſellſchaft iſt recht ſtattlich; jeden Abend wird ein Schaf geſchlachtet, und in der Mitte der verſchiedenen Gruppen, die ſich zu gemeinſamer Mahlzeit gebildet haben, kochen die Töpfe über den Feuern. Noch mache ich keinen Verſuch, die Namen meiner neuen Diener zu er-

lernen; es wimmelt ja unter ihnen noch bei jeder Gelegenheit von Kulis und Dorfbewohnern, die kommen und gehen, und ich weiß kaum, wer meine eigenen Leute sind. Einstweilen muß es noch so gehen; es wird schon die Zeit kommen, daß ich ihre nähere Bekanntschaft mache, wenn sich erst alle fremden Elemente verlaufen haben. In der Dunkelheit ertönt wehmütiger Gesang; es ist der Nachtwächter, der singt, um nicht einzuschlafen.

Schon bei Dschimre sind wir auf einer Höhe von 3651 Meter, und während der ganzen Tagereise bis nach Singrul, wo wir uns 4898 Meter über dem Meere befinden, geht es aufwärts. Der Weg zieht sich meist auf den steinigen, unfruchtbaren Abhängen der linken Talseite hin, während der Bach näher an der rechten entlangfließt, wo intensiv grüne Felder seinen Wasservorrat derartig brandschatzen, daß bei seinem Austreten aus dem Tal nur wenig davon übrig ist. Durch ein Seitental von rechts führt ein Paßweg nach Nubra. In Sakti verirrt man sich in einem Labyrinth von engen Gängen zwischen Hütten und Tschorten, Geröllblöcken und Mauern, Mani-Steinwällen und Terrassen, die den horizontalen, stufenartig angelegten Äckern als Stützen dienen. Auf der Höhe über uns sieht man den Tschang-la, und schon beim Anblick der gewaltigen, abschüssigen Steigung des dort hinaufführenden Weges wird einem schwindlig.

Tagar ist das letzte Dorf vor dem Passe; hier hatte ich früher schon ein paarmal Rast gehalten. Seine Weizenfelder ziehen sich noch eine Strecke weit talaufwärts, laufen dann aber keilförmig zu und setzen sich schließlich nur noch als schmaler, gewundener Grasstreifen in der eigentlichen Rinne der Talsohle fort. Die verschiedenen Kolonnen der Karawane schreiten immer höheren Regionen zu, einige sind schon am Ziel, und die letzten haben wir eingeholt. Der Pfad führt steil zwischen gewaltigen Blöcken von grauem Granit aufwärts, so daß unsere Ladakis aufpassen müssen, daß die Kisten nicht daran stoßen.

Nach vier und einer halben Stunde sind wir oben auf der kleinen terrassenförmigen Raststelle Singrul, und von den mit Yakdung unterhaltenen Feuern schwebt der blaugraue Rauch über den nur spärlich mit Gras bewachsenen Boden hin, den ein kristallheller Quell durchrieselt. Eine hochalpine, kalte und unfruchtbare Landschaft umgibt uns (Abb. 40). Muhamed Isa thront wie ein Pascha in seiner Burg von Kisten und Proviantsäcken, das übliche Schaf wird geschlachtet und zerlegt und strandet dann mit Magen, Gedärmen und allem sonstigen in dem gemeinsamen Kessel. Nur der Kopf und die Füße werden auf Steinen am Feuer gebraten. Einige der Männer nehmen sich das Fell und benutzen den

Abend dazu, um es zu reiben und weich zu machen — vermutlich soll es als Bettdecke benutzt werden.

Die beiden Radschputen saßen ein wenig von den anderen entfernt an ihrem eigenen kleinen Kochtopf und verzehrten, wie ich sah, ein sehr leichtes Mittagessen von Spinat, Brot und Reis. Die dünne Luft schien ihnen gar nichts auszumachen und die Kälte auch nicht; dagegen waren die kleinen Hunde sehr mißmutig darüber, daß das Thermometer am Abend nur noch 7 Grad zeigte; sie jaulten jämmerlich und krochen unter meinem Zeltbett zu einem einzigen Knäuel zusammen. Die vier Kulis, die das Boot trugen, gingen noch über Singrul hinaus nach einer Grotte, wo sie, wie sie sagten, besser vor der Nachtkälte gesichert sein würden. Gegen Abend schwoll der Bach an und einer seiner Arme steuerte gerade auf mein Zelt los; es mußte durch einen provisorischen Damm geschützt werden. Die Ladakis saßen höher oben und schlürften ihren roten, mit Butter gemischten Tee, und an mehreren Stellen erhellten rötlichgelbe Feuer die Nacht.

Die Temperatur sank auf — 6,1 Grad, und es ward wirklich recht unbehaglich in diesen hohen, rauhen Regionen, wo die Winde frei ihr Spiel treiben und die Sonne den Schnee noch nicht überwältigt hat; noch liegen überall ziemlich große Schneeflecken, und von ihren Rändern rieseln klare Bächlein herab, an deren Seiten saftiges Moos und Gras sprießt, das wie ein feiner Rasenteppich aussieht. An Indiens Wärme gewöhnt, empfindet man die Kälte besonders heftig beim Aufstehen, wenn der Hagel wie Zuckerkügelchen gegen das Zelt schmettert. Ein blauschwarzer Rabe sitzt auf einem Steinblock, fliegt manchmal herab, um zu untersuchen, was wir liegengelassen haben, schmatzt und schluckt mit klingendem Ton und scheint mit seiner Morgenbeute zufrieden zu sein.

Schwer und langsam arbeiten sich die Pferde und die Maulesel durch diesen ewig grauen Granitschutt und zwischen den im Wege liegenden Blöcken im Zickzack hinauf. Unsere Truppe ist bedeutend verstärkt, denn die Tiere brauchen auf den Abhängen Hilfe und die Lasten geraten leicht ins Rutschen. Um, wie unsere Kulis, diese Höhen mit schweren Lasten auf dem Rücken zu erklimmen, bedarf es besonders konstruierter Lungen, eines guten Brustkorbes und eines kräftigen Herzens. Immer höher hinauf geht es zu dem Paß in der gewaltigen Bergkette, die den Indus von seinem großen Nebenflusse Schejok trennt. Noch sehen wir die grünen Felder drunten in der Tiefe des Tales, die Vogelperspektive und ihre kartographische Wirkung steigern sich immermehr, und immer deutlicher und übersehbarer wird die Landschaft, die hinter uns bleibt.

Scharf gezeichnete orographiſche Linien laſſen uns das Induſtal ahnen, und die mächtige Kette auf ſeiner anderen Seite ſteigt dunkel und mit Schnee bedeckt vor uns auf. Fünfzig mit Salz beladene Mauleſel aus Rudok drohen uns den Weg zu verſperren, werden aber von unſeren Leuten beiſeite getrieben. Von Zeit zu Zeit machen wir halt, um die Tiere verſchnaufen zu laſſen. Dann geht es wieder eine Strecke aufwärts; immer häufiger muß geraſtet werden; die Pferde ſchnauben, dehnen ihre Nüſtern und atmen ſchnell. Und dann wieder eine Strecke bis zum nächſten Ruhepunkt.

Endlich aber ſind wir oben, 5360 Meter über dem Meere! Allerdings zeigte das Thermometer 5,2 Grad über Null, aber es war Nordwind, der Himmel überzog ſich mit dichten Wolken, die über die Kämme des Gebirges heranfegten, und bald darauf hagelte es wie Rutenſchläge auf uns nieder. Oben auf dem Tſchang-la ſteht ein Steinhaufen mit Opferſtangen, die überall mit zerlumpten, vom Wind zerriſſenen Wimpeln behängt ſind; alle dieſe Wimpel tragen in tibetiſchen Schriftzeichen das Gebet der heiligen ſechs Silben; bunt und verblichen, flattern und klatſchen ſie im Winde, als wollten ſie die Gebete antreiben, ſich in immer höhere Regionen auf unbekannten Wegen zu den Ohren der Götter emporzuſchwingen. Hörner und Schädel zieren das erhabene Opfermal. Hier machen alle unſere Ladakis der Reihe nach halt, ſchreien Hurra, tanzen, ſchwenken ihre Mützen und freuen ſich, dieſen kritiſchen Punkt ohne Mißgeſchick erreicht zu haben.

Der Abſtieg nach Oſten hin vom Paſſe hinunter iſt jedoch noch ſchlimmer; lauter Schutt, Blöcke jeder Größe, ſcharfkantige Granitſtücke und dazwiſchen eine ewige Schlammſuppe, worin es bei jedem Schritte der Pferde gluckſt und quatſcht. Bisweilen gleicht der Pfad mehr einer Treppe, auf der es kopfüber hinabgeht, aber unſere Pferde ſind ſicher auf den Füßen und an ſchlechtes Terrain gewöhnt; kalt und öde, rauh und grau, windig und düſter iſt es — wie anders als in den ſonnigen, ſommerlich warmen Gegenden, die wir kürzlich verlaſſen haben!

Am Fuße des eigentlichen Paßkegels wartete der alte Hiraman, ein Freund von meiner früheren Reiſe her. Der Alte war ganz unverändert, vielleicht noch ein bißchen runzeliger als gewöhnlich (Abb. 43).

Nach einer Nacht mit 7,1 Grad Kälte ritten wir von Sultak weiter, an ſeinem kleinen, durch Moränen aufgeſtauten See vorbei und das Geröllтal hinab (Abb. 41). Jetzt mußten die Hunde laufen und taten es auch während des kurzen Tagemarſches ohne Murren; als ſie aber in Drugub anlangten, bereuten ſie ihre Kraftprobe aufrichtig und waren ſo erſchöpft vor Müdigkeit, daß ſie ſogar ihre übliche Beißerei vergaßen.

Drugub (Abb. 42) liegt nur 3900 Meter hoch, und auf der kurzen Strecke bis Tankſe ſtiegen wir auch nur 91 Meter; von da an aber geht es langſam wieder bergauf, bis man ſchließlich auf die großen offenen Hochebenen gelangt, wo die Höhenunterſchiede während des monatelangen Vorrückens bloß unbedeutend wechſeln. Oberhalb Tankſe erhebt ſich im Hintergrund ein mächtiger, ſchön gemeißelter Bergſtock; auf ſeinen beiden Seiten gähnen tiefe Täler; durch das ſüdliche geht ein Weg nach Gartok, den ich ſpäter kennen lernen ſollte, durch das nördliche aber die Straße nach Muglib, auf der ich ſchon früher marſchiert war; dieſe ſollte ich nun wiederſehen und zwei Tagereiſen lang auf Wegen ziehen, die mir wohlbekannt waren.

Der Tankſefluß iſt ziemlich waſſerreich; wir überſchritten ihn an einer breiten, ſeichten Stelle, wo das Gefälle ſehr ſchwach iſt; das Waſſer iſt faſt ganz klar, von blaugrüner Farbe und gleitet lautlos wie Öl über den Kiesgrund des Bettes hin. Das ganze Dorf war auf den Beinen und ſah zu, wie mein Zelt aufgeſchlagen wurde in dem kleinen Gebüſch einiger Weiden, die entſchloſſen den Kampf mit der hohen Lage und dem rauhen Klima aufgenommen hatten. Dies waren aber auch die letzten Bäume, die wir während des nächſten halben Jahres zu ſehen bekamen.

In Tankſe raſteten wir einen Tag und ſchloſſen mit den Männern ab, die mit ihren dreißig gemieteten Pferden warteten. Auf den erſten Tagemärſchen macht man ſtets allerlei Erfahrungen, und auch jetzt blieb noch dieſes und jenes abzuändern. So ſtellte Muhamed Iſa für die Karawanenleute ein großes tibetiſches Zelt mit breiter Rauchſpalte auf dem Dache her. Rings um den inneren Zeltrand ſollten die Proviantſäcke einen Wall zum Schutz gegen den Wind bilden und dort ſelbſt vor Regen geſchützt ſein. Außerdem wurde geröſtetes Mehl, Gewürz und Tabak für die Leute gekauft, dazu alle Gerſte, die in der Gegend zu haben war. Die Häuptlinge von Tankſe und Pobrang (Abb. 44) erboten ſich, uns einige Tage zum Vergnügen zu begleiten, um aufzupaſſen, daß alles gut gehe.

Spät am Abend erhellten flammende Feuer in Muhamed Iſas Lager die Gegend, und die lärmende Muſik klang fröhlicher als je. Die Karawanenleute nahmen mit einem Schmauſe Abſchied von der „Ziviliſation“ und hatten die Dorfhonoratioren und Tänzerinnen zu Tee und Geſang geladen. Es ging dabei recht heiter zu; das Gerſtenbier „Tſchang“, ein Nationalgetränk Ladaks, brachte Gäſte und Wirte in fröhliche Stimmung, und noch als ich einſchlief, hörte ich Frauengeſang, Flötentöne und Sackpfeifermelodien von den Bergwänden widerhallen.

Am 21. Auguſt ſetzten wir uns wieder in Bewegung; bei unſerem Abzug war ganz Tankſe auf den Beinen, außerdem noch die Eingeborenen, die ſich aus den Nachbardörfern geſammelt hatten, und alle riefen uns nun ganz freundlich ein letztes „Dſchole“ und „Glückliche Reiſe“ zu.

Hier begann ich das erſte Kartenblatt zu zeichnen und damit eine Arbeit, die nun länger als zwei Jahre meine Aufmerkſamkeit angeſpannt auf jeden Kilometer des zurückgelegten Weges und auf alles richten ſollte, was ſich von meiner Route aus beobachten ließ. Zugleich begann das Sammeln von Geſteinproben; Handſtück Nr. 1 war von kriſtalliniſchem anſtehendem Schiefer, während der Talboden noch immer mit großen und kleinen Granitblöcken bedeckt war.

Wir ließen das kleine Tankſekloſter auf ſeinem Felſenvorſprung links liegen und hielten uns von jetzt ab auf der rechten Seite des Muglibbaches, bald am Fuß des Bergſtockes und an ſeinen Schuttkegeln vorbei, bald über deutlich erkennbare Geröllterraſſen, bald wieder längs des Bachufers, wo ſich hier und dort eine Wieſe en miniature ausdehnt. Im Talkeſſel bei Muglib dagegen iſt gutes, üppiges Weidegras; dicht am Bach ſind die Wieſen ſumpfig und tückiſch, aber weiter oben iſt der Boden ſandig und ſogar Diſteln kommen zwiſchen dem Graſe vor, das in Raſenbüſcheln den Boden bedeckt.

Hier weideten unſere 130 Tiere, die in aller Eile beſichtigt wurden. Sonam Tſering mußte Rechenſchaft ablegen über ſein Vogtamt, das er trefflich verwaltet hatte. Unſere Mauleſel ſahen nun, nachdem ſie fünf Tage lang im Freien auf den Wieſen von Muglib gegraſt hatten, fett und rundlich aus. Mein Lager war jetzt zum erſtenmal vollſtändig beiſammen und nahm ſich mit ſeinen vier Zelten und ſeinen vielen Gruppen der um verſchiedene Feuer ſitzenden Männer recht ſtattlich aus. Überall hört man Pferde wiehern und Eſel ſchreien, die Männer nehmen ihnen die Packſättel ab, um nachzuſehen, ob deren Unterſeite auch glatt iſt und keine Wunden ſcheuern kann, die Tiere werden geſtriegelt und gefüttert, ihre Hufe werden unterſucht und friſch beſchlagen, wenn die alten Hufeiſen auf dem bisherigen ſteinigen Gelände abgenutzt ſind.

Das Dorf Muglib beſteht aus drei armſeligen Hütten, deren zwölf Bewohner Gerſte und Erbſen bauen. Man erwartete die Gerſtenernte in zehn Tagen, aber die Erbſen ſtanden noch in voller Blüte und konnten vor dem Eintreten der Nachtfröſte nicht mehr reif werden; ſie werden dann, während ſie noch ſaftig und grün ſind, als Pferdefutter verbraucht. Ich fragte einige Leute aus Muglib, was ſie im Winter täten. „Schlafen und frieren“, antworteten ſie.

Die Sonne war am folgenden Morgen noch nicht aufgegangen, als

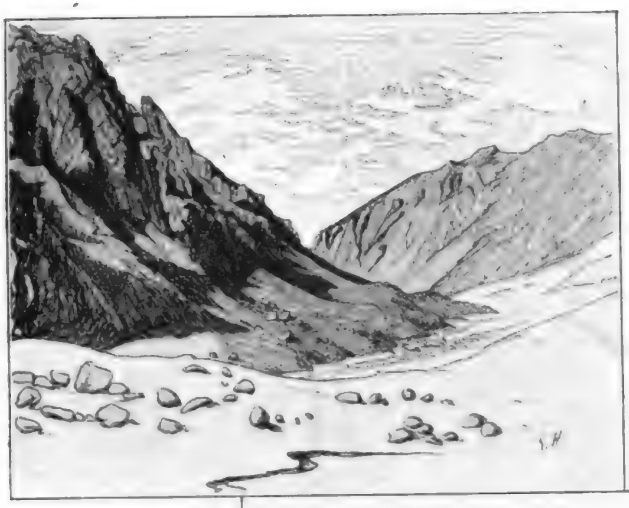
mich Geschrei und Geklapper, lautes Reden, Rossestampfen und Gewieher aus dem Schlafe weckten — die schwere Kavallerie brach unter Muhamed Isas Führung auf! Und dann machten die Hündchen ausfindig, daß mein Bett ein trefflicher Spielplatz sei, und ließen mir keine Ruhe mehr. Manuels Morgenfeuer in der Küche begann zu knistern, und duftende Dämpfe verrieten, daß es zum Frühstück Hammelkotelettes gab. Nun, ich war ja an das Feldleben gewöhnt, hatte es aber nie so gut gehabt wie jetzt und war noch nie Besitzer einer so großen und so vollständigen Karawane gewesen.

Oberhalb des Dorfes geht es sechsmal über den Bach; er ist ganz klein, und seine Wassermenge scheint immer die gleiche zu sein, denn er kommt aus einem kleinen See, an dessen Ostufer ich im Dezember 1901 gelagert hatte. Jetzt folgen wir seinem Norduser über mehrere recht beschwerliche Bergausläufer von schwarzem Schiefer und Quarzit hinweg; weiterhin ist der Boden bald mit Kies bedeckt, bald hat er kleine Flächen mit struppigem Gras, und ist dann wieder sehr sandig. Bisweilen rieseln wasserreiche klare Quellen gerade an den Bergseiten hervor, wo sich in den Mündungen der Schluchten mächtige Schuttkegel fächerartig nach dem Tale hinziehen.

Ein beflaggter Steinhaufen und ein Mani bezeichnen den hydrographisch wichtigen Punkt, der eine Wasserscheide zwischen dem Panggongtso und dem Indischen Ozean bildet; seine Höhe beträgt 4327 Meter. Von hier aus fällt das Tal langsam nach dem See ab, und wir reiten in der Rinne, die einst seinen Abfluß nach dem Schejok und dem Indus bildete.

Jetzt ist der Panggong-tso (tso = See) vom Indus abgeschnitten und hat infolgedessen salziges Wasser. Hinter einem Bergvorsprung auf der rechten Talseite, der die Aussicht verdeckt, tritt die westliche Spitze des Sees hervor, und nachdem wir noch ein paar Minuten geritten sind, entrollt sich vor mir ein großartiges Panorama: der große blaugrüne See zwischen seinen kolossalen Felsen. Sein Norduser entlang war ich vor fünf Jahren mit meinen Kamelen gezogen, meinen alten tüchtigen Veteranen, die in Ladak solches Aufsehen erregt hatten, daß ich dort noch immer der „Kamelherr" genannt wurde!

Gerade an der Stelle, wo der Pobrangfluß mündet und sein flaches, lagunenreiches Delta bildet, hielt ich eine Weile Rast, um mit dem Kochthermometer noch eine kontrollierende Höhenbestimmung zu erhalten, dann ritten wir am Flusse entlang; im Dezember 1901 war er mit Flugsand angefüllt, jetzt aber voll Wasser. Wenn im Winter der Zufluß aufhört, füllt sich das Bett augenscheinlich mit Sand, aber die Dünen werden wieder fortgespült, sobald die Frühlingsflut einsetzt.



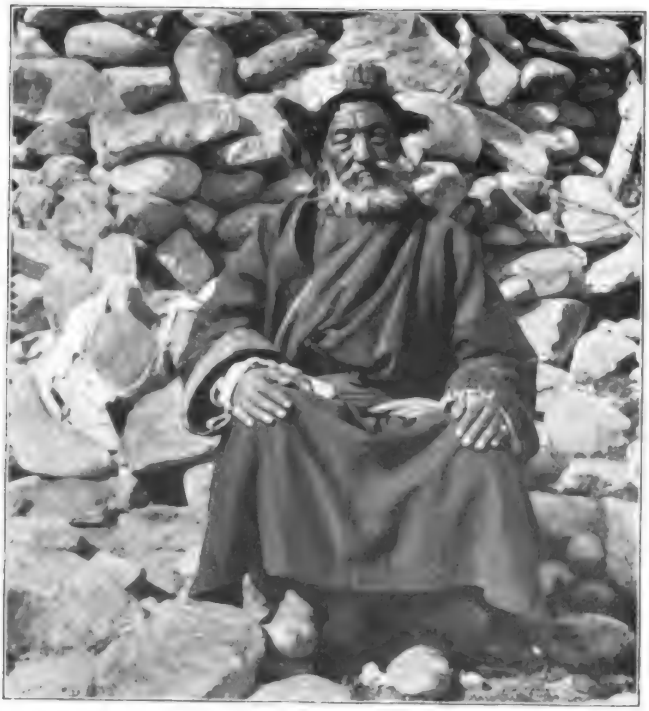
40. Von Singrul nach dem Passe Tschang-la.

41. Aussicht von Soltak.

42. Drugub.

Skizzen des Verfassers.

Digitized by Google



43. Mein alter Freund Hiraman aus Ladak.

44. Sampul und Tschenmo, die Dorfältesten von Pobrang und Tankse, links mein Karawanenführer Muhamed Isa.

Digitized by Google

Lukkong ist ein kleines Dorf mit ein paar Steinhütten, einem Gerstenfeld, einem Tschorten, einer Wiese und einer verkrüppelten Bergpappel. Von hier aus zog sich unser Weg nach Norden und Nordosten durch das breite, mit Geröll bedeckte Tal, wo man schon eine Vorahnung von den flacheren Bodenformen des tibetischen Plateaus bekommt. Wir befanden uns in einem Gebiet, das nach dem Meere hin keinen Abfluß mehr hat; wir hatten bereits drei wichtige Schwellen, nämlich den Sodschi-la, den Tschang-la und heute auch den kleinen Panggongpaß überschritten, hatten aber noch zwei gigantische Pässe vor uns, ehe wir endgültig die weite Fläche des Hochlandes betraten. Hinter dem ersten mußten wir nochmals in das Stromgebiet des Indus hinabsteigen, hinter dem zweiten aber erwartete uns ein abflußloses Gebiet, bis wir später in die Gegenden gelangten, die durch das obere Talgebiet des Brahmaputra einen Abfluß nach dem Weltmeer haben.

Von einem kleinen Paß mit einigen Steinmalen aus hatten wir schließlich eine überraschende Aussicht über ein Tal, das mit dem eben durchwanderten parallel lief und reich an grünen Wiesen war. Oberhalb und unterhalb des Dorfes Pobrang zeigten sich zahlreiche Zelte und Lagerfeuer, und der Weidegrund war schwarz getupft von Karawanentieren, denn mein Lager war nicht das einzige, das Pobrang heute einen flüchtigen Besuch abstattete; auch ein englischer Schikari war dort zu Gaste, ein Mr. Lucas Tooth, der im Gebirge gejagt hatte und mit seiner Beute an Antilopengehörnen sehr zufrieden war. Wir unterhielten uns bis Mitternacht in meinem Zelt; es war der letzte Europäer, den ich während einer Zeit von mehr als zwei Jahren gesehen habe.

Sechstes Kapitel.

Zum Rande der tibetischen Hochebene.

In Pobrang hatten wir wieder einen Ruhetag; dort trafen wir das letzte gute Weideland auf dem Weg nach Tibet; auch war es wichtig, daß Leute und Tiere sich allmählich, Schritt für Schritt an die zunehmende Höhe gewöhnten. Ich hatte ferner meine Post aus Schweden und Indien erhalten und war lange in meine Briefe und ihre Beantwortung vertieft; der Postbote sollte schon am nächsten Morgen nach Leh zurückkehren. Es war jedoch vereinbart worden, daß uns noch ein „Mail-runner" von dort nachgeschickt werden sollte. Von Pobrang aus sollte er einen Kameraden mitnehmen, weil die Gegend der Wölfe wegen unsicher ist. Nach dem Aufhören des Weges würden sie den Spuren der Karawane leicht folgen können, und es wurde verabredet, daß wir an zweifelhaften Stellen kleine Steinhaufen anlegen wollten, nach denen die Postboten sich richten könnten. Sie ließen jedoch nie wieder etwas von sich hören, und ich weiß nicht, wie ihr Vorhaben abgelaufen ist! Pobrang blieb also der letzte Punkt, an dem ich noch mit der Außenwelt in Berührung stand.

Hier kauften wir auch dreißig Schafe als lebenden Proviant, denn mehr glaubten wir nicht nötig zu haben, da die Jagd doch auch etwas abwerfen mußte und einige meiner Leute tüchtige Jäger waren.

Auf Muhamed Isas Vorschlag wurde Sonam Tserings Lohn auf zwanzig Rupien erhöht und er selbst zum Karawan-baschi der Maulesel ernannt. Der alte Gussaru war Anführer der Pferdekarawane, und Tsering, wie wir Muhamed Isas jüngeren Bruder ganz einfach nannten, hatte die Oberaufsicht über die kleine Karawane, die mein Tagesgepäck, mein und Roberts Zelt und die Küche beförderte.

Der Tschamadar Rahman Khan, der 1902 mein Führer gewesen und nun schon von Lama-juru mit uns gekommen war, wurde entlassen und gut bezahlt, ebenso die beiden Tschaprassis Rasul und Ische. Der alte Hiraman wollte uns durchaus noch eine Tagereise weit begleiten,

während der „Numberdar" von Pobrang und der „Kotidar" von Tankſe uns, wie geſagt, noch bis auf das Plateau hinauf bringen ſollten. Auf dieſe Weiſe ſchrumpfte die Geſellſchaft allmählich zuſammen; zuletzt ſollten uns die gemieteten Pferde und ihre zehn Führer verlaſſen.

Allabendlich pflegte ich mit Muhamed Iſa Rat zu halten; gewöhnlich war auch Robert zugegen, denn er war ja doch der erſte aller meiner Diener, er leitete die Geſchäfte der Karawane und führte Buch über unſere Ausgaben. Wir beſchloſſen jetzt, daß einige der gemieteten Yaks das Boot tragen und unſere letzten Kulis umkehren ſollten. Dann machten wir einen Überſchlag über unſeren Proviant; der Mais und die Gerſte mußten 68 Tage ausreichen; das Mehl für unſere dreißig Leute hielt wenigſtens 80 Tage, bei einiger Sparſamkeit drei Monate vor; der Reisvorrat konnte erſt nach vier bis fünf Monaten erſchöpft ſein. Doch wie man auch rechnet und ſeine Voranſchläge macht, eine Durchquerung ganz Tibets iſt immer eine riskante, abenteuerliche Sache, und die Rechnung ſtimmt ſelten. Man kann ſicher ſein, daß man ſeine Tiere maſſenhaft verliert; es kann vielleicht auch zu einer Kriſis kommen, in der die Laſten den noch lebenden Tieren zu ſchwer werden und man einen Teil des Gepäcks opfern muß. Aber es kann auch vorkommen, daß der Proviant ſchneller zu Ende geht als die Tiere; dann müſſen dieſe ſich große Schmälerungen ihres Futters gefallen laſſen und ſich ſchließlich nur noch von dem ernähren, was die Erde bietet.

Die Hauptſache war mir jetzt, daß ich die Karawane ſo lange halten konnte, bis wir nördlich vom Bogtſang-tſangpo, etwa in 32° n. Br. und 86° ö. L., die erſten Nomaden treffen würden; waren wir erſt glücklich ſo weit, dann halfen wir uns ſchon auf irgendeine Weiſe durch. Schon jetzt entwarf ich einen Feldzugsplan, der hauptſächlich darin beſtand, uns nie von Zeit und Entfernungen, ſondern nur von Weideland und Waſſer abhängig zu machen. Die Dauer eines Tagemarſches richtet ſich dann nach dem Vorkommen dieſer unentbehrlichen Hilfsmittel, und ſelbſt ein einſtündiger Marſch genügt für einen Tag, wenn er nur zu leidlicher Weide führt. Wo jedoch das Land völlig unfruchtbar iſt, kann man beliebig weit vorrücken. Von meinen wirklichen Plänen ahnte noch keiner etwas; erſt wenn die letzten Männer uns mit ihren Pferden verlaſſen hatten, wollte ich alles verraten. Tat ich das jetzt ſchon, ſo wäre der Plan in Ladak bekannt geworden und hätte von dort aus die Ohren meiner Gegner erreicht. Dann aber wäre mir ſchon am Bogtſang-tſangpo, wie ſchon ſo oft, ein unerbittliches „Bis hierher und nicht weiter" entgegengeklungen.

Am 24. Auguſt verließen wir Pobrang, das letzte Dorf, und ritten

talaufwärts. Auf kleinen Raſenplätzen ſonnten ſich prächtige zahme Yaks. Links dehnt ſich das Ldatatal aus, deſſen unterer Teil gute Weide hat. Von einer flachen hügelartigen Bodenerhebung mit ein paar Steinmalen aus geſehen, erſcheint das Land nach Oſten hin mit ſeinen flachen, abgerundeten Formen und ſeinen wenig ausgeprägten offenen kleinen Tälern mit ausgetrockneten Abflußrinnen immer mehr tibetiſch. Alles ſieht öde und unfruchtbar aus; nur noch kleine, harte Japkakpflanzen kommen vor. Das Steigen geht außerordentlich langſam, aber der Pfad iſt in dem ermüdenden Kies oder Sand noch deutlich zu erkennen. Von Waſſer ſieht man keinen Tropfen. Das Wetter iſt ganz tibetiſch, bald glutheiß, wenn es ruhig und klar iſt, bald rauh und kalt, wenn Wolken die Sonne verbergen und der Wind Roß und Reiter mit Flugſand umhüllt.

Bei Lunkar lagerten wir in der Nähe einiger verlaſſenen Steinhütten. Nur ein paar hundert Meter von uns entfernt weideten ein paar Kulane oder Kiangs, wie die Wildeſel in Tibet und Ladak genannt werden. Neun Lagerfeuer erhellten die Dunkelheit, und zwiſchen ihren Feuerbränden ziſchte der Schnee, der abends fiel und, wie der Nachtwächter meldete, erſt gegen Morgen aufhörte.

Am Morgen hörte man denn auch den knarrenden Ton, der entſteht, wenn man auf gefrorenen Schnee tritt; mein Zelt wölbte ſich unter ſeiner Schneelaſt nach innen, und die ganze Landſchaft verſchwand unter der winterweißen Decke, während dichte Wolken über allen Kämmen ſchwebten. Manuel und Ganpat Sing hatten noch nie Schnee fallen ſehen; ſie machten ein überaus erſtauntes und neugieriges Geſicht, ſahen aber auch in ihren Puſtins oder Jarkentpelzen recht verfroren aus. Die Hündchen hingegen waren über dies neue Begebnis höchſt mißvergnügt und bellten den Schnee in ihrem Ärger ſo lange an, bis ſie merkten, daß es ihnen nichts half. Unſere Dreiſtigkeit, die Karawane durch zwei große Hunde aus Pobrang zu verſtärken, konnten ſie auch nicht billigen. Eine andere Verſtärkung, die in Lunkar gemacht wurde, beſtand aus zehn Ziegen, die mich mit Milch verſehen ſollten.

Im Handumdrehen waren wir aus dem noch in Tankſe herrſchenden Sommer in vollſtändigen Winter auf den Höhen verſetzt und erhielten einen Vorgeſchmack von der Nähe der tibetiſchen Kälte. Vom Sommer bekamen wir dies Jahr wohl nicht mehr viel zu ſehen, höchſtens Pamſal konnte uns noch einen letzten Abſchied von der warmen Jahreszeit beſcheren.

Die ganze Karawane war noch da, als ich aus meinem Zelte trat, und wir brachen daher gemeinſam auf. Der alte Hiraman verabſchiedete ſich und ritt wieder nach ſeiner Hütte talabwärts. Die Sonne ſchien, und alles wurde daher blendend weiß; ſogar die Ladakis mußten ihre

Augen mit einer Wollzotte ſchützen, die ſie ſich vorn unter die Mütze ſteckten, und ſahen mit dieſem nichts weniger als kleidſamen Stirnſchmuck urkomiſch aus.

Der gewaltige Zug ſchlängelte ſich jetzt, einer ſchwarzen Rieſenſchlange vergleichbar, zum nächſten Paſſe hinauf. Zuerſt brachen die vierzig Schafe und Ziegen mit ihren Führern auf, wurden aber bald von den Mauleſeln überholt, die nun den ganzen Tag an der Spitze marſchierten. Der nächſte im Zug war dann Muhamed Iſa mit der Pferdekarawane, der die gemieteten Pferde mit ihren Führern und deren Yaks auf den Ferſen folgten. In ihren Spuren trotteten unſere ſieben gemieteten Yaks, deren Los es war, die ſchwerſten Kiſten und das Boot zu ſchleppen; ſie machten ihre Sache ganz vorzüglich, waren aber auch Tiere erſter Güte, große ſchwarze Bieſter; ſie ſchienen weder die hohe Lage des Paſſes noch das Gewicht der Kiſten zu fühlen und hielten den ganzen Tag hindurch mit den letzten im Zuge gleichen Schritt. Hinter den Yaks dann ritt ich mit Robert, dem Kotidar von Tankſe und einem Mann zu Fuß, der mein Pferd hielt, wenn ich abſtieg, um Geſteinproben zu ſuchen, Peilungen vorzunehmen oder Skizzen zu machen. Zuletzt kamen Tſering und Manuel mit meiner kleinen Lagerkarawane.

Wir waren noch nicht weit geritten, als wir das Pferd einholten, das als Nummer 52 auf der Liſte ſtand, es war aus Sanskar und hatte 90 Rupien gekoſtet. Es hatte geſtern nicht mehr gefreſſen, und heute ging es ſichtlich mit ihm zu Ende, denn, von einem Manne angetrieben, taumelte es nur noch ſchrittweiſe vorwärts. Es blutete aus den Nüſtern, ſein Bauch war geſchwollen und ſein Maul kalt, was als ſchlimmes Zeichen galt; es ſchien an Schwindel zu leiden, fiel ſchließlich hin und war nicht mehr zum Aufſtehen zu bewegen. Nach einer Weile raffte es ſich zwar von ſelbſt mit einer letzten Kraftanſtrengung empor, rollte aber nur wieder auf die andere Seite. Vom Paß aus ſah man es noch lange regungslos daliegen, ſeinen Begleiter neben ihm; dieſer holte uns ſpäter wieder ein und erklärte, mit dem Pferde ſei nichts mehr anzufangen. Es erhielt alſo Nummer 1 auf der Verluſtliſte, und ich beſtimmte, daß der Kotidar von Tankſe es behalten dürfe, falls es unerwarteter Weiſe doch noch geneſen ſollte.

Von unſerem Lagerplatz in Lunkar aus hatte der heutige Paß, der Marſimik-la, ganz leicht und harmlos ausgeſehen (Abb. 45), aber ſchon jetzt merkte man, daß ſein Überſteigen eine recht ernſte Sache werde. Zuerſt mußten die Pferde alle fünf Minuten anhalten und ſich verſchnaufen, dann ſchon alle anderthalb Minuten, ſchließlich konnten ſie nicht länger als eine Minute auf einmal weiter und mußten dann ebenſolange ſtillſtehen. Der

Schnee lag jetzt beinahe fußhoch, und die Karawane ſah in der weißen Umgebung wie eine rabenſchwarze Schlangenlinie aus. Über der gewaltigen Schneekette im Süden und Weſten türmten ſich ſeltſam gelbgraue und violette Wolken. War die Sonne zu ſehen, dann brannten uns Geſicht und Hände; verbarg ſie ſich aber hinter den Wolken, dann war es prächtig, und das Sonnengeflimmer im Schnee, das den Augen außerordentlich läſtig war, dämpfte ſich durch die Wolkenſchatten.

Vor uns ſcheint die Karawane ganz ſtill zu ſtehen, ſo langſam geht es in dieſer ſtark verdünnten Luft. Trotzdem bewegt ſie ſich vorwärts, man hört es an den beſtändigen Rufen der Treiber. Einige Ladakis ſingen einſtimmig und melodiſch, um ſich ſelbſt und den Tieren die Arbeit zu erleichtern. Sie ſind ſo heiter und vergnügt, als zögen ſie zum Erntefeſt. Von Zeit zu Zeit aber dröhnt Muhamed Iſas Stimme wie rollender Donner und läßt die Mahnrufe „Chavaß" und „Chabardar" ertönen. Hoch oben ſehen wir ihn ſtehen in der letzten Biegung, die zum Paß hinaufführt, und hören, wie er als Mittelpunkt des Halbkreiſes, den die Karawane jetzt bildet, ſeine Befehle austeilt. Sein geübtes Falkenauge ſieht jedes einzelne Pferd; wenn eine Laſt herunterzugleiten droht, ruft er den nächſten Mann an; wenn eine Stockung oder eine Lücke entſteht, wenn ein Tier vom Pfade abbiegt, er merkt es ſofort. Die Hände in den Taſchen und die Pfeife im Munde, geht er hinterher ruhig zu Fuß über den Marſimik-la.

Jetzt erreicht die erſte Kolonne der Mauleſel die Paßſchwelle. Ein ſingender Freudenruf erſchallt über den Bergen; er hört ſich klar und rein, aber unbeſchreiblich dünn, kalt und klanglos an und erſtirbt ſofort, ohne auch nur das ſchwächſte Echo zu wecken; dazu iſt die Luft zu dünn. Jede neue Abteilung, die den Paß erreicht, ſtimmt dasſelbe Triumphgeſchrei an. Mit einem Gefühl der Erleichterung ſehe ich das letzte Pferd hinter der weißen Kammlinie des Paſſes verſchwinden.

Auf dem höchſten Punkt des Paſſes machte ich wie gewöhnlich eine ziemlich lange Raſt zu Beobachtungen, während Tſerings Kolonne an mir vorbeizog und auch die Yaks grunzend über den Marſimik-la trabten. Die abſolute Höhe betrug 5591 Meter, der Himmel war teilweiſe klar, und es war hier ſo warm wie in einem Ofen, obgleich die Temperatur nur auf $+1{,}5$ Grad geſtiegen war. Bevor wir uns wieder in Bewegung ſetzten, waren uns die letzten des Zuges ſchon an der Felsecke, die den Eingang des abwärtsführenden Tales bezeichnete, aus dem Geſichte verſchwunden. Einſam und verlaſſen lag das gefallene Pferd wie ein ſchwarzer Punkt im Schnee. Es war das Opfer, das die Götter des Paſſes als Zoll für unſeren Übergang gefordert hatten.

Nach Osten hin sieht das Hochgebirge gleichmäßiger, wie abgehobelt aus, und keine ragenden Gipfel erheben sich über den Kämmen. Der Paßabhang ist widerwärtig mit Schutt und kleinen Blöcken bedeckt, die sozusagen in Schlamm schwimmen. Der Schnee taut, und man hört unausgesetzt ein sickerndes, brodelndes Geräusch. Den Weg der Karawane bezeichnet eine endlose Reihe kleiner tiefer Gruben, die sich mit Wasser gefüllt haben und die weiße Decke wie eine schwarze Schlangenlinie durchziehen. Unzählige Rinnsale sammeln sich zu einem Bache, der zwischen den Steinen dahinrieselt. Wo der Boden eben ist, bildet sich ein Sumpf, kuppelförmige Moosrasen verleihen ihm ein höckeriges Aussehen, und zwischen ihnen stehen Pfuhle, die oft hinterlistig tief sind. Wir folgen lange einem völlig vegetationslosen Abhang, und man wird beinahe ungeduldig, daß es so langsam nach dichteren Luftschichten abwärtsgeht.

Endlich geht es steil ins Tal hinab, einen unangenehmen Schuttabhang hinunter, den eine Menge kleiner Rinnsale durchfurchen. Von Westen her mündet hier ein großes, muldenförmiges Tal, in dessen oberem Teil man drei überschneite Gletscherzungen mit deutlich hervortretenden Frontspalten im Eise erblickt. Von ihnen stammt ein größerer Bach her, der sich mit dem Paßbach zu einem grüngrauen, weißschäumenden Flusse vereinigt. Von ihrem Vereinigungspunkt aus sehen wir das Tal, in dem wir zu unserem Lager ziehen sollen, in seiner ganzen Länge vor uns. Es ist tief und energisch eingeschnitten; der schäumende Fluß füllt seinen ganzen Boden aus. Man muß sich daher auf den abschüssigen Halden der rechten Talseite, ein- bis zweihundert Meter über dem Flusse, halten.

Hier kam uns einer der Hunde von Pobrang entgegen; er machte einen großen Bogen, um uns auszuweichen, und sah uns nicht einmal an, als wir ihn zu locken versuchten. Wahrscheinlich ahnte er, daß wir auf dem Wege nach unwirtlichen Gegenden seien und daß er bei Pobrangs elenden Hütten ein ruhigeres Leben führen könne. Über sumpfige, bemooste Schutthalden ging es dann endlich steil zum Lager hinunter, das sich gerade da erhob, wo unser Tal mit dem Spanglungtal in einem Winkel zusammenstieß, mitten zwischen hohen Bergen, wo nichts als das eintönige Rauschen der beiden Flüsse zu hören war (Abb. 46 und 47). Müde wirft man sich im Zelt nieder und freut sich über die wohlige Wärme des Kohlenbeckens. Bikom Sing war oben auf den Höhen und tat einen Fehlschuß auf eine Antilope. Muhamed Isa meinte scherzend, die Radschputen hätten bisher noch nicht mehr geleistet als die Hündchen. In unserer Mannschaftsliste zählte er sie überhaupt nicht mit; seiner Ansicht nach taten sie nichts, als an unseren Mehl- und Reisvorräten zehren.

Kalt und bleich schwebte eine kleine Mondsichel über den Gebirgen,

und wir waren froh, zur Ruhe zu kommen; nach einem solchen Tage kommt die Nacht als Erlöserin und Freundin.

Unser Weg nach Pamsal führte weiter durch das Spanglungtal abwärts, teils etwa fünfzig Meter über seiner Sohle, wo noch einige Schneeflecken mit dem kurzen Sommer kämpften, teils auf scharf gezeichneten Seitenterrassen, die mehrere Absätze bildeten. Der Weg war schlecht, denn die ganze Gegend lag voller Schutt. Auf der rechten Seite mündete das Lungnaktal mit kleinen Schneebergen im Hintergrund, und vor uns erhob sich eine mächtige schwarze Kette, die auf der Nordseite des Tschang-tschenmo-Tales liegt. Von Südwesten her mündet das Nebental Manlung ein; sein Fluß führte unserem Tal einen bedeutenden Zuschuß an trübem Wasser zu.

Als wir weiter hinuntergekommen waren, traten im Westen neue prächtige Schneeberge und zackige Gipfel hervor, es sind die Gebirge, die das Tschang-tschenmo-Tal einfassen. Der Pfad führte uns schließlich in dieses Tal hinein, und wir lagerten auf dem kleinen Vegetationsgürtel am linken Ufer seines Flusses (Abb. 49).

Gegen Abend stieg der Fluß ansehnlich; als ich am folgenden Mittag seine Wassermenge maß, betrug sie 14 Kubikmeter in der Sekunde, und große Streifen des steinigen Bettes waren noch von dem mitternächtlichen Hochwasser naß. Im Sommer kann man hier nicht durch den Fluß reiten, er wälzt dann gewaltige Fluten nach dem Indus hinab. Sein Name ist Kograng-sanspo, während Tschang-tschenmo mehr das ganze Land ringsumher bezeichnet. Die Ladakis sagten, der Sommer werde hierzulande noch zwanzig Tage dauern; von da ab würden die Nächte kalt, aber die Tage blieben noch leidlich warm; dann aber komme bald der Winter mit immer heftiger werdender Kälte.

Nach Osten hinauf hat man fünf Tagereisen bis an den Paß Lanek-la, der dem durch ganz Tibet gehenden kolossalen Rücken des Karakorumgebirges angehört. Einige englische Reisende hatten diesen Paß überschritten. Mir war dieser Richtweg versperrt; ich hatte Lord Minto versprochen, den Wünschen der englischen Regierung nicht zuwider zu handeln, aber ich möchte wohl wissen, wer mich jetzt hätte hindern können!

Am 28. August verließen wir diesen friedlichen, gemütlichen Platz wieder, und nun sollte es lange dauern, bis wir wieder so tief hinunter kamen wie jetzt. Immer weiter entfernten wir uns von menschlichen Wohnungen und Wegen, einige Zeit noch blieben wir in bekannten Gegenden, dann aber erwartete uns das große unbekannte Land im Osten. Der Tag war schon freundlich und warm, als ich mit meinen gewöhn-

45. Lunkar mit dem Weg zum Marsimik-la.

46. Lagerfeuer im Spanglung-Tal.

Digitized by Google

47. Spanglung-Tal.

48. Meine Pferde im Kara-korum-Gebirge.

Digitized by Google

lichen Begleitern, Robert, Rehim Ali, einem unſerer Mohammedaner, und den beiden Führern aus Tankſe und Pobrang aufbrach.

Die linke Uferterraſſe, auf der wir reiten, wird von einem Arm des Fluſſes beſpült, der ſehr trüb iſt, kleine Stromſchnellen bildet und gewöhnlich in mehrere Arme geteilt iſt. Der ganze Talboden iſt grau von Schutt; das Flußwaſſer hat ungefähr denſelben Farbenton und macht ſich daher in der Landſchaft wenig geltend. Nichts Lebendes iſt ringsumher zu ſehen, weder zahme Yaks noch wilde Tiere, und auch von Menſchen keine Spur. Dennoch verrät ein ſchwach ausgeprägter Fußpfad, daß ſich Bergbewohner gelegentlich hierher verirren. Er führt uns wieder zum Flußufer hinab, und zwar zu einer Stelle, die der Mündung des engen, tiefen, kühn ausgeſchnittenen und mit den gewöhnlichen Terraſſen verſehenen Quertales Kadſung gegenüberliegt, aus deſſen Tor ein Bächlein mit klarem, blauem, herrlich friſchem Waſſer heraustritt, um ſich mit dem trübgrauen Waſſer des Hauptfluſſes zu vermiſchen und ſich von ihm verſchlingen zu laſſen. Hier führt der Pfad wieder aufwärts, um über einen kleinen Paß hinweg die Entfernung bis zu unſerem heutigen Lager abzukürzen. Schon aus weiter Ferne konnte man ſehen, daß mitten auf der ſteilen Halde, da, wo der Pfad hinlief, ein Erdrutſch ſtattgefunden hatte und eine tiefe Spalte entſtanden war, über die wir ohne beſondere Vorarbeiten kaum hinübergelangen konnten. Eine Schar Leute wurde alſo mit Spaten und Hacken vorausgeſchickt; unterdeſſen verſammelten ſich die verſchiedenen Abteilungen der Karawane am Ufer.

Einige Fußgänger unterſuchten die Furt, denn hier mußten wir über den Hauptfluß hinüber. Allerdings ſchäumte das Waſſer in weißen Flocken um die Bruſt der Pferde, die jetzt in langen Reihen hinübergeführt wurden, aber die Tiefe überſtieg nirgends 70 Zentimeter, und alle kamen glücklich am anderen Ufer an (Abb. 50, 51, 52). Den Yaks bereitete das Bad ſichtlich Vergnügen, ſie wateten ſo langſam wie nur möglich durch das Waſſer, und mein Boot ſchwebte über ſeinem eigenen Element, ohne es auch nur zu ſtreifen. Am ſchwerſten waren die Schafe und Ziegen hinüber zu bringen. Die ganze Herde wurde nach dem Rand des Waſſers hinuntergetrieben, dort packte man einige an den Hörnern und warf ſie in den Fluß, obgleich ſie ſich verzweifelt zur Wehr ſetzten. Die anderen aber fanden die Situation zu ungemütlich, machten kehrt und retteten ſich in wilder Flucht auf die nächſte Terraſſe hinauf. Zum zweitenmal wurde die ganze Geſellſchaft ans Ufer getrieben und dort von den Männern, die eine Kette bildeten, ins Waſſer geſtoßen; als jetzt die erſten ſich zum Waten entſchloſſen, folgten ihnen auch die anderen und kämpften tapfer gegen die ſtarke Strömung an.

Sobald man ein paar Minuten jenseits des kleinen Passes Mankogh-la ist, hat man einen übersichtlichen Blick über das Tal des Kograng-sanspo, wenigstens über den oberen Teil eben des Tales, dem wir von Pamsal aus gefolgt waren; es macht also hier eine scharfe Biegung, und wir kamen über Hügel und Ausläufer hinweg wieder nach dem Flußufer hinunter. Der Lagerplatz, der ziemlich gute Weide hatte, hieß Gogra. Von hier aus führen zwei Täler zum Hauptkamm der Kara-korumkette hinauf: das Tschang-lung-barma und das Tschang-lung-jogma, oder „das mittelste und das untere Nordtal". Beide Täler mußten uns zu einem bösartigen Passe führen; wir entschieden uns für das zweite. Irgendwie würden wir schon hinüberzukommen wissen, und an gefährlichen Stellen konnte im Notfall das wertvollste Gepäck von den Männern getragen werden. Die Mütze schief auf dem Kopfe, den Pelz nachlässig um die Schultern und die unentbehrliche Pfeife im Munde schritt Muhamed Isa wie ein Feldmarschall im Rauch der Lagerfeuer umher und erteilte seine Befehle für den morgenden Marsch. Zwar hatte keiner unserer Leute den Weg selbst gesehen, nach ihren unbestimmten Erzählungen davon ließ sich jedoch ahnen, daß uns eine böse Kampagne bevorstand.

Bedeutend höher kamen wir während des Marsches eigentlich nicht, aber es ging über so viele Höhen und steile Abhänge hinauf und hinab, daß die Tagereise ebenso angreifend war, wie wenn sie uns über eine Reihe von Pässen geführt hätte. Der Fluß war jetzt bedeutend kleiner, da wir schon viele seiner Nebenflüsse hinter uns gelassen hatten. Trotzdem war das Durchwaten beschwerlicher als das vorige Mal, denn die ganze Wassermasse strömte in einem einzigen Bette dahin und das Gefälle war stärker. Es schien aussichtslos, die Schafe in das morgenkalte Wasser hineinzubringen, wo, wie sie recht gut wußten, die Strömung sie fortreißen würde. Ihre Hirten unterhandelten noch vergeblich mit ihnen, als ich sie aus dem Gesicht verlor, und ich weiß nicht, wie es bei der Überführung zuging; hinüber aber kamen sie, denn sie langten wohlbehalten im Lager an. Der schwarzgrüne Schiefer, der sich hier in der Umgegend findet, ist teils stark verwittert, teils hart und frisch. Auf einem Hügel steht ein großes Steinmal, und einer der Leute behauptete, hier habe eine alte Straße nach Jarkent vorbeigeführt, während Gussaru versicherte, daß wenigstens einige der Begleiter Forsyths durch diese Gegenden gezogen seien.

Die Hauptmasse des Flusses kommt aus einem großen, nordwestlichen Tal, dessen Hintergrund Schneeberge bilden, während wir längs den Höhen eines Nebentales, das von oben gesehen einen großartigen, beinahe unheimlichen Eindruck macht, aufwärts ziehen. Unten im Tal-

grund rauſcht melodiſch ein kleiner, klarer Fluß. Nun geht es wieder in rotem, weichem Staub und Schutt abwärts. Niedrige alte Steinmale bezeichnen den Weg und weiſen uns wieder zum Boden des Tales hinunter, das hier nur 20 Meter breit und zwiſchen ſteilen, dunkeln Schieferfelſen eingezwängt iſt. Ein wenig höher hinauf ſind die Felswände lotrecht und der Fluß in einen dunkeln Gang eingepreßt. Man muß daher an der rechten Seite hinaufklettern, um die ſchwere Stelle zu umgehen, und der Anſtieg iſt ſehr ſteil. Hier geriet die ganze Karawane ins Stocken; man ſah Muhamed Iſas rieſige Geſtalt gerade an der ſchroffſten Stelle des Abhanges ſtehen. Jedes Pferd mußte von fünf Leuten hinaufgebracht werden. Ein Mann zog es am Zügel, zwei ſtützten ſeitwärts die Laſt, um ihr Abrutſchen zu verhindern, und zwei ſchoben von hinten nach; ſobald ſie auf einem weniger ſteilen Teil der Halde anlangten, rückten ſie das Gepäck wieder zurecht, zogen die Stricke feſter an, und dann mußte das Pferd ſich auf der Spur der Karawane allein weiterhelfen.

In der Gegend Tſchuta, wo wir uns wieder unten im Talgrund befinden, treten warme Quellen mit ſchwefelhaltigem Waſſer zutage. Eine davon hat eine drei Meter hohe Pyramide gebildet, die einem Fliegenpilz ähnelt; gerade oben in der Mitte ſickert das Waſſer heraus und tropft an den Seiten herunter, wo es am Rande des Hutes einen Kranz von Stalaktiten bildet. Das Waſſer hatte im Quellauge eine Temperatur von 51 Grad. Eine andere Quelle, deren Strahl gerade in den Fluß hineinſprühte, war nur 42 Grad warm. An vielen Stellen der Ufer und des Flußbettes ſelbſt brodelt und ſiedet das Waſſer.

Nach einigen weiteren ſchroffen Abhängen von Schutt und lockerem gelbem Staub landeten wir endlich im Tſchang-lung-jogma-Tal, wo die Weide ſehr dürftig war. Abends ſchneite es recht munter, und die Täler waren in ein myſtiſches Licht gehüllt, das wohl ein ſchwacher Reflex des Mondes war. Ein paar Feuer leuchteten aus dem Nebel hervor, und das große Zelt der Ladakis war von innen erhellt. Nur das Rieſeln des Baches unterbrach die Stille. Plötzlich aber erſchallten durch das nächtliche Schweigen langgezogene Rufe — es handelte ſich um einige Pferde, die mit der Abſicht umgingen, nach wirtlicheren Gegenden hinunter durchzubrennen.

Ein Ruhetag in dieſem Lager war notwendig, denn vor uns wartete der hohe Paß, der eine Waſſerſcheide zwiſchen dem Indus und dem abflußloſen Plateau bildet. Muhamed Iſa und Sonam Tſering ritten talaufwärts, um zu rekognoſzieren, und inzwiſchen machten Robert und ich uns unter abwechſelndem Sonnenſchein und Schneetreiben daran, meine Kiſten umzupacken; Winterzeug und Pelze wurden herausgenommen und

das Zeltbett wurde kassiert; mein Bett sollte von nun an auf der Erde aufgeschlagen werden, auf einer Unterlage, die aus einer Wachstuchdecke und einer Filzmatte bestand; auf diese Weise kann man sich leichter warm halten.

Am letzten Tag des August ging es immer höher bergan (Abb. 56). Die Landschaft war kreideweiß von Schnee, aber schon vor Mittag war der Boden wieder schneefrei. Ich ritt jetzt einen kleinen, weißen, munteren Ladakipony, der sicher ging — wir wurden bald die besten Freunde. Eine kleine Steinmauer an einer Biegung bezeugt, daß dieser Ort von Menschen betreten worden ist, aber seit jenem Besuch sind vielleicht schon viele Jahrzehnte verflossen, denn von Pfaden oder anderen Merkmalen finden wir keine Spur. Alles ist vegetationslos; gleichwohl sieht man, daß hier kürzlich wilde Yaks gewesen sind. In der Mündung eines sehr kleinen, unansehnlichen Nebentales hatte Muhamed Isa drei Steinmale errichtet, die eigentlich für die erwarteten Postboten bestimmt waren. Hier bogen wir vom Haupttal ab. Die Formen der Berge werden jetzt abgerundeter, die relativen Höhen immer geringer und die Täler sind nicht mehr so tief eingeschnitten, wie die auf unserer gestrigen Reise. Das Bächlein, dem wir aufwärts bis zu seiner Quelle auf dem Hauptkamm folgen, ist das letzte, was noch vom Flußsystem des Indus übrig ist, aber es ist doch ein Kind des Indus und bringt dem Meere Kunde von diesen hohen Gegenden. Bald mußte der Winter seine Flut in Fesseln schlagen, bald schlummerte es in den Armen der Kälte und des Frostes, bis die Frühlingssonne es wieder ins Leben rief.

Auf einem Felsvorsprung war, auch eines von Muhamed Isas Wegzeichen, ein verwitterter Yakschädel aufgestellt und grinste uns entgegen. In einer kleinen Mulde gab es viele Japkakpflanzen, die so hart wie Holz waren, aber wir waren nun schon so weit, daß nicht einmal diese magere Weide verschmäht werden durfte. Wir lagerten daher an einem Punkt, dessen Höhe 5170 Meter betrug, nun schon fast 400 Meter mehr als die Höhe des Montblanc! Dieses Lager wurde Nr. 1 getauft, denn wir befanden uns bereits in Gegenden, die außerhalb des Bereiches der geographischen Namen lagen. Inmitten der Zelte wurde zur Erinnerung eine gewaltige Steinpyramide errichtet, denn die Männer hatten ja nichts anderes zu tun, während die Tiere in unserer unmittelbaren Nähe an den Japkakstengeln knabberten.

Siebentes Kapitel.

Über den Kamm des Kara-korum.

Am 1. September hatten wir einen schweren Tag. Die Erde lag weiß da, und der Himmel sah drohend aus, aber ein schmaler blauer Streifen im Süden ließ uns auf schönes Wetter hoffen. Wir brachen früh auf, und als ich in den Sattel stieg, sah ich die ganze enge Talrinne vor mir schon von den verschiedenen Abteilungen der Karawane angefüllt. Als ich mein Zelt seinem Schicksal, nämlich Tsering und den Indern überließ, rauchten unsere verlassenen Lagerfeuer noch, und das neue Steinmal hob sich schwarz gegen den Schnee ab. Mit einiger Spannung verließen wir das Lager Nr. 1, denn jetzt näherten wir uns im Ernst wilden Gegenden und sollten einen erstklassigen Paß überschreiten, den keiner meiner Leute kannte und von dem sie nur wußten, daß er Tschang-lung-jogma hieß; er liegt ein wenig östlich von dem Paß, den man auf der großen englischen Karte von Nordost-ladak angegeben findet; meines Wissens hat ihn noch nie ein Reisender benutzt.

Die Uferterrassen hören nach und nach im Tale auf, und da, wo sie sich noch gelegentlich zeigen, sind sie nur ein paar Meter hoch und durch beständige Erdrutsche entstellt. Unser Weg geht nach Nordosten. Vor uns zeichnet sich ein kreideweißer Sattel ab, den jetzt die Sonne überflutet; wir halten ihn für den Paß — aber nein, die Maulesel sind, wie man aus ihren Spuren im Schnee sieht, nach einer anderen Richtung hin abgebogen.

Die Gehänge bestehen auf beiden Seiten aus lauter losem, außerordentlich feinem Material, das feucht und von fußtiefen Spalten durchzogen ist. Am Rand einiger Ausläufer verlaufen diese Spalten ebenso wie die Randspalten einer Gletscherzunge. Es ist fließender Boden: die Gehänge geraten ins Gleiten und verschieben sich durch ihre eigene Schwere, weil sie durch und durch naß sind und keine Wurzeln das feine Material festhalten; sie sind in Bewegung begriffen, und die flach abge-

rundeten Oberflächenformen, die nun in der Landschaft vorherrschen, sind das Resultat dieses Phänomens.

Das Schweigen der Einöde herrscht in diesen Gegenden, wohin sich nie eines Menschen Fuß verirrt; nur dann und wann hört man die Warn- und Mahnrufe der Karawanenleute. Noch ist keines der Tiere zurückgeblieben, alles geht normal; möchten sie doch alle diese schwere Tagereise glücklich überstehen! Das Tal wird ganz schmal; aus seinem Kiesboden sickert Wasser, das kaum einen Bach zu bilden vermag. Aber auch in diesen Kies, auf dem nicht einmal Moos wächst, sinken die Tiere wie in Schlamm ein.

Am Fuß des muldenförmigen Aufganges zu einem Nebenpasse, der uns wieder irreführte und betrog, hatte die Karawane haltgemacht, und man suchte nun einen gangbaren Weg.

Ich ritt in unzähligen Zickzackwindungen voraus und hielt an jeder Winkelecke einen Augenblick an, um Atem zu schöpfen. Muhamed Isa meldete, der wirkliche Paß sei gefunden, doch ritt ich, um zu rekognoszieren, mit Robert auf eine Anhöhe hinauf, die höher lag als die ganze Umgegend.

Die Aussicht von hier aus war viel zu überwältigend, um orientierend genannt zu werden. Über und hinter den näherliegenden, teilweise rabenschwarzen Bergen sah man einen weißen Horizont, eine sägezähnige Linie mächtiger Himalajagipfel. Eine geradezu erhabene Landschaft! Der Himmel war fast klar; nur hier und dort schwebten weiße Wölkchen. In der Tiefe unter uns lag das kleine Tal, durch das wir uns eben mit so vieler Mühe emporgearbeitet hatten; von hier aus sah es jämmerlich klein aus, eine unbedeutende Abflußrinne innerhalb einer Welt gigantischer Berge. Einige Abteilungen der Karawane mühten sich noch in dem engen Gang mit dem Hinaufklimmen ab, und aus der Tiefe drangen die Rufe und Pfiffe der Männer zu uns herauf. Der Horizont war klar, nicht in Dunst gehüllt wie sonst so oft; seine Konturen waren außerordentlich scharf gezogen; silberweiße, sonnenbeglänzte Gipfel türmten sich übereinander und hintereinander empor; gewöhnlich schimmern die ewigen Schneefelder in blauen Schattierungen von wechselnder Intensität, bald matt, bald dunkel, je nach dem Winkel der Gehänge im Verhältnis zur Sonnenhöhe; bald gehen Schatten und Lichter weich und allmählich ineinander über, bald sind sie scharf abgegrenzt; es ist ein verwickeltes Spiel physischer Gesetze, die in unbedingtem Gehorsam zu Stein erstarrt sind. Auf einem Absatz unter uns stand ein Teil der Karawane und verschnaufte sich; die Tiere sahen wie schwarze Punkte auf dem Schnee aus. Hier oben auf unserer Anhöhe aber hüllte

uns der Südweſtwind in ſchnell weiterziehende kleine Wolken wirbelnder Schneeflocken.

Dieſes ganze aufgeregte Meer der höchſten Gebirgswogen der Erde ſieht ſeltſam gleichmäßig und eben aus, wenn der Blick ungehindert über ſeine Kämme hinſchweift. Man ahnt, daß ſich kein Berggipfel über eine gewiſſe Maximalhöhe erhebt; denn ehe er ſein Haupt über die Menge emporzurecken vermag, haben Wetter und Winde, die Denudation, ihn von oben abgefeilt. Darin gleichen die Berge den Meereswellen; auch wenn dieſe ſich in ſchäumender Wut erheben, nimmt ſich ihr Getümmel, vom Schiffsdeck geſehen, gleich hoch aus, und der Horizont iſt eine gerade Linie; es iſt ebenſo wie bei den kleinen Erdwällen zwiſchen den Furchen, die der Pflug im Acker aufreißt, ſie haben alle dieſelbe Höhe und, aus der Ferne betrachtet, erſcheint das Feld völlig eben.

Der Horizont ſchien unendlich weit entfernt; nur im Norden und Nordoſten unterbrachen ihn naheliegende Höhen, die das Dahinterliegende verdeckten, und in dieſer Richtung ſchwebten auch dichtere Wolken, die, oben weiß und auf der Unterſeite bläulich dunkel, weichen Kiſſen vergleichbar über der Erde lagen. Man erhielt daher von dem Plateaulande kein rechtes Bild, ahnte aber fern im Norden eine Bergkette von himmelſtürmender Höhe. Im Nordweſten ſah man ſehr deutlich einen Hauptkamm; er geht von unſerem Ausſichtspunkt, d. h. von der Anhöhe, wo wir ſtanden, aus. Es iſt das Kara-korumgebirge. Der ganze Kamm tritt hier als ein flach abgerundeter Landrücken auf, ohne anſtehendes Geſtein, aber von unzähligen kleinen Tälern durchfurcht, die ſamt und ſonders oben auf dem Kamm beginnen und ſich dann allmählich immer tiefer in ſeine Seiten einſchneiden. Der Hauptkamm windet ſich wie eine Schlange über das Hochland hin, und die Eroſionstäler gehen nach allen Richtungen wie die Äſte eines Baumes. Hier herrſchen die horizontalen Linien in der Landſchaft vor, aber weiter unten, in den peripheriſchen Gebieten, fällt der Blick auf vertikale Linien, wie in den Quertälern von Tſchang-tſchenmo. Dort unten ſind die Landſchaftsbilder impoſanter und pittoresker, hier oben aber iſt das Antlitz der Erde eher flach; hier haben die Stürme ihre Wohnungen und ihre unbegrenzten Tummelplätze in langen dunkeln Winternächten.

Bis ins Mark durchkältet gingen wir zu Fuß nach der Paßſchwelle hinunter, wo ſich die ganze Karawane angeſammelt hatte; die Höhe betrug 5780 Meter, und es war 1 Grad Wärme. Die Leute ſangen nicht, ſie waren zu müde, aber wir hatten doch allen Grund, froh zu ſein, denn alle Tiere waren mit ihren Laſten glücklich heraufgekommen. Nach Norden hin zieht ſich ein kleines Tal, dem wir langſam bergab

folgten. Sein Boden besteht aus lauter Schlamm, in den die Tiere bei jedem Schritt einsanken, und in den Gruben, die ihre Hufe hinterließen, sammelte sich sofort trübgraues Wasser an. Um uns herum dehnte sich ein Gewirr von relativ niedrigen, flachen Hügeln aus, die stets von jenen Spalten, die fließenden Boden ankündigen, durchfurcht waren. In der Mitte des Tales schlängelte sich lautlos ein Wässerlein ohne Stromschnellen hin; im übrigen war die ganze Gegend überschwemmt, und Wassermangel hatten wir also zunächst nicht zu befürchten.

Da, wo wir lagerten, war kein Grashalm zu sehen; es hatte daher gar keinen Zweck, die Tiere frei umherlaufen zu lassen, sie wurden paarweise zusammengebunden und mußten so stehend warten, bis die Sonne unterging. Dann setzte Gussaru sich auf eine Filzmatte, ließ einen Sack Mais vor sich hinstellen, füllte eine Holzschale mit diesem Futter und leerte sie in einen dargereichten Beutel aus, den ein Ladaki dann einem Pferd vor das Maul hängte. Und so liefen die Männer hin und her, bis alle Tiere ihren Anteil erhalten hatten und die trocknen, harten Maiskörner angenehm zwischen den Zähnen der hungrigen Tiere krachten. Die Ladakipferde weigerten sich energisch, Mais zu fressen, und erhielten statt dessen Gerste; sie wieherten so freundlich, wenn die Beutel gebracht wurden, aber lange hielt die Freude nicht vor; das Knabbern hörte nach und nach auf, und mit hängendem Kopf erwarteten sie blinzelnd und müde die neue lange Nacht (Abb. 48).

Einige überflüssige Pferde waren mit trocknen Japkakpflanzen beladen; beim Lager Nr. 2 gab es keine Spur von Feuerungsmaterial. Wir waren jetzt 5552 Meter hoch.

Am Morgen nahm ich von Tschenmo, dem Kotidar von Tanksе, und von Sambul, dem Numberdar Pobrang, die hier umkehrten, Abschied. Sie konnten sich bald wieder an warmen Winden und dem Sonnenschein heller Tage erfreuen. Außer reichlicher Bezahlung für ihre guten Dienste erhielten sie jeder ein Zeugnis in rühmenden Ausdrücken. Sie nahmen meine Post mit und sollten den Boten aus Leh, falls sie ihnen begegneten, über den Weg Bescheid sagen. Unsere Gesellschaft verkleinerte sich dadurch um sechs Mann, drei Pferde und sieben Yaks. In meiner Abteilung waren wir nun bloß noch zu drei Mann, nämlich ich selbst, Robert zu Pferd und Rehim Ali zu Fuß.

Wir machten nun mit dem Bach einen Bogen nach Norden und hatten dabei auf beiden Seiten hügelige Berge. Das Land war wie tot, man sah keinen Grashalm, nicht einmal die Spur einer verirrten Antilope; alles organische Leben schien von hier verbannt zu sein. Aber als wir ein wenig weiter gekommen waren, tauchten Spuren von Menschenbesuchen

49. Lager bei Pamſal.

50. Paſſierung des Tſchang-tſchenmo auf dem Weg nach Gogra.

51. Rabſang, Abul, Tſering und Muhamed Iſa.

Digitized by Google

52. Muhamed Isa mit Tsering und Abul in einer Furt des Tschang-tschenmo bei Pamsal.

auf. Man sah im Boden einen schwachen, hellen Streifen, der wie ein lange nicht begangener Pfad aussah, und neben ihm ein zylinderförmiges Steinmal mit einer Steinplatte obenauf. Und an einer Stelle lagen mehrere Pferde- und Yakschädel. Doch sollen sich Jäger, wie man mir sagte, nie hierher verirren; vielleicht war es ein Erinnerungszeichen an die Kartenaufnahmearbeiten der Survey of India oder stammte von einem der europäischen Pioniere her, die vor vielen Jahren zwischen Ostturkestan und Indien hin und her gereist sind.

Das Wetter war echt tibetisch. Eine Hagelbö nach der anderen durchkältete uns und jagte uns ihre kühlen Schauer ins Gesicht, aber die Sonne schien doch immer irgendwo innerhalb unseres Gesichtskreises. Von den Wolken, die ganz unbedeutend aussahen, hingen lange Hagelfransen herab, aber diese vermochten den Boden nicht weiß zu färben; er blieb so trocken wie Zunder, im Gegensatz zu den feuchten Gehängen auf beiden Seiten des Kara-korum-Kammes. Es staubte sogar ab und zu hinter den Pferden. Weit vor mir sah ich zwei schwarze Punkte auf dem gelblichgrauen Gelände — es waren ein Pferd und sein Führer, die hinter den anderen zurückgeblieben waren.

Man sah den großen Zug der Karawane sich ungeheuer langsam einen Abhang entlang bewegen. Sie machten halt, sie hatten also Weide gefunden! Ach, nein — der Boden war hier ebenso unfruchtbar wie überall während der 19 Kilometer, die wir an diesem Tage zurückgelegt hatten. So wie gestern mußten die Tiere zusammengebunden stehenbleiben und die Riemen ihrer Gersten- und Maisbeutel wurden ihnen wieder um den Hals gehängt.

In der Dämmerung berief ich Muhamed Isa zum Kriegsrat.

„Wie lange können die Tiere noch aushalten, wenn wir keine Weide finden?"

„Zwei Monate, Herr, aber wir finden schon eher Gras."

„Wenn wir keine längeren Tagemärsche machen wie heute, brauchen wir bis an den Lake Lighten, den Wellby Sahib vor zehn Jahren entdeckt hat, zehn Tage, und der Weg führt durch Ling-schi-tang und Aksai-tschin, die zu den ödesten Gegenden ganz Tibets gehören."

„Dann wollen wir versuchen, doppelte Tagemärsche zu machen, um möglichst schnell durch das böse Land zu kommen; in der Gegend des Jeschil-köl ist die Weide gut, wie Sonam Tsering, der dort gewesen ist, sagt."

„Wie steht es mit den Tieren?"

„Die halten sich gut, nur ein Pferd und ein Maulesel sind müde, aber die lassen wir einstweilen ohne Last gehen. Für die übrigen ist

die Laſt ein wenig ſchwerer geworden, ſeit wir die ſieben Yaks nicht mehr haben. Aber das gleicht ſich bald aus.“

„Wie machen ſich die gemieteten Pferde?“

„Die machen ſich auch gut, bis auf zwei, mit denen es zu Ende geht und die wir wohl bald verlieren werden.“

„Achte ja darauf, daß die Tiere möglichſt geſchont und gut gepflegt werden.“

„Sie können ſich auf mich verlaſſen, es wird nichts verſäumt. In ſolchen Lagern wie dieſem hier bekommen ſie mehr Mais und Gerſte als gewöhnlich, aber da, wo es Weide gibt, gehen wir mit unſeren Vorräten ſparſam um.“

Am 3. September lag das flache Plateau in Schneerauch und Nebel verborgen, und es war ſchwer zu entſcheiden, nach welcher Seite man ziehen mußte; wir verabredeten jedoch, daß keiner den Fluß aus den Augen verlieren dürfe, denn anderes Waſſer ſchien nicht zu finden zu ſein. Wir waren noch nicht weit gelangt, als der Schneefall begann, ein ſcharfer Südweſtwind ſich erhob und die wirbelnden Flocken uns ſogar die allernächſten Hügel verbargen. Es ſchneite jetzt ſo dicht, daß wir fürchteten, die Spur der Karawane, die ſchon weit voraus war, zu verlieren. Der engliſchen Karte nach konnten wir von einem kleinen Salzſee nicht mehr weit entfernt ſein, aber in dieſem Wetter war man nicht imſtande, ſich von dem Ausſehen des Landes einen Begriff zu machen, und es hatte keinen Zweck, des Umſchauens wegen einen der Hügel zu beſteigen. Wir ſaßen eingeſchneit im Sattel, aber der Schnee taute auf unſeren Kleidern, und man wurde von einem unangenehmen Feuchtigkeitsgeruch verfolgt.

Doch lange dauerte dieſes Wetter nicht; die ſchweren, dunkelblauen und violetten Wolkenmaſſen zogen ſich wie Vorhänge auseinander und ſetzten ihre ſchnelle Flucht nach Oſten hin fort; die Ausſicht wurde wieder frei. Einige Kundſchafter, die vorausgegangen waren, entdeckten am linken Ufer des Fluſſes üppige Japkakpflanzen, mit denen unſere hungrigen Tiere gern vorlieb nahmen. Drei Antilopenpfade, die wir gekreuzt hatten, wurden für ein gutes Zeichen gehalten; es mußte alſo irgendwo in der Gegend Weide geben, aber wo?

Der nächſte Tagemarſch führte uns über eine dem Auge ganz gleichmäßig erſcheinende Ebene, die ein Kranz von Bergen umgab; unſere Richtung war im allgemeinen nordöſtlich. Wir brachen gleichzeitig auf; ich ritt an der ganzen Karawane entlang, die ſich impoſant ausnahm. Die Tiere gehen nicht in der Reihe, ſondern in zerſtreuten Gruppen, und ihre geſamten Fährten gleichen einer ungeheuren Landſtraße. Die

Maulesel halten sich tapfer und sind immer voran. Mehrere Pferde sind angegriffen und legen sich von Zeit zu Zeit nieder, aber nur, um sofort von einem der Ladakis wieder auf die Beine gebracht zu werden. Vorn an der Spitze geht Muhamed Isa zu Fuß; er ist der sichere Magnet, der die ganze Gesellschaft nachzieht.

Nun versuchten wir, das breite, sumpfige Bett des Flusses zu überschreiten. Muhamed Isa bestieg sein Pferd, aber das Tier sank bald bis an den Bauch ein; wir mußten das Unternehmen aufgeben und statt dessen längs des Ufers weiter ziehen. Bisweilen mußten wir über Nebenflüsse mit ebenso tückischem Boden hinüber. Wenn der Lotse den Weg gezeigt hatte, folgten einige bepackte Maulesel; dann kamen die anderen Tiere alle miteinander. Sie sanken bis ans Knie in die klatschende Schlammsuppe ein, und hinter ihnen sah der Boden wie ein schwedischer Brotfladen aus.

Um 10 Uhr stellte sich der tägliche Sturm wieder ein. Im Nordwesten sah man seine äußerste Grenze mit ungeheurer Schärfe gezogen. Es war, als ob etwas großes schweres Schwarzes über das Plateau hinrolle. Jetzt ist der Sturm über uns mit seinen ersten schwarzen Fransen, zwischen denen das blaue Himmelsfeld verschwindet. Zwei Raben, die uns während der letzten Tage treu begleitet haben, krächzen heiser; einige kleine Vögel streichen zwitschernd über den Boden hin. Der Schneehagel peitscht uns mit ungeheuerer Wut; er kommt von der Seite, die Tiere wollen ihm ausweichen und drehen dem Sturme den Schwanz zu, geraten dabei aber aus dem Kurs und werden wieder auf die richtige Straße getrieben. Wir wissen nicht, wohin wir gehen. Auf einem Hügel halte ich einen Augenblick mit Muhamed Isa.

„Falls wir den Fluß aus dem Gesicht verlieren sollten, wäre es wohl besser, wenn wir einige Ziegenlederschläuche mit Wasser füllten", schlägt er mir vor.

„Nein, laß uns weitergehen; es wird sich schon aufklären, und nachher finden wir schon Rat."

Und der Zug schreitet weiter, trotz des Schneetreibens und des winterlichen Dunkels. Es wird hell, und wieder schweift der Blick ungehindert über das öde, hügelige, verschneite Land hin; im Westen dehnen sich die Ebenen von Ling-schi-tang aus, nach Südosten erstreckt sich die gewaltige Kette des Kara-korum mit ihren ewigen Schneegipfeln, wo der Donner rollt zwischen bleischweren, blauschwarzen Wolken. Bald erreicht uns auch dieses Unwetter, und nun werden wir in mehlfeine, trockne, dichte Schneeflocken eingehüllt, während es um uns her dunkle Nacht wird. Ich reite als der letzte im Zuge. Die Karawane ist in vier

Kolonnen geteilt. Die nächste, in deren Kielwasser ich ziehe, sieht im Nebel beinahe schwarz aus; ihre Vorgängerin erscheint wie ein schmutzig-grauer Knäuel, die dritte Kolonne ist nur schwach zu erkennen, und die vorderste sieht man fast gar nicht mehr. Muhamed Isa ist verschwunden. Der Schnee geht bald in große federleichte Flocken über, die wie feine, weiße Striche horizontal am Boden hinjagen. In unserer Gesellschaft ist es still; keiner spricht; die Männer marschieren vornübergebeugt mit gekreuzten Armen und über die Ohren gezogenen Pelzmützen. Die ganze Gesellschaft sieht jetzt wie Schneemänner aus, und der Schnee macht den Tieren die Lasten noch schwerer, als sie eigentlich sein sollten.

Schließlich schimmerte wieder unser alter Fluß aus der Dämmerung hervor, und wir schlugen an seinem Ufer Lager. Tsering entdeckte reichliche Japkakmengen in der Nachbarschaft, die teils grün waren, so daß wir die Tiere dorthin führen konnten, teils verdorrt uns als Brennholz sehr willkommen waren. Abends hatten wir drei Grad Kälte. Das Mondlicht verteilte sich in Strahlenbündeln in einer Atmosphäre von umherfliegenden feinen Schneekristallen. Grabesstille! Man hört das eigene Ohrenklingen, man hört den Herzschlag der kleinen Hunde und das Ticken der Chronometer, man hört die niedersinkende Nachtkälte sich in der Erde festbeißen.

Am 5. September marschierten wir über ein Gelände, das gut und eben war, besonders in der Nähe des kleinen Sees, dessen blauer Spiegel sich jetzt im Südosten zeigte. Wie alle anderen Salzseen Tibets scheint er sich in einem Stadium der Austrocknung zu befinden, denn wir legten eine längere Strecke auf seinem trocknen Schlammboden zurück, und sahen dabei höher oben deutlich ausgeprägte frühere Uferterrassen. Muhamed Isa meldete, ein erschöpfter Maulesel werde wahrscheinlich nicht mehr imstande sein, den heutigen kleinen Paß zu überschreiten, der innerhalb einer kleineren Kette unseren Weg versperrte. Das Tier kam aber doch noch über den Paß hinüber und langte auch abends im Lager an, sah aber mager und ausgemergelt aus. Zwei Pantholops-Antilopen, die man leicht an ihren hohen, leierförmigen Gehörnen erkennt (Abb. 28 und 29), entflohen nach Süden hin, und wir stießen auch auf eine Wolfsfährte. An einigen Stellen war die Weide so gut, daß wir ein paar Minuten anhielten und die Tiere fressen ließen. Manchmal war man in Versuchung, schon das Lager aufzuschlagen, aber wir zogen dennoch weiter. Schließlich lagerten wir in einer Talerweiterung mit einem stillstehenden Wasserarm, Japkak und spärlichem Graswuchs. Diese drei Dinge, die uns notwendig waren, Weide, Brennstoff und Wasser, hatten wir so bald und so nahe am Kara-korum kaum zu finden gehofft. In diesem Lager Nr. 6 beschlossen wir, den Tieren nach all den Anstrengungen der letzten Zeit einen Ruhetag zu gewähren.

Am 7. September wurden bei Tagesanbruch sechs erbärmliche Gäule von den gemieteten ausgesondert, und da ihre Lasten bereits verzehrt waren, durften sie nebst zwei Führern umkehren. Der kranke Maulesel lag tot in der Lagerstadt. Der Himmel war völlig wolkenlos, und der Tag wurde glutheiß. Doch auch in anderer Hinsicht traten wir in neue Verhältnisse ein, denn obgleich wir 30 Kilometer zurücklegten, sahen wir keinen Tropfen Wasser, bevor wir an den Punkt gelangten, wo wir das Lager aufschlugen. Es hatte den Anschein, als könnten die Monsunwolken nicht mehr über den Kara-korum kommen, und dann konnte unsere Lage vielleicht durch Wassermangel recht kritisch werden!

Die Marschrichtung des Tages ergab sich von selbst, da sich offenes Gelände zwischen niedrigen, runden, rötlichen Hügeln nach Norden hinzog. Der Boden wäre ebenfalls vorzüglich gewesen, hätten ihn nicht die Feldmäuse unterwühlt gehabt, so daß die Pferde unaufhörlich in die Löcher hineintraten und dabei fast auf die Nase fielen. Die Mäuse selbst ließen sich zwar nicht sehen, aber für ihren tiefen Winterschlaf war es noch zu früh im Jahr. Das breite Tal mündet in einen kolossalen Kessel, den auf allen Seiten prächtige Berge umgeben, ein echter „Meidan", wie die Turkestaner ein solches Tal nennen. Im Norden erheben die Berge zwischen Kara-kasch und Jurun-kasch ihre hohen Zacken, und im Süden zieht sich der Kara-korum immer weiter von unserer Bahn hin.

Über die Ebene eilen Antilopen in leichten, flüchtigen Sprüngen; sie stehen regungslos da, um uns zu betrachten, aber sobald wir uns nähern, springen sie fort, wie von einer Stahlfeder emporgeschnellt und verschwinden bald in der Ferne.

Ein vor uns liegender Bergvorsprung erschien uns als ein passendes Ziel, wo Wasser zu finden sein mußte. Aber die Stunden vergingen, und er schien noch ebenso fern. Ein sterbendes Pferd hielt mich auf; es war unbepackt, aber dennoch zusammengebrochen. Ich empfand großes Mitleid mit ihm und bedauerte, daß es uns nicht weiter begleiten konnte. So blieb ich denn bei ihm, um ihm noch eine Weile Gesellschaft zu leisten, aber der Tag ging hin, und die beiden Männer, die sich mit ihm beschäftigten, erhielten Befehl, es zu erstechen, wenn es nicht mehr mitkommen könne. Meine Ladakis fanden es ebenfalls grausam, ein noch lebendes Pferd zu verlassen; sein Todeskampf konnte ja noch stundenlang dauern und seine letzten Augenblicke entsetzlich werden, wenn Wölfe es aufspürten. Es war ein großes, schwarzes Jarkentpferd und erhielt abends sein Kreuz auf der Liste.

In der Ferne sah man die schwarze Linie der Karawane sich nach

einer Schlucht zwiſchen den Hügeln hinbewegen, wo ein ſchwacher grünlicher Schimmer auf Gras ſchließen ließ. Eine Weile darauf zog ſie aber wieder hinunter und verſchwand im Gelände; augenſcheinlich hatte es auch dort kein Waſſer gegeben. Wieder verfloß eine ziemliche Weile, bis wir weit draußen auf der Ebene im Weſten kleine ſchwarze Punkte und Linien erblickten, ohne entſcheiden zu können, ob es Wildeſel oder unſere eigenen ſeien. Der Feldſtecher reichte dazu nicht aus. Am Fuß eines Bergſtockes im Weſten glänzte ein Bach wie Silber, aber bis dorthin war es weit, und alle Entfernungen waren ſo groß, daß die Luftſpiegelung irreführte und das, was man für eine Karawane hielt, ebenſo gut der auf einer Eroſionsterraſſe liegende Schatten ſein konnte.

Die guten Augen Roberts aber entdeckten am Fuß des Berges den Rauch eines Signalfeuers. Die Karawane war alſo angelangt und hatte Lager geſchlagen, und nach einem Ritt von noch einer Stunde quer über die Ebene waren wir wieder mit ihr vereinigt (Abb. 57).

Wir befanden uns hier in einer Gegend, die zu dem herrenloſen Gebiete Akſai-tſchin in Nordweſttibet gehört. Oder ſage mir einer, welcher Macht dieſes Land gehorcht? Erhebt der Maharadſcha von Kaſchmir Anſpruch darauf oder der Dalai-Lama, oder iſt es ein Teil von Chineſiſch-Turkeſtan? Auf den Karten ſind keine Grenzen angegeben und nach Steinmalen ſucht man vergebens. Die Wildeſel, die Yaks und die ſchnellfüßigen Antilopen ſind keinem Herrn untertan und die Winde des Himmels kümmern ſich nicht um irdiſche Grenzſteine. Von hier aus konnte ich alſo oſtwärts ziehen, ohne den Wünſchen der engliſchen Regierung zunahezutreten, und die Chineſen verzeihen es mir gewiß, daß ich von ihrem Paſſe gar keinen Gebrauch machte.

Die fernen Gebirge im Norden, die ſich eben noch in roſigen Farben wie die Häuſerreihen einer Rieſenſtadt am Himmel abzeichneten, erblaßten im grauen Licht der Dämmerung, und das großartige Relief wurde zerſtört, als eine neue Nacht ihre dunklen Schwingen über die Erde ſenkte. Eine Flöte klang leiſe und melodiſch zwiſchen den Zelten, und ihre Töne lockten unſere müden Wanderer zur Ruhe.

Am folgenden Morgen ſah das Lager außergewöhnlich klein aus, denn die gemieteten Pferde und Mauleſel waren mitten auf der Ebene geblieben, wo ihre Führer durch Graben Waſſer gefunden hatten. Sie erſparten ſich dadurch einen bedeutenden Umweg. Der Sicherheit halber nahmen wir nun ein paar Ziegenlederſchläuche voll Waſſer mit, und alle Flaſchen und Kannen wurden gefüllt. Noch unmittelbar vor dem Aufbrechen ſahen wir unſere Ladakis lang ausgeſtreckt am Rinnſal der Quelle

liegen und ihren Durst gründlich stillen, und auch die Pferde erhielten so viel, wie sie nur wollten.

Die heutige Marschstrecke war vortrefflich, fest und eben; „the great trunk road" in Indien konnte nicht besser sein, kaum eine Landstraße in Schweden. Von Osten über Süden nach Südwesten zeigten sich Wolken in Masse; es stürmte wohl im Kara-korum, aber uns erreichten nicht einmal die Ausläufer des Unwetters. Hier war der Boden trocken, und der von der Karawane aufgewirbelte, überaus feine Staub zog wie eine Dampfwolke längs der Erde hin. Die anderen Kolonnen steuerten gleich mir einem verabredeten Ziel, einem Bergvorsprung im Nordosten zu. Wir näherten uns ihm und zerbrachen uns den Kopf darüber, ob wir auf seiner anderen Seite den Aksai-tschin-See, den Crosby 1903 passiert hat, erblicken würden.

Im Norden des Bergvorsprungs dehnt sich die große, flache Ebene aus, und hier zeigte sich eine geradezu verwirrende Luftspiegelung. Die Gebirge schienen sich in einer vollkommen ruhigen Seefläche zu spiegeln, aber diese Oberfläche glich nicht dem Wasser; sie war hell, leicht und luftig, sie war flüchtig wie ein Farbenspiel zwischen Wolken, es sah aus als habe sie eine Unterlage von durchsichtigem Glas. Auch die Maulesel-karawane, die wir jetzt vor uns hatten, war ein Spielzeug der Luftspiegelung; man sah sie doppelt, als ob sie zugleich auch am Rand eines Sees hinzöge.

Endlich erreichten wir den hartnäckigen Vorsprung und rasteten dort eine Weile. Robert erkletterte den Abhang, um nach dem erwarteten See auszuschauen; als er wieder herunterkam, geriet der Schutt ins Rutschen, unsere Pferde wurden scheu und gingen im tollsten Lauf nach Osten hin durch. Glücklicherweise folgten sie dabei dem Weg der Karawane, die gerade im Begriff war, Lager zu schlagen. Die Weide beim Lager Nr. 8 war die beste, die wir seit Pobrang gesehen hatten, und Wasser fanden wir beim Graben schon in 55 Zentimeter Tiefe. Für Brennmaterial hatten die Kulane gesorgt, denn ihr Dung war hier reichlich vertreten (Abb. 70). Der Platz war so behaglich, daß wir den nächsten Tag noch hier blieben und an diesem Tage einen Ausflug nach der fast wie eine umgekehrte Schüssel geformten Erhebung von Sandstein und Konglomerat machten, die im Süden der Ebene steht und ihren scharf abgeschnittenen Rand nach Norden kehrt. Oben auf ihrem Gipfel errichtete Muhamed Isa ein Steinmal (Abb. 53). Er hatte eine Art Steinmal-Raptus; damals ahnte ich nicht, daß ich dieses Merkzeichen anderthalb Jahre später noch einmal wiedersehen sollte!

Beim Grauen des nächsten Tages taten wir einen neuen Schritt in

das verbotene Land hinein. Die Luft war nicht ganz klar, und man sah sie über dem Erdboden zittern; aber höher oben wurde sie durchsichtiger, denn die Kämme der Berge waren schärfer abgezeichnet als ihr Fuß. Es ging nach Osten hin; zur Rechten hatten wir die blutrote Konglomeratmasse, die wie ein Schutzdach über grünem Schiefer lag. Zur Linken zeigte sich jetzt der Aktsai-tschin-See, dessen intensiv blauer Spiegel grell abstach gegen die matten Töne, die sonst vorherrschten. Der Anblick eines Sees wirkt belebend, er verleiht der Landschaft erst den richtigen Reiz. Nach Osten hin war das Land bis an den Rand des Horizontes offen; nur in der Ferne sah man auf dieser Seite ein Schneegebirge, aber wahrscheinlich setzte sich unser Längstal auf der Nord- oder der Südseite dieses Bergstockes fort. Kurz, das Terrain war so günstig wie nur möglich, es blieb auch mehrere Tage so, und ich mutmaßte, daß der Lake Lighten, der Jeschil-köl und der Pul-tso, bekannt von Wellbys, Deasys und Rawlings Reisen, in diesem Längstal liegen dürften, das in jeder Hinsicht für das tibetische Hochland charakteristisch ist.

Der Boden erinnerte an eine völlig wurmstichige Diele; die Löcher der Feldmäuse lagen so dicht nebeneinander, daß jeder Versuch, ihnen auszuweichen, nutzlos war. Selbst auf den Zwischenräumen war man nicht sicher. Oft barst die Decke von trockner, mit Kies gemischter lockerer Erde über einem unterirdischen Gang. Robert überschlug sich einmal mit seinem Pferd. Diese lästigen Nagetiere, die von den Wurzeln der Japkakpflanzen und des Grases leben, sind höchst ärgerlich.

Ganz nahe am Ufer hatte sich die Karawane an reichlich fließenden Quellen mit herrlichstem Wasser, das als kleiner Bach in den scharfsalzigen See hineingeht, gelagert. Spät am Abend sahen wir in weiter Ferne ein Feuer brennen. War noch ein Reisender am See oder hatten sich Jäger hierher verirrt? O nein, es waren einige unserer eigenen Leute, die die Karawanentiere hüteten und ein Feuer angezündet hatten, um sich warm zu halten. Außer uns gab es keine Menschen in diesen öden Gegenden.

53. Eine Schlucht bei Lager Nr. 8.

54. Tod im Wolfsrachen — oder Schiffbruch!

Achtes Kapitel.

Nach dem Lake Lighten.

Mit einem Gefühl des Behagens verließen wir Lagerplatz Nr. 9 (4929 Meter), denn soweit der Blick reichte, war das Gelände völlig eben; seine Erhebung vom Seeufer an war jedenfalls so unbedeutend, daß man sie ohne Instrumente gar nicht wahrnehmen konnte. Die Luft war trüb; das reine Blau des Sees, ein Widerschein des Himmels, war ganz verschwunden, und er zeigte sich jetzt in einer düsteren, grauen Färbung. Eines der gemieteten Pferde wurde im Lager zurückgelassen; sein Besitzer hoffte, es später noch retten zu können, aber darin täuschte er sowohl sich wie das Pferd, denn er begab sich auf einem anderen Wege heim, und das verlassene Tier war also unbarmherzig der Einsamkeit und den Wölfen preisgegeben.

Wir ritten lange auf altem Seegrund und vollkommen ebenen Flächen von Tonschlamm. Nachher ward der Boden feinkiesig und hart, als habe ihn das Gewicht einer Chausseewalze festgepreßt. Nur in einem abflußlosen Becken können derartige ebenen Flächen zwischen gewaltigen Bergen entstehen. Verwitterung, Niederschläge, fließendes Wasser, Wetter und Winde arbeiten gemeinsam an der Nivellierung des Landes; alle Höhen und Kämme werden dadurch niedriger, alle Vertiefungen durch Schlamm, Sand und Schutt ausgefüllt. Fern im Osten ist das Land ganz offen. Hier hätten auf indischen Elefanten reitende Riesen Raum genug zu einer Polopartie in großem Stile, und die schnellfüßigen Dschambasdromedare könnten sich hier müde laufen! Denn nicht einmal der rastlose Westwind findet hier ein Hindernis auf seinem Weg. Antilopen und Kulane zeigten sich in scheuen Herden. Von Menschen keine Spur. Bloß gestern sahen einige der Männer drei Steine, die wie zu einem Herde aufgestellt waren; vielleicht rührten sie noch von Crosbys Expedition (1903) her, denn auch er zog vom Aksai-tschin-See aus ostwärts nach dem Lake Lighten.

Im Norden, auf der linken Seite unseres Weges, konnte man im

Gebirge drei Etagen oder Kämme wahrnehmen; uns zunächst eine Reihe kleiner dunkelgrüner Hügel; weiterhin eine fortlaufende Kette ohne Schnee, und ganz hinten den Hauptkamm mit einer Reihe von Schneegipfeln. Im Süden war unser Längstal von Bergen begrenzt, deren Höhe nach Osten hin zunahm. Beim Lager Nr. 10 fanden wir alles, was wir brauchten, nur war das Wasser ein wenig salzhaltig. Das Glück war unser Begleiter, und wir hatten ohne unser Verdienst eine Gegend erreicht, die viel freundlicher war, als ich zu hoffen gewagt hatte.

In der Nähe des Lagers waren wir über einen stillstehenden Flußarm gegangen, und am 12. September überschritten wir mehrere. Es stellte sich bald heraus, daß ein mächtiges, aber wenig wasserreiches Flußbett nach dem See hinging, und wir spürten seine Nähe den ganzen Tag hindurch. Die Landschaft war einförmig und veränderte während der ganzen Tagereise kaum ihr Aussehen. Aber das Terrain war im höchsten Grade günstig, und wenn es noch länger so blieb, konnte es uns auf dem Weg zum Herzen des verbotenen Landes ein gutes Stück weiter helfen. Das Gras trat jetzt auch in größeren Mengen auf, als wir es bisher gesehen hatten. Es gedieh am besten da, wo der Boden sandhaltig war. Es wuchs in kleinen Büscheln, die nur in der Mitte grün und saftig waren, denn das andere war durch den Nachtfrost gelb und hart geworden. Der Westwind, der den ganzen Tag über Tibet hinstrich, rief einen angenehm prasselnden, sausenden Ton im Grase hervor. Eine richtige Prärie hier oben in Nordtibet, wer hätte das ahnen können! Bis an den Rand des Horizonts war der Boden intensiv strohgelb, und über uns wölbte sich trotz des Windes ein klarer blauer Himmel; mir war, als umhülle eine Riesenfahne in den Farben meines Heimatlandes Himmel und Erde. Im Norden und Süden erhoben sich dunkelviolette, graugelbe, rote und weißhäuptige Berge.

Das Terrain war so eben, daß die Karawane, obwohl sie eine Stunde Vorsprung hatte, beständig wie eine kleine schwarze kurze Linie an der höchsten Stelle des Horizonts sichtbar war, ohne jemals auch nur durch die geringste Bodenerhebung verdeckt zu werden. Infolge der Luftspiegelung schien sie ein wenig über dem Erdboden zu schweben, und die Tiere sahen wie phantastisch langbeinige Kamele aus.

An einer Stelle, wo das Gras besonders gut war, hatte die gemietete Karawanenabteilung haltgemacht; sie hatte noch ein Pferd verloren und wollte versuchen, ein paar andere Todeskandidaten zu retten. Die Lasten lagen am Boden umhergestreut, die Tiere grasten munter, und die Männer saßen am Feuer, hatten dem Wind den Rücken zugekehrt und rauchten abwechselnd eine gemeinschaftliche Pfeife.

Stellenweise war der Boden weiß von Salz, an anderen Stellen fand sich eine dünne Schicht von grobem Quarzsand mit Anlage zur Dünenbildung. Die Karawane hatte sich gelagert, und kleine, zerstreute schwarze Punkte verrieten uns, daß die Tiere auf der Weide waren. Ein paar Punkte aber, die sich weit von den anderen entfernten, waren Reiter, die nach Wasser suchten. Leicht war es nicht, die Zelte aufzuschlagen; alle Mann mußten sie mit ihrer ganzen Kraft festhalten, damit sie nicht fortgeweht oder in Fetzen gerissen wurden, und dabei schlug ihnen der grobe Flugsand ins Gesicht. Wir waren froh, endlich unter Dach zu kommen, aber auch dort zog und pfiff es durch alle Spalten und Löcher, und die kleinen Hunde waren sehr übler Laune. Einen Vorteil hat ein solcher Weststurm aber doch, er erleichtert den Marsch und schiebt von hinten nach; man braucht nur zu wenden und versuchsweise gegen den Sturm anzureiten, um den Unterschied zu merken.

Der 13. fing schlimm an, denn über Nacht waren neun Pferde ausgekniffen, und Muhamed Isa war mit einigen Ladakis auf der Suche nach ihnen. Unterdessen warteten wir in vollständigem Schneesturm. Manuel war in einem sehr lebhaften Wortwechsel mit Ganpat Sing begriffen; es handelte sich dabei um ein Paar Strümpfe, die letzterer unserem Koch in Leh abgekauft hatte. Nun aber merkte Manuel, daß er sie selber gebrauchen konnte, und redete so lange auf Ganpat Sing ein, bis er den Kauf rückgängig gemacht hatte. Manuel machte mir und Robert mit seinem gebrochenen Englisch manchen Spaß. Wenn es schneite, sagte er „der Tau fällt", wenn es stürmte, „heute scheint eine Brise in der Luft zu sein", und als wir den See verließen, fragte er, wann wir an den nächsten „Weiher" kommen würden. Er hielt den Aksai-tschin-See wohl im Vergleich mit dem unendlichen Ozean vor Madras für einen jämmerlichen Pfuhl.

Nachdem fünf der verlorenen Pferde wieder eingefangen waren, brach ich auf der Spur der Esel auf. Das Terrain stieg ebenso langsam an wie bisher, von den Bergen sah man im Schneetreiben nichts; wir hätten uns ebensogut auf den Ebenen der Mongolei oder in der Kirgisensteppe befinden können. Das heutige Lager wurde an einer Quelle aufgeschlagen, am Fuß des auf der nördlichen Talseite liegenden Gebirges, wo gutes Weideland war. In Ermangelung eines Zeltes waren wir in Sonam Tserings kleiner runder Festungsmauer von Proviantsäcken, in deren Mitte ein Feuer loderte, zu Gast und fanden dort Schutz vor dem Winde (Abb. 71). Gegend Abend ließ Muhamed Isa melden, noch ein Pferd habe sich gefunden, es sei aber unmöglich, die andern in diesem

Schneetreiben zu ſuchen und er bitte um Pelze und Proviant aus dem Hauptlager. Indeſſen gelang es dem Mann, der den wenig beneidenswerten Auftrag erhielt, mit dieſen Sachen in Dunkelheit und Schneetreiben nach dem Lager Nr. 11 zurückzugehen, nicht, den Karawan-baſchi und ſeine Begleiter zu finden, und dieſe mußten infolgedeſſen die Nacht im Freien, im Froſt und ohne Speiſe und Trank zubringen. Sie waren daher recht mitgenommen, als ſie am folgenden Tag mit allen durchgebrannten Pferden wieder zu uns ſtießen. Ich hielt meinen Nachtwächtern nun eine Strafpredigt und erklärte ihnen energiſch, daß dies nicht wieder vorkommen dürfe, da die Tiere dadurch ermüdet und den Angriffen der Wölfe ausgeſetzt würden, der Marſch aber verzögert werde. Tatſächlich war es jedoch wunderbar, daß wir erſt einen Mauleſel und zwei Pferde eingebüßt hatten.

Und nun ging es nach Oſten weiter, immer noch in demſelben gewaltigen Längstal. Der Fluß wurde immer waſſerreicher, je höher wir kamen, denn weiter unten ging das Waſſer durch Verdunſtung und Einſickern in den Boden verloren.

Auf unſerer rechten Seite dauerte das rote Konglomerat und der Sandſtein fort, zur Linken hatten wir grünen Schiefer. Mitten in dem ſterilen Tal paſſierten wir eine kleine ringförmige Grasoaſe, die einer Koralleninſel im Ozean glich. Der heutige Sturm brachte uns Regen und Schloßenwetter; um die Mittagszeit goß es, und das Thermometer zeigte $+3{,}9$ Grad. Alles war unbehaglich naß und ſchmutzig, als wir lagerten, und das feuchte Brennmaterial wollte gar nicht Feuer fangen. Nun aber fing es an zu ſchneien, und am ſpäten Abend war das Land wieder winterlich weiß. Vergeblich hatten wir gehofft, über die Schwelle hinüberzukommen, von der man den Lake Lighten würde ſehen können. Nach Wellbys Karte konnte er nur noch ein paar Tagereiſen entfernt liegen, aber unter günſtigen Verhältniſſen mußte man den See ſchon aus weiter Ferne erblicken können.

Eiſiger Oſtwind herrſchte am Tag darauf. Es wurde kalt und rauh, als er über die nachtkalten Schneefelder hinfuhr, und das ſcheußliche Wetter war nicht nur körperlich unbehaglich, ſondern wirkte auch geiſtig niederdrückend, ſo daß man ſchlaff im Sattel hing, ſchläfrig und gleichgültig war und ſich nach ſeinem abendlichen Kohlenbecken ſehnte. Die Antilopen waren dreiſter als gewöhnlich; um dieſe Jahreszeit ſind ſie dick und fett. Wir ritten an einem Pferd vorbei, das in der Karawanenſpur geſtürzt und geſtorben war, ohne daß man ihm hätte helfen können. Es lag mit weit geöffneten Augen da, als ſpähe es nach einem Land im Oſten aus, und war noch ganz warm. Der Packſattel hatte

ſich nützlich erwieſen, denn Muhamed Iſa war ſo fürſorglich geweſen, alle Sättel mit ſaftigem Heu füllen zu laſſen, das man ſpäter noch brauchen konnte. Die Tiere konnten infolgedeſſen nach und nach ihre eigenen Packſättel verzehren. Im Lager wurden zwei Schafe geſchlachtet, die nicht nach längerer Widerſtandsfähigkeit ausſahen.

Am Morgen lag wieder ein ſterbendes Pferd zwiſchen den Zelten. Ein Wolf ſaß in einem Nebental und war Zeuge unſeres Abmarſches, er wartete auf ſeine ſchöne Mahlzeit; aber die Freude, das Pferd umzubringen, ſollte er doch nicht haben, da wir ſeinem Leben mit einem Meſſer vorher ein Ende machten. Wir waren jetzt in die kritiſche Zeit eingetreten, daß kaum ein Tag verging, wo wir nicht eines oder mehrere unſerer Tiere verloren.

Noch immer ſtiegen wir langſam nach Oſten. Im Vertrauen auf Wellbys Karte hatte ich den Leuten verſprochen, daß ſie heute einen großen See erblicken würden. Wir gingen eine Schwelle hinauf, ſahen uns aber enttäuſcht; von ihrer höchſten Stelle aus erſchien nur eine zweite, die alle Ausſicht verbarrikadierte, und als wir uns endlich auf dieſe hinaufgearbeitet hatten, zeigte ſich vor uns eine dritte. Jetzt aber ſollte unſere Hoffnung nicht länger trügen. In Oſtſüdoſten zeigte ſich zwiſchen den nächſten Hügeln eingeklemmt, ein Teil des Lake Lighten. An ſeinem Süduſer, an dem Wellby 1896 entlanggezogen war, erhob ſich mit bizarren, unregelmäßigen Spitzen und Gruppen die Fortſetzung der roten Schneekette, die wir ſchon mehrere Tage lang geſehen hatten und die jetzt, bei dem herrlichen Wetter, in ihrer ganzen wilden Pracht hervortrat. Sechs Tage lang waren wir nach dem erſehnten Paß hinaufgeſtiegen und fanden ihn endlich unmittelbar über dem See. Seine Höhe betrug 5273 Meter!

Jetzt waren viele der Pferde ſchon ſo erſchöpft, daß wir um jeden Preis gute Weide finden und die Tiere einige Tage ausruhen laſſen mußten. Das Lager Nr. 15 wurde am Strande aufgeſchlagen; es hatte die Ausſicht über den ganzen See (Abb. 55). Im Süden erhob ſich die eigentümliche Kette in gelbroten und feuerroten, roſenroten und hellbraunen Schattierungen und zeigte zwiſchen weichen, glänzenden, blauſchimmernden Schneefeldern phantaſtiſche, ſchroffe Felsſpitzen.

Lager 15 ſollte ein wichtiger Wendepunkt meines kühnen Einfalles in das verbotene Land werden. Kaum waren wir in Ordnung, als die letzten acht der gemieteten Tankſeleute ſich in Begleitung Muhamed Iſas vor meinem Zelte einfanden, nach Ladakiſitte auf die Knie fielen, mit der Stirn den Boden berührten und dann regungslos wie Götzenbilder daſaßen, während ihr Führer und Vormann das Wort ergriff:

„Sahib, uns ſind noch 19 Pferde geblieben; acht davon ſind noch ſtark, aber die übrigen werden es nicht mehr lange machen. O, Sahib, laß uns nach Hauſe zurückkehren, ehe der Winter kommt und unſere Tiere tötet.“

„Es war abgemacht, daß ihr uns bis an den Jeſchil-köl begleiten ſolltet; wollt ihr euer Wort brechen?“

„Sahib, wir wiſſen, daß wir in euren Händen ſind und von eurer Gnade abhängen; unſer Proviant reicht nicht mehr zehn Tage; gehen wir bis zum Jeſchil-köl mit, dann werden wir alle auf dem Heimweg ſterben. O, Sahib, habt Erbarmen mit uns und laßt uns nach Hauſe gehen.“

„Nun gut, wenn ich euch nun gehen laſſe, welchen Weg werdet ihr dann einſchlagen?“

„Sahib, wir wollen über die Berge hier im Süden gehen, am Arport-tſo vorbei nach dem Lanek-la, den wir in zehn Tagen erreichen können.“

„Findet ihr den Weg auch und ſeid ihr ſicher, daß euer Proviantvorrat ausreicht?“

„Ja, Herr.“

„Dann macht euch fertig!“ Mich an Muhamed Iſa wendend, fuhr ich fort: „Manuel und die beiden Radſchputen können das Klima nicht vertragen, es wird das beſte ſein, ſie ebenfalls zu entlaſſen, ehe die Winterkälte kommt.“

Muhamed Iſa war Diplomat und verſuchte ſeine Befriedigung zu verbergen, als er antwortete: „Ja, wenn wir ſie im Winter mit landeinwärts nehmen, erfrieren ſie uns. Schon jetzt kriechen ſie am Lagerfeuer wie Murmeltiere zuſammen und trotzdem klappern ſie mit den Zähnen und zittern vor Froſt in ihren Pelzen.“

„Wir können ſie leicht entbehren.“

„Bisher haben ſie noch nicht mehr geleiſtet als die Hündchen, eher noch weniger, denn ſie ſind entweder zu faul oder zu vornehm, um ſich für ihr eigenes Feuer Brennſtoff zu ſammeln; zwei unſerer Ladakis müſſen ſie und ihre Pferde bedienen. Es wäre ein großer Gewinn, wenn wir ſie los würden.“

„Laſſen wir ſie gehen, ſo kommen uns auch ihre Pferde zugute, denn ich kann ihnen ja einige der abziehenden Tankſepferde mieten, die ihnen dann während der Reiſe nach Ladak zur Verfügung ſtehen.“

„Ja, Herr, ſie haben drei Pferde zum Reiten und benutzen außerdem noch zwei für ihr Gepäck. Wir verlieren nun die Tankſepferde, von denen einige allerdings nur Brennmaterial getragen haben, aber unſer Gepäck vergrößert ſich trotzdem durch ihren Fortgang um fünfzehn neue

Laſten für unſere eigenen Tiere. Daher ſind die Pferde der ſchwarzen Männer für uns eine höchſt notwendige Zugabe."

Am folgenden Tag wurden die Platten und Geſteinproben, die nach Srinagar geſchickt werden konnten, eingepackt, und ich ſchrieb Briefe nach Haus und an Freunde in Indien. Ich bat den Oberſt Dunlop Smith, mir mit Erlaubnis des Vizekönigs Ende Oktober alle Briefe, die bis dahin für mich angelangt ſeien, in die Gegend des Dangra-jum-tſo nachzuſchicken. Sie müßten über Giangtſe und Schigatſe geſchickt werden; der Taſchi-Lama, der neulich ſo gut in Indien aufgenommen worden ſei, werde gewiß mit Vergnügen dafür ſorgen, daß mir die Poſttaſche zugeſtellt werde. Ich dachte mir, daß, wenn mir auch im Innern von Tibet die Weiterreiſe verboten werde, man mir doch nicht meine Poſt verweigern könne — im äußerſten Notfall konnte ich ja meinerſeits die Beförderung der Poſttaſche zur Bedingung für die Annahme ihrer eigenen Forderungen machen. Ich bat alſo, ein Poſtbote möge den Auftrag erhalten, ſich Ende November am Dangra-jum-tſo einzufinden und dort unſere Ankunft zu erwarten.

Am Morgen des 17. Septembers lagen drei meiner eigenen Pferde tot zwiſchen den Zelten. In der folgenden Nacht ſtarb das große ſcheckige Jarkentpferd, das mein Boot getragen hatte (Abb. 75). Als am 19. die Sonne aufging, hatten ſich noch zwei Opfer den voraufgegangenen zugeſellt und lagen, Beine und Hals von ſich geſtreckt und, nach einer Nachtkälte von — 18,4 Grad, ſteinhart gefroren da! Ich ließ Muhamed Iſa rufen.

„Wieviel Tiere haben wir noch?"

„Wir haben 83; 48 Pferde und 35 Mauleſel; 10 Pferde und ein Mauleſel ſind geſtorben."

„Es wäre ſchlimm, wenn dies Sterben im Tempo der letzten drei Tage fortdauern ſollte!"

„Das glaube ich nicht, Sahib, die ſchwächſten ſind krepiert, die ſtärkſten haben wir behalten."

„Aber ſechs Pferde ſind hier gefallen, das bedeutet für die Überlebenden ſechs Laſten mehr, außer den 15 von den Tankſepferden!"

„Die ſechs gefallenen ſind während der letzten Tage gar nicht beladen geweſen."

„Aber die Laſten werden jetzt auf alle Fälle zu ſchwer."

„Seit wir hier lagerten, habe ich den Tieren doppelte Mais- und Gerſterationen geben laſſen, teils um ſie zu kräftigen, teils um die Laſten zu erleichtern. Die erſten Tage, von hier gerechnet, müſſen wir kurze Märſche machen und lieber die Tiere tüchtig freſſen laſſen, als einen einzigen Sack Gerſte fortwerfen."

„Gut. Wir haben 510 engliſche Meilen nach dem Dangra-jum-tſo, das macht bei 10 Meilen täglich 51 Tagesmärſche. Kommen noch 15 Ruhetage hinzu, ſo müſſen wir am 25. November oder in zwei Monaten und ſechs Tagen an jenem See anlangen. Die Mauleſel ſcheinen mir widerſtandsfähiger zu ſein als die Pferde; wir müſſen ſuchen, wenigſtens eine Stammtruppe ſtarker Mauleſel zu retten; ſpäter wird ſich ſchon irgendwie Rat finden, wenn wir die erſten Nomaden getroffen haben."

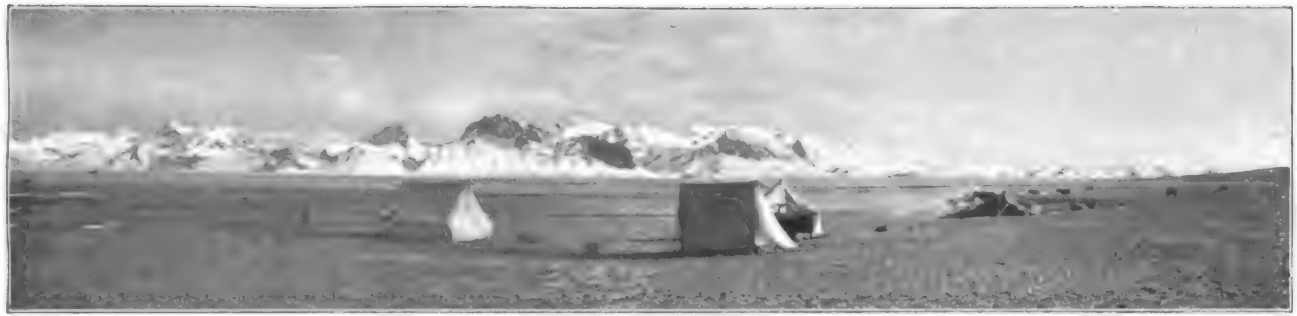
„O ja, im allerſchlimmſten Fall können unſere Ladakis das Notwendigſte tragen und wir alle zu Fuß gehen."

„Ja, Muhamed Iſa, denke daran, daß ich keinesfalls umkehre, wenn ich nicht durch Übermacht dazu gezwungen werde!"

„Nein, das weiß ich; es wird ſchon alles gut gehen."

Vier Pferdelaſten Mais und Gerſte waren in dieſem Lager verzehrt worden; von nun an ſollte täglich eine Pferdelaſt draufgehen, die Koſt der Leute ungerechnet. Doch wahrſcheinlich verloren wir auch täglich ein Tier, manchmal vielleicht auch zwei oder mehr. Indeſſen blieb uns immer noch die Hoffnung, beſſere Weide zu finden, auf der die Tiere ſich wieder kräftigen konnten, wenn wir erſt nach Südoſten abſchwenkten. Wir hatten noch keinen Grund zum Klagen. Die gemieteten Tankſepferde hatten mir vortreffliche Dienſte geleiſtet. Wir konnten das Weſtufer des Lake Lighten mit 83 vollbeladenen Tieren verlaſſen. Zu dem Boot mit all ſeinem Zubehör waren zwei Pferde erforderlich, aber ein paar Tage gedachte ich ſie zu ſchonen und das Boot ſich ſelber über den See befördern zu laſſen.

Soweit war es mir alſo gelungen, unſere Etappen vorzuſchieben, und das war prächtig. Wellby, Deaſy, Rawling und Zugmayer, die alle ſchon in dieſer Gegend waren und ſo ſchöne, verdienſtvolle Reſultate von ihren Reiſen mitbrachten, hatten gerade hier und am Jeſchil-köl nur über Karawanen verfügt, die in viel weniger gutem Zuſtande geweſen waren als die meine. Leh und Tankſe waren meine Ausgangspunkte geweſen. Am Lake Lighten aber zerriſſen nun die allerletzten Bande, und von dort begann ein Gewaltmarſch unbekannten Geſchicken entgegen.

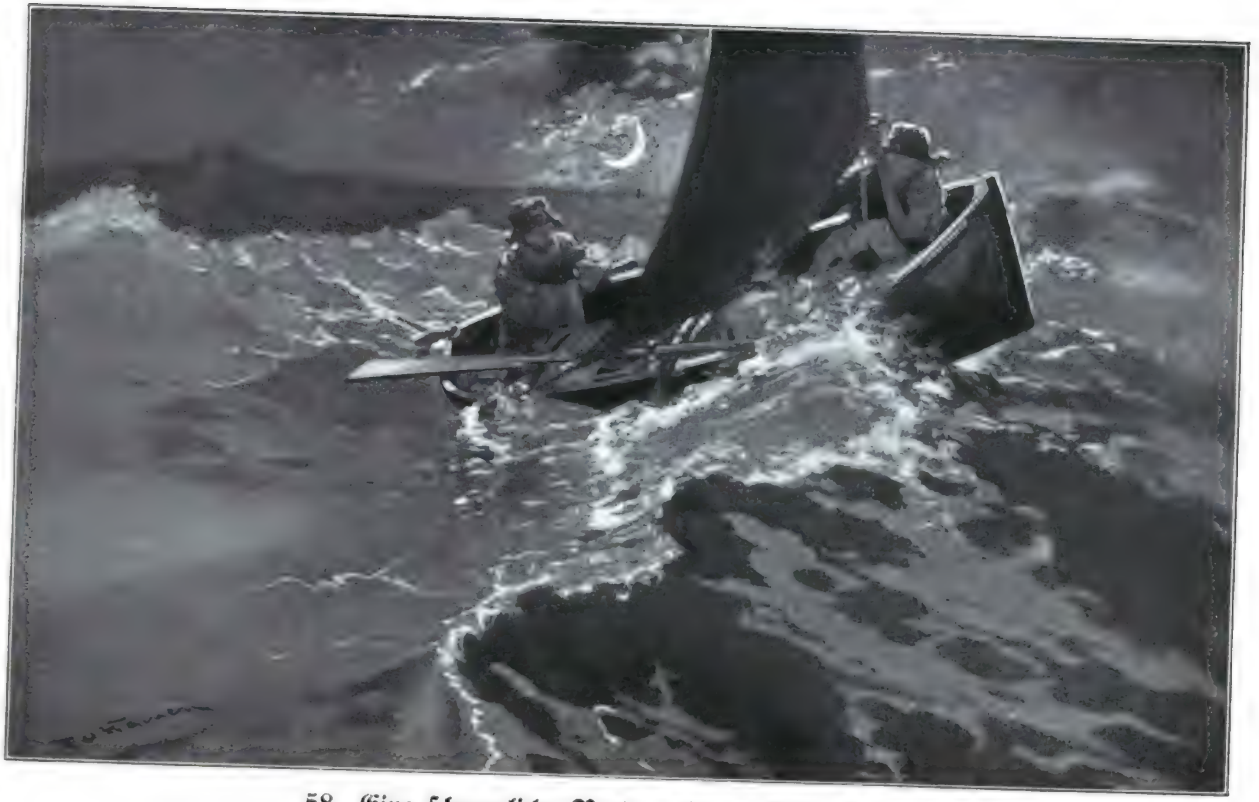


55. Lager Nr. 15 auf dem Westufer des Lake Lighten.

56. Im Schnee nordöstlich von Tschang-lung-jogma.

57. Mein Zelt, im Vordergrund Bikom Sing, Manuel und die jungen Hunde.

Digitized by Google



58. Eine schauerliche Nacht auf dem Lake Lighten.

Neuntes Kapitel.

Im Sturm auf dem See.

Am neunzehnten Tag des Septembers nahmen wir von den Indern und den Eingeborenen von Tankſe Abſchied (Abb. 69). Um jene tat es mir leid, ſie konnten ja nicht dafür, daß ſie nicht für das Klima taugten, und ſich ſonſtwie auszuzeichnen hatten ſie noch keine Gelegenheit gehabt. Den letzten Abend hatte Bikom Sing ſeinen Schwanengeſang in unſerer Geſellſchaft angeſtimmt, nämlich dieſelbe eintönige, reſignierte Sanskrithymne, die ihm und ſeinen Landsleuten ſchon ſo oft eine Erinnerung geweſen war an ein wärmeres Land mit freundlichen Hütten im Schatten der Palmen und der Mangobäume, an beladene Ochſenkarren auf ſtaubigen Landſtraßen und an das entſetzliche Warngebrüll des Königstigers in den Dſchungeln der Flußufer, wenn in den lauen Frühlingsnächten der Vollmond am Himmel ſteht. Jetzt dankte ich ihnen für treue und ehrliche Dienſte, bezahlte ſie gut, ſorgte für ihre Rückreiſe und verſah ſie mit beſten Empfehlungen. Als Proviant erhielten ſie Mehl, Zucker, Tee und Reis, nebſt einem Schafe für ihren Unterhalt. Manuel durfte einen der kleinen Hunde, in den er ſich verliebt hatte, mitnehmen. Muhamed Iſa hatte ihnen aus leeren Kornſäcken ein Zelt zum Schutz gegen die Nachtkälte genäht.

Am erſten Tag wollten ſie bloß bis an den Fuß der roten Bergkette ziehen, und der Tag war ſchon weit vorgeſchritten, als ſie nach einem kräftigen Händedruck zum Abſchied zu Pferde ſtiegen. Wir blieben noch eine Weile ſtehen, ſahen ihre kleine Schar ſich unter der Sonne im Südweſten verkleinern, und bald verſchwanden ſie hinter den erſten Hügeln.

Ich habe nie wieder etwas von ihnen gehört! Nach anderthalb Jahren fragte Manuels Vater ſchriftlich bei mir an, wo ſein Sohn geblieben ſei, aber ich wußte es nicht. Soviel machte ich ausfindig, daß er wohlbehalten in Leh angelangt war, aber weiter konnte ich ſeine Spur nicht verfolgen. Indeſſen hoffe ich, daß er nach ſeinen Irrfahrten glücklich heimgekommen ſein wird. Die Scheidenden fehlten uns ordentlich,

aber ich tröſtete mich mit dem Boot, das ausgepackt und am Ufer zuſammengeſetzt wurde.

Ein ſtrahlend klarer Tag nach 16,8 Grad Kälte! Die Quelle an unſerem Lager war zu einem glänzenden Streifen gefroren, der ſich zum Strand hinunterſchlängelte, und am Ufer klapperte ein zwei Meter breiter Eisrand im Wellengeplätſcher. Das Waſſer des Sees läßt ſich im Notfall trinken; wahrſcheinlich verringern ſeinen Salzgehalt die Zuflüſſe an unſerem Ufer, wo der vom Paß kommende Fluß und zahlreiche Quellen münden. Die feine Kräuſelung des Sandes auf dem Grund des Sees iſt von der oſzillierenden Bewegung des Wellenganges ſcharf gezeichnet; das Waſſer iſt vollkommen kriſtallklar.

Nun wurden unſere Tiere, die im Lager Nr. 15 noch einen Kameraden verloren hatten, mit den ſchweren Laſten beladen. Die Karawane hatte Befehl, am Norduſer entlang zu ziehen und in ſeiner Nähe an einer geeigneten Stelle Lager zu ſchlagen. Robert ſollte eine proviſoriſche Kartenſkizze von dem Verlauf der Uferlinie machen, Tſering, Muhamed Iſas Bruder, durfte mich auf ſeine Bitte begleiten. Und ſo verließen wir denn gleichzeitig und mit einem Gefühl der Erleichterung dieſen öden Platz, wo wir unſeren Reiſegefährten Lebewohl geſagt und ſieben unſerer Pferde verloren hatten! Von der Stille der Einöde umgeben, lagen ſie da wie durch das Lied der Uferwellen in Schlaf gewiegt — ein von Göttern und Menſchen vergeſſener Friedhof.

Tſering fand ſich mit den Rudern bald gut zurecht, und nachher kam uns der Weſtwind zu Hilfe. Wir fuhren ſchräg nach der nordweſtlichen Ecke des Sees hinüber und hatten es viel näher als die Karawane, die einen bedeutenden Umweg machen mußte. Die Fahrt machte keinen Anſpruch darauf, mehr als eine Probefahrt zu ſein, aber vom erſten Augenblick an war ich entzückt von dem engliſchen Boot, das ebenſo feſt und bequem, wie leicht zu regieren war. Die größte gemeſſene Tiefe betrug 48,5 Meter. Nachdem wir um einen Vorſprung herumgefahren waren, erblickten wir den blaugrauen Rauch unſeres Lagers eine Strecke weit vom Ufer, zogen das Boot aufs Land und geſellten uns wieder zu den unſeren.

Das Lager war nun folgendermaßen angeordnet. In einem großen, unten viereckigen und oben pyramidenförmigen Zelt reſidierten Muhamed Iſa, Tſering, die Küche und zwei der anderen Leute (Abb. 83). Die vornehmeren Ladakis wohnten in dem tibetiſchen Zelt, während die übrigen ſich innerhalb der Verſchanzung der Proviantſäcke aufhielten. In Manuels Zelt hauſte Robert allein, und um ſein Bett herum hatte er ſo viele Kiſten aller Art aufgeſtellt, daß es an ein Parſigrab erinnerte. Zu äußerſt auf

dem rechten Flügel ſtand mein Zelt ein wenig von den anderen entfernt. Der ſchwarze Pobranghund wurde vermißt; wahrſcheinlich hielt er einen Schmaus an den ſieben toten Pferden; und richtig: als Muhamed Iſa einen Mann zum Lager 15 zurückſchickte, fand ſich der Hund dort dick und ſtrotzend wie ein vollgeſtopfter Beutel und ſo faul und unluſtig, daß er kaum gehen konnte. Er hatte ſich vollſtändig überfreſſen und mochte nachher einen ganzen Tag lang ſein Futter nicht einmal anſehen.

Der 21. September wurde ein ſehr denkwürdiger Tag in meiner Chronik. Das Boot lag ſegelfertig am Ufer, und ich beſchloß, die Pferde wieder mit ſeinem Gewicht zu verſchonen. Nach Oſten hin ſah der See ganz klein aus, und es konnte nicht weit bis zu ſeinem öſtlichen Ufer ſein, in deſſen Nähe die Karawane ja überall, wo leidliche Weide war, lagern konnte. Wurde es zu dunkel, ehe ich etwas von mir hören ließ, ſo konnten meine Leute ja am Ufer ein Signalfeuer anzünden. Aber wir würden ſchon rechtzeitig eintreffen! Wir behandelten die Sache als Bagatelle und dachten nicht daran, uns mit Proviant, Trinkwaſſer, Brennmaterial und warmem Nachtzeug zu verſehen. Ich war wie gewöhnlich angezogen, trug meine Lederweſte und hatte den Ulſter mitgenommen, und nur, damit ich auf der Bank im Achter weich ſitzen ſollte, war ein Pelz darübergebreitet worden.

Ja, wir waren bei dieſer Gelegenheit zu leichtſinnig! Vormittags inſpizierte ich, wie gewöhnlich, alle Tiere und gab dann Rehim Ali (Abb. 59) Unterricht im Rudern, denn diesmal ſollte er mitkommen, und er machte ſeine Sache ſo gut, daß er feierlich zum „Kemi-baſchi", zum — Flottenchef ernannt wurde. Unmittelbar beim Abfahren beſchloß ich, erſt quer über den See zu rudern, um ſeine Tiefe zu loten und ſeine Breite zu finden. Die Entfernungen oder richtiger die Geſchwindigkeit maß ich mit Lyths Strommeſſer aus Stockholm, und die Tiefe ſollte einmal in jeder Viertelſtunde gelotet werden. Den Sammelplatz erreichten wir wohl noch vor Eintreten der Dunkelheit. Um 11 Uhr war die Temperatur des Waſſers 6,2 Grad und nachher ſtieg ſie noch um einige Grad. Der Tag war ſtrahlend hell und windſtill, um 1 Uhr hatten wir 11,7 Grad. Ich nahm mir das ſchwarze Mündungstor einer Uferterraſſe als Ziel, dorthin wollten wir gewiſſenhaft ſteuern. Trinkwaſſer konnten wir entbehren; das Aräometer zeigte im See 1000; es ſchwamm alſo ebenſo tief wie in ſüßem Waſſer.

Die Lagunen an unſerem Ufer waren mit zentimeterdickem Eiſe bedeckt. Am Fuß der nördlichen Berge zeigten ſich ſechs wilde Yaks. Der See lag betörend ſtill und blank da, nur noch eine langſame, ſchwache

Dünung, die letzte Nachwehe der Tätigkeit des sterbenden Nachtwindes, ließ sich spüren. Nicht ein Wölkchen, nicht die leiseste Brise, ein doppelter Genuß nach den Stürmen der letzten Tage. Gegen die hell türkisblaue Farbe des Himmels glänzte der See, wenn man nach Süden sah, so hellgrün wie das zarte Laub der Birken im Frühling.

Noch einige Minuten hörten wir die Glocken der abziehenden Maulesel, aber bald verschwanden die schwarzen Linien der Karawane in dem hügeligen Ufergelände. Rehim Ali ruderte wie ein ausgebildeter Ruderknecht. Schon beim zweiten Lotungspunkt betrug die Tiefe 35,1 Meter und beim dritten 49. Als mein Ruderer das nächste Mal die Ruder einziehen mußte, reichte die 65 Meter lange Lotleine nicht bis auf den Grund; leider hatten wir keine Reserveleinen, da ich früher nie so große Tiefen in tibetischen Seen gefunden hatte.

„Dieser See hat überhaupt keinen Grund", seufzte Rehim Ali.

„Natürlich hat er Grund, aber wir haben keine Leinen mehr."

„Hält der Sahib es nicht für gefährlich, weiterzufahren, wenn der See so bodenlos ist?"

„Das hat gar keine Gefahr; wir rudern nach dem Ufer hin, das ist nicht mehr weit, und dann haben wir bloß eine kleine Strecke nach dem Lager."

„Inschallah! Aber es kann weiter sein, als es aussieht. Bismillah!" rief er und legte sich wieder in die Riemen.

Gegen zwei Uhr war der See völlig blank wie eine Glasscheibe; seltsame, verwirrende Spiegelbilder der Berge entstanden. Man wurde ganz wirr im Kopf, der See hatte jetzt dieselbe Farbe wie der Himmel, man glaubte in einem Raum von hellblauem Äther inmitten eines phantastischen ringförmigen Planeten zu schweben. Im Norden hinter uns hatte sich das Panorama eines mächtigen Kammes aufgerollt, mit flachen, hohen Kuppen, die ewiger Schnee bedeckte. Die Sonne brannte glühend heiß, Rehim Ali trocknete sich die Stirn, der Rauch meiner Zigarette blieb regungslos in der Luft stehen, nur das Boot und die Ruderschläge verursachten eine Kräuselung des Wassers — es war geradezu schade um diese ungewöhnlich blanke Fläche. Alles war so still und ruhig wie ein Nachsommertag, der sich zwischen den Bergen verspätet hatte.

„Gott bewahre uns vor der Dunkelheit," meinte Rehim Ali, „es ist gefährlich, noch auf dem Wasser zu sein, wenn die Sonne untergegangen ist."

„Sei nicht bange!"

Jetzt fand die Leine in 29 Meter Grund und das nächste Mal bei 10 Meter. Eine Viertelstunde später sprangen wir ans Land.

Ich zeichnete ein Panorama der nördlichen Berge, während Rehim Ali an einem Stück Brot kaute, das er vorsichtigerweise mitgenommen hatte.

Es war $^3/_4$4 als wir wieder abstießen. In zwei Stunden mußte es dunkel werden, aber dann würden wir ja das Lagerfeuer am Ufer sehen. Das Ostende des Sees erschien ganz nahe; aber man täuschte sich darin leicht infolge der Luftspiegelung. Wir ruderten eine Weile nach Ostnordosten längs des Ufers. Es wäre doch seltsam, wenn der Westwind heut ausbliebe; immer wieder fragte ich Rehim Ali, der den westlichen Horizont vor sich hatte, ob es dort klar aussehe oder ob der Weststurm sich noch nicht zeige.

„Nein, es gibt keinen Sturm", antwortete er ruhig.

„Doch, nun kommt er," meinte er nach einer kleinen Weile, „und es wird ein böser Sturm!"

Ich wende mich um und sehe im Westen über dem Paß, den wir vor einigen Tagen überschritten, hohe, lichtgelbe Staub- und Sandtromben, die sich bald bis 30 Grad über den Horizont emportürmen; sie erheben sich schnell, fließen zusammen zu einer finsteren Wolke und verdecken die Aussicht auf die westlichen Berge. Ja, das ist ein heranziehender Weststurm.

Aber für uns ist die Gefahr nicht groß, wir können an Land gehen, wo wir wollen; Zündhölzer haben wir, um Feuer anzuzünden, und Japkak findet sich genug; wir erfrieren also nicht, auch wenn es 16 Grad Kälte gibt; und ohne Nahrung können wir schon einmal sein.

„Noch wollen wir nicht landen; vielleicht ist das Lager ganz nahe; rudere nur zu, Rehim Ali — nein, warte noch, richte den Mast auf und hisse das Segel, ehe der Sturm einfällt, dann bekommen wir ein Stück des Weges Hilfe. Wird der Sturm zu stark, dann gehen wir an Land."

Noch ist es totenstill. Aber jetzt kommt ein erster Vorläufer, ein Kräuseln läuft über die Wasserfläche, der Wind legt sich in das Segel, bläht es auf wie einen Ball und glättet alle seine Falten, das Boot schießt vorwärts, und eine wirbelnde kochende Spur bildet sich in unserem Kielwasser. Wir halten uns am südlichen Ufer; dort ist eine Reihe von Lagunen und Landzungen von Sand und Geröll. Auf einer dieser Landspitzen sitzt ein Paar Schwarzgänse; sie starren uns verwundert an, als wir vorbeisausen; sie halten uns wohl für einen gewaltigen Seevogel, der nicht fliegen kann, da er nur eine Schwinge hat. Die See geht schon höher; wir schießen gegen eine Landspitze im Nordosten; o weh, das Wasser ist nur einen Meter tief unter dem Kiel. Kommen wir aber auf Grund, so wird das Boot aufgerissen; sein ölgetränktes Segeltuch ist gespannt wie ein Trommelfell; ich steuere also, was das Steuer aushalten kann, und streife die Landspitze mitten in der rasenden Brandung — es

glückt und im nächsten Augenblick sind wir draußen auf offenem, tiefem Wasser, wo die Wogen gleichmäßiger gehen.

Nun erscheint in Ostnordost eine weit in den See hinausspringende Landzunge; aber es ist weit bis dahin, und wir sind draußen auf dem hochgehenden See, wo die weißen Schaumkämme der Wogen immer größer, ihr Brausen immer gewaltiger werden; der ganze See zischt und ist im wildesten Aufruhr; kommen wir nur heil und glücklich bis zu jener Landspitze drüben, dann liegen wir geschützt vor dem Wind und können landen. Ja, wir müssen landen, wenn es irgend möglich ist! Denn der Sturm ist nun über uns; er wird immer heftiger, es knackt im Mast; ich wage nicht länger weiterzufahren mit festgebundener Schote; wir haben den prächtigsten Fahrwind, es rauscht und braust um den Vordersteven, es siedet und kocht hinter uns, es gilt aufzupassen: bricht der Mast, der schon wie ein Bogen gespannt ist, so kippt das Boot, füllt sich in einem Augenblick mit Wasser und wird von den Bootschwertern, die zwar nicht gebraucht, aber gleichwohl als Ballast mitgeführt werden, in die Tiefe gerissen. Für den äußersten Notfall haben wir zwei Rettungsringe.

Rehim Ali sitzt im vorderen Bootsteil. Er hält sich am Mast fest, steht auf, späht geradeaus und meldet, daß hinter der gelben Landzunge der See ebenso groß ist wie im Westen! Alles ist nur eine Gesichtstäuschung gewesen, wir können den östlichen Strand nicht erreichen, ehe uns die Dunkelheit völlig überrascht. Wäre es nicht besser zu landen und den Tag abzuwarten? Ja, wir wollen landen und hinter der Landzunge Deckung suchen! Die Sonne sinkt, der Sturm wird immer stärker, man hört ihn heulen in den wilden Klüften im Süden, feiner Schaum steht wie Kometenschweife auf den Wogenkämmen, es ist ein äußerst kritischer und spannender Moment. Die Staubwolken sind verschwunden, man sieht undeutlich den westlichen Horizont. Wie eine Kugel von flüssigem Gold nähert sich die Sonne seinem Rand, und ein unheimlich zauberhafter Schein ergießt sich über die ganze Gegend. Alles ist gerötet außer dem schwarzblauen, weißgeränderten See. Im Osten steigt die Nacht herauf, dunkelviolette Schatten heben sich hinter den Bergen, aber die östlichen Bergzacken und der alles überragende Gipfel T mit seinen gleißenden Schneefeldern stehen feuerrot gegen den finsteren Hintergrund, gleich Vulkankegeln von Glas, deren Inneres von glühenden Lavaströmen erleuchtet ist; ein paar zerrissene Wolken jagen gen Osten; in Scharlach gefärbt wetteifern sie an Schönheit mit den Schneefeldern und Gletschern unter ihnen. Das Segel schimmert in allen Rosafarben, und auf den Kämmen der Wogen zittert purpurner Schaum, als ob wir über ein Meer von Blut getrieben würden.

Die Sonne ſinkt; nun färben ſich Segel und Wogenſchaum weiß, und bald leuchtet nur noch auf den höchſten Schneefeldern der letzte Hauch des ſcheidenden Abendrotes. Die Nacht ſchreitet weiter gen Weſten, und die letzte Glut, der letzte Schimmer des Tages erliſcht auf den Gipfeln in Südoſt.

Rehim Ali ſitzt zuſammengekauert auf dem Grund des Bootes, während wir ſchaukelnd, wiegend und ſchlingernd vorwärts ſchießen gegen die Landzunge. Noch ſind alle Umriſſe ſcharf und deutlich. Ich ſteuere das Boot aus der Brandung heraus, um die Landzunge herum, zaudere dann aber einen Augenblick; es wäre leicht, in Lee zu gehen; aber nein, jetzt geht ja alles gut — der Mond leuchtet ſo klar, und ehe er untergeht, haben wir wohl eine neue Landſpitze erreicht.

Im ſtöbernden Giſcht und im brauſenden Wellenſchaum jagen wir an der Landzunge vorüber und in einer Sekunde war es zu ſpät in Lee zu gehen, auch wenn wir es noch ſo gern getan hätten, denn das Toſen der Brandung erſtarb lautlos hinter uns, und vor uns hatten wir aufs neue ein offenes, nachtſchwarzes gähnendes Waſſer, in der Ferne begrenzt von einem kaum erkennbaren Landſtreifen, einer neuen Landzunge von den zahlreichen Schuttkegeln des ſüdlichen Ufers.

So jagen wir vorwärts über den aufgewühlten See. Da ſchrecken wir empor, denn wir hören die mächtigen, ſich überſtürzenden Wogen hinter uns. Das dumpfe Getöſe kommt näher, ich wende mich um — wir mußten rettungslos unter den wälzenden und rollenden Kämmen der Wogen begraben werden. Im Weſten hat ſich noch ein ſchwacher Widerſchein des fliehenden Tages verſpätet; ſein Licht bricht ſich auf dem nahenden Wogenberg und färbt ihn ſmaragdgrün. Der Schaum wird vom Sturm gepeitſcht und gibt uns ein kühlendes Bad. Da erreicht uns die Welle — aber ſie hebt das Boot ſanft in die Höhe, und dann rollen wir weiter gegen das öſtliche Ufer, das Rehim Ali nicht mehr für erreichbar hält.

Nun iſt das Segel kreideweiß im Mondſchein, auf ſeiner Fläche geht mein Schatten auf und nieder je nach der Bewegung des Bootes. Rehim Ali iſt halbtot vor Schreck, er hat ſich auf dem Grund des Bootes wie ein Igel zuſammengerollt und ſein Geſicht in meinen Ulſter vergraben, um nicht den aufgeregten See zu ſehen. Er ſagt nichts mehr, er iſt in alles ergeben und wartet nur auf ſein letztes Stündlein. Die Entfernung bis zum öſtlichen Ufer abzuſchätzen, war unmöglich, und eine Landung dort gewiß nicht ohne Schiffbruch auszuführen. Fanden ſich Klippen und Scheren am Ufer, dann wurden wir zermalmt und vernichtet in der Brandung, und fiel der Strand ſacht ab, dann mußten

wir kentern und wurden wie ein Stückchen Kork von den gewaltig rollenden Wogen aufs Land geworfen.

In dem undeutlichen nächtlichen Chaos ringsum leuchtet die Brandung an der Spitze der Landzunge; sie ist wilder als die vorige, denn die Wogen sind gewachsen, eine je weitere Fläche des Sees wir hinter uns gelassen haben. Ich versuche in Lee zu kommen, aber der Sturm treibt uns wieder hinaus, und ehe wir uns besonnen haben, sind wir wieder vom Land entfernt. Es wird jetzt kälter, aber mich friert nicht, die Aufregung ist zu groß, das Leben steht ja auf dem Spiel! Vergeblich spähe ich auf das Feuerzeichen meiner Leute; haben sie meinen Befehl nicht befolgt, oder sind wir so weit vom Strand, daß das Feuer nicht mehr sichtbar ist? Ich mache glücklich die Achterbank los und setze mich auf den Boden nieder, wo ich vor dem durchkältenden Wind etwas geschützt bin. Hinter uns macht die zerfetzte Lichtstraße des Mondscheins auf dem Wasser die Wogen noch unheimlicher als früher; sie sind jetzt Riesen geworden, und die vorderste verdeckt jetzt alle anderen (Abb. 58).

Die Stunden der Nacht schreiten vorwärts; der Mond geht unter. Jetzt erst ist es stockdunkel; nur die Sterne flimmern wie Fackeln hoch über uns, sonst ist alles rabenschwarz. Meine rechte Hand schläft halb erstarrt um die Ruderstange; man meint, das Boot fliege gen Osten, aber die Wogen rollen an uns vorbei, sie sind noch schneller als wir. Ab und zu frage ich Rehim Ali, ob er nicht mit seinen Katzenaugen bis zur östlichen Uferbrandung sehen könne. Er wirft einen flüchtigen Blick über die Reling, antwortet, daß es noch endlos weit sei, und verbirgt sein Gesicht wieder in den Ulster. Die Spannung vergrößert sich, mag kommen was will, wir nähern uns doch dem Augenblick, wo das Boot machtlos auf den Strand geworfen wird. Ich hoffe, der See ist so groß, daß wir die wilde Fahrt bis zum Tagesanbruch fortsetzen können; aber nein, das ist undenkbar, so große Seen gibt es in Tibet nicht; wir haben ja noch die ganze Nacht vor uns, und in dieser fliegenden Eile bewältigt man ungeheure Entfernungen.

Es liegt etwas Unheimliches und zugleich Imponierendes in einer solchen Fahrt, wo die Wogenkämme in der Finsternis nur sichtbar sind in dem Augenblick, wo sie das Boot heben, um im nächsten Moment dröhnend weiterzurollen. Nichts hört man als ihr Brausen, das Heulen des Windes und das Zischen des Schaumes um den Vordersteven.

„Paß auf, Rehim Ali," rufe ich, „wenn du merkst, daß das Boot Grund hat, springst du hinaus und ziehst es mit aller Kraft auf den Strand!" Aber er antwortet nicht mehr, er ist völlig versteinert vor

59. Rehim Ali aus Ladak.

Digitized by Google

60. Robert.

Digitized by Google

Schreck! Ich meinerseits packe meine Aufzeichnungen und Skizzenbücher in eine kleine Tasche.

Aber, was ist das? Ich höre ein donnerndes Brausen, das das Brüllen des Sturmes noch übertönt, und in der nachtschwarzen Dunkelheit vor uns sehe ich etwas wie einen helleren Rand in unserer unmittelbaren Nähe. Das muß die Uferbrandung sein. „Reffe das Segel!" schreie ich so laut, daß fast die Stimmbänder springen, aber Rehim Ali ist wie gelähmt, er rührt sich nicht vom Fleck. Ich lasse das Tau los und lasse das Segel flattern und schlagen im selben Augenblick, als das Boot auf den Grund schrammt und plötzlich festsitzt.

„Spring ins Wasser und zieh das Boot hinauf", rufe ich, aber er gehorcht nicht; ich puffe ihn in den Rücken, aber er merkt es nicht. Da packe ich ihn am Kragen und werfe ihn über Bord, eben als die nächste Sturzwelle das Ufer hinaufrollt, das Boot füllt, es auf die Seite wirft und mich bis auf die Haut durchnäßt! Da kann ich ja ebensogut hinausspringen, und jetzt erst erfaßt Rehim Ali die Situation und hilft mir das Boot aus dem Bereich der Brandung aufs Ufer ziehen (Abb. 61). Pelz und Ulster waren ebenso durchnäßt wie wir selbst, und nach langem Suchen fanden wir alle Sachen wieder, die beim Schiffbruch abhanden gekommen waren.

Wir waren halbtot vor Ermattung und Aufregung; bei einer solchen Anstrengung in dieser dünnen Luft kommt man fast ganz außer Atem. Wir gingen eine sandige Anhöhe hinauf und setzten uns, aber der eisig durchschauernde Wind jagte uns wieder auf. Ob uns das Boot nicht Schutz geben konnte? Wir mußten nur die Bolzen herausziehen, die seine beiden Hälften zusammenhielten, und mit Hilfe des einen Bootschwertes gelang es schließlich. Mit vereinten Kräften richteten wir die eine Hälfte des Bootes auf, lehnten sie schräg auf ein Brett der Bank und duckten uns dahinter. Wir waren völlig erstarrt; kein Wunder, denn das Wasser gefror in den Kleidern, so daß sie knisterten, wenn man sich nur rührte. Man hörte, wie das Wasser auf dem Boden des Bootes zu Eis wurde; mein Pelz war hart wie ein Brett und absolut nicht zu brauchen. Hände und Füße waren steif und gefühllos; wir mußten uns wieder aufraffen, um nicht völlig zu erfrieren. Es blieb uns nichts anderes übrig. Im Schutz der Boothälfte zog ich mir die Kaschmirstiefel und die Strümpfe aus, Rehim Ali mußte meine Füße kneten; aber erst als er seinen Tschapan öffnete und eine gute Weile meine armen Füße an seinem nackten Leibe wärmte, spürte ich wieder Leben darin. —

Ringsum keine Spur von Leben! Bei dem Toben der Brandung mußten wir schreien, um uns verständlich zu machen. Wie sollten wir

übernachten bei 16 Grad Kälte und naſſen Kleidern, die ſchon zu Eispanzern erſtarrt waren? Konnten wir auch nur das Leben friſten, bis die Sonne aufging? Rehim Ali verſchwindet im Dunkel, um nach Brennſtoffen zu ſuchen, aber er kommt mit leeren Händen zurück. Zu meiner Freude finde ich, daß mein Zigarettenetui und die Streichhölzer noch brauchbar ſind; ich hatte nur bis zur Bruſt im Waſſer geſtanden, auch als die letzte Sturzwelle ein übriges getan hatte, um mich völlig zu durchnäſſen. Ich zünde alſo eine Zigarette an und gebe Rehim Ali auch eine, um ſich damit zu beleben.

„Gibt es denn hier gar nichts, was wir verbrennen können? Ja, halt, wir haben doch die Holzrolle der Lotleine und den Rahmen, worin die Rolle befeſtigt iſt. Hol ſie ſofort her.“

Unbarmherzig zerbrechen wir dies Meiſterſtück der Schreinerkunſt Muhamed Iſas und zerſtückeln dann mit unſeren Meſſern den Rahmen; die naſſen Späne legen wir beiſeite, die inneren trocknen Rippen benutzen wir als Brennholz. Sie bilden ein ganz winziges Häuflein. Nur ein paar auf einmal dürfen geopfert werden, und mit Hilfe einiger weißen Blätter aus meinem Notizbuche bringe ich ſie zum Brennen. Unſer Feuer iſt klein und unanſehnlich, wärmt aber herrlich, und unſere Hände tauen wieder auf. Dicht über das Feuer gebeugt ſitzen wir da und unterhalten es mit der größten Sparſamkeit, nur dann und wann einen Span auflegend. Ich ziehe mich aus, um mein Zeug auszuwringen und notdürftig zu trocknen; Rehim Ali trocknet meinen Ulſter, der meine Hoffnung für die Nacht iſt; der Pelz wird preisgegeben. Wie lange iſt es noch bis zum Morgengrauen? Ach, noch mehrere Stunden! Die Rolle und die Kurbel haben wir noch in Reſerve, aber lange kann dieſer kleine Holzvorrat nicht vorhalten, und ich ſehe mit Beben dem Augenblick entgegen, da die Kälte uns zwingen wird, auch den Maſt und die Bänke zu opfern. Die Minuten verſtreichen ſo langſam; wir reden nicht viel miteinander, wir ſehnen uns nur nach der Sonne. Wenn nur erſt unſer Zeug notdürftig trocken iſt, können wir in der Schöpfkelle Waſſer kochen, um etwas Warmes in den Leib zu bekommen.

Und doch hatten wir allen Grund, uns darüber zu freuen, daß wir noch ſo gut davongekommen waren. Nie werde ich den Lake Lighten, Wellbys und Deaſys See vergeſſen! Er hatte uns mehrere Tage Geſellſchaft geleiſtet, ſein Strand hatte uns ſieben Pferde genommen und unſere Freunde mit der letzten Poſt heimziehen ſehen. Strahlend ſchön war dieſer See vor uns erſchienen, in hellen, leichten Farbentönen, aber auch pechſchwarz wie ein Grab in den Armen der Nacht, ſpiegelnd und blank hatte er in glühendem Sommerſonnenſchein

dagelegen; aber er hatte uns auch die Zähne gezeigt, blendend weiße Schaum- und Spritzwasserzähne; vor kurzem waren wir auf seinen unbekannten Tiefen von kristallhellem, lenzgrünem Wasser in der Sonnenhitze fast gebraten worden; jetzt waren wir an seinem Ufer drauf und dran in schneidender Winterkälte zu erfrieren; vorhin hatte er so still dagelegen, daß man kaum zu sprechen gewagt, um die friedliche Ruhe nicht zu stören, jetzt tobte er in ungezügelter Wut! Seine Ufer hatten uns Gras, Quellwasser und Feuerungsmaterial gespendet, aber den nächtlichen Seglern war der See fast grenzenlos erschienen; das Ostufer hatte sich den ganzen Tag hindurch vor uns zurückgezogen, wir hatten die Sonne aufsteigen, sinken und in einem Meer von Purpur und Flammen untergehen, sogar den Mond seine kurze Bahn durchmessen sehen, ehe wir unser Ziel erreichten, wo die Brandung donnerte und uns in ihre naßkalten Arme schloß. Eine großartige Segelfahrt hatten wir in dem kleinen Zeugboot gemacht, abwechslungsreich und aufregend; dreimal hatte unser Leben an einem Haar gehangen, als wir an den sandigen Landzungen beinahe auf Grund gelaufen waren; denn wären wir da gekentert, so hätten wir das Land wohl kaum erreicht, ehe unsere Hände an den Rettungsringen in dem eiskalten Wasser erlahmten. Wunderbarer See! Nur die Yaks, die Wildesel und die Antilopen finden eine Freistatt an deinen Ufern; nur Gletscher, Firnfelder und die ewigen Sterne spiegeln sich in deiner Wasserfläche, und deine Stille unterbrechen nur deine eigenen Wellenlieder und die siegesfrohen Kriegshymnen, die der Weststurm auf deinen Saiten von smaragdgrünem Wasser spielt!

Doch jetzt waren wir noch am Leben und mit unversehrten Gliedern am Lande, sehnten uns nur nach dem Morgengrauen, knappten mit dem Feuer und speisten es nur dann und wann mit einem neuen Span, um sein Erlöschen zu verhindern. Von Schlaf durfte keine Rede sein, dann wären wir erfroren. Manchmal nickten wir einen Augenblick ein, während wir so vor der flackernden Flamme niedergehockt dasaßen, und Rehim Ali summte gelegentlich ein Liedchen, damit die Zeit schneller vergehen sollte.

Eben denke ich gerade darüber nach, wie mir jetzt wohl ein Glas heißen Tees schmecken würde, als Rehim Ali zusammenfährt und ausruft:

„Ein Feuer in der Ferne!"

„Wo?" frage ich ein wenig ungläubig.

„Dort, im Norden, am Ufer", antwortet er und zeigt auf einen schwach leuchtenden Punkt.

„Das ist ein Stern", sage ich, nachdem ich das nächtliche Dunkel eine Weile mit dem Fernglase durchsucht habe.

„Nein, es ist diesseit des Bergkammes."

„Warum hätten wir dann das Feuer nicht eher gesehen? Mitten in der Nacht werden sie keine Signalfeuer anzünden.“

„Es ist auch kein Feuer, es ist eine Laterne; ich sehe, wie sie sich hin und her bewegt.“

„Ja wirklich, es ist ein Lichtschein, der seine Stelle wechselt.“

„Jetzt ist er fort.“

„Und er zeigt sich nicht wieder; vielleicht war es nur eine Gesichtstäuschung.“

„Nein, jetzt ist er wieder da.“

„Und nun ist er wieder fort.“

Und fort blieb er so lange, daß wir die Hoffnung wieder verloren und uns über der Glut der letzten Späne der Rolle zusammenkauerten.

„Hört der Sahib nichts?“ fragt Rehim Ali plötzlich.

„Ja, es klingt wie Pferdegetrappel!“

„Ja, und wie Menschenstimmen!“

Im nächsten Augenblick zeichnen sich die Schattenrisse fünf großer Pferde und dreier Reiter am Himmel ab. Die Reiter steigen ab und nähern sich uns mit fröhlichem, freundlichem Gruß. Es sind Muhamed Isa, Rabsang und Abul! Sie setzen sich zu uns und berichten, daß das Lager 18 eine Wegstunde weiter nördlich ein wenig vom Ufer entfernt liege. Sobald sie das Lager aufgeschlagen, hätten sie Leute ausgeschickt, um nach uns auszuspähen, hätten aber das Suchen aufgegeben, als diese weder unsere Spur gefunden, noch ein Feuer erblickt hätten. In später Nacht sei jedoch Robert, den der Sturm beunruhigt habe, auf einen Hügel gestiegen und habe von dort aus unser kleines Feuer gesehen! Sofort habe er uns die drei Männer nachgeschickt. Sie selbst hatten, wie sie sagten, den ganzen Abend ein großes Signalfeuer brennen lassen, aber augenscheinlich hatten die Unebenheiten des Geländes es verdeckt; jedenfalls hatten wir es vom See aus nicht sehen können.

Ich lieh mir von den Männern zwei Gürtel, um sie mir um die Füße zu wickeln. Dann stiegen wir in den Sattel und, mit der Laterne voran, begab sich die kleine Kavalkade nordwärts nach dem Lager, während die Wellen ihren unermüdlichen Sturmlauf gegen das Ufer fortsetzten.

Zehntes Kapitel.

Tod im Wolfsrachen — oder Schiffbruch!

Als wir am 22. September über die alten Terrassen des Sees nach Osten weiter- und zur Paßschwelle hinaufzogen, die sein Becken von dem Jeschil-köl trennt, öffnete sich hinter uns die Aussicht über den Lake Lighten, je höher wir stiegen, immer weiter, und schließlich lag der ganze große blaue See in all seiner Pracht am Fuß der Schneegebirge vor uns. Der Weidegrund war überall vortrefflich, und die Pantholops-Antilopen wußten in ihrer Überraschung und Unschlüssigkeit manchmal nicht, nach welcher Seite hin sie entfliehen sollten, sondern kamen uns, von Neugier getrieben, gedankenlos gerade entgegen. Die Paßschwelle hat eine Höhe von 5301 Meter. Kaum hatten wir auf ihrer anderen Seite einige Schritte zurückgelegt, so ging in der Landschaft ein gründlicher Szenenwechsel vor sich. Es war, als wenn man in einem großen Buche ein Blatt umschlägt. Die Bilder, die eben noch unseren Blick gefesselt haben, verschwinden auf immer, und vor uns haben wir neue Berge, ein neues Becken und einen neuen türkisblauen See, den Jeschil-köl (Abb. 62). Im Süden und Südwesten des Sees dehnen sich große Flächen kreideweißen Salzes aus; konzentrische Ringe und abgeschnürte Tümpel, die ebenso blau sind wie der See, verraten, daß auch der Jeschil-köl im Einschrumpfen begriffen ist.

Am nächsten Tag lagerten wir in einer Gegend, wo die Weide gut, das Trinkwasser aber schwach salzhaltig war. Auf der großen flachen Ebene, die sich im Westen des Sees ausdehnt, gewahrt man lange Reihen von Steinmalen, Erdhügeln oder Schädeln, die ein paar Meter voneinander entfernt aufgeschichtet sind. Sie sehen wie Grenzzeichen aus, wurden aber in Wirklichkeit von Antilopenjägern des Tschangpa-Stammes errichtet, tibetischen Nomaden, die wirklich „Nordmänner", Eingeborene der nördlichen Hochebene Tschang-tang, sind und auf diese Weise das Wild in die an der Erde ausgelegten Schlingen hineintreiben. Die Antilopen haben nämlich einen ausgesprochenen Widerwillen gegen das

Überſpringen ſolcher Malreihen und ziehen es vor, an ihnen entlang zu laufen, bis ſie zu Ende ſind. Aber ſchon vorher hat gewiß eine von ihnen das Pech gehabt, in eine mit einer Schlinge verſehene Grube zu treten. Nur ein Sohn der Wildnis, der wie die wilden Tiere ſein Leben im Freien verbringt, kann auf eine ſolche Fangart verfallen. Meine Ladakis verſicherten, die Tſchangpas hätten die Jagd hier aufgegeben, aus Furcht vor den Oſtturkeſtanern, die mehrmals feindlich gegen ſie aufgetreten ſeien.

Der 24. September wurde abermals ein denkwürdiger Tag — meine Seefahrten in Tibet endeten ſeltſamer Weiſe faſt immer mit Abenteuern! Von meinen Ladakis hatten fünf in Deaſys oder Rawlings Dienſt geſtanden, und zwei von ihnen verſicherten, daß ein glänzender Punkt in Oſtſüdoſt die Quelle ſei, an der Hauptmann Deaſy im Juli 1896 zehn Tage lang gelagert habe und die er in ſeinem Reiſewerk das „Fieberlager" nennt. Die Angabe ſtimmte auch mit ſeiner Karte überein; Muhamed Iſa erhielt daher Befehl, mit der Karawane dorthin zu ziehen, beim Einbruch der Dunkelheit auf der nächſten Uferſtelle ein großes Signalfeuer anzuzünden und zwei Pferde bereit zu halten.

Mein Plan war, in oſtnordöſtlicher Richtung nach dem Nordufer und von dort wieder ſüdwärts gerade auf das Signalfeuer loszufahren. Rehim Ali erhielt diesmal einen Gehilfen an Robert (Abb. 60), der ſich ſpäter zu einem trefflichen Seemann ausbildete. Der See lag faſt ganz ruhig da; ſein Waſſer iſt infolge der geringen Tiefe grünlicher, aber ebenſo klar wie das ſeines Nachbars im Weſten. Es iſt ſo ſalzig, daß alles, was damit in Berührung kommt, Hände, Boot, Ruder uſw., von Salzkriſtallen glitzert. Ufer und Grund des Sees beſtehen meiſt aus Ton, der ſich mit kriſtalliſierendem Salz zu ſteinharten Fladen und Blöcken zuſammengebacken hat, ſo daß man außerordentlich vorſichtig ſein muß, wenn das Boot ins Waſſer geſchoben wird, denn dieſe Fladen haben meſſerſcharfe Kanten und Ecken. Der See iſt ein ziemlich elliptiſches Salzbecken mit ſehr flachen Ufern; die Berge treten nirgends bis an den Strand heran. Die Meterlinie läuft 100 Meter vom Lande; aber noch 600 Meter weit draußen iſt der See nur 4,6 Meter tief.

Wir legten die erſte Lotungslinie diagonal über den See in ſchönſter Ruhe zurück, und ich ſteuerte nach dem eingepeilten Ziel hin. Um 1 Uhr hatten wir 9,5 Grad im Waſſer und 10,3 Grad in der Luft. Die Tiefe nahm ſehr regelmäßig zu, ihr Maximum betrug unweit des Nordufers 16,1 Meter. Robert fand viel Vergnügen an der angenehmen Fahrt und bat, künftig immer mitkommen zu dürfen, was ich ihm um ſo lieber bewilligte, als er immer heiter und angeregt war und ich über-

dies bei allen Messungen wirkliche Hilfe an ihm hatte. Eine kleine Bucht des Nordufers diente uns als Landungsplatz. Wir betrachteten die Umgebung und verzehrten dann schnell unser Frühstück, das aus Brot, Apfelsinenmarmelade, Gänseleber und Wasser bestand. Meine Begleiter hatten Zucker, eine Teekanne und Emaillebecher mitgenommen, den Tee aber zurückgelassen; doch erhöhte diese Vergeßlichkeit nur unsere gute Laune.

Und so stießen wir denn wieder ab, um der Quelle im Südosten zuzusteuern. Vom Landungsplatz aus zog sich eine Reihe von Steinblöcken und Salzklumpen nach Ostsüdost hin, und das Wasser war hier so seicht, daß wir das Boot sehr vorsichtig vorwärtsstoßen mußten. Gerade als wir den letzten Block, von dem wir noch eine Gesteinprobe nahmen, hinter uns hatten, erhob sich westlicher Wind, der Seespiegel kräuselte sich, und schon nach ein paar Minuten zeigten sich auf den salzigen Wellen Schaumköpfe.

„Das Segel auf und die Schwerter nieder!"

Vor uns war der See rotviolett schattiert, ein Widerschein der Farbe des Tongrundes; dort mußte es sehr seicht sein, aber wir würden schon hinüberkommen.

„Seht ihr im Südwesten die kleinen weißen Windhosen? Das sind die Vorläufer des Sturmes, der den Salzstaub aufrührt", sagte ich.

„Wird der Sturm arg, dann ist das Boot auf dem scharfkantigen Grunde zerfetzt, ehe wir das Land erreichen", bemerkte Robert.

„Das sind keine Salzwolken," fiel Rehim Ali ein, „das ist der Rauch von Feuern."

„Muhamed Isa soll aber doch an Deasy Sahibs Quelle lagern; die liegt im Südwesten!"

„Da ist kein Rauch zu sehen," erwiderte Robert, der den Fernstecher hatte, „vielleicht haben sie die Salzebene im Süden des Sees gar nicht überschreiten können."

„Dann sind es ihre Signalfeuer, die wir sehen; aber wir können mit diesem Boot im Sturme nicht kreuzen."

„Master," meinte Robert, der sich dieser Anrede stets bediente, „wäre es nicht das klügste, wieder an Land zu gehen, ehe der Sturm anschwillt? Hinter den Blöcken sind wir gesichert und können noch vor Sonnenuntergang eine Masse Brennstoff sammeln."

„Ja, das wird wohl das beste sein; der See hier ist bei Sturm viel gefährlicher als der Lake Lighten. Wir haben zwar keine Pelze, aber es wird auch so gehen. Refft das Segel und rudert hinter die Blöcke. — Wonach guckst du denn so?" fragte ich Robert.

„Master! Ich sehe zwei große Wölfe, und wir haben keine Flinte mit!"

Richtig, gingen da am Ufer zwei helle, faſt weiße Iſegrimme ſpazieren! (Abb. 54.) Sie liefen ſo, daß ſie den Inhalt des Bootes immer wittern konnten; friſches, lebendes Fleiſch ſtieg ihnen wohl in die Naſe. Hielten wir, ſo blieben auch ſie ſtehen, und ſetzten wir uns in Bewegung, dann gingen ſie unmittelbar am Rand des Waſſers weiter. Früher oder ſpäter müßt ihr an Land, und dann iſt die Reihe an uns, mochten ſie wohl denken! Rehim Ali hielt ſie für zwei Spione eines ganzen Rudels und meinte, es ſei gefährlich, uns ihren nächtlichen Angriffen auszuſetzen. Er ſelbſt hatte nur ein Klappmeſſer bei ſich, Robert und ich ſogar nur Federmeſſer in der Taſche; unſere Ausſicht auf erfolgreiche Verteidigung war alſo überaus gering! Robert ſeinerſeits zog den See in vollem Sturm den Wölfen vor. Ich hatte früher ſchon ſo oft unbewaffnet im Freien geſchlafen, daß ich mich ihretwegen nicht weiter aufregte. Aber mitten im Kriegsrat ſahen wir uns plötzlich gezwungen, an etwas anderes zu denken. Pfeifend kam der Sturm über den See gefahren!

Zum Glück ſtand das Segel noch und die Schwerter hingen aus; der Wind faßte die Leinwand, am Vorderſteven begann es zu rauſchen, und wir ſchoſſen vor dem Seitenwind glatt ſüdwärts. Robert ſtieß einen Seufzer der Erleichterung aus. „Alles, nur keine Wölfe", ſagte er. Ich ließ Robert und Rehim Ali rudern, um Zeit zu gewinnen, und bald waren uns die beiden Iſegrimme aus dem Geſicht verſchwunden. „Sie werden gewiß um den See herumlaufen, ſie wiſſen genau, daß wir irgendwo landen müſſen", meinte Robert. Er hatte allerdings nicht unrecht, die Situation war höchſt ungemütlich: uns blieb nur die Wahl zwiſchen dem Sturm und den Wölfen. Auf unſere Leute rechneten wir nicht mehr; wir waren offenbar durch Salzſümpfe, in die man ſich nur mit Lebensgefahr hineinwagt, getrennt. Wir wollten daher verſuchen, noch vor Dunkelheit einen günſtigen Punkt des Südufers zu erreichen.

Aber die Stunden vergingen, und die Sonne verſank brennend gelb hinter den Bergen. Zwei Stunden lang hielten wir die Richtung nach Deaſys Lager ein, als aber in der zunehmenden Dämmerung die Signalfeuer immer deutlicher wurden, änderten wir den Kurs und ſteuerten nach Süden, um den Unſeren näher zu kommen. Es war jedoch hoffnungslos weit bis zu ihnen; von dort her kam ja gerade der Sturm und in dem gebrochenen, launiſchen Licht der Mondſtraße traten die Wellenkämme unheimlich wie ſich tummelnde Delphine hervor. Einigemal konnte ich noch ſchnell Lotungen vornehmen; ſie ergaben 10 und 11 Meter Tiefe. Unſer Schickſal war jetzt ebenſo ungewiß wie das vorige Mal auf dem Lake Lighten; wir ſteuerten auf ein Ufer zu, wußten aber nicht, wie groß die Entfernung war. Rehim Ali ſchloß aus der Länge der Mondſtraße, daß

61. Rehim Ali hilft mir das Boot aus der Brandung ans Ufer ziehen.

62. Am Weſtufer des Jeſchil-köl.

63. Süßwaſſerſee Pul-tſo von Weſten.

64. Pferde und Maultiere in unfruchtbarem Lande.

Digitized by Google

es sehr weit sei. Wieder vergingen zwei Stunden! Jetzt hatten wir die Wellen gerade von der Seite; wenn ich die heranrollenden Schaumkämme nicht parierte, mußten sie das Boot füllen und zum Sinken bringen; wir mußten ihnen also direkt entgegensegeln.

Die Situation war nicht wenig aufregend, aber noch ging alles glücklich. Das Boot zerteilte die Wellen gut, nur dann und wann erhielten wir kleine Spritzer. Die Duschen tropften uns am Halse herab, waren angenehm kühl und schmeckten salzig. Wieder machte ich einige Lotungen. Robert las die Leine ab; zehn Meter, dann acht und schließlich sechs.

„Jetzt kann das Südufer nicht mehr weit sein", sagte ich, aber meine Begleiter blieben still und horchten. „Was gibt's?" fragte ich.

„Schwerer Sturm aus Westen", antwortete Rehim Ali, sein Ruder senkend.

Man hörte entferntes, gleichmäßiges Sausen, das immer näher kam. Es war der Sturm, der mit verdoppelter Heftigkeit über den See fuhr und Schaum von den Wellen aufpeitschte.

„Wir erreichen das Ufer nicht mehr, bevor er uns einholt! In der Minute ist er hier! Hört nur, wie es tobt! Master, wir kentern, wenn die Wellen doppelt so hoch werden wie jetzt."

Mit fabelhafter Schnelligkeit schwollen die Wogen an, die Serpentinen der Mondstraße wurden immer größer, wir schaukelten wie in einer ungeheuren Hängematte. Eben hatte die Lotleine nur sechs Meter ergeben! Wie lange noch und das Boot muß auf dem harten Salzboden aufrennen, wenn es sich in einem Tal zwischen zwei Wellenbergen befindet. Da fällt eine greuliche Welle wie ein alles verschlingendes Ungeheuer über uns her, aber das Boot fährt glatt über sie hinweg, und im nächsten Augenblick schaukeln wir wieder in einem so tiefen Wellental, daß der ganze Horizont durch den nächsten Kamm verdeckt wird (Abb. 65). Diese neue Welle rechtzeitig abzufassen, war ich aber nicht schnell genug; sie lief längs der Reling hin und gab uns ein tüchtiges Fußbad.

„Master, es sieht gefährlich aus."

„Ja, angenehm ist es nicht, aber nur ruhig! Wir können bei solchem Seegang unmöglich landen. Wir müssen wenden und auf den offenen See hinaus. Um Mitternacht wird der Sturm sich wohl legen; dann können wir landen."

„Wenn wir es nur aushalten, so lange zu rudern."

„Wir behelfen uns mit dem Segel."

„Noch bin ich nicht müde."

„Das Landen am Südufer ist sicherer Schiffbruch; wir werden alle

bis auf die Haut durchnäßt, und das ist heute Nacht, wo wir nicht auf die geringste Hilfe von der Karawane rechnen können, lebensgefährlich. Wir erfrieren noch vor Morgengrauen! Brennstoff zu finden, ehe der Mond untergeht, ist undenkbar, denn die Salzebenen im Süden sind absolut vegetationslos. Nein, wir wenden!"

In demselben Augenblick fühlten wir einen heftigen Stoß, unter dem das Boot bebte. Das Backbordruder, das Rehim Ali führte, war auf Grund gestoßen und sprang klingend aus der Schraube, mit der es in der Reling befestigt war. Rehim Ali konnte es noch in der letzten Sekunde fassen; dabei rief er: „Es ist nur ein Steinwurf bis zum Land."

„Was heißt denn das — hier ist ja der See fast ruhig?"

„Hier geht ein Vorsprung in den See hinein, Master, wir erhalten Schutz!"

„Schön, dann sind wir gerettet; rudert langsam, bis das Boot festsitzt!" Das geschah bald genug, das Segel wurde gerefft, der Mast niedergelegt. Wir zogen Stiefel und Strümpfe aus, stiegen ins Wasser und zogen das Boot aufs Trockne. In dem salzigen und bis auf 5 Grad abgekühlten Wasser erstarrten mir aber die Füße derart, daß ich nicht mehr stehen konnte, mich setzen und sie in den Ulster wickeln mußte. Wir hatten ein relativ trockues Fleckchen von Salzklumpen gefunden, zwar durch und durch feucht, aber immer noch das beste, was vorhanden war. Denn um uns herum stand Wasser, und das Ufer war ungeheuer flach. Wie weit es bis zu wirklich trocknem Boden war, ließ sich nicht entscheiden; noch weit landeinwärts schimmerte die matt erhellte Bahn des Mondlichtes.

Während ich durch Reiben wieder Leben in meine Füße zu bringen versuchte, schleppten die anderen unsere Habseligkeiten auf unsere armselige Salzinsel. Dann wurde das Boot auseinandergenommen und die beiden Hälften als Schutzschirme aufgestellt. Um neun Uhr hatten wir — 0,5 Grad und um Mitternacht — 8 Grad; doch hier war es wärmer als an den vorhergehenden Tagen, denn das Seewasser behält noch etwas von der Wärme der Sommerluft. Muhamed Isa hatte aus einer leeren Kiste eine neue Rolle für die Lotleine mit Gestell und Kurbel angefertigt; sie wurde nun natürlich sofort als Brennholz benutzt.

Wieder holten wir die Proviantbeutel und die Wasserkannen hervor, tranken einen Becher siedendheißen Zuckerwassers nach dem anderen und versuchten uns einzubilden, es sei Tee. Solange das Feuer vorhielt, fror uns nicht — dann aber, welch eine Nacht! Gegen zehn Uhr hatte der Wind ausgetobt — jetzt kam der Nachtfrost. Wir legten uns auf die

Rettungsringe, um nicht direkt mit dem Salzboden in Berührung zu kommen; Robert hatte den Pelz, ich den Ulster, und Rehim Ali durfte sich in das Segel hüllen. Er schlief hockend, die Stirn auf die Knie gestemmt, wie es bei den Mohammedanern Brauch ist, und er schlief wirklich! Robert und ich rollten uns wie Knäuel zusammen, aber was nützte das? Dicht vor dem Erfrieren kann man nicht schlafen! Meine Füße waren zwar gefühllos, aber dieser Trost war doch mehr Galgenhumor. Ich stand auf, stampfte auf die Salzfladen und versuchte „auf der Stelle" zu marschieren, denn der Raum war mir sehr sparsam zugemessen. Ich sang, ich pfiff, ich summte ein Liedchen und ahmte das Geheul der Wölfe nach, um zu sehen, ob sie antworten würden. Aber die Gegend blieb stumm. Ich erzählte Robert Anekdoten, aber er fand sie durchaus nicht lustig. Ich erzählte Abenteuer, die ich früher mit Wölfen und Stürmen bestanden, aber in unserer jetzigen Lage trugen sie wenig zur Ermutigung bei. Vergebens spähten wir nach einem Feuer; nirgends war etwas zu sehen. Der Mond näherte sich langsam dem Horizont. Der Wind hatte sich vollständig gelegt. Nach und nach verhallten auch die zur Ruhe gehenden Salzwellen melodisch am Ufer — eine verzweifelte Stille umgab uns. Uns fror zu sehr, als daß wir viel an die Wölfe hätten denken können. Ein paarmal erhoben wir gemeinsam ein wildes Geschrei, aber der Klang unserer Stimmen erstarb sofort, ohne jede Spur von Widerhall; wie hätte er da bis zur Lagerstätte der Karawane dringen können!

„Jetzt ist es Mitternacht, Robert, in vier Stunden wird's Tag."

„Master, so hab' ich noch nie im Leben gefroren! Wenn ich lebend nach Indien zurückkomme, werde ich diese unheimliche Mondnacht auf dem Jeschil-köl und die hungrigen Wölfe am Ufer nicht vergessen, sollte ich auch hundert Jahre alt werden!"

„Ach was! Du wirst mit Sehnsucht daran denken und dich freuen, dabei gewesen zu sein!"

„Hinterdrein ist alles hübsch, aber jetzt wäre es angenehm, wenn man sein warmes Bett im Zelt und Feuer hätte."

„Ohne Abenteuer ist das Leben in Tibet zu eintönig. Das nächste Mal aber nehmen wir Tee und Brennholz mit!"

„Habt ihr noch viel solche Seefahrten vor, Master?"

„Gewiß, wenn sich Gelegenheit findet, aber ich fürchte, die Winterkälte wird sie bald unmöglich machen."

„Wird es denn noch kälter als jetzt?"

„Ja, das ist nichts gegen die Kälte in zwei Monaten!"

„Wieviel Uhr ist es, Master?"

„Zwei Uhr; bald liegen wir sechs Stunden im Sumpf."

Wir nicken wieder ein bißchen ein, aber ohne eine Minute zu schlafen; von Zeit zu Zeit teilt mir Robert mit, wieviel seiner Zehen erfroren sind. Um drei Uhr ruft er nach längerem Schweigen: „Jetzt habe ich in keiner einzigen Zehe mehr Gefühl."

„Bald kommt die Sonne!" — Ein Viertel nach vier beginnt es schwach zu dämmern. Wir sind so durchfroren, daß wir kaum mehr aufstehen können. Aber wir richten uns doch nach und nach auf und stampfen auf den Boden. Dann hocken wir wieder über der eisigen Asche unseres Abendfeuers. Unaufhörlich schauen wir nach Osten und beobachten den neuen Tag, der langsam über die Berge guckt, als ob er sich erst einmal umsehen wolle. Um fünf Uhr beginnen die höchsten Schneegipfel purpurn zu glänzen, wir werfen schon einen leichten Schatten auf den Boden des Bootes, und dann steigt die Sonne kalt, hell und blendend gelb über den Kamm im Osten herauf. Nun werden die Lebensgeister langsam wieder frisch. Rehim Ali ist seit einer Stunde verschwunden, aber jetzt sehen wir ihn mit einem großen Haufen Holz durch den Salzsumpf stapfen, und bald haben wir ein sprühendes, knisterndes Feuer angefacht. Wir ziehen uns aus, um die naßkalten Kleider los zu sein, erwärmen den Leib direkt über den Flammen, und bald sind unsere Glieder wieder geschmeidig.

Da erscheint in der Ferne Muhamed Isas stattliche Gestalt zu Pferde! Er bindet seinem Gaul einen Strick um die Vorderbeine, läßt ihn am Anfang des Sumpfes stehen und geht zu Fuß weiter. Als mich am ärgsten fror, hatte ich mir eine tüchtige Gardinenpredigt für ihn ausgedacht, sobald wir wieder zusammenträfen. Doch als ich jetzt meinen prächtigen Karawanenführer vor mir hatte, vergaß ich alles, denn seine Gründe für die Verzögerung mußte ich gelten lassen. Die Karawane war durch unsicheren Boden so lange aufgehalten worden, die Männer hatten alle Sachen tragen müssen. Wir gingen nun zusammen nach Deasys Lager, wo auch die Karawane anlangte. Als die Sonne mittags ihren höchsten Stand erreichte, fand sie mich noch in den Armen des Traumgottes.

Am Morgen des 26. Septembers ging es mit zwei weiteren Pferden zu Ende, sie konnten nicht mehr aufstehen und mußten erstochen werden; eins war im vorigen Lager gestorben, und eins fiel auf dem Marsche. Wir hatten von 58 Pferden nun 15 verloren, von 36 Mauleseln aber nur einen einzigen; diese Zahlen sprachen deutlich zugunsten der Maulesel.

Wir ritten nun in dem gewaltigen Längstal weiter, das uns schon seit dem Lager Nr. 7 durch sein günstiges Terrain vorwärtsgeholfen hatte, und passierten ein Salzbecken mit einem Tümpel in der Mitte,

65. Nächtlicher Sturm auf dem Jeschil-köl.

66. Ausgrabungen im Lager von Deasy.

67. Nachmittagstee im Freien.

68. Schmelzen von Schnee zum Trinkwasser für die Tiere.

Digitized by Google

den konzentrische Austrocknungsringe so regelmäßig wie die Bankreihen eines Amphitheaters umgaben. Am Fuß eines Hügels zeigten sich Wölfe; vielleicht waren es unsere gestrigen Bekannten! Wir mußten ihnen wider Willen im letzten Lager, wo sich gleich sechs Raben über die gefallenen Pferde hergemacht hatten, einen gehörigen Schmaus zurücklassen.

Eine der obersten „Bankreihen", die etwa 50 Meter über dem Spiegel des Tümpels lag, gab einen vortrefflichen Weg. Ringsumher war der Boden kreideweiß von Salz. Zur Rechten hatten wir einen niedrigen, braunvioletten Kamm. Bald überholte ich mit meinen gewöhnlichen Begleitern, Robert und Rehim Ali, ein erschöpftes Pferd. Es sah keineswegs mager aus, war aber schon mehrere Tage dienstfrei gewesen; wir hofften, es noch retten zu können. Doch sein Führer erschien abends allein im Lager und meldete, sein Schützling sei unterwegs zusammengebrochen und verendet. Das Gelände ist etwas hügelig, aber nur selten tritt anstehendes Gestein auf, und dann besteht es aus Kalkstein und hellgrünem Tonschiefer.

Der heutige Lagerplatz Nr. 22 war von besonderem Interesse. Auf seiner denkwürdigen Expedition durch Westtibet und Ostturkestan während der Jahre 1896—1899 hatte Hauptmann H. H. P. Deasy große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt und so viele seiner Tiere verloren, daß er um die Expedition und ihre Resultate zu retten, einen großen Teil des Gepäcks und Proviantes, kurz alles irgend Entbehrliche zurücklassen mußte. Im Jahre 1903 machte Hauptmann Cecil Rawling eine ebenso verdienstvolle Forschungsreise durch dieselben Teile Tibets, und da auch er infolge Proviantmangels in eine sehr kritische Lage geriet, beschloß er Deasys Depot, das sich der Karte nach in der Nähe befinden mußte, aufzusuchen. Zwei der Leute Rawlings, Ram Sing und Sonam Tsering, hatten auch Deasy begleitet, und Sonam Tsering hatte auch den Ort zeigen können, wo Gepäck und Vorräte eingegraben worden waren. Dank den Reis-, Mehl- und Gerstevorräten, die man dort mitten in der Wildnis fand, konnte Rawling seine Pferde, die sonst verloren gewesen wären, retten, und ein kleiner Sack mit Hufeisen und Nägeln kam auch ihren Hufen sehr zugute.

Derselbe Sonam Tsering begleitete nun auch mich auf meinem Zuge; ich hatte ihm am Morgen befohlen, erst bei Deasys und Rawlings Lager haltzumachen, und wir marschierten deshalb heute mit den Maulesel voran. Es war natürlich für meine Route von großem Wert, einen so genau bestimmten Punkt zu berühren.

Das Finden des Platzes bot nicht die geringste Schwierigkeit, und als wir das Lager erreichten, das auf einem kleinen ebenen Fleck zwischen

weich gerundeten Hügeln lag, hatte Muhamed Isa schon sieben Kisten ausgraben lassen (Abb. 66). Eine davon war mit Mehl gefüllt, das in der langen Zeit völlig verdorben war; jedenfalls war es schon unbrauchbar gewesen, als Rawling vor drei Jahren hier war. Nur eine der Kisten war tibetische Arbeit, denn Rawling hatte, wie mir Sonam Tsering mitteilte, einige seiner abgenutzten Kisten aus Kaschmir mit Deasys turkestanischen vertauscht, die weit besser waren. Aber auch Rawlings Kisten waren besser als meine leichtzerbrechlichen Holzkasten aus Leh, in denen wir Lichte und Konserven aufbewahrten. Daher annektierten wir einige von ihnen und benutzten die unseren als Brennholz. Im übrigen hatte Rawling das Depot so gründlich ausgeplündert, daß für mich nicht mehr viel übrig geblieben war — aber ich brauchte die Sachen ja auch nicht so notwendig wie er. Einige Konservendosen mit amerikanischem Rindfleisch waren den Hunden sehr willkommen, wurden aber von den Männern verschmäht, solange wir noch frisches Schaffleisch hatten. Würfelförmige Blechkasten, in denen indisches Mehl gewesen war, lagen überall umher. Eine der Kisten enthielt eine Menge leerer Patronenhülsen; sie zeigten aber keine Spur von Gebrauch; Sonam Tsering glaubte daher, daß ein paar Jahre nach Rawling Tschangpas hier gewesen seien und das Pulver herausgekratzt hätten; er zeigte mir auch ein paar Feuerstellen, die viel jünger aussahen. In einer anderen Kiste fanden wir einen Schiffskalender und einige Kartenblätter über Oberbirma — Deasy hatte den Plan gehabt, nach jenem Lande zu ziehen, war aber durch Krankheiten und Todesfälle in seiner Karawane daran verhindert worden. Ein Paket Löschpapier kam uns sehr gelegen, da Robert für mich ein Herbarium angelegt hatte, und Muhamed Isa entdeckte einige unbeschädigte Stricke. Sonst nahm ich nur noch ein paar Romane und Bowers Beschreibung seiner Tibetreise im Jahre 1891 als willkommene Ergänzung meiner gar zu dürftigen Bibliothek mit.

Wir befanden uns also jetzt in einer Gegend, die mehrere Reisende vor mir besucht hatten. Wellby und Malcolm, die den Lake Lighten, den schon von Crosby 1903 berührten See, entdeckten, habe ich schon genannt. Am Jeschil-köl sind Dutreuil de Rhins, Wellby und Malcolm, Deasy, Rawling und der österreichische Naturforscher Zugmayer gewesen. Die Route des letztgenannten kreuzte ich schon ein paar Monate nach seiner Reise; er hat ebenso wie der Franzose und die englischen Forscher ein sehr verdienstvolles Buch über seine Beobachtungen geschrieben. Von seinen Wegen konnte ich damals noch nichts wissen, finde aber jetzt, daß ich seine Route nur an einem Punkt gekreuzt habe. Auch Wellbys und Dutreuil de Rhins' Weg habe ich nur einmal,

Deasys Weg aber an zwei Stellen gekreuzt. In der nächsten Zeit war es schwerer, die Gegenden zu vermeiden, wo Wellby und Rawling gewesen waren und wo besonders der letztere mit Hilfe seiner „Native surveyors", eingeborenen Topographen, eine so genaue und zuverlässige Karte aufgenommen hatte, daß für mich keine Aussicht war, sie noch verbessern zu können.

Ich sehnte mich infolgedessen nach Gegenden, die nie von anderen Reisenden berührt worden waren. Mein Lager 22 war mit Rawlings Lager Nr. 27 identisch gewesen, seine Expedition hatte aber den Pul-tso, der jetzt eine Tagereise weit vor uns lag, sowohl nördlich als südlich umgangen. Um auch hier seine Route zu vermeiden, ging ich auf die Mitte des sich ungewöhnlicherweise von Norden nach Süden ziehenden Sees zu.

Wenn bei Sonnenaufgang die große Karawane beladen wird und aufbricht, ist das Lager gewöhnlich voll Lärm und Getreibe. Infolge unserer täglichen Verluste an tragfähigen Tieren müssen die Lasten beständig anders gepackt werden; ist aber der Troß endlich abgezogen, dann wird es wieder still, das eiserne Kohlenbecken und das heiße Badewasser werden gebracht, und bald wird es in meinem Zelt, dessen Öffnung des vorherrschenden Westwindes wegen stets nach Osten geht, so heiß wie in einem Dampfbad. Durch diese Wärme wird man verführt, sich leichter als sonst zu kleiden, bereut es aber bald, denn im Freien ist es immer kalt. Und so geht es denn wieder in die öde Gegend hinaus, wo drei Expeditionen auf demselben Punkt zusammengetroffen sind.

Der Erdboden ist ziegelrot, die Weide überall gut, im Süden beugen niedrige Hügel ihre gewölbten Rücken, im Norden haben wir das mächtige Gebirgssystem des Kven-lun mit mehreren imposanten Bergmassiven, die ewiger Schnee bedeckt, im Ostsüdosten, gerade vor uns, taucht der kolossale, kuppelförmige, mit ewigem Schnee bedeckte Komplex auf, den Rawling „Deasy Group" getauft hat; schon vom Jeschil-köl aus hatten wir diesen Bergriesen gesehen; er sollte uns jetzt mehrere Tage lang als Landmarke dienen.

Am Ufer des Pul-tso (Seehöhe 5076 Meter), in der Nähe eines kleinen Kalksteinfelsens, lagerte die Karawane (Abb. 63). Tundup Sonam, der „Oberhofjägermeister" der Karawane, bat, auf Jagd gehen zu dürfen und erhielt vier Patronen. Nach einigen Stunden kam er mit drei Patronen zurück und zeigte uns einen Yakschwanz als Beweis, daß er einen gewaltigen Stier erlegt hatte, den er einsam und friedlich grasend hinter den Hügeln im Süden angetroffen. Nun hatte die Karawane auf etwa zehn Tage frisches Fleisch, „und wenn das verzehrt ist, schießt Tundup uns wieder einen Yak", versicherte Muhamed Isa, der immer sehr befriedigt war, wenn die von ihm ausgesuchten Leute ihre Sache gut machten. Als Mittagessen erhielt ich Mark aus den Yakknochen, ein geradezu lukullisches Gericht.

Elftes Kapitel.

Große Verluste.

Kaum hatten wir uns am Westufer des Pul-tso gelagert, als Muhamed Isa sich mit der Bitte um einen Ruhetag einstellte. Die Weide sei gut, Brennstoff reichlich vorhanden und die Tiere müßten sich verschnaufen. Ich ging um so lieber auf seinen Wunsch ein, als dies gut mit meinem eigenen Plan — einer neuen Seefahrt — zusammenpaßte. Ich wollte am nächsten Morgen in aller Frühe mit Robert und Rehim Ali schräg über diesen See in der Richtung eines abschüssigen Berges, der sich in N 56° O zeigte; von dort gedachte ich dann wieder nach dem Süduser hinüber zu segeln und an einem Berg in S 62° O zu übernachten. Am nächsten Morgen wollte ich die Nordostecke des Sees erreichen, wo die Karawane uns auf den dort gelbgrün schimmernden Weiden erwarten sollte. Ich brauchte also auf dem See zwei Tage zu einer Wegstrecke, die die Karawane an einem Tag zurücklegte. Proviant, warmes Zeug und Bettstücke wollten wir aber mitnehmen, nebst einer Menge Feuerung, um nicht wieder so von allem entblößt zu sein, wie das letzte Mal. Wasser war nicht nötig; das Seewasser war trinkbar, wenn es auch einen schwachen Beigeschmack hatte.

Einladend und idyllisch, zeigte der See am Abend eine ganz blanke Fläche und lag dunkel, träumerisch und schweigend zwischen den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen. Große, qualmende Dungfeuer brannten gemütlich zwischen den Zelten, die Männer bereiteten sich ihr Abendessen oder flickten unter eifriger Unterhaltung Packsättel; überall war es still und friedlich, und der Mond schwebte silberweiß und kalt zwischen rosenroten Wolken.

Da höre ich fern im Osten einen sausenden Ton, der schnell anschwillt, näher kommt, sich in ein betäubendes Donnern verwandelt, und im Nu fegt einer der heftigsten Stürme über unser Ufer hin. Ich rufe mir Leute, damit meine Zeltöffnung zusammengebunden wird, ich höre Robert ein Indianergeheul ausstoßen, als seine luftige Wohnung umfliegt und in

69. Die Leute von Tankſe, die mich verließen.

70. Namgjal mit einem Sack geſammelten Yakdungs.

Digitized by Google

71. Schutzmauer von Proviantſäcken.

72. Mein Zelt im Lager Nr. 41, rechts Robert vor ſeinem Zelt.

73. Muhamed Iſa und Robert am Feuer.

Digitized by Google

Fetzen zerrissen zu werden droht. Aber sie wird von einem Dutzend Männer wieder in Ordnung gebracht. Dann wird mein Zelt mit Sandwällen und Kisten befestigt; ich bin mit meinem Kohlenbecken eingesperrt, habe aber ein kleines Guckloch in der Zeltöffnung. Der Mondschein glitzert hell in der Brandung der sich gegen das Ufer wälzenden Sturzseen, ein herrliches Schauspiel, wild, unheimlich, beinahe theatralisch prächtig. Ein heftiger Sturm erster Ordnung, der rücksichtslos dreinfährt! Es klang, als wenn Schnellzüge unter überbauten Bahnhallen durchrollen, es peitschte, brauste und heulte, und taktfest und dröhnend schlug die Brandung gegen das Ufer. Die eben noch so freundlich flackernden Feuer verlöschen, die Brände werden wie Raketen fortgeweht; Muhamed Isas Zelt höre ich wie ein losgemachtes Segel flattern; dann vernimmt man keine menschlichen Stimmen mehr, nur das Heulen des Sturmes und das Donnern der Uferwellen stört die Ruhe der Wildnis. Ich brauche nur aus meinem Guckloch hinauszuschauen, um in dem pressenden Druck der Luftmassen beinahe zu ersticken! Nur den Yaks gefällt solches Wetter, sie grunzen und schnauben vor Vergnügen, wenn ihre langen, schwarzen Seitenfransen in den Windstößen flattern.

Der 28. September brach jedoch klar an, der Sturm war auf seinem Zug nach Westen weitergeeilt, und nur das schwermütige Plätschern der Dünung am Uferrand ist von seiner Wut übriggeblieben. Bevor wir auf der ersten Lotungslinie den halben Weg zurückgelegt hatten, lag der See wieder glatt wie ein Spiegel; nur war er mit kleinen, vom Sturme zurückgebliebenen Schaumflocken eigentümlich gefleckt. Das Wasser war nicht klar, dazu war es zu sehr aufgewühlt worden. Wir brauchten wenig mehr als eine Stunde, um den Felsenvorsprung zu erreichen und hatten dabei eine größte Tiefe von beinahe 17 Meter gelotet. Im Norden hatten wir eine bedeutende Bucht liegen lassen, die die Karawane umgehen sollte.

Nach kurzer Rast ruderten wir nach Südosten weiter und erhielten von einer schwachen nördlichen Brise gute Hilfe. Diesmal erreichten wir das Ufer ohne Abenteuer und vor Sonnenuntergang. Wir gingen mit Sack und Pack an Land, Rehim Ali sammelte Haufen von trocknem Dung, Robert brachte den Lagerplatz in Ordnung, und ich selber kreuzte noch in der Abendbrise umher, bis die Dämmerung kam und kühles Dunkel auf unser Leben à la Robinson Crusoe herabsenkte. Wir setzten uns um das Feuer, plauderten und kochten. Das Mahl aus gebratenem Schafshirn und gebratener Schafsniere schmeckte unter freiem Himmel trefflich. Westwärts konnten wir die Feuer der Karawane im Lager Nr. 23 sehen. Später am Abend erhob sich wieder ein heftiger Ostwind, und kaum zwei

Meter von uns tobten die Wellen gegen das Ufer. Wir hüllten uns in die Pelze und ſtarrten in das Feuer — nie hat man den Kopf ſo voller Pläne und Hoffnungen, als wenn der Blick dem Spiel der flackernden, blauen Flammen und den in der Glut entſtehenden feurigen Figuren folgt!

Aber der Sturm wurde ſtärker, wir konnten das Feuer kaum noch ſchützen und krochen bald unter das Boot, das uns diesmal unzerteilt als Schutzdach diente. Alle drei lagen wir in dieſem proviſoriſchen Zelt und verſtärkten es noch durch das Segel und zwei geteerte Schutzhüllen, mit denen die Bootshälften während des Marſches bedeckt ſind, die wir aber mitgenommen hatten, um bei ſchlechtem Wetter unſer Nachtzeug und unſere Betten zu ſchützen. An der Decke hing eine Laterne, die wir auslöſchten, als wir fertig waren; jetzt erhellte der Mond das Segel, der Sturm heulte und jammerte um das Boot herum, die Uferbrandung aber wiegte uns bald in Schlaf.

Das Minimumthermometer zeigte — 10,2 Grad, in der Nähe der Seen iſt es ſtets milder. Früh waren wir wieder auf den Beinen, ein prächtiges Feuer belebte uns neu, und an ſeinen Flammen nahmen wir unſer Frühſtück ein, wobei die Sonne Augenzeugin war. Unſere nächtliche Koje wurde wieder in ihr Element gebracht, das Gepäck verſtaut, wir ſtiegen an Bord und ſteuerten oſtwärts nach der Mündung eines Sundes, der den Pul-tſo in zwei Becken teilt. Die Breite beträgt hier einige 60 Meter; in dem ſüdlichen Becken war das Waſſer manchmal von kleinen Kruſtentieren beinahe rotgefärbt. Wir kreuzten es nach Südweſten und fanden kaum 14 Meter Tiefe. Nun erhob ſich eine recht friſche Briſe aus Nordweſten, und die Wogen plätſcherten und rauſchten munter gegen das Boot. Wenn wir nur Südweſtwind bekämen, ſo könnten wir bequem nach dem verabredeten Sammelplatz ſegeln. Wir wollen eine Weile am Ufer warten! Es iſt hübſch geſchweift und hat vier Terraſſen, jede ungefähr 2 Meter hoch.

Auf der Rückfahrt nach Nordoſt wurde eine neue Linie abgelotet, deren größte Tiefe faſt 19 Meter betrug. Jetzt hatten wir günſtigen Wind von der Seite, ließen die Bootſchwerter hinab, hißten das Segel und ſchaukelten weiter nach dem Sunde hin. Als wir gerade ſeiner Oſtſpitze zuglitten, tauchte ein Reiter mit einigen ledigen Roſſen und mehreren Fußgängern auf. Es war Muhamed Iſa, der uns entgegengekommen war. Jetzt ſollte Rabſang verſuchen, Rehim Ali abzulöſen; aber er ging ſo ungeſchickt mit den Rudern um, daß ich es vorzog, unſeren alten Ruderer wieder mitzunehmen. Wir ſagten der Rettungsgeſellſchaft Lebewohl und ſteuerten nordwärts über das nördliche Becken des Sees, wo die Tiefe höchſtens 3 Meter betrug. Leider ſprang der Wind nun nach Norden um

und es wurde kalt, so daß wir während der beiden Stunden, die uns vom nördlichen Ufer trennten, gründlich froren.

Muhamed Isa hatte uns aber eine betrübende Nachricht gebracht; im Lager Nr. 23 waren wieder zwei Pferde und ein Maulesel gestorben; am Abend starb noch ein Pferd. Sonst war die Karawane im Lager Nr. 25 gesund und munter. Um so verwunderter waren wir, als wir vom See aus ein großes Feuer auf dem verlassenen Lagerplatz im Westen erblickten. Die Karawane war morgens gegen acht Uhr aufgebrochen, und jetzt war es vier Uhr nachmittags. Keine Katze war im Lager Nr. 23 zurückgeblieben, und doch brannte dort ein Feuer! Wir sahen Flammen und Rauch, der sich wie ein großer Schleier am Ufer entlangzog. Rehim Ali glaubte, daß die Post aus Ladak uns endlich eingeholt habe.

„Nein, das ist unmöglich, ein Postbote kann nicht so weit gehen und seinen Proviant mitführen!"

„Aber das Lagerfeuer hätte gleich nach dem Abzug der Karawane erlöschen müssen! Ohne Menschen brennt kein Feuer so hell!"

„Der Rauch des Lagers Nr. 25 ist vom Lager Nr. 23 aus deutlich zu sehen. Hätte die Post das Lager Nr. 23 erreicht, dann hielte sie sich dort keine Minute auf, sondern würde weiter eilen, um noch vor Nacht zu uns zu stoßen."

„Ja, Sahib, vielleicht aber ist der Bote so erschöpft, daß er um Hilfe signalisiert."

„Können es nicht auch Tschangpas sein?" bemerkte Robert.

„Ja freilich, es können Tibeter sein, die aus dem Süden abgeschickt sind, uns Halt zu gebieten oder uns wenigstens zu beobachten und den nächsten Häuptlingen Bericht zu erstatten!"

„Master, vielleicht müssen wir eher haltmachen, als wir glauben! Was wird dann?"

„Ich glaube nicht, daß die Tibeter uns so weit nördlich hindern können; zum Rückzug können sie uns nicht zwingen. Im schlimmsten Fall müssen sie uns in Mitteltibet ostwärts nach China oder Birma ziehen lassen, wie Bower dies tat."

„Seht nur, wie es qualmt; dies große Feuer muß etwas zu bedeuten haben!"

„Ja, ein richtiges Spukfeuer, ein Sankt-Elmsfeuer! Die Seegötter haben es angezündet, um uns irrezuführen!"

„Ich glaube, es ist die Post; aber unheimlich sieht das Feuer aus", sagte Rehim Ali und ruderte aus Leibeskräften.

„Nur keine Angst! Ist es die Post, dann hören wir noch vor Abend von dem Boten; ich glaube, das Lagerfeuer ist einfach nicht ganz

erloschen gewesen, sondern hat an einer geschützten Stelle tagüber weiter geschwelt; als der Wind sich drehte, hat irgendein Reservehaufen Dung Feuer gefangen und ist nun bei dem nördlichen Wind in hellen Flammen aufgegangen." Mit dieser Vermutung mußten wir uns bescheiden.

Um sechs Uhr waren wir wieder „daheim". Nachdem ich eine sehr nötige Mahlzeit eingenommen hatte, ließ ich mir Muhamed Isa und Sonam Tsering zu einer Beratung rufen.

„Wieviel Pferde haben wir noch?" — „Vierzig."

„Wieviel Maulesel?" — „Vierunddreißig."

„Sind sie in einigermaßen gutem Zustand?"

„Nein, Sahib, nicht alle; vier meiner Pferde und sechs von Sonam sind Todeskandidaten, und fünf Maulesel."

„Wir haben also in den nächsten Tagen noch mehr Verluste zu erwarten?"

„Ja, leider! Aber um zu retten, was sich retten läßt, bekommen jetzt nur die kräftigsten Tiere Mais und Gerste; die Todeskandidaten müssen für sich selber sorgen bis ihre Stunde kommt. Sie sind in jedem Fall verloren!"

„Das ist barbarisch; gib ihnen wenigstens etwas! Vielleicht sind einige noch zu retten."

„Wir müssen mit der Furage haushälterisch umgehen, Sahib."

Die Anordnungen des Karawan-baschi waren klug, aber grausam.

Um sieben Uhr kam der Sturm — es war der dritte Abend, an dem wir heftigen Ostwind hatten; eine sonst in Tibet äußerst seltene Windrichtung. Er kam wie ein Schlag und machte dem Frieden ein Ende, brach alle Unterhaltung ab, störte alle Arbeit, löschte die Lagerfeuer, wehte Wolken von Sand und Staub in mein Zelt und hinderte die müden Tiere beim Weiden. Denn bei Sturm grasen sie nicht. Sie stellen sich mit dem Schwanz gegen den Wind, halten alle vier Beine möglichst dicht zusammen und lassen den Kopf hängen. So bleiben sie stehen und warten, bis es wieder ruhig wird. Sie mußten die ganze Nacht warten und träumten wohl, schläfrig und mit schwerem Kopf, von der Herzlosigkeit harter Männer und den friedlichen, sonnigen Halden bei Tanktse und Leh. Am Abend inspizierte ich sie mit Muhamed Isa. Der Mond schien hell, aber sein kaltes, bläuliches Licht machte den durchdringenden Wind noch eisiger als gewöhnlich. Wie dunkle Gespenster standen die Tiere in der Nacht da, so regungslos, daß man hätte denken können, sie seien schon zu Eis geworden. Nicht die Kälte, sondern der Wind bringt unsere Tiere um; alle meine Leute sagen es; der Winter zieht mit aller Macht in unsere Gebirge ein. Die Luftverdünnung und die spärliche Weide werden aber wohl das allerschlimmste sein.

Der Sturm pfiff klagend um die Ecken, als ich einschlief, und derselbe Ton schlug an mein Ohr, als der mit einem dicken Winterpelz vermummte Tsering mir am Morgen das Kohlenbecken brachte. Ein düsterer Morgen! Im Zelt verschwanden alle Gegenstände unter einer dicken Schicht von Staub und Flugsand, und ich war schon völlig durchfroren, ehe ich noch in den Kleidern war. Pferde und Maulesel waren nach Osten weitergezogen, aber ich brach erst um neun Uhr auf — in rasendem Sturm. Unmittelbar vor dem Lager lag das zuletzt verendete Pferd kalt und hart wie Eis. Tsering erzählte, er sei kaum einen Steinwurf von dem Kadaver entfernt gewesen, als auch schon Wölfe herangeschlichen seien, um sich daran gütlich zu tun.

Das Gelände ist gut, Sand, Staub und feiner Kies; später wird der Boden intensiv ziegelrot. Man sieht nicht weit, die Luft ist dunstig und der Himmel bewölkt, aber soweit der Blick reicht, sehen wir nur niedrige Berge. Aus kleinen Nebentälern im Norden kommen ein paar fest zugefrorene Bäche. Langsam steigen wir zu einer Paßschwelle (5239 Meter) hinauf, von deren Höhe das Land nach Osten hin gerade so flach und günstig wie bisher erscheint. Hier ziehe ich auf Rawlings Weg; seine Karte entspricht auch in der kleinsten Kleinigkeit den wirklichen Verhältnissen.

Es ist etwas ganz anderes, auf ansteigendem Gelände gegen den Sturm anzureiten, als bergab den Wind im Rücken zu haben. Wir pflügen uns vorwärts durch den Wind, der durch die Pelze dringt, und sind schon nach zehn Minuten total erstarrt. Kaum kann ich die Hände zur Kartenarbeit gebrauchen; zwischendurch stecke ich sie in die Pelzärmel, bücke mich soweit vornüber wie möglich und lasse das Pferd seinen Weg allein finden. Vor Abend starben noch zwei Pferde; ein drittes wurde in der Nähe des Lagers geführt; es sah dick und fett aus, taumelte aber nur noch vorwärts.

Als ich ins Lager einritt, hatte ich von diesem greulichen Tag mehr als genug. In der Proviantburg der Ladakis brannte ein schönes Feuer, an dem wir, auf Tsering wartend, plaudernd eine Stunde zubrachten. Die Lagerburg schrumpfte von Tag zu Tag beängstigend zusammen, aber die Tiere starben in so schnellem Tempo, daß die Lasten trotzdem immer zu schwer waren (Abb. 64). Muhamed Isa glaubte jedoch, daß noch genug Maulesel bis an den Dangra-jum-tso aushalten würden und kein Gepäck zurückgelassen zu werden brauchte. Im Notfall könnten wir das Boot und ein paar Zelte opfern. Leere Proviantkisten wurden sofort als Feuerung verbraucht. Kein Zweifel, wir mußten den fernen See im Zustand höchster Hilfsbedürftigkeit erreichen! Ward uns dann keine Hilfe zuteil, so konnten wir nirgends mehr hin! Dann war es den Tibetern

leicht, uns festzuhalten. Wir waren daher eine Beute größter Aufregung, und diese nahm von nun an mit jedem Tage zu.

„Wenn die Tiere im selben Tempo wie jetzt zusammenbrechen, werden wir nicht bis zu den ersten Nomaden kommen!"

„Sahib, die stärksten leben noch."

„Ja, das ist immer dein Trost; aber in wenigen Tagen werden auch einige der stärksten Todeskandidaten sein."

„Der Wind bringt sie um; wenn wir nur einige Tage ruhiges Wetter hätten!"

„Dazu ist in dieser Jahreszeit keine Aussicht. Dieser Sturm hat jetzt 27 Stunden angehalten. Dann aber kommen die Winterstürme aus Südwest!"

Am 1. Oktober schrieb ich in mein Tagebuch: „Was werden wir in diesem neuen Monat erleben! Um acht Uhr morgens tobte der Sturm noch immer, und der Ritt dieses Tages war noch schlimmer als der vorige."

Flaches, offenes Land. Nur ein paar Hügel von rotem Sandstein und Konglomerat nebst grünem Schiefer, sonst kein festes Gestein. Die im Südosten thronende „Deasy Group" kommt immer näher. In einer gefrorenen Blutlache liegt das Pferd Nr. 27, kalt und nackt, da der Packsattel des Heues wegen mitgenommen wurde. Während der Nacht waren drei Pferde durchgebrannt und wurden von Muhamed Isa und drei Ladakis gesucht. Zwei hatten sie wiedergefunden, nach dem dritten suchte Rabsang noch. Dumme Tiere, sich so unnötig müde zu laufen! Eine unerklärliche Unruhe schien sie von der Stelle, wo man ihnen ihre Lasten abnahm, fortzutreiben. Die Armen glaubten wohl, selbst besseres Gras finden zu können, als unsere Hartherzigkeit ihnen bot.

Wir näherten uns einem ganz kleinen Süßwassersee, an dem sowohl Wellby wie Deasy schon gerastet hatten. Ein Viertel seines Spiegels war zugefroren, und am westlichen Ufer hatte der Sturm einen fußhohen Wall zertrümmerten Eises aufgeschichtet. Ein eisglänzender Bach ging von der Deasy Group nach dem See hinunter. Das Wasser des Sees war bis unter den Gefrierpunkt abgekühlt; nur einige Stunden vollkommener Windstille und der ganze See fror zu. Am Ufer fand Sonam Tsering drei alte Zeltstangen, an denen noch die eisernen Ringe saßen. Er konnte sich nicht erinnern, daß Rawling sie zurückgelassen hatte; wahrscheinlich waren sie noch ein Andenken an Wellbys Besuch.

Tundup Sonam hatte eine Antilope erlegt, und zu Mittag erhielt ich duftenden, am Spieß gebratenen „Schißlik". Tsering verstand seine Sache; er war bei Beach und Lennart, die ich 1890 in Kaschgar traf,

Koch gewesen und war geschickter als „der schwarze Kerl", wie Muhamed Isa den seligen Manuel verächtlich nannte.

Die Lamaisten unter meinen Ladakis teilten mir im Vertrauen mit, sie beteten allabendlich zu ihren Göttern um glückliche Reise. Sie wünschten ebenso eifrig wie ich selber, daß wir Schigatse und das heilige Kloster Taschi-lunpo, wo der Taschi-Lama residiert, erreichen möchten. Denn dann würden sie einen Ehrentitel erhalten, ebenso wie ein Mohammedaner „Hadschi" wird, wenn er in Mekka war. Gern wollten sie als fromme Gabe sieben Rupien zu Butter für die Altarlampen spenden, ja, Seiner Heiligkeit dem Taschi-Lama auch noch einen ganzen Monatslohn als Geschenk opfern. Bei ihnen handelte es sich also um eine glücklich zu Ende zu führende Wallfahrt; bei mir darum, möglichst viele weiße Flecke auf der Karte von Tibet zu erforschen. Es muß uns glücken! O Gott, laß uns Glück haben!

Daß wir keinen einzigen Mann als Eskorte hatten, daran dachte keiner. Wir näherten uns doch mit jedem Tag bewohnten Gegenden und drangen in ein Land, das kürzlich (1904) mit seinem mächtigen Nachbar im Süden in Fehde gelegen hatte. Die Tibeter waren den Europäern immer feindlich gesinnt; nach dem Blutbad bei Guru und bei Tuna aber mußten sie es wahrscheinlich noch viel mehr sein. Ich hatte weder Paß noch Erlaubnis, in das „Verbotene Land" einzudringen! Wie würde es uns ergehen? Meine Aufregung stieg immer mehr. Würden wir gar wie Feinde empfangen und uns schließlich noch zurücksehnen nach den Wölfen am Ufer des Jeschil-köl?

2. Oktober. Nachts 20,2 Grad Kälte — und Rabsang läßt nichts von sich hören! Ist ihm etwas zugestoßen? Schukkur Ali wird mit Fleisch, Tee und Brot auf der Karawanenspur zurückgeschickt. Im Lager wird ein Maulesel, der nicht mehr aufstehen kann, getötet. Wenn der Wind gelegentlich aufhört, wird es ganz seltsam still. Die Landschaft bleibt einförmig, eine endlose, langsam ansteigende Ebene. Im Norden und Süden setzen sich die beiden Bergkämme mit den Schneemassiven fort. Überall wächst Gras und Japkak. Stunde auf Stunde reiten wir nach Ostnordost, ohne irgendeinen Szenenwechsel. Ich sehne mich nach dem Augenblick, da wir nach Südosten abschwenken können; aber bis dahin ist es noch weit, denn ich muß erst das ganze Gebiet, das Rawling schon erforscht hat, umgehen. Für die Tiere wird es dann noch schwerer werden, weil wir mehrere Pässe überschreiten müssen. Die Bergketten ziehen sich von Ost nach West; einstweilen wandern wir noch zwischen zweien von ihnen hin, später müssen wir aber über sie alle hinweg! Mit großer Spannung mustere ich täglich die Tiere und setze meine Hoffnung auf die

kräftigsten, die Elitetruppe, die bis zuletzt aushalten soll. Wie drückt es mich nieder, wenn eines von ihnen aus dem Spiel ausscheidet!

Rot wie Blut stieg an diesem Tag der Vollmond über den Bergen im Osten auf. Er wurde schnell bleicher, je höher er stieg; und die Schneegebirge leuchteten so weiß wie der hellste Rauch eines Dampfers. Der Abend war windstill, und im Lager Nr. 28 ließ das Zelt sich leicht erwärmen. Die Kälte sank jedoch bis auf — 22,2 Grad — und Rabsang wurde noch immer vermißt! Ob ihn Wölfe zerrissen hatten? —

Am folgenden Morgen aber kam er in Begleitung Schukkur Alis zurück, jedoch ohne das Pferd. Er hatte die Spur des umherirrenden Tieres lange verfolgt und hatte dann im Ufersand des kleinen Sees die Schilderung eines tragischen Ereignisses von beinahe dramatischer Wirkung lesen können. Die Spur bewies, daß das Pferd wie toll dahingerannt war, auf beiden Seiten von einer Schar Wölfe verfolgt. Sie hatten ihr Opfer auf eine schmale Schlammzunge hinaufgejagt, die in einer Spitze endete. Von dem Pferde hatte er dort nur eine Spur gesehen, die von der Spitze in dem langsam abfallenden Seegrund verschwand. Aber die Wölfe hatten eine Doppelspur hinterlassen, sie waren umgekehrt! Sie hatten das Pferd auf der Landzunge, wo es nicht weiterlaufen konnte, überrumpeln wollen, aber sie hatten sich verrechnet. Rabsang meinte, ihre zurückführende Spur habe ganz verdutzt ausgesehen! Das hilflose Pferd, durch den hungrig und wild mit aufgerissenem Rachen hinter ihm herstürmenden Tod zur Verzweiflung getrieben, war ins Wasser hineingelaufen und hatte lieber ertrinken als in die Klauen seiner Verfolger fallen wollen. Kein einziger Tropfen Blut war zu sehen gewesen. Hätte es versucht, den See zu durchschwimmen, müßte es am Starrkrampf gestorben sein; wäre es zum Ufer zurückgekehrt, dann hätten die Wölfe es hier erwartet und sich nicht ins Gebirge zurückgezogen. Es war ein Held, und ich vermißte es jetzt doppelt; es war eins der besten in der ganzen Karawane, ein Sanskari, und hatte lange die schwersten Kisten mit Silberrupien getragen. Das Bild seines mutigen Sprunges in die unbekannte Tiefe des Sees hinein und seiner an Wahnsinn grenzenden Verzweiflung verfolgte mich noch lange, wenn ich abends wach lag, und ich dachte dabei an das Roß, auf dem der Römer Marcus Curtius den Todessprung in den Abgrund ausführte.

Der Marsch am 3. Oktober führte uns in derselben gleichmäßigen Ebene, auf der schließlich jede Spur von Vegetation aufhörte, weiter. Beim Lager Nr. 29 gab es leider keine Weide, und so mußten wir die Tiere an den Fuß der Berge führen, wo auch nur spärliches Gras wuchs.

4. Oktober. Wir setzen unseren Zug nach Ostnordost fort und das

74. Vorbereitung zum Diner im Lager Nr. 41.

75. Das große ſcheckige Jarkentpferd.

76 und 77. Die erlegten Yaks, oben links der Schütze Tundup Sonam.

Digitized by Google

Land verändert sich nicht im geringsten; man kommt sich wie ein Eichhörnchen auf einer rollenden Walze im Käfig vor, man geht immerfort und befindet sich trotzdem immer in derselben Landschaft, das Panorama bleibt sich gleich, im Norden und im Süden zeigen sich dieselben Gipfel, nur ihren Sehwinkel verändern sie langsam. Dieses große, offene Längstal nannte Deasy „Antelope Plain“. In seinem südwestlichen Teil ist Rawling auf zwei Linien gereist, und zwischen ihnen zieht sich meine Route auf dem linken Ufer der sehr breiten, jetzt ausgetrockneten Abflußrinne des Tales hin. In Ostnordost ahnen wir den Salzsee, an dessen Südufer Wellby entlang zog, aber noch ist er nicht sichtbar. Gelbes Gras tritt wieder auf beiden Seiten auf, und an einem kleinen Becken herrlichen Quellwassers wird das Lager errichtet. Sobald die Tiere von ihrer Last befreit und losgelassen sind, kann man annehmen, daß ein Drittel sofort zu grasen beginnt, das zweite Drittel sich mit herabhängendem Kopf stehend ausruht, das dritte aber sich sofort niederlegt. Die ersten sind die besten und kräftigsten Tiere, die letzteren die am meisten erschöpften. Unter letzteren befand sich auch das Pferd Nr. 10, das am folgenden Morgen getötet werden mußte; in der Totenliste hatte es die Nr. 25!

Muhamed Isa bricht jetzt morgens nicht vor $^1/_2$9 auf; denn er hat die Beobachtung gemacht, daß die Tiere in den ersten Stunden nach Sonnenaufgang mit besserem Appetit grasen. Das breite harte Flußbett bietet uns einen vorzüglichen Weg, eine wahre Chaussee, die außerordentlich langsam abwärtsgeht. Während der letzten Tage haben die Zeiger der Aneroide beinahe unverändert auf denselben Ziffern gestanden. Im Norden haben wir noch immer den Kven-lun, bald als schwarze Bergmassen, bald mit schneegekrönten flachen Gipfeln.

Um ein Uhr halte ich stets mit Robert und Rehim Ali kurze Rast, um die meteorologischen Instrumente abzulesen. Das Journal wird von Robert mit größter Sorgfalt geführt. Ich selber zeichne ein Panorama und mache Peilungen, während unsere Pferde grasend umhergehen dürfen. Aber Essen gibt es dann nicht, denn wir speisen täglich nur zweimal, um 8 Uhr morgens und 6 Uhr abends. Dennoch ist uns die kleine Mittagsrast willkommen. Wir sind vorher durchgefroren; auf der Erde kann man sich leichter warm halten als im Sattel, wo man dem Wind völlig preisgegeben ist.

Den ganzen Tag haben wir keinen Tropfen Wasser gesehen, und daß die Karawane nach einer Quelle ausschaut, sieht man nur zu deutlich an den Spähern, die sich von Zeit zu Zeit bald nach rechts, bald nach links von den anderen absondern. Schließlich entdecken sie einen großen

Tümpel und dort werden die Zelte aufgeschlagen. Während der letzten Tage sind wir täglich 15 Kilometer marschiert — mehr halten wir nicht aus.

Am Morgen des 6. Oktobers sind wir kaum aufgebrochen, als der Lagerplatz auch schon von Wölfen inspiziert wird, die wieder auf ein Pferd lauern; diesmal aber sind sie die Angeführten. Sie folgen uns ebenso treu wie die Raben und ziehen vielleicht nach und nach Verstärkungen an sich. Strenge Befehle sind ergangen, daß die Nachtwache für die Tiere verantwortlich ist und bestraft wird, wenn wir durch Wölfe Verluste erleiden. Auch die sechs Raben begleiten uns noch immer. Sie setzen sich, wenn wir lagern, sie brechen mit uns zugleich auf und verfolgen uns mit ihrem heiseren Krächzen den ganzen Tag hindurch.

Wir gehen über das Flußbett, das jetzt Wasser und Eis enthält, aber noch immer verdecken niedrige Hügel den erwarteten See. Sonst ist der Boden eben, so eben, daß nur die schwache Bewegung des Stromes angibt, nach welcher Richtung sich das Gelände senkt. Gelbe Sandtromben im Nordwesten verraten das Herannahen eines Sturmes, der aus heiterem Himmel über uns kommt. Innerhalb einer halben Stunde geht er in einen Oststurm über, ein typischer Zyklon. Erschöpft vor Kälte kommen wir im Lager 32 an.

Die Hündchen sind jetzt schon groß und treiben allen möglichen Unfug. Auf der Konduitenliste des weißen Puppy steht, daß er eines meiner Kartenblätter zerrissen hat. Zum Glück fehlte keiner der einzelnen Fetzen. Vor meinem Zelt fand Tsering auch eine Zahnbürste, die der dumme Hund als überflüssig angesehen haben muß. Der braune Puppy zerbiß einen Aräometer, der in einem Lederfutteral umherlag. Ihre Erziehung ist höchst mangelhaft, aber sie sind ja auch Findelkinder von Srinagars Straßen, und man kann daher wohl nicht viel von ihnen verlangen. Der Begriff „Disziplin" ist ihnen völlig unbekannt, sie gehorchen gar nicht, wenn man sie ruft. Wenn aber Tsering mit dem Mittagessen hereinkommt, dann sind sie gleich bei der Hand, spielen die Liebenswürdigen und drängen sich auf jede Weise in den Vordergrund. Ein großes Verdienst haben sie aber doch: sie halten mir nachts die Füße warm, denn dann liegen sie nebeneinander zusammengerollt auf meinem Bett.

24,8 Grad Kälte in der Nacht zum 7. Oktober! Das war wohl der Grund, weshalb ich einen so gräßlichen Traum hatte: ein ganzes Heer schwarzer Tibeter kam uns entgegen und trieb uns nach Norden zurück. Wasserbecher und Tinte sind Eisklumpen.

Jetzt haben wir Rawling weit hinter uns gelassen, und nun

iſt der Weg Wellbys und Malcolms die letzte Route, die in dieſer Gegend zurückgelegt worden iſt. Wir folgen noch immer demſelben Tal wie jene Expedition.

Unſer Vorrat an Yakfleiſch war gerade zu Ende, als Tundup Sonam den Augenblick benutzte, eine Antilope zu erlegen. Eine zweite, bedauernswerte hatte er nur angeſchoſſen, und ſie entwiſchte ihm auf drei Beinen. Droben auf dem Hügel ſpazierte einer unſerer Wölfe umher. Er hatte den Verlauf der Jagd genau beobachtet, und die verwundete Antilope wurde ohne Zweifel ſeine Beute.

In ſeinem dicken grauen Winteranzug geht Muhamed Iſa, die Pfeife in der Mundecke, einher und lotſt die Karawane gerade zwiſchen den Hügeln aufwärts, als wir ſie einholen. Wir erreichen den Gipfel des Hügels. Ein weißer Rand zeigt ſich und unter ihm ein blaugrüner Steifen, der immer größer wird. Nach einigen Minuten haben wir den erſehnten Salzſee unmittelbar unter uns, da die Hügel ſteil nach dem ſüdlichen Seeufer abfallen. Jetzt ſtimmen die Ladakis in ſchmelzenden, weichen Tönen eines ihrer ſchönſten Marſchlieder an; ſie ſind glücklich, an dieſem See, von dem ich tagelang geredet habe, angelangt zu ſein, und denken wie ich, daß wir eine neue Etappe auf dem weiten Weg nach dem Dangra-jum-tſo erreicht haben. Nach Nordweſten hin imponiert die Landſchaft mit dem gewaltigen Hochgebirge voll ſchneebedeckter Gipfel und großer Gletſcher. In der weſtlichen Verlängerung des Sees iſt das Flachland kreideweiß von Salz, und dort tanzen weiße Tromben wirbelnd an dem öden Ufer.

Nach Oſtnordoſten hin iſt das Längstal noch ebenſo offen wie bisher; dort iſt Wellby entlanggezogen. Jetzt können wir alſo, wann wir wollen, nach Südoſten abſchwenken, ohne Rawlings Route weiter zu berühren. Dort wartet unſer ein neues Land, das große Dreieck zwiſchen Wellbys, Bowers und Dutreuil de Rhins' Routen. Einer meiner ſehnlichſten Wünſche war ja geweſen, wenigſtens auf einer Linie den großen weißen Fleck zu durchqueren, der auf der großen engliſchen Karte von Tibet keine andere Bezeichnung trägt als „Unexplored"!

Zwölftes Kapitel.

In unbekanntem Lande.

Mitten in der Nacht weckten mich sieben Maulesel, die dicht neben meinem Zelt standen und auf dessen Stricke trampelten. Ich ging hinaus, um sie fortzujagen, aber als ich sah, wie erbärmlich sie froren und wie dicht sie sich aneinandergedrängt hatten, um sich gegenseitig zu wärmen, ließ ich sie gewähren. Einer von ihnen lag am Morgen mit unförmlich geschwollenem Bauche tot neben meinem Zelt.

Grüner Schiefer bildete in dem sonst weichen Boden kleine Schwellen und Leisten, so daß die Erde aus der Ferne schwarzgestreift aussah. Hier und dort tauchten Quarzitadern auf. Am östlichen Horizont erhoben sich rotviolette Hügel und das Land wurde unebener. Nach einer Weile ritten wir an den Schafen vorbei, die von den Männern in der Karawanenspur getrieben wurden. Sie zogen sehr langsam dahin, da sie während des Marsches grasten; noch hatten wir 18 behalten. Auch heute sah es mit dem Wasser böse aus. Beim Graben wurde allerdings in ein Fuß Tiefe welches gefunden, aber es war salzig. Der Tagesmarsch wurde infolgedessen länger als gewöhnlich, 19,8 Kilometer; da hatten wir aber auch eine Quelle erreicht.

Am Abend vor einem Ruhetag hat man das Gefühl, als sei Samstagabend und morgen keine Schule. Den 9. Oktober wollten wir im Lager Nr. 34 zubringen; ich hatte seit 17 Tagen keinen Rasttag gegeben. Alle freuten sich darauf, und die Ladakis veranstalteten in Erwartung des Ruhetages ein Fest im Freien um ein großes Lagerfeuer herum. Die Bewirtung war dieselbe wie immer, Tee in hölzernen Bechern, geröstetes Mehl und gebratenes Antilopenfleisch — Spirituosen in irgendeiner Gestalt durften in meiner Karawane nicht vorkommen. Aber die Stimmung war trotzdem ausgelassen; die Männer tanzten um das Feuer und sangen ein munteres Lied mit einem Refrain, dessen Höhepunkt ein barbarisches, gellend klingendes Gelächter bildete. Sie freuten sich, daß wir so weit vorgerückt waren, und besaßen Widerstandskraft genug, um

noch schwerere Strapazen zu ertragen. Vom Kara-korum an haben wir 533 Kilometer zurückgelegt, nach dem Dangra-jum-tso sind es noch 660; aber wir sind dem See näher als Leh und haben also wirklich mehr als die Hälfte des Weges hinter uns!

Nach 23 Grad Kälte in der Nacht brach der 10. Oktober mit strahlendem Wetter sonnig und windstill an. Das Pferd Nr. 3 war der 26. Märtyrer der Karawane; es lag tot auf der Weide. Ein zweites überholten wir, es war mager wie ein Gerippe und erreichte das Lager nicht mehr. Wir zogen nach Ostsüdost, und jetzt galt es, das Längstal zu verlassen, in dem Wellby ganz Nordtibet durchwandert hat. Eine kleinere Bodensenkung wurde überschritten, und zwischen den Hügeln auf ihrer Südseite schlugen wir unser Lager auf.

Rote und gelbgraue Hügel umgaben den Weg, der uns in drei Stunden nach einer kleinen flachen Schwelle hinführte, von der aus die Aussicht nach Osten grenzenlos erschien. Wäre es meine Absicht gewesen, in dieser Richtung weiterzuziehen, so würden wir viele Tagereisen weit keine Terrainhindernisse auf unserem Weg gefunden haben, aber mein unverrückbares Ziel war der Dangra-jum-tso, und wir mußten daher nach Südosten steuern. Dort zeigte sich bald eine schwarze Kette mit gezähntem, ungleichmäßigem Kamm. Zwischen ihren Gipfeln sah man tiefeingeschnittene, sattelförmige Einsenkungen; aber man täuschte sich, sie waren schwieriger zu passieren, als sie aussahen; einer Karawane in unserem angegriffenen Zustand wurde auch die geringste Steigung fühlbar.

Nun stiegen wir wieder eine kleinere Schwelle (5253 Meter) hinauf. Vor uns sahen wir in der Spur der Karawane einen schwarzen Punkt; es war ein toter Maulesel, der neben seinem Packsattel mit weitgeöffneten Augen den letzten Schlaf schlief. Hinter einem Hügel überraschten wir einen großen, hübschen Fuchs, der es sehr eilig hatte, als wir uns ihm näherten. Aber er konnte es doch nicht lassen, sich unaufhörlich umzuwenden und uns anzustarren; er hatte jedenfalls noch nie Menschen gesehen.

Beim Lager Nr. 36 gab es keinen Tropfen Wasser, aber wir waren nicht imstande, weiterzuziehen. Zwei mit Eis gefüllte Ziegenlederschläuche hatten wir bei uns, und das reichte gerade zu unserem Tee (Abb. 67); die Tiere aber mußten dursten. Wir durften uns jedoch nicht beklagen; seit Leh war es ja das erstemal, daß wir kein Wasser hatten.

Ein ungewöhnlicher Anblick wurde uns am Morgen des 12. Oktobers: das ganze Land war mit Schnee bedeckt. Aber kaum war die Sonne hochgestiegen, so wurde auch der Boden wieder schneefrei und trocken. Die Karawane brach sehr früh auf, um den Durst der Tiere zu verkürzen. Jetzt hielten wir beständig auf Südosten zu und ließen einen

See, den Rawling entdeckt und nach dem langjährigen, sehr verdienstreichen ehemaligen Präsidenten der Geographischen Gesellschaft in London „Lake Markham" genannt hat, außerhalb unseres Gesichtskreises liegen.

Wieder passieren wir ein Pferd mit aufgeschnittenem Hals; es ist rotbraun und sticht grell gegen den grauen Sandboden ab. Die Augen sind schon von den sechs Raben ausgepickt, die wie schwarze Totenbrüder um das gefallene Tier herumsitzen und Leichenwache halten. Ein wenig weiter zeigt sich wieder etwas Verdächtiges in der Karawanenspur — es ist der sechste Maulesel. Er ist auf dem Marsch zusammengebrochen und braucht nicht erst totgestochen zu werden; er ist noch weich und warm, und seine Augen haben ihren Glanz noch nicht verloren, aber bald werden die Raben da sein, sie folgen der Karawane wie Delphine im Kielwasser eines Schiffes. Mit jedem Tier, das fällt, wird ein Woilach frei und kommt einem der Kameraden zugute. Sie brauchen ihn, wenn die große Winterkälte kommt. Die beiden heutigen Opfer waren schon lange dienstfrei gewesen, aber sie mußten dennoch mitlaufen, bis sie stürzten, ich hoffte ja, daß sie sich noch erholen würden, allerdings vergeblich.

Die Spur führt uns in die Mündung eines Tales, wo wir die Karawane bald einholen — alle Tiere halten den Kopf in einen Bach, sie hatten ja so lange dursten müssen. Das Tal muß von einem Paß herabkommen, und wir ziehen in ihm hinauf. Es wird schmäler und ist schließlich ein nur vier Meter breiter Gang zwischen Wänden von vertikal stehendem Schiefer. Am Bache lag der gebleichte Schädel eines Ammonschafes mit schönem Gehörn (Abb. 30, 31). Unter dem Fuß einer jähen Felswand auf der linken Talseite fanden wir vor dem schneidenden Winde Schutz und richteten dort unsere Zeltstangen auf. Muhamed Isa bestieg mit dem Fernglas eine uns gegenüberliegende Höhe. „Ein Labyrinth von kleinen Bergen" lautete sein wenig erfreulicher Bericht. Wir hatten jetzt schon 29 Pferde und 6 Maulesel verloren und besaßen nur noch 29 Pferde und 30 Maulesel. „Die kräftigsten Tiere leben noch", tröstete Muhamed Isa.

13. Oktober. Mit 21,8 Grad Kälte raubte uns die Nacht wieder ein Pferd und einen Maulesel! Ihre Knochen bleichen im Lager 37 und geben von unserem Besuch Kunde. Beschwerlicher Marsch durch sehr wellenförmiges Terrain! Wir mußten über drei kleine, anstrengende Pässe hinüber. Es lag noch ziemlich viel Schnee. Zur Rechten erstreckte sich ein roter Bergkamm, und in einer Schlucht war ein Wasserfall zu einem Eisklumpen erstarrt. Muhamed Isa hatte drei Steinmale errichtet, um uns den Weg an solchen Stellen anzugeben, wo die Spur der Karawane im Geröll undeutlich wurde. Auf dem ersten Paß war die Aussicht

troſtlos, lauter rote, violette und gelbe Berge. Im Norden dominierten noch immer die turkeſtaniſchen Berge mit ihren majeſtätiſchen Gipfeln, eine Reihe von Kaiſerkronen, höher als alles andere. In N 50° O glaubten wir einen großen See zu ſehen, aber es konnte ebenſogut eine Ebene ſein, auf der die Luftſpiegelung ihr Spiel trieb. Viele Hügel und Ausläufer der Gegend beſtehen aus fließendem Boden, der entſprechend ſeiner letzten Bewegung in Muſtern und konzentriſchen Ringen gefroren iſt. Die dritte Paßſchwelle erhebt ſich in völlig ſterilem Land. Hier machte ſich Tſering rieſige Mühe mit dem Errichten eines Steinmales, was jedoch ganz überflüſſig war, da uns keiner mehr nachkam; aber es war eine Huldigung, die er den Göttern des Gebirges darbrachte, eine flehentliche Bitte, daß ſie uns geſund paſſieren laſſen möchten.

Endlich kamen wir auf offenes Gelände hinunter, nämlich in ein Haupttal, das nach Oſten ging und wo in der Ferne gelbes Gras leuchtete. Tundup Sonam ſchoß zwei Ammonſchafe, deren Fleiſch unſeren 18 Schafen das Leben verlängerte. Bei dieſem kalten, windigen Wetter wird man eigentlich nie richtig warm. Wenn ich im Sitzen das Panorama des Tages zeichne oder die Sonne obſerviere, muß ich das Kohlenbecken neben mir haben, um mir die erſtarrenden Hände ſo weit wieder anzuwärmen, daß ich ſie gebrauchen kann. Nur Muhamed Iſa, Tſering, Sonam Tſering und Guffaru ſind vom Nachtdienſt befreit; ſonſt müſſen alle anderen in die kalte, dunkle Winternacht hinaus. Wenn die Dunkelheit eintritt, arbeite ich die am Tag gemachten Aufzeichnungen aus, ſtudiere die Karten, leſe teils leichte Lektüre, teils Supans „Phyſiſche Erdkunde“ und ein paar Bücher über Buddhismus und Lamaismus. Um neun Uhr macht Robert meteorologiſche Obſervationen und ſtellt dann das Siedethermometer auf, das ich ſelbſt in meinem Zelt ableſe. Nachher plaudern wir noch eine Weile und gehen dann ſchlafen. Mein Bett iſt auf einer Kautſchukunterlage und zwei zuſammengefalteten turkeſtaniſchen Filzdecken hergerichtet; auf den Filzdecken liegt ein großes Quadrat zuſammengenähter Ziegenfelle. Auf die eine Hälfte des Quadrates lege ich mich und mit der anderen decke ich mich zu, worauf Tſering die Ränder ſo unter die Filzdecken ſtopft, daß das Ganze in einen Sack verwandelt wird. Zuletzt breitet er noch zwei Filzdecken, meinen Ulſter und meinen Pelz über mich! Auf dem Kopf habe ich meine Pelzmütze und einen Baſchlik, im übrigen aber entkleide ich mich wie gewöhnlich. Bei ſtürmiſchem Wetter iſt das Morgenbad nicht gerade angenehm; mein Zeug iſt während der Nacht eiskalt geworden. Die Ladakis haben keinen Begriff von Reinlichkeit und ſchleppen infolgedeſſen gaſtfrei kleine Kolonien von Ungeziefer mit ſich herum, wofür ich nicht die geringſte Verwendung

habe. Aber die, welche mein Bett machen, aufräumen und mich im Zelt bedienen, teilen mir unwillkürlich recht freigebig von ihrem Überflusse mit, und mein Unterzeug muß daher sehr oft in kochendem Wasser gewaschen werden. Meine Empfindlichkeit in dieser Beziehung macht den Ladakis unbeschreiblich viel Spaß; ich höre sie über mein Entsetzen vor jeglicher Art blutsaugender Gesellschaft herzlich lachen. Ich sage ihnen daher, daß ich mich nur dann wohl fühle, wenn ich in meinen Kleidern ganz allein bin!

Die Winterabende wurden immer länger, und unser Leben verlief einsam und eintönig. Am schlimmsten aber war es, daß meine leichte Lektüre zu Ende ging. Um die Freistunden auszufüllen, ließ ich mir dann von den Ladakis Sagen und Märchen aus ihrem eigenen Lande erzählen und zeichnete einige davon auf. Ich ließ auch jeden meiner Diener seine eigenen Schicksale berichten, aber die Aufzeichnungen, die ich davon machte, sind nicht sehr merkwürdig, denn die Leute haben nicht viel zu erzählen und finden alles so natürlich und unwichtig. Man muß sie ausfragen und auspumpen, und doch kommt nichts Rechtes heraus. Äußerst selten wissen sie, wie ein Europäer, dem sie jahrelang gedient haben, auch nur geheißen hat, und ihr eigenes Alter können sie nicht angeben. Aber ganz genau wissen sie, wieviel Tiere in einer Karawane waren, die sie vor Jahren begleiteten, und welche Farbe die verschiedenen Pferde hatten. Ein Ladaki, der die bewohnten Teile Westtibets durchzogen hat, kann mir den Namen jedes Lagerplatzes nennen, ihn genau beschreiben und sagen, ob die Weide dort gut oder schlecht war. Für die Terrainverhältnisse haben sie also ein unglaubliches Gedächtnis.

Die Rücksicht auf den Umfang dieses Berichtes verbietet es mir zwar, mich auf biographische Weitläufigkeiten einzulassen, aber es ist doch nötig, daß ich dem Leser meine kleine Schar wenigstens ganz flüchtig vorstelle. Beginnen wir also mit Rabsang, der das von den Wölfen gehetzte Pferd suchte. Er ist „Bod", d. i. Buddhist, eigentlich Lamaist; sein Vater heißt Pale, seine Mutter Rdugmo aus dem Dorfe Tschuschutjogma in Ladak. Von Beruf ist er „Semindar", Ackerbauer, baut Gerste, Weizen und Erbsen, hat zwei Pferde und zwei Yaks, aber keine Schafe, und bezahlt jährlich 23 Rupien Steuer an den Maharadschah, dagegen keine Abgaben an die Lamas. Einmal jährlich geht er im Dienst afghanischer Kaufleute nach Jarkent und erhält für eine ganze Reise 50 Rupien Lohn. Die Kaufleute bringen Kleiderstoffe, Korallen, Tee, Indigo und dergleichen nach Yarkent, wo sie in der Karawanserei der Hindus einkehren und zwanzig Tage bleiben, um ihre Waren zu verkaufen und dafür Seide, Filzteppiche, gewöhnliche Teppiche usw. einzuhandeln, die sie dann in Peschawar veräußern. Rabsang hatte besonders dem Hadschi

78. .... Ich riß den roten Baſchlik ab und ſchwenkte ihn rückwärts, um den Yak durch den Anblick aufzuhalten.

79. Der wütende Yak stürzt sich auf Rehim Ali.

Eidar Khan, einem reichen Kaufmann aus Kabul, gedient. Vor sechs Jahren erlebte er ein Abenteuer auf dem Paß Suget-davan, wo seiner Karawane zwölf Leute aus Badakschan, die dem Hadschi Geld schuldig waren, begegneten. Die Zwölf aber hatten in Jarkent ein wüstes Leben geführt und konnten nun ihre Schulden nicht bezahlen. Die Afghanen, die nur aus fünf Mann bestanden, fielen über sie her, und es kam zu einer heftigen Schlägerei, die in Blutvergießen ausartete. Dies war Rabsangs schlimmstes Abenteuer gewesen. Dem Hauptmann Deasy hatte er fünf Monate und einem anderen Engländer ebensolange gedient. Wenn er selber auf Reisen war, bestellten seine Frau und ein Bruder sein Land und besorgten seine Geschäfte.

„Kannst du dich denn so lange auf die Treue deiner Frau verlassen?" fragte ich ihn.

„Nein," antwortete er, „aber in Ladak macht man sich daraus nichts."

„Was geschieht, wenn sie dich mit einem anderen betrügt?"

„Dann muß er mir als Buße ein Schaf geben".

Als wir soweit gekommen waren, konnte ich aus Rabsang kein Wort mehr herausbringen.

In unserer Karawane steht er unmittelbar unter Tserings Kommando und begleitet die vier Pferde, die mein Zelt, mein Bett, die täglich gebrauchten Kisten und das Küchengeschirr tragen. Er ist Gehilfe des Oberkochs und hat mich den ganzen Abend mit glühenden Kohlen zu versorgen. Er holt für Tsering Brennstoff und Wasser zum Kochen und ist ein außergewöhnlich starker, tüchtiger Kerl. Ein Jahr später sollte er in unserer Karawane eine besondere Rolle spielen.

Von dem Mohammedaner Rehim Ali habe ich bereits gesprochen. Er ist mein Handlanger während der Märsche. Guffaru ist der Älteste unserer Gesellschaft und Anführer der Pferdekarawane; er hat infolgedessen immer weniger zu tun, je mehr Pferde uns sterben. Der Hadschi Gulam Rasul ist zweimal in Mekka gewesen; er ist Muhamed Isas Koch. Schukkur Ali hat viele merkwürdige Reisen gemacht, die ein besonderes Kapitel erfordern würden; bei uns ist er Führer einer Abteilung der Pferdekarawane, hat aber nur noch zwei Schutzbefohlene. Gaffar ist ein junger Mohammedaner, der die Pferde begleitet, Feuerung einsammelt und Wasser holt. Dieselben Beschäftigungen sind das Los des jungen Tsering, und zur selben Kategorie gehören auch Ische Tundup und Abul; letzterer, ein arbeitsamer, tüchtiger Mensch, ist in meine Dienste getreten, um sich in Leh ein Haus zu kaufen und sich verheiraten zu können. Islam Ahun ist Pferdewärter. Bolu gehört zu meiner Karawane und ist einer der Handlanger Tserings. Galsan, der

viel in Westtibet umhergereist ist, dient als Maultiertreiber. Ische Tundup ist für die Schafe verantwortlich. Lobsang Rigdal, scherzweise der Lama genannt, hat mit den Pferden zu tun. Er ist mitgekommen, um Geld zu verdienen, das er seinem Vater und seinen älteren Brüdern geben will, weil sie früher immer für ihn gesorgt haben. Er ist der Spaßvogel der Karawane und sieht sehr komisch aus. Taschi, der die Pferde begleitet, ist einer unserer besten Leute. Tundup Sonam rettet die Weidmannsehre der Karawane und versieht uns alle mit frischem Fleisch. Er tut fast nie einen Fehlschuß und ist so ruhig und gesetzt, wie eine Satte dicker Milch. Er hatte schon einmal unter mir gedient, im Winter 1902, als ich von Leh nach Jarkent reiste. Gartschung gehört zur Mauleselkarawane und trat in meine Dienste, um seine pekuniären Verhältnisse wieder in Ordnung zu bringen. Ein kleiner, untersetzter, schwarzbärtiger Kerl von 50 Jahren hört auf den Namen Taschi Tsering; „früher hieß ich Islam Ahun", sagt er; er hat also seine Religion gewechselt, obgleich es nur selten vorkommt, daß ein Mohammedaner zum Lamaismus übertritt. Er führt auch eine Abteilung der Pferde. Rub Das ist ein Gurkha aus Sitang und ist unser Mädchen für alles, er ist schweigsam und arbeitet wie ein Sklave, ohne der geringsten Ermahnung zu bedürfen. Tundup Galsan ist der Märchenerzähler, dessen Stimme man noch lange hört, wenn schon alle Tagesarbeit beendet ist; überdies ist er Oberkoch im schwarzen Zelt der Ladakis. Namgjal ist Eseltreiber und einer unserer Besten, Sonam Tsering der Chef der Maulesel, Kurban nichts als Guffarus Sohn und Tsering mein Oberkoch.

Damit ist die Liste geschlossen. Jeder von diesen Männern hatte seine Pflicht zu erfüllen, alle waren willig und gutmütig, und nie hörte man Zank und Streit; aber Robert und Muhamed Isa verstanden es auch vorzüglich, Disziplin zu halten (Abb. 73). Jeder hatte seinen warmen Schafpelz; dazu machten sie sich Bettunterlagen von den Fellen der geschlachteten Schafe oder des erlegten Wildes; als die Winterkälte abnahm, benutzten sie leere Proviantsäcke als Schlafdecken. Da sie alle zu Fuß gingen, nutzten sich ihre weichen Ladakistiefel schnell ab, und sie mußten sie immerfort mit neuen Sohlen versehen; dazu gebrauchten sie Fellstücke, deren Wolle sie nach innen kehrten.

Am 14. Oktober zogen wir über eine Reihe großer Flußbetten, die den Kamm im Süden in flachen Tälern durchschnitten. Kulane und Antilopen ästen hier in großer Zahl. Bei dem Lager, das zwischen hagebuttenfarbigen Hügeln lag, war die Weide gut. Unsere Marschrichtung war Ostsüdost. In der Nacht starb ein Pferd. Das Land behält von

nun an ungefähr denſelben Charakter: es beſteht aus einer Menge kleiner Kämme, die ſich von Oſten nach Weſten hinziehen und deren Überſchreitung ſehr zeitraubend iſt; zwiſchen ihnen liegen Längstäler. Nicht ſelten zählen wir ſüdwärts drei bis vier ſolcher Kämme, und alle müſſen wir ſie überſchreiten! Wir haben uns in einem Meer erſtarrter Rieſenwellen verloren; wir gleichen einem Schiff, das ſein Steuer eingebüßt hat und bald ſinken muß; keine rettenden Inſeln, keine entgegenkommenden Schiffe, auf allen Seiten nur endloſes Meer. Wir möchten Öl auf dieſe aufgeregte See gießen, wir ſehnen uns nach ruhigem Fahrwaſſer, aber ſolange uns noch eine Planke bleibt, werden wir uns doch an ihr feſtklammern. Beim Lager 40 gab es gute Weide, und das nötige Waſſer konnten wir uns aus Eis herſtellen (Abb. 68).

Dem braunen Puppy haben die Männer einen Filzmantel genäht, den ſie ihm anziehen, wenn es abends kalt wird. Er ſieht in ſeinem neuen Nachtgewand drollig aus, wenn er einherſpaziert, ſich auf die Zipfel tritt und dann hinpurzelt. Der weiße Puppy ſitzt erſt ganz verblüfft da und gafft ihn an, findet aber dann die Sache ſo verführeriſch, daß er es nicht unterlaſſen kann, den Kameraden zu necken, um ihn herumzutanzen und in den Mantel zu beißen. Der Braune aber kurz entſchloſſen, bleibt trübſelig ſtill ſitzen und läßt den weißen um ſich herumtoben.

Immer tiefer bohren wir uns in das unbekannte Land ein. Am 16. Oktober, dem Jahrestag meiner Abreiſe aus Stockholm, hatten wir bis an den Dangra-jum-tſo noch 609 Kilometer zurückzulegen, aber jetzt waren wir ſelten imſtande, mehr als 12 Kilometer täglich zu marſchieren! Im Lager 41 wurden einige entbehrliche Sachen kaſſiert, um die Laſten zu erleichtern, darunter mehrere ausgeleſene Bücher nebſt Bowers Reiſebeſchreibung, die ihre Rolle in meiner Wanderbibliothek nun ausgeſpielt hatte. Die Zelte waren in einem geſchützten Tal am Fuß eines Felſens aufgeſchlagen worden (Abb. 72, 74). Tundup Sonam war vorausgegangen und hatte einen vierjährigen Yak, der auf einem Abhang in der Sonne lag, überraſcht. Durch das Terrain gedeckt, hatte der Schütze ſich ganz nahe an ihn heranſchleichen können. Die erſte Kugel war im Becken ſteckengeblieben. Der ſo unangenehm aus ſeinen Betrachtungen geweckte Yak war aufgeſprungen und hatte eine zweite Kugel in den Bug erhalten. Er war nun den Abhang hinuntergeſtürmt und tot kopfüber auf den Talboden geſtürzt, wo dann aus dieſem Grund die Zelte aufgeſchlagen wurden. Er war ſchon abgehäutet und zerlegt, als wir anlangten, und das dunkelrote Fleiſch mit einer violetten Schattierung an den Keulen glänzte in der Sonne. Der Magen war koloſſal und voller Gras,

Flechten und Moos — kein Wunder, daß er nach solcher Schlemmerei der Ruhe bedurft hatte. Der Kopf wurde dekorativ am Fuße eines Bergvorsprunges aufgestellt und der Schütze neben dieser Trophäe photographiert. Die Ladakis erhielten Befehl, sich ordentlich an Fleisch satt zu essen, denn mit einer Extrabürde konnten wir uns nicht belasten. Alles Fett wurde jedoch mitgenommen, und ich erhielt das Mark. Als wir den Platz verließen, war von dem Yak nicht mehr viel übrig, und ich habe die Ladakis in Verdacht, daß sie sich in ihren Privatschnappsäcken doch noch einige schöne Stücke mitgenommen hatten.

In Gesellschaft eines Adlers saßen die Raben schmausend um das blutige Skelett herum. Jetzt sind ihrer bereits elf, und ihre Flügel glänzen in der Sonne wie blauer Stahl. Sie fühlen sich in der Karawane leider ganz heimisch und sind halbzahm. Die Hunde schenken ihnen keine Aufmerksamkeit und werden von den Raben mit ironischer Verachtung behandelt.

Der 17. Oktober war ein anstrengender Tag; es wehte heftig aus Westen, und die Temperatur konnte sich mittags nicht über — 5,1 Grad erheben. Wir rückten nach einem Paß hinauf, schlugen aber schon vor ihm Lager. Um 9 Uhr waren es — 12,6 Grad, und im Zelt konnte ich es nur auf — 4,2 Grad bringen, denn das bißchen Wärme, das vom Kohlenbecken ausstrahlte, trieb der Wind gleich wieder hinaus. Das Minimumthermometer stand denn auch auf 28,2 Grad Kälte, der niedrigsten Temperatur, die wir bis jetzt abgelesen hatten! Ein weißer Maulesel, der schon zehn Tage keine Last mehr getragen hatte, erfror. Jetzt hatte ich nur noch 27 Maulesel, 27 Pferde und 27 Diener in der Karawane. Seit 57 Tagen hatten wir keine Menschen gesehen; ob wir wohl alle beisammenblieben, bis wir auf die ersten Nomaden stießen?

Antilopen und Yaks grasen an den Abhängen des Passes. Die Höhe ist hier 5357 Meter, und in der Richtung unseres Marsches breitet sich ein Labyrinth von Bergen aus! Wir biegen daher nach Nordost aus und lagern in einer Talmulde.

In der Nacht auf den 19. Oktober erfroren uns wieder zwei Pferde und ein Schaf. Von letzteren haben wir jetzt nur noch 16; von Gasen aufgeschwellt, lagen die drei Toten am Abhang und starrten uns mit dunkeln, blutigen Augenhöhlen an; die Raben waren schon darüber gewesen. Das Terrain war sehr schwierig, es ging unausgesetzt bergauf und bergab. Man sah die Karawane sich nach einem Paß hinaufarbeiten, aber dahinter zeigte sich ein zweiter, noch höherer, der Schneestreifen aufwies. Die Bergkämme schienen sich in dieser Gegend im allgemeinen nach Ostnordost zu ziehen. In einer Entfernung von etwa 20

bis 40 Kilometer dehnte ſich im Süden ein See aus, aber er blieb weit rechts von unſerem Wege liegen.

Als wir das Lager 44 auf einer Höhe von 5346 Meter inmitten greulicher Berge erreichten, wurde Muhamed Iſa krank gemeldet. Er hatte ſchon einige Tage entſetzliche Kopfſchmerzen gehabt und erhielt daher eine ordentliche Doſis Chinin. Da er nicht wie gewöhnlich rekognoſzieren konnte, bat Robert um die Erlaubnis, den hohen Paß, der uns im Oſten den Weg verſperrte, erklimmen und dort Ausſchau halten zu dürfen. Er kam erſt bei Dunkelheit wieder und erklärte, daß wir bald aus dieſen unangenehmen Bergen hinauskommen würden, wenn wir uns nur nach Südoſten wendeten. Daraufhin erhielt Muhamed Iſa eine entſprechende Inſtruktion für den folgenden Tag.

Welch ein Unterſchied gegen geſtern Abend, als die Sterne elektriſch weiß von einem blauſchwarzen Himmel herabfunkelten und die Feuer gelbrot und hell flammten! Jetzt liegen ſchwere Wolkenmaſſen über Berg und Tal, und zwar ſo niedrig, daß wir ſie berühren zu können glauben. Es ſchneit außerordentlich dicht, der Boden iſt weiß, und ſeine Unebenheiten und Moosbüſchel werfen lange Schatten um die Feuer. Aus dem Inneren der jetzt ganz zuſammengeſchrumpften Proviantburg ſteigt nur ein bleiches Licht auf, das einen ſchwachen Schein auf das ſchwarze Zelt der Ladakis wirft. Tſering und ſeine Mannſchaft ſitzen, in ihre Pelze gehüllt, um das Küchenfeuer herum, und ſeit zwei vollen Stunden hat er ihnen, ohne eine Sekunde zu pauſieren, eine Vorleſung gehalten. Seine Zunge iſt wie eine Windmühle im Winde. Sie kennen einander ſeit Jahren. Was in aller Welt kann er ihnen zu erzählen haben, das ſie nicht ſchon zwanzigmal gehört hätten! Aber Rabſang, Rehim Ali und noch ein paar hören andächtig zu und äußern von Zeit zu Zeit ihr Entzücken. Ich ſetze mich eine Weile zu ihnen. Da erheben ſie ſich, grüßen mich und legen einen neuen Armvoll trockner Dungfladen auf das Feuer. Die lodernden Flammen werfen ein grelles Licht auf den Schnee, der unter den Tritten der Männer knarrt. Aber weit reicht der Flammenſchein nicht, und jenſeits gähnt auf allen Seiten ſchwarze Nacht. Man ſieht weder die weidenden Tiere, noch hört man ſie, aber man vernimmt den ziſchenden Laut des Schnees, der unaufhörlich in die Glut des Feuers fällt.

Dreizehntes Kapitel.

Unglückstage.

Der 20. Oktober 1906 wurde ein böser Tag. Der Schnee lag drei Zoll hoch, alles war blendend weiß im Sonnenschein, nur nach Westen zu lagen blaue Schatten auf den Gehängen. Wir sollten über den Paß. In dem ewigen Weiß sah der Abstand kurz aus, aber die Karawane hatte noch nicht den halben Weg zurückgelegt, als er immer noch wie ein verschwindend kleiner schwarzer, unbeweglicher Punkt erschien. Die Erdmäuse waren noch wach und huschten zwischen ihren Löchern hin und her im Schnee, der immer tiefer wurde, je mehr die Steigung zunahm. Bald lag er fußhoch, und wir mußten sorgsam in der Spur der Karawane bleiben, um nicht kopfüber in verschneite Abgründe zu stürzen. Blutspuren zeigten sich; eines der Tiere hatte sich wohl in dem scharfkantigen Schutt den Fuß verletzt. Schritt für Schritt reiten wir aufwärts, hinter uns ballen sich drohende blauschwarze Schneewolken zusammen, und im Nu hüllt uns das wildeste Schneetreiben ein; der trockne, mehlfeine Schnee wirbelt wie Kometenschweife um uns her mit sausendem Ton. Er sammelt sich in dünenförmigen Wehen, die Spur der Karawane verschwindet, und wir sehen nicht mehr, wie weit es noch nach diesem mörderischen Paß ist.

Ein totes Pferd liegt am Wege, augenlos — die bösen Raben müssen die Augen immer haben, wenn sie noch warm und weich sind. Der Wind hat ihm den Schnee an Rücken und Hals hinaufgetrieben, wie um dem Toten ein feines, bequemes Lager zu bereiten. Es liegt wie auf einem Paradebett in allen Winden des Himmels, mit reinen, weißen Laken und den schwarzen Todesraben als Ehrenwache, der einzige Dank, den es für seine Dienste hat!

Auf dem Paß machen wir wie gewöhnlich der Messungen wegen halt; die Höhe beträgt 5611 Meter, es weht und schneit bei 10,1 Grad Kälte. Man ahnt jedoch die Schwelle im Südosten, die Robert gestern rekognosziert hat und die auf ebenes Gelände hinabführen soll. Aber Muhamed Isa ist seine eigenen Wege gegangen und ein Tal hinunter-

gezogen, das nach Nordosten führt, und das wurde uns verhängnisvoll. Weit voraus, wie er ist, müssen wir, wenn auch widerwillig, seiner Spur folgen, um einander nicht zu verlieren. Schon jetzt konnte man nur noch mit Schwierigkeit sehen, wo die Karawane hinmarschiert war. Verliert man einander in solchem Gelände und der Schneefall dauert fort, so ist man verloren.

Wir folgen ihm also talabwärts. Hinter uns sieht der Paß unheimlich aus, ein schneeweißer Sattel mit einem Hintergrund blauschwarzer Wolken, die erstickendem, wirbelndem Rauche gleichen. Tsering erreicht mit seinen zwei Männern und vier Pferden den Paß und ehrt ihn mit einem lauten Salam. Tückische vereiste Quellen werden überschritten, sie sind so hart wie Glas und so glatt wie Schmierseife; unsere Reitpferde stolpern und glitschen. Nur selten lugt ein kleiner Hügel schwarzen Schiefers aus dem Schnee hervor.

Da das Tal gar zu weit nach Norden führt, wittert die Karawane Unrat, schwenkt nach Osten ab und verliert sich in einem Hügellabyrinth, wo kein Grashalm wächst. Wir reiten an der Herde mit den 16 Schafen und den Ziegen vorbei; der weiße Puppy neckt sie wie gewöhnlich, bis ein tapferer Widder ihn in die Flucht jagt. Die Ziegen sind merkwürdig widerstandsfähig; es geht ihnen ausgezeichnet, und sie versorgen mich noch immer morgens und abends mit einer Tasse Milch.

Hinter einer zweiten Schwelle fanden wir die Karawane. Sie hatte sich gelagert, aber an einer außerordentlich ungünstigen Stelle; es gab hier weder Gras noch Japkak, weder Dung noch Wasser: absolut gar nichts. Die Tiere standen in einem schwarzen Knäuel, der grell gegen den weißen Schnee abstach. So mußten sie still und geduldig die ganze Nacht stehen und deutlich empfinden, wie langsam die Zeit verging, wie Hunger und Durst sich steigerten und die Kälte wieder abnahm; stehend sollten sie das Morgenrot erwarten, das vielleicht ganz ausblieb, denn noch immer bedeckten schwarze Wolkenmassen den Himmel.

Robert und ich suchten Schutz im Zelt der Ladakis, wo ein kleines Feuer brannte, das mit den Bruchstücken einer Kiste und Antilopendung gespeist wurde. Wasser konnten wir wenigstens durch Schmelzen des Schnees erhalten; mein Mittagessen bestand aus geröstetem Mehl, Brot und Kaffee, anderes ließ sich nicht bereiten. In der Dämmerung erschien Rabsang und bat mich, hinauszukommen. Auf dem Gipfel eines benachbarten Hügels standen verwundert zwei große wilde Yaks und starrten unser Lager an. Wir ließen sie jedoch in Ruhe, denn wir brauchten ihr Fleisch nicht und wollten unsere Lasten nicht vergrößern. Sie trollten sich langsam fort, als ihnen klar geworden, daß wir nicht zu ihrer Art gehörten. Die Nacht war pechschwarz, so daß ich unsere müden Tiere beim Schein einer Laterne inspizieren mußte.

In aller Frühe brachen wir aus diesem Unglückslager, wo noch ein Maulesel auf seinem Posten gefallen war, auf. Die abendlichen Spuren im Schnee zwischen den Zelten hatte frisch gefallener Schnee schon ausgefüllt, und ein neues Wegesystem war entstanden. Kaum zwei Minuten vom Lager lag ein totes Pferd, das noch gestern seine Last getragen hatte, die schwarze Leichenwache wieder daneben. Auch eine tote Wildente fanden wir im Schnee. Gibt es in der Nähe einen See? Nein, die Enten kommen weit her; diese hatte sich wohl verirrt.

Bald glüht die Sonne, bald umhüllt uns der Schneesturm mit seinem feinen Puder, bald wird man gebraten, bald durchfroren, echt tibetisches Wetter, unberechenbar und launenhaft. Wieder ein totes Pferd! Um seine Leiden zu verkürzen, hatten die Männer ihm den Hals abgeschnitten; den in der Kälte erstarrenden Blutstrom deckte schnell wirbelnder Schnee. Wir arbeiten uns nach einem neuen Paß hinauf und ziehen dann auf einem Kamm entlang, aber das Terrain ist greulich und mörderisch. Schließlich reiten wir in einem flachen Tale abwärts, das allmählich nach Norden umbiegt; im Süden steht ein gewaltiger Gebirgskamm. Muhamed Isa hatte Befehl, nach Möglichkeit eine südöstliche Richtung zu verfolgen, da er aber des Weges nicht sicher war, hatte er in der Biegung lagern lassen. Er selber war mit zwei Mann weiter gegangen, um zu rekognoszieren. Gegen vier Uhr kehrte er zurück und berichtete, wir würden nach kaum dreistündigem Weg in offenes Land kommen. Mein erster Gedanke war, sofort aufzubrechen, denn hier beim Lager 46 gab es wieder kein Gras, und die Tiere waren so hungrig, daß sie sich gegenseitig die Schwänze und Packsättel anzufressen versuchten. Ein Pferd hatte buchstäblich kein einziges Haar mehr im Schwanz gehabt, aber es war in der vorigen Nacht gestorben. Die alten Erprobten meiner Begleiter glaubten jedoch, daß es besser sei, erst in der Frühe aufzubrechen.

Ich erteilte daher Befehl, so viel Reis, wie wir für vierzig Tage brauchten, zurückzubehalten, den übrigen aber, mit Gerste und Mais vermengt, den Tieren zu geben. Während sie aus ihren Futterbeuteln fraßen, kamen jedoch die Leute wieder auf andere Gedanken, und Muhamed Isa fragte, ob wir nicht aufbrechen könnten.

„Ja gern, aber in einer Stunde ist es stockfinster."

„Ich finde den Weg, wir brauchen nur der Spur im Schnee zu folgen."

So begann denn das Aufbruchsgewimmel und das knarrende Stapfen im Schnee, aber die gewöhnlichen Lieder waren erfroren. Es waren 15 Grad Kälte und wehte heftig aus Westen. Alles wurde mitgenommen außer meinen und Roberts Sachen und der Küche. Ein Maulesel, der sich sträubte mitzugehen, durfte bei uns bleiben. Keine Feuer leuchteten dem

80. Rettungslos verloren.

81 und 82. Puntſuk und Tſering Dava, die erſten Tibeter.

Digitized by Google

dunkeln Zug, an deſſen Spitze die Pferde marſchierten und den die Schafe beſchloſſen. Er entfernte ſich langſam, und die Mahnrufe der Männer tönten immer ſchwächer zu uns herüber, bis die Karawane dann in dem bleichen Mondlicht verſchwand. Steifgefroren ging ich wieder ins Zelt. Nach einer Viertelſtunde kam ein Mann und brachte noch einen Mauleſel zurück, der nicht weiter gekonnt hatte. Wir hatten alſo zwei Todeskandidaten bei uns.

Und nun kam die Nacht. Die Luft war klar und ſtill, die Sterne funkelten wie Diamanten im Schein elektriſchen Lichtes, und die Kältewellen legten ſich ſchneidend um unſer Zelt. Draußen hatten ſich Tſering, Rabſang, Rehim Ali und Bolu unter ihrer ganzen Habe in einen Klumpen zuſammengeballt. Solange ich wach war, hörte ich den unverwüſtlichen Tſering aus der Tiefe ihrer Pelzhöhle Räubergeſchichten erzählen, und die anderen ließen dann und wann ein unterirdiſches Kichern hören. Merkwürdige Kerle, dieſe Ladakis! Keine Kälte ſcheint ihnen etwas anhaben zu können, während ich in meinem Zelt nur minutenlang ſchlafen kann.

Unheimliche, grimmige Nacht in Tibets einſamen Gebirgen! Die Kälte ſank auf —27,4 Grad, und das war den beiden Mauleſeln, die man uns zurückgelaſſen hatte, zuviel. Der eine verendete ſchon um Mitternacht; es war das Tier, das Sonam Tſering ſchon am erſten Tag als unbrauchbar nach Leh hatte zurückſchicken wollen. Wir verſuchten damals, den Mauleſel gegen ein Pferd zu vertauſchen, aber da ihn niemand haben wollte, durfte er ſchließlich mitkommen. Er war daher gewöhnt, mit den Pferden zu marſchieren und blieb ſpäter immer mit ihnen zuſammen. Zur allgemeinen Verwunderung erholte er ſich aber und ging ſtets an der Spitze, ein gutes Beiſpiel für die Pferde. Jetzt lag er kalt und hart wie Holz da, mit von ſich geſtreckten Beinen; hätte man ihn aufgerichtet, er wäre ſo ſtehen geblieben (Abb. 80). Sonam Tſering weinte, als er erfuhr, daß das Tier uns verlaſſen habe.

Den anderen Mauleſel hatte man noch in der Nacht umhergehen und am Yakgraſe knabbern hören, das jedoch für andere Tiere als die Yaks zu kurz iſt; die Yakzunge iſt mit hörnernen Widerhaken verſehen, mit denen ſie das feine, ſamtartige Gras abraufen. Frühmorgens hörte ich den Eſel ſchreien, und war froh, daß wenigſtens einer noch lebte. Als aber die Sonne aufging, war auch ſeine Kraft zu Ende, und als Tſering mich weckte, ſagte er, das Tier ſei dem Tode nahe. Es ſah freilich geſund und wohlgenährt aus, aber als wir vergeblich verſucht hatten, es aufzurichten und ihm Mais zu geben, wurde es den Göttern dieſes Todestales geopfert. Es rührte kein Glied, zuckte nicht einmal mit den Wimpern,

als der rote Blutstrahl über den Schnee spritzte; es schien nur ein wohliges Gefühl unendlicher Ruhe und Ergebung zu empfinden, während sein Blick klar auf die Sonne gerichtet war.

Als wir gerade aus diesem scheußlichen Lager aufbrechen wollten, kam eine neue Hiobspost. Tundup Sonam erschien, um uns den Weg zu zeigen, und berichtete, daß die Pferdekarawane sich zu weit nach links verirrt habe, während die Maulesel unter Muhamed Isa nach der entgegengesetzten Richtung geraten seien; Muhamed Isa sei aber, sobald er seinen Irrtum bemerkt habe, in das erste beste Tal hinabgestiegen, um dort die Morgendämmerung zu erwarten. Von der Schafherde wußte Tundup Sonam nur, daß sie anfangs der Pferdespur gefolgt sei, nachher aber sich verlaufen habe. Überall herrschte größter Wirrwarr, aber mit dem Schlimmsten rückte Sonam Tsering erst zuletzt heraus: über Nacht waren noch vier Maulesel verendet!

Meine Lage war verzweifelt. Lange konnte es so nicht weitergehen; wir näherten uns einer Krisis. Terrain, Wetter und Kälte waren unsere Gegner, die Tiere starben massenweise, und bis zu den nächsten Nomaden konnte es noch trostlos weit sein. Was lag mir jetzt daran, ob die Tibeter feindlich oder freundlich sein würden; jetzt hieß es nur: werden wir überhaupt imstande sein, uns nach bewohnten Gegenden hinzuschleppen? Denn wenn es mit diesen Verlusten noch einige Tage weiterging, waren wir bald gezwungen, das ganze Gepäck im Stich zu lassen und zu Fuß weiterzuziehen. Konnten wir selbst aber soviel Proviant tragen, wie wir in diesen unbewohnten Gegenden gebrauchten? Sollten wir der Reihe nach in dieser eisigen Bergwüste des tibetischen Hochlandes zusammenbrechen? Und wenn wir schließlich in elendem, halbtotem Zustand mit Tibetern zusammentrafen, konnten sie mit uns machen was sie wollten. Jedenfalls würden wir uns freien Durchzug nach Schigatse und dem unbekannten Land im Norden des Tsangpo, dem Ziel aller meiner sehnsüchtigen Träume, nicht erzwingen können!

Eine Reise in der Diagonale durch ganz Tibet sieht auf der Karte elegant und bequem aus. In Wirklichkeit aber ist sie ernst und schwierig, sie kostet Leiden, Aufregung und Tränen. Die sich schlängelnde Linie ist auf der Karte rot angegeben, weil sie in Wirklichkeit mit Blut gezeichnet ist! —

Von Tundup Sonam geleitet, brachen wir auf, und es stellte sich bald heraus, daß wir ohne ihn nie den Weg gefunden hätten. Aufwärts und abwärts, über Hügel und durch Täler ging es in diesem tückischen Labyrinth, wo die hohe Schneedecke alles nivellierte und in der Schätzung der steilen Abhänge völlig irreführte. Die Spur der Pferde

hatten wir links liegen lassen; dort stand eine zurückgelassene Maislast, aber Tundup Sonam versicherte, sie solle noch geholt werden! Rechts zeigte sich das hohe Terrain, auf dem sich die Maulesel in der Nacht verirrt und unnötigerweise ruiniert hatten. Auch jetzt noch fuhr eisiger Südwestwind über die nachtkalten Schneefelder. Von Zeit zu Zeit richtete Tundup Sonam eine Schieferplatte auf, die Tsering, der ohne Wegweiser als letzter kam, als Wegzeichen dienen sollte.

Jetzt kreuzten wir die Spur der Maulesel und sahen das Tal, wo sie die Nacht zugebracht hatten. „Da am Abhang liegt ein Maulesel," sagte Tundup Sonam, „und hinter dem Hügel zwei, noch weiter weg dann der vierte." Von unserem Weg aus konnten wir sie nicht sehen, aber die Raben, die, schläfrig und satt, hier Rast hielten, bestätigten seine Angaben.

Endlich erreichten wir den Paß, von dem aus wir die Ebene und einen kleinen See im Südosten erblickten. Die Höhe betrug 5501 Meter! Um ein Uhr hatten wir 10 Grad Kälte; es wehte heftig und schneite so dicht, daß die Aussicht wieder verschwand. Wir blieben keine Minute länger oben, als zu den Messungen erforderlich war, und ritten nun steil abwärts. Bei dem ersten Grase rasteten wir, die Pferde waren wie toll, als sie es sahen; ihr Magen war ja auch ganz leer.

Auf einer Anhöhe sahen wir jetzt fünf Männer. Es waren Muhamed Isa und vier Begleiter, die sich aufgemacht hatten, um die Vermißten: 14 Pferde, 8 Mann, 16 Schafe und 2 Hunde, zu suchen! Wir konnten ihnen mitteilen, daß die Spur nordöstlicher führe, und nachdem sie uns über den Lagerplatz der Maulesel Bescheid gesagt hatten, verschwanden sie wieder im Schneetreiben. Nachdem wir lange vergeblich nach Spuren gesucht und nach dem Rauch des Lagerfeuers ausgespäht hatten, machten wir auf dem ebenen Plateau halt, da die Weide dort gut war, und sammelten Dung zu einem Feuer — es war hohe Zeit, denn Robert und ich waren vor Kälte halbtot.

Unsere Lage war gar zu traurig. Wir wußten nicht, wo die Maulesel lagerten, und hatten keine Ahnung, wo die Pferde geblieben waren. Die Schafe waren in dieser an Wölfen so reichen Gegend wahrscheinlich verloren. Tsering war hinter uns zurückgeblieben und konnte meine Spur in dem Schneetreiben leicht verlieren. Wir selber konnten nichts weiter tun, als unsere Glieder auftauen. Nachdem wir eine Stunde dagesessen und uns am Feuer einigermaßen erholt hatten, kam der „Lama" über die Ebene und führte uns zu Sonam Tsering, der sich mit den Mauleseln hinter einigen Hügeln gelagert hatte. Der gute Mann weinte verzweifelt über unsere Verluste: Muhamed Isa sei diesmal ein schlechter

Lotſe geweſen! Neun Mauleſel waren verendet innerhalb weniger Stunden in dieſen ſchrecklichen Bergen, die wahrſcheinlich die weſtliche Fortſetzung des Syſtems bilden, das die weiter öſtlich wohnenden Mongolen Buka-magna, den „Kopf des wilden Yaks", nennen. Zwanzig Mauleſel waren noch da, aber zwei von ihnen waren ſchon zum Tode verurteilt. Von den 23 vorhandenen Pferden war eines mit Packſattel in einem Hohlweg zurückgelaſſen worden und jetzt wahrſcheinlich ſchon tot. Als es ſchon ſpät am Abend war, hatte erſt eine der vermißten Abteilungen, nämlich Tſering, etwas von ſich hören laſſen.

Daher war es ſelbſtverſtändlich, daß wir im Lager Nr. 47 einen Ruhetag haben mußten. Als der Tag anbrach, weckten mich blökende Schafe! Ihr Hirte war zwar anfangs der Spur der Pferde gefolgt, hatte ſie aber bald verlaſſen, als er merkte, daß die Mauleſel fehlten, und angefangen, auf eigenes Riſiko nach der Spur der letzteren zu ſuchen. In der Dunkelheit hatte er ſich total verirrt, und in einem Paß hatte eines der Schafe ſich geweigert, weiterzugehen. Er hatte es nun eine Strecke weit getragen, aber da er bald gefunden, daß es ſteif und kalt wurde, hatte er es als tot fortgeworfen. Bange vor dem nächtlichen Dunkel und den Wölfen hatte er ſich in eine Schlucht geflüchtet, die Schafe und die Ziegen im Kreis aneinandergebunden und ſich in die Mitte geſetzt, um warm zu bleiben und nach Wölfen Ausſchau zu halten. Dieſe hatten es jedoch nicht gewagt, ihn anzugreifen. In der Morgendämmerung hatte er eine der vielen Spuren, die nach dem Lager Nr. 47 führten, gefunden.

Am Vormittag tauchten dann noch zwei der vermißten Männer, Kiſten tragend, im Lager auf. Ein Pferd war alſo zurückgelaſſen worden. Islam Ahun, der die Pferdekarawane geführt hatte, war jedoch ſo klug geweſen, auf dem kürzeſten Weg nach dem kleinen See hinunterzuziehen, und hatte dort bei guter Weide gelagert. Muhamed Iſa und ſeine Begleiter hatten ſich in der Nacht verirrt, an einem Feuer geſchlafen und nichts weiter zu eſſen und zu trinken gehabt als Schnee. Aber auch ſie fanden ſich wieder zu uns hin, und ſo waren denn die Trümmer der Karawane wieder an einer Stelle vereinigt.

Hier wurde nun alles ausgeſondert, was ſich entbehren ließ: Säcke, Beutel, Stricke, Hufeiſen, Werkzeuge und Küchengeſchirr; Kiſten wurden verbrannt, nachdem wir ihren Inhalt in andere verſtaut hatten, niemand durfte die Karawane mit unnötigen Dingen beſchweren. Das Kaſſierte bildete einen großen Haufen, und wir befreiten uns dadurch von zwei Pferdelaſten. Dann machten wir einen Überſchlag und fanden, daß wir mit dem Boot noch 32 Laſten hatten. Wir beſaßen 20 Mauleſel,

von denen es mit zweien zu Ende ging, und 21 Pferde mit ebenfalls zwei Todeskandidaten, also 37 gebrauchsfähige Tiere; nur Robert und ich durften noch reiten; wir hatten also noch drei ledige Pferde, aber die Lasten wurden am Abend so verteilt, daß alle Tiere, außer den vier kümmerlichen, etwas zu tragen bekamen. Vier Tiere sollten mit Mais und Gerste beladen werden, der Reis machte noch sieben Lasten aus, das Mehl fünf, das Brot eine, aber die Butter, die die Ladakis zu ihrem Tee gebrauchten, nur noch eine halbe. Wir glaubten, daß wir mit dem Mehl noch einen Monat auskommen würden; vom Reisvorrat sollten fünf Lasten den Tieren geopfert werden, und ich ermahnte alle Leute, die Veteranen mit der größten Sorgfalt zu pflegen. Tundup Sonam schoß drei Antilopen, als der Fleischvorrat gerade zu Ende ging. Einige Ladakis mußten sie zerlegen, und abends, als sie mit der Beute heimkehrten, hörte man ihren Wechselgesang — dasselbe Lied, das sie singen, wenn sie daheim in Ladak ein „Dandy", eine gewöhnliche Last, tragen. Eine der Antilopen war jedoch, ehe sie hatte geholt werden können, ganz und gar von Wölfen aufgefressen worden.

Im nächsten Lager beschlossen wir, ein paar Tage zu ruhen, und Tundup Sonam übernahm es, uns zu einem im Osten liegenden kleinen See zu führen, an dem außergewöhnlich gutes Gras wuchs.

In der Nacht zum 24. Oktober starben noch ein Pferd und zwei Maulesel; wir hatten also jetzt nur noch 38 Tiere. „Die kräftigsten sind noch am Leben", sagte Muhamed Isa wie gewöhnlich!

Im Norden zog sich das hohe Gebirgssystem hin, das uns so viele Leiden verursacht hatte; man sah seine Kämme sich nach Osten weiterziehen. Über ebenen Boden hinweg erreichten wir nach kurzem Marsch den kleinen runden See, der fest zugefroren und von gelbglänzenden Weideplätzen umgeben war. Wasser lieferte uns eine Quelle, die ein kleines zugefrorenes Bassin bildete; aus einem in das Eis gehauenen Loch konnten die Tiere saufen, soviel sie wollten; seit drei Tagen hatten sie kein Wasser erhalten. Der sandige Boden war jetzt so hart gefroren, daß die eisernen Zeltpflöcke sich krümmten, als sie in die Erde geschlagen wurden! Der Himmel war bewölkt und es wehte heftig, aber nach Ostsüdost hin sah das Terrain vorteilhaft aus. Die vier Zelte standen in einer Reihe, meins aber auf der Windseite, so daß ich nicht unter dem Rauch der anderen Feuer zu leiden hatte.

Um zehn Uhr abends flog in herrlichem, silberweißem Mondschein eine Schar Wildgänse über unser Lager. Sie strichen ganz tief und schnatterten die ganze Zeit über. Wahrscheinlich hatten sie an der Quelle Rast halten wollen, zogen nun aber, als sie den Platz besetzt sahen,

weiter. „Die Erde ist hell beleuchtet, wir werden in kurzer Zeit daher die nächste Quelle erreichen.“ Man konnte sich denken, daß dies der Inhalt der Unterhaltung war, die die Leitgans mit den anderen führte. Gewiß hatte sie schon bei Sonnenuntergang ihre Befehle ausgeteilt und gesagt: „Heute Nacht bleiben wir an der Quelle am Ufer des kleinen Sees, wo wir im letzten Frühling gerastet haben.“ Alle waren einverstanden gewesen, und die im Keil fliegende Schar hatte sich allmählich immer tiefer auf die Erde herabgesenkt. Als sie aber über die Hügel, welche die Stelle noch verdeckten, hinübergekommen waren und den zugefrorenen See im Mondschein wie einen Spiegel hatten blinken sehen, hatte die Leitgans gerufen: „Menschen! So nahe bei Zelten und Feuern können wir nicht bleiben! Heben wir uns wieder und fliegen weiter!“ und alle aus der Schar hatten geantwortet: „Wir können an der nächsten Quelle rasten, in dem Tal hinter den Hügeln im Süden.“ Das war die Unterhaltung, die ich über meinem Zelte hörte, als im Lager schon alles still war. Vielleicht drehte sich das lebhafte Geschnatter auch um etwas anderes, aber ich glaube doch, daß ich die Wildgänse richtig verstanden habe. Denn daß sie auf ihren langen Reisen Beratungen halten und ihre Pläne diskutieren, ist ganz sicher. Und warum sollten nicht auch sie mit Intelligenz ausgerüstet sein? Warum sollten sie nur wie seelenlose Flugmaschinen aufs Geratewohl drauflosfliegen? Sie sind in ebenso hohem Grade wie wir von der Erde und den Winden abhängig. Legen sie an einem klaren, windstillen Tag 200 Kilometer zurück, so müssen sie zu derselben Entfernung längere Zeit gebrauchen, wenn Sturm und Gegenwind herrschen. Daher können sie nicht jedes Jahr die Nächte an denselben Quellen auf ihrem Strich zubringen, sondern müssen ihre Entschlüsse von den Umständen abhängen lassen. Aber auf der Linie, welche diese selben Wildgänse alljährlich zweimal zurücklegen, kennen sie jede einzelne Quelle, und wenn sie müde sind, lassen sie sich an der nieder, die sie gerade vor sich sehen. Auf meinen Reisen in verschiedenen Teilen Tibets bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß dieselben Gesellschaften oder Nationen der Wildgänse, die seit Generationen an denselben Wasserläufen Turkestans gebrütet haben, auch stets denselben Flugbahnen durch Tibet folgen. Die Gänse, die wir jetzt sahen, kamen, sagen wir, von einem der Uferseen des Tarim unterhalb Schah-jar und beabsichtigten, den Winter vielleicht in der Gegend von Katmandu, der Hauptstadt von Nepal, zuzubringen. Im Frühling kehren sie wieder nach den Tarimseen zurück und folgen dann genau derselben Bahn wie jetzt im Herbst, und so Jahr für Jahr. Die Jungen, die am Tarim geboren sind, machen im Herbst die Reise über das Gebirge zum erstenmal; im

darauffolgenden Herbst erinnern sie sich des Weges, und später kommt die Zeit, da sie selber ihre Jungen über die Lage der Quellen unterrichten. Die Kenntnis des Weges verliert sich daher nie bei dem Geschlecht, und die Leitgänse würden nie auf den seltsamen Gedanken verfallen, es einmal auf einer anderen Bahn zu versuchen. Wir hatten bereits bei mehreren Gelegenheiten Wildgänse südwärts fliegen sehen, aber sie waren sicher anderen Straßen gefolgt, kamen von anderen Brutplätzen und hatten andere Ziele. Sie gehörten anderen Nationen an. Wenn es überhaupt möglich wäre, in eine Karte von Tibet alle die Striche der verschiedenen Gänsenationen einzuzeichnen, so würde sie ein ganzes System mehr oder weniger meridionaler Linien aufweisen. Vielleicht verschmelzen manche dieser Linien teilweise miteinander, wie man es an der feinen Kräuselung auf der Oberfläche einer Sanddüne sieht. Vielleicht geht hin und wieder eine Linie stark im Zickzack. Man kann dann annehmen, daß sie so in graueſter Vorzeit gezogen worden ist, als die Stammväter jener Nation sich den Weg von einer Quelle zur anderen erst gesucht haben. Jede Nation zerfällt in eine Menge Genossenschaften und jede Genossenschaft in Familien. Wahrscheinlich sind alle Gänse einer Genossenschaft nahe miteinander verwandt. Jede Genossenschaft bleibt auf der Reise zusammen; aber wie wählt sie ihren Führer? Vermutlich fliegt die älteste Gans der Schar an der Spitze, denn sie muß ja die reichste Erfahrung haben, und wenn sie stirbt, wird die zweitälteste selbstverständlich ihre Nachfolgerin. Ich liebe die Wildgänse und bewundere ihre Klugheit und ihren ungeheuer feinen Ortssinn.

Im Lager Nr. 48 lagen wir drei ganze Tage still, und der Südwestwind heulte unablässig: „Geduld, Geduld!" Mir vergingen die Tage recht langsam, aber den Tieren war die Ruhe nötig. Am ersten Morgen lag das Pferd Nr. 39 tot auf der Weide und wurde mit derselben Nummer in die Totenliste eingetragen!

Die Wölfe waren zudringlich und heulten unmittelbar außerhalb des Lagers, aber sie wurden höflicher, nachdem Tundup einen Isegrimm geschossen hatte, der aufs Eis lief und sich dann mitten auf dem See zum Sterben hinlegte. Der Schurke erhielt bald Gesellschaft an einem Raben, der schon darauf verfallen war, die lebenden Pferde an den Mähnen zu zupfen und sie im Grasen zu stören. Schon abends um 9 Uhr hatten wir —21,1 Grad und nachts —28,1 Grad!

Am Morgen meldete Muhamed Isa, daß unsere Dungsammler etwas entdeckt hätten, das sie als die Ruinen einiger Steinhäuser bezeichneten. Ich begab mich mit Robert sogleich dorthin. Es stellte sich heraus, daß es wirklich drei viereckige, aus Schieferplatten aufgeführte Steinmauern

waren, vielleicht uralt. Denn sie guckten kaum noch über den Erdboden, und beim Nachgraben fanden wir, daß sie einen guten Meter tief begannen. Wahrscheinlich hatten sie nur Grundmauer und Windschirm für dauernd aufgeschlagene Zelte gebildet, denn solche Mauern sollten wir später bei mehreren Gelegenheiten sehen. Von einer Feuerstelle keine Spur. Die Ladakis, die viel in Westtibet umhergereist waren, glaubten, der Platz sei früher einmal der ständige Aufenthalt einiger Tschangpas gewesen, die sich ihren Steuerpflichten gegen den Devaschung, die Regierung in Lhasa, hätten entziehen wollen.

Jedenfalls hatte dieser Fund eine sehr aufmunternde Wirkung auf uns! Seit 65 Tagen hatten wir keine Menschen gesehen, und jetzt fanden wir das erste Zeichen, das auf ihre Nähe deutete. Wir fühlten uns neubelebt, und der Märchenerzähler in Muhamed Isas Zelt war am Abend unermüdlicher als je zuvor. Er sang ein Lied, in dessen Refrain alle einstimmten. Jetzt galt es, das vor uns liegende Land mit gespannter Aufmerksamkeit zu beobachten, denn dieser ersten Menschenspur mußten sicherlich andere folgen.

Bei heftigstem Südweststurm zog die Karawane am 28. Oktober nach Ostsüdost weiter. Ein Maulesel war über Nacht gestorben; wir besaßen also noch 36 Lasttiere, aber seit der letzten Musterung war der Proviant um beinahe drei Lasten zusammengeschrumpft. Auch in diesem Lager wurden wieder überflüssige Sachen zurückgelassen. Ich selber warf den Roman „Sonja" von Blicher-Clausen fort. Robert und ich saßen am Morgenfeuer, während die Männer unsere Pferde sattelten, und ich amüsierte mich damit, ein Blatt nach dem anderen aus dem Buche zu reißen und so den ganzen Schmöker in die Luft zu werfen, wo der Wind die fliegenden Blätter mit verzweifelter Schnelligkeit nach Nordosten jagte. Die zehn Raben zerbrachen sich den Kopf darüber, was dies wohl für eine neue Art fliegendes Vieh sei, zogen sich aber nur wenig davor zurück, auch die Hunde gaben den Versuch, die Blätter zu verfolgen, bald wieder auf. Nur eines der Packpferde Tserings war so verdutzt, daß es scheu wurde, durchging und die Hügel hinaufjagte, wo es erst nach einer guten halben Stunde wieder eingefangen wurde. Unterdessen fuhr „Sonja" fort, über Berg und Tal zu flattern, und das gönnte ich ihr, denn ich hatte mich am letzten Abend darüber geärgert, daß sie ihren gutmütigen Gatten verließ. Wann und wo mochten diese gejagten Blätter wohl Ruhe finden, nachdem sie über endlose Strecken unbekannten Landes hingeflogen? Sicherlich hat selten ein Buch „eine so weite Verbreitung gefunden!"

Zwischen niedrigen Bergen folgten wir in einem offenen flachen Tal der Spur der Karawane. Nachdem wir einige Stunden geritten, waren

83. Muhamed Iſa vor ſeinem Zelt.

84. Die von den erſten Tibetern gekauften Yaks.

Digitized by Google

85. Kurz und dreiſt fragte ein grober Kerl: „Was ſeid ihr für Leute?“

Digitized by Google

wir ſo durchkältet, daß wir in einem Hohlweg haltmachen und Feuer anzünden mußten. Mein kleines, weißes Ladakipferd war in vorzüglichem Zuſtand; es nahm die Kälte, wie die anderen Widerwärtigkeiten mit erhabener Ruhe hin. Der große Apfelſchimmel, den ich ſeit Leh ritt, war gewöhnlich dienſtfrei, weil er Anzeichen von Erſchöpfung zeigte. Beim heutigen Lager gab es kein Waſſer, nur Schnee in einer Schlucht. Trotzdem waren wir in heiterſter Stimmung, denn die Leute hatten an zwei Plätzen Feuerſtellen geſehen aus drei quergeſtellten Steinen, die zum Tragen eines Keſſels beſtimmt waren. Es mußte aber ſchon lange her ſein, ſeit ſie benutzt worden waren, denn man hatte weder Aſche noch Ruß zwiſchen ihnen entdeckt. Auch eine eiſerne Kelle wurde gefunden, von der Art, wie die Tibeter ſie benutzen, aus Blei Kugeln zu gießen. Alſo hatten ſich entweder Räuber oder Jäger hier früher einmal aufgehalten!

Vierzehntes Kapitel.

Fieberkrank im Land der wilden Yaks.

Nach einer Nacht mit 27,2 Grad Kälte brachen wir am 29. Oktober in aller Frühe auf, um so bald wie möglich Wasser für unsere durstigen Tiere zu finden. Ein kleiner See und zwei Quellen, an denen wir vorüberkamen, waren steinhart gefroren; an der einen lag der Schädel eines Yaks, dessen Hals sichtlich mit einem Messer durchschnitten worden war; auch wieder ein paar Feuerstellen sahen wir unterwegs und beim Lager Nr. 50 einen Pfad, den jedoch auch wilde Yaks ausgetreten haben konnten. Wir näherten uns also offenbar anderen Menschen und schauten daher unwillkürlich nach schwarzen Zelten aus.

Am nächsten Tag hatte sich der Sturm verstärkt, und ich mußte meine ganze Willenskraft aufbieten, um die Hände zum Kartenzeichnen gebrauchen zu können. Ich war wie gelähmt und hörte auf klar zu denken. Wir glichen den Erdmäusen, die von einem Loch zum anderen eilen, um Schutz vor Wind und Kälte zu finden.

An einer Quelle angekommen, ließ ich mich matt vom Pferd hinabgleiten und glaubte erfrieren zu müssen, ehe das Feuer angezündet war. Auch Muhamed Isa und vier andere waren krank und konnten nicht beim Aufschlagen der Zelte helfen. Als mein Zelt endlich fertig war, kroch ich hinein und ging mit Kleidern, Stiefeln und allem, was ich um- und anhatte, zu Bett. Während Robert und Tsering mich warm zudeckten, überfiel mich ein arger Schüttelfrost, ich klapperte mit den Zähnen und bekam entsetzliche Kopfschmerzen. Robert, der in Dr. Arthur Neves Schule viel von Krankenpflege gelernt hatte, erwies sich nun als ein trefflicher Arzt und nahm sich meiner in jeder Weise an. Kaum unter Dach, vertiefte er sich schon in das Studium der medizinischen Anweisungen von Burroughs Wellcome. Die „Tabloid Brand Medicine Chest" stand, wie schon so oft, geöffnet in meinem Zelt. Stanley, Emin Pascha, Jackson, Scott und viele andere Reisende haben diese ideale Reiseapotheke ebenso hoch geschätzt wie ich; mein Exemplar, wie schon erwähnt, ein

Geschenk der englischen Firma, war mit besonderer Berücksichtigung des tibetischen Klimas zusammengestellt worden.

Abends zehn Uhr entkleideten mich Robert und Tsering. Die Nacht brachte wieder 26,6 Grad Kälte, der Sturm heulte unheimlich. Alle zwei Stunden maß Robert meine Temperatur, die jetzt schon 41,5 Grad zeigte, also hohes Fieber. Er grübelte, wie er mir später erzählte, darüber nach, was er anfangen solle, wenn ich für immer im Lager Nr. 51 bliebe! Schlaf fand ich nicht, aber Robert und Tsering wachten abwechselnd an meinem Bett; die ganze Nacht hindurch wurden glühende Kohlen gebracht, und im Schutz einer Kiste, wo sie vor Zugluft und Wind geschützt war, stand eine brennende Kerze. Ich phantasierte unaufhörlich, und die Männer waren voller Besorgnis, da sie mich noch niemals krank gesehen hatten.

Am nächsten Tag war das Fieber ein wenig heruntergegangen, als Muhamed Isa sich leise ins Zelt schlich, um sich zu erkundigen, wie es dem Sahib gehe. Er erzählte, daß ein verwundeter Yak, den Tundup Sonam aufgespürt hatte, verendet sei und daß sie beim Zerteilen zwei tibetische Kugeln, die der Yak überlebt habe, gefunden hätten. Auch hätten sie wieder an drei Stellen Feuerstätten gesehen, die höchstens zwei Monate alt sein könnten, da die Asche noch zwischen den Steinen gelegen habe. Also seien hier im Herbste Jäger gewesen, und er sei fest überzeugt, daß wir bald auf die ersten Nomaden stoßen würden.

Ringsum war es grabesstill, nur der Sturm heulte und klagte. Keiner im Lager wollte mich stören, bis ich am Abend Befehl gab, die Leute sollten ihre gewöhnlichen Abendlieder am Feuer singen. Ohne Hilfe konnte ich keinen Arm heben, ich lag eine Stunde nach der anderen, die seltsame Beleuchtung im Zelt anstarrend. Von innen wurde es durch das Stearinlicht matt erhellt, von außen durch den gelbroten Schein des Lagerfeuers und das bläuliche Mondlicht. Melancholisch und sehnsuchtsvoll klang der Gesang, und das Heulen des Sturmes bildete die Begleitung.

Auch am 2. November tobte der Sturm weiter, jetzt schon den sechsten Tag! Ich hatte einige Stunden geschlafen, obwohl die Kälte auf 29 Grad gestiegen war. Es ging mir ein wenig besser, aber ich war noch völlig kraftlos. Robert las mir aus einem der Romane, die wir aus Deasys Depot gestohlen hatten, vor; er war sehr betrübt, denn sein Reitpferd war über Nacht gestorben. Und Tsering und Rehim Ali massierten mich asiatisch, damit sich die Kräfte heben sollten. So kam der vierte Abend. Vierundachtzig Stunden war ich schon ans Bett gefesselt; die tibetische Erde schien mich festhalten zu wollen; es sah aus, als

ſollte es mir nur beſchieden ſein, aus der Ferne vom „Verbotenen Land“ im Süden träumen zu dürfen!

Am 3. November ſagte wohl der Gott der Winde zum Weſtſturm: „Sechs Tage ſollſt du arbeiten — am ſiebenten aber ſollſt du zum Orkan werden!“ Staub und Sand regneten durch die dünne Leinwand und bedeckten alles im Zelt. Die Leute, die mit den Tieren an der Quelle geweſen waren, hatten Ringe von Staub um die Augen, und ihre Geſichtsfarbe war aſchgrau. Mir ſelber war zumute wie einem unſerer armen, abgetriebenen Gäule, die nicht wiſſen, ob ſie noch das nächſte Lager erreichen. Da beſchloß ich, mit einigen Leuten und etwas Proviant hier zu bleiben und Robert und Muhamed Iſa unbekannte Menſchen aufſuchen und mich dann von dieſen abholen zu laſſen. Doch nein, ich wollte verſuchen, mich im Sattel zu halten, denn in dieſem elenden Fieberlager wollte ich nicht bleiben. Übereinander legte ich eine ganze Wintergarderobe an: mehrere Beinkleider, mein Lederwams, den Ulſter, den Pelz, die Mütze und den Baſchlik; es war ein tüchtiges Gewicht, als ich mit ſchwachen, unſicheren Beinen zu meinem Pferd ging und mich in den Sattel heben ließ. . . .

Wir folgten dem Ufer des kleinen Sees in der Nähe unſeres Lagers. Aber ſchnell fühlte ich, nachdem ich wiederholt beinahe geſtürzt wäre, daß mir die Anſtrengung doch zu groß ſei; wir hielten Raſt und zündeten Feuer an. Nachdem ich kurz geruht hatte, ritten wir weiter und freuten uns, als wir endlich hinter einem Hügel die Rauchwolken unſerer Karawane aufſteigen ſahen, die ſich an einer offenen Quelle gelagert und auch dort Feuerſtätten vom letzten Sommer gefunden hatte, um die herum Schädel und Hörner von zahmen Schafen lagen. Yakdung war in großer Fülle vorhanden; die Quelle war alſo einer der Trinkplätze der wilden Yaks. Auch ein Drittel meiner Mannſchaft war krank, die meiſten hatten Kopfſchmerzen und alle fühlten ſich angegriffen. Nur Robert war geſund und pflegte uns.

Am 5. November wurden die menſchlichen Spuren häufiger. An einer Feuerſtelle lag ein Yakgerippe, und die zwiſchen den Steinen aufgehäufte Aſche konnte erſt geſtern erkaltet ſein. Wir ſtiegen aufwärts über beſchwerliche Hügel, von deren Höhe es ſteil in eine Talrinne hinabging, die dann wieder in ein großes, von feuerroten Anhöhen umgebenes Tal einmündete. In der Nachbarſchaft fielen uns eine Menge Gruben auf, die alle einen Sandhaufen neben ſich hatten! Der Sand enthielt nämlich Gold, es waren alſo keine gewöhnlichen Nomaden, ſondern Goldſucher wohl allſommerlich hierhergekommen, um nach Gold zu graben.

Im unteren Teil eines Tales ſprudelten warme Quellen, deren Temperatur + 14 Grad betrug, ſo daß das Waſſer ſich ordentlich heiß

anfühlte. Einige Meter weiter abwärts bildete es aber schon große Eisfladen.

Im nächsten Tal, einem Hohlweg zwischen schroffen, terrassenförmigen Gehängen, lag ein kolossaler wilder Yak erschossen am Boden, und um ihn herum standen zwölf unserer Leute. Tundup Sonam hatte hier eine ganze Herde, die zum Trinken ins Tal hinabgestiegen war, überrascht. Die anderen Tiere waren in wilder Flucht talaufwärts gestürmt, dieser aber, den eine Kugel getroffen, war auf den Schützen losgerannt, und es war Tundup nur noch im letzten Augenblick gelungen, den Rand einer Terrasse zu erklettern. An deren Fuß blieb der Yak unschlüssig stehen und erhielt einen zweiten Schuß ins Herz.

Ehe er abgezogen wurde, photographierte ich ihn von mehreren Seiten (Abb. 76 und 77). Es war nicht so leicht, ihn dazu aufzurichten, alle Zwölf mußten aus Leibeskräften helfen! Das rabenschwarze Tier stach grell gegen die rote Erde ab; seine langen Seitenfransen dienen ihm im Liegen als Matratze.

Der 7. November führte uns am See entlang; rechts hatten wir steile Berge mit unangenehmen Kegeln von scharfkantigem Schutt. Zwei Rudel von neun und fünf der herrlichen Ammonschafe jagten in stolzen, kühnen Sprüngen über die glatten, jähen Felsen. Hasen zeigten sich massenweise, und an mehreren Stellen Murmeltierhöhlen, deren Bewohner noch im Winterschlaf lagen. Zwei tibetische Steinmale zeigten, daß wir uns auf dem rechten Weg befanden, d. h. auf dem, den die Goldgräber benutzen.

Jetzt ließen wir diesen Gebirgsteil rechts liegen und zogen auf die südliche, ausgedehnte und offene Uferebene des Sees hinaus. Dort weidete eine Herde von wohl fünfzig Yaks. Zwanzig Antilopen, die die Karawane wahrscheinlich erschreckt hatte, eilten mit elastischen Sprüngen davon, wie die Schatten der Wolken über den Erdboden hingleiten. Bald traten die Zelte und alle Einzelheiten des Lagers Nr. 56 deutlich hervor, und wir waren nur noch einige Minuten davon entfernt, als selbst diese geringe Entfernung für einen von uns leicht hätte zu weit sein können, wenn das Schicksal es so gewollt hätte!

Denn unmittelbar neben den Zelten zeigte sich, ganz in der Nähe unserer Tiere weidend, ein großer schwarzer Yak. Rehim Ali, der zu Fuß voranging, machte uns auf ihn aufmerksam, aber wir nahmen weiter keine Notiz von ihm. Ich machte meine letzte Peilung auf die Zelte und zeichnete gerade das Terrain auf dem Kartenblatt ein, als ein Schuß aus Muhamed Isas Zelt krachte und der Yak, augenscheinlich getroffen, wie toll nach Norden stürmte. Wir folgten ihm mit den Blicken und erwarteten, daß er

zuſammenbrechen werde. Aber nein, er machte kehrt und kam in tollem Lauf auf uns los! Rehim Alis Geſicht verzerrte ſich vor wahnſinniger Angſt, er ſtreckte die Arme gen Himmel und ſchrie: „Allah, Allah, wir ſind verloren!“ Der Staub umwirbelte das Untier, ſeine Seitenfranſen wehten und flogen, und es ſenkte die Hörner zum Angriff. Noch blieb ich ruhig, denn ich glaubte, es habe uns nicht geſehen und werde wieder wenden, aber es behielt die Richtung bei und wurde ſichtlich größer. Rehim Ali lief ſchreiend nach den Zelten zu, kehrte aber plötzlich wieder um und packte, als unſere Pferde vor dem Untier ſcheuten und galoppierten, Roberts Gaul am Schwanz, in der Hoffnung, uns laufend folgen zu können. Immer ſchneller ging die wilde Jagd über die Ebene, der Yak veränderte ſeine Bahn nach und nach in einen Bogen, kam uns immer näher und ſchien vor Wut toll geworden. Sein Atem ſtieg wie Dampfwolken aus den Nüſtern, das Maul ſtreifte beinahe die Erde — er war bereit, ſein Opfer auf die Hörner zu nehmen, in die Luft zu ſchleudern und dann mit den Vorderfüßen zu Mus zu zerſtampfen. Aus immer größerer Nähe hörte ich ihn ſtöhnen und wie eine Dampfſäge keuchen. Mich im Sattel wendend ſah ich ihn nur noch etwa 20 Meter von mir entfernt, ſeine kleinen, wilden Augen glühten vor Wut und wahnſinnigem Haß, er rollte ſie, daß das blutunterlaufene Weiße deutlich hervortrat! Hier war eine Sekunde entſcheidend! Ich ritt am weiteſten rechts, mich und mein Pferd würde der Yak zuerſt auf die Hörner nehmen! — Jetzt ſtreckten die Pferde die Beine wie Bogenſehnen. Ich riß meinen roten Baſchlik ab und ſchwenkte ihn rückwärts, um den Yak durch den Anblick aufzuhalten (Abb. 78), aber er ſah ihn gar nicht. Dann riß ich den Gürtel ab, um den Pelz auszuziehen und ihn dem Yak über die Augen zu werfen und ihn gerade in dem Augenblick zu blenden, wenn er dem Pferde die Hörner in den Bauch bohren und die Nackenmuskeln zum Todeswurf anſpannen wollte. Noch eine Sekunde, und der Yak hob das Pferd empor, brach mir das Rückgrat und trat meinen Bruſtkorb ein — ich glaubte ſchon das Knacken und Brechen meiner Rippen zu hören —, da ertönte ein herzzerreißender Verzweiflungsſchrei! Als ich mich ſchnell umdrehte, ſah ich Rehim Ali mit erhobenen Armen bewußtlos zu Boden ſtürzen, den Yak aber wenden und auf Rehim Ali losfahren! Als lebloſe Maſſe blieb jener liegen und ich ſah noch, wie der Yak die Hörner ſenkte und, die blauviolette Zunge lang aus dem Maule hängend, ſich in einer Staubwolke auf ihn ſtürzte (Abb. 79). Jetzt gingen alle Pferde durch, wenig fehlte und ich wäre von meinem Ladakiſchimmel geſtürzt. Als ich mich aber nach einer Sekunde wieder umſah, lief der Yak, von einer Staubwolke umgeben, talabwärts!

„Umkehren und ſehen ob noch ein Funken von Leben in Rehim Ali iſt und ob er noch gerettet werden kann!“ rief ich.

„Maſter, es iſt zu gefährlich, der Yak iſt noch in der Nähe und kann wiederkommen. Muhamed Iſa und all die anderen laufen ſchon aus dem Lager, um nach Rehim Ali zu ſehen.“

Aber ich hatte ſchon gewendet und ritt zu dem Gefallenen. Mit ausgeſtreckten Armen lag er tot auf dem Geſicht — Robert und ich glaubten wenigſtens, daß er tot ſei. Aber als wir bei ihm abgeſtiegen waren, drehte er langſam den Kopf und machte mit entſetzten Blicken eine Handbewegung, die ſagen wolle: „Kümmert euch nicht um mich, ich bin ſchon mauſetot!“ Wir konnten ein Lächeln nicht unterdrücken, als wir ihn wie einen Braten wendeten, ſeine Knochen und Gelenke unterſuchten und dabei fanden, daß der Burſche noch in brauchbarem Zuſtand, wenn auch tüchtig geſchunden war. Der Yak hatte ihn innen auf den linken Schenkel getreten, wo ein blutiger Streifen den Eindruck des Hufes zeigte.

Zwei ſtarke Männer trugen den gefallenen Helden nach Muhamed Iſas Zelt, wo er von Robert gut gepflegt wurde. Er war noch mehrere Tage wie betäubt, und wir fürchteten ſchon, daß ſein Abenteuer ſeinem Verſtand geſchadet habe. Er aß nicht, ſprach nicht, mußte auf dem Marſche reiten und einen ſeiner Landsleute als Krankenpfleger erhalten. Nach einiger Zeit, als er wieder klar im Kopf war, konnte er uns ſeine Eindrücke mitteilen. Als er geſehen, wie der Yak ſich zum Angriff auf mein Pferd angeſchickt, hatte er kehrtgemacht und ſich flach auf die Erde geworfen. Vielleicht durch den rotvioletten Tſchapan, der hin und her flatterte, wütend gemacht, hatte der Yak von mir abgelaſſen, eine unerwartete Frontänderung vorgenommen und war mit geſenkten Hörnern auf den Gefallenen losgeſtürmt. Dieſer war halb unbewußt ſchnell beiſeite gerückt, und die Hörner waren nun, anſtatt in ſeinen Leib, ſo dicht neben ſeinem Kopf in den Boden eingedrungen, daß Rehim Ali den keuchenden Atem des Yaks im Geſicht gefühlt hatte. Dann hatte er das Bewußtſein verloren, das erſt wiedergekehrt war, als wir uns näherten, und da hatte er gedacht, der Yak ſei wieder über ihm! In dem Glauben, ſich ſelbſt durch ſein Manöver retten zu können, war er unſer Retter geworden. Nach dieſen Abenteuern, bei denen er in der letzten Zeit eine Rolle geſpielt, hatte er weiterhin vor tibetiſchen Seen und vor wilden Yaks eine grenzenloſe Angſt!

Am 8. November — 27 Grad in der Nacht! Man ſollte denken, daß die Temperatur mit dem fortſchreitenden Winter ſinken müſſe, aber ſie blieb die gleiche, was nicht zum wenigſten darauf beruhte, daß wir ſüd-

wärts zogen. Über einen kleinen Paß erreichten wir nun ein neues Längstal, wo das Land nach Südosten zu offen war. Die Gegend war wildreich; überall kreuzten sich Fährten auf dem Boden, und zwei dreiste Yaks flößten uns größeren Respekt ein als je zuvor! An sechs Stellen sahen wir große Herden von Wildeseln, und Antilopen weideten auf den Ebenen. Ein Maulesel ging uns hier verloren, und wir hatten jetzt von beiden Arten nur noch je sechzehn Tiere.

Noch eine Tagereise führte uns über ebenes Gelände. Über den großen weißen Fleck unbekannten Landes hinweg näherten wir uns Bowers Route in spitzem Winkel, obgleich wir noch ziemlich weit östlich von ihr waren. Ein wilder Yak lief uns über den Weg, und wir fragten uns, ob es wohl unser gestriger Feind sei. Auf dem Platz, wo wir Lager Nr. 58 aufschlugen, fanden wir wieder einige Feuerstätten, die erst ein paar Tage alt sein konnten! Unsere Aufregung und unsere Sehnsucht wurde mit jedem Tag größer, jetzt konnte der äußerste Rand des bewohnten Tibet nicht mehr weit entfernt sein! Als ich von meiner Zelttür aus den Blick über diese ungleichmäßigen roten oder schwarzen, beschneiten oder schneefreien Kämme schweifen ließ, glaubte ich über ihnen ein ganzes Heer von Fragezeichen tanzen zu sehen, einige im Narrengewand, die mich verhöhnten, weil ich mich ohne Eskorte in das Herz des verbotenen Landes gewagt, andere winkend und einladend, aber alle unsicher und forschend. Schritt für Schritt, Tag für Tag näherten wir uns mit schwindenden Kräften der Antwort auf alle diese Fragen. Jeden Augenblick konnte sie am Horizont in Gestalt einer Reiterschar auftauchen, die uns den Befehl des Devaschung, der Regierung in Lhasa, brachte, das Land sofort zu verlassen und uns nach Norden zurückzuziehen.

Ich war noch immer Rekonvaleszent, ging schon um 7 Uhr zu Bett, schlief gut und hatte doch wenig Nutzen davon, denn ich fühlte mich stets entsetzlich matt. Tsering war in Verzweiflung, daß ich seinen Gerichten so wenig Ehre antat. „Wie kann der Sahib wieder kräftig werden, wenn er nicht ißt", pflegte er mich zu mahnen. Er war ein komischer Kerl, der Tsering, wenn er tagaus, tagein mit seinem Stock in der Hand selbstbewußt und feierlich wie ein Haushahn an der Spitze seiner kleinen Abteilung marschierte.

Spät am Abend hörten wir unheimliches, langgezogenes Wolfsgeheul in der Nähe. Aus dem wilden, klagenden Ton konnte man heraushören, daß der Hunger die Tiere kühner gemacht hatte und der Geruch frischen Fleisches sie reizte. Sie waren auf der anderen Seite unserer Quelle, und dorthin schlich sich Tundup Sonam, um in das Rudel hineinzuschießen und sie dadurch zu verscheuchen, obwohl er bei der Finsternis wenig Aus-

86. Aussicht vom Paß La-ghjanjak (5161 m) in der Nähe des Dangra-jum-tso.
Unten im Tal der kleine See Tang-jung-tsaka.

Skizze des Verfassers.

87. Tibetiſcher Gruß.

Digitized by Google

ſicht hatte, zu treffen. Die Beſtien zogen ſich zwar zurück, hatten aber während der Nacht doch eine Hetzjagd auf unſere Tiere veranſtaltet, die, als ob es hinter ihnen brenne, nach Norden geflohen waren. Doch fanden die Leute, die ihre Spur verfolgten, ſie bei Tagesanbruch eine gute Tagereiſe von unſerem Lager entfernt wieder.

Am 10. November hatten wir wieder gutes Terrain und ſahen in Oſtſüdoſt einen See, der in der Mitte tiefblau war, ſonſt aber einem blendendweißen Ringe glich. In der Nähe des heutigen Lagers, Nr. 59, zeigten ſich deutliche Spuren eines Mannes, der fünf zahme Yaks nach dem See getrieben hatte. Die Spuren konnten höchſtens drei Tage alt ſein und erregten die größte Aufregung in der Karawane! Wir befanden uns entſchieden in unmittelbarer Nähe menſchlicher Wohnungen, und ich gedachte faſt mit Bedauern der beinahe dreimonatigen Zeit, während der wir feindliche Menſchenſtämme nicht hatten zu fürchten brauchen. Wir hielten Kriegsrat: ſollten wir die Berührung mit Menſchen noch möglichſt lange vermeiden und ihren Zelten aus dem Wege gehen, um wenigſtens nicht eher umkehren zu müſſen, als bis jedes Vordringen nach Süden unmöglich wurde? Oder ſollten wir die erſten Nomaden ſo ſchnell wie möglich aufſuchen und ſie um Beiſtand bitten? Gerade in dieſem Augenblick kam Tundup Sonam atemlos angelaufen: er hatte auf einer Rekognoſzierungstour im Weſten ein ſchwarzes Zelt geſehen! Sogleich ſchickte ich ihn mit zwei der anderen dorthin und ließ ſie eine Handvoll Rupien mitnehmen.

Beſonders intereſſante Aufklärungen brachten ſie aber von dieſem unſeren erſten Zuſammentreffen mit Menſchen nicht zurück.

In dem Zelt hauſte nur eine Frau mit ihren drei Kindern. Sie war aus dem Diſtrikt Gertſe im Südweſten und hatte den Weg von dort in 25 kurzen Tagemärſchen zurückgelegt. Vor ſiebzehn Tagen war ſie mit ihren beiden Männern angekommen, beide aber waren vor einigen Tagen wieder nach Gertſe zurückgekehrt, nachdem ſie ihr das Zelt mit Wildeſelfleiſch gefüllt hatten. Sie erwartete täglich ihre Eltern, die ihr drei Monate Geſellſchaft leiſten ſollten, während welcher Zeit ſie von Wild, Yaks, Kiangs und Antilopen, leben würden. Sie beſaß einige zahme Yaks und eine kleine Schafherde, die ſie und das älteſte der Kinder hüteten und molken. Das Innere des Zeltes war ſehr armſelig, aber in ſeiner Mitte brannte doch ein wärmendes Feuer. Ihres Wiſſens ſtänden in einem benachbarten Tal noch vier andere Zelte. Als Tundup Sonam erzählt hatte, daß wir eine Ladakigeſellſchaft ſeien, die nach den heiligen Orten wallfahre, meinte ſie, das wir uns dazu einen ſchlechten Weg ausgeſucht und beſſer getan hätten, ſüdlicher, wo es Menſchen gebe, zu ziehen. Ihre geographiſchen Kenntniſſe waren beſchränkt. Die Gegend,

in der wir uns jetzt befanden, nannte sie Gomo-selung. Die Goldfundstellen, an denen wir vorübergekommen waren, lagen im Lande La-schung, und den See am Lager Nr. 55 nannte sie La-schung-tso. Meine Diener, die früher in Westtibet gewesen waren, hielten diese Angaben für zuverlässig, da sie die Namen schon gehört hatten.

Nun war also das Eis gebrochen! Nach 79 Tagen völliger Trennung von der Außenwelt hatten wenigstens einige meiner Leute Menschen gesehen. Aber dieser einsamen Frau, dieser Tochter der Wildnis, dieser echten „lady of the mountains" mußten sehr bald mehr Stammverwandte folgen. Und wieder berieten wir über die Maßregeln, die ergriffen werden müßten. Die Frau wohnte allein, durch sie konnte sich keine Kunde von unserem Herannahen nach Süden hin verbreiten. Einstweilen konnten wir die Sache also noch ebenso ruhig mit ansehen wie bisher, und erst dann, wenn wir auf allen Seiten von Nomaden, unter denen ein Gerücht sich schnell fortpflanzt, umgeben sein würden, mußten wir an Beschleunigung unserer Märsche denken.

Zunächst gönnten wir den Tieren einen Ruhetag, denn die Weide war gut. Und schön war es, diesen Tag hinter der Zeltleinwand zu verbringen. Der Sturm pfiff und heulte im Gras und um die Steine. Alles Lose und Leichte wurde fortgeweht, und der Boden sah nachher wie abgefegt aus. Der Himmel ist wolkenlos und klar, die wilde Jagd findet nur unmittelbar am Erdboden statt, und man begreift so die wichtige Rolle, die der Wind bei der Deformation der Erdoberfläche spielt; bei jedem solchen Sturm verändern ungeheuere Massen festen Materials ihren Platz.

Mit einem Schlage hörte der Sturm aber nachts auf, und es wurde so plötzlich still, daß ich davon erwachte. Es war, als hätten wir an einem Wasserfall gelagert, der mit einemmal aufgehört zu rauschen. Man fährt zusammen und fragt sich, was geschehen ist, gewöhnt sich aber bald an die Stille und empfindet das Fehlen des Sausens und der Zugluft als eine Erholung.

Fünfzehntes Kapitel.

Die erſten Menſchen.

Am Morgen des 12. Novembers wieder eine Trauerkunde: noch zwei unſerer beſten Pferde waren verendet, ein drittes, das ſchon von Leh an zwei in Stockholm gefertigte Kiſten getragen hatte, lag im Sterben. Alle drei waren am vorigen Abend noch geſund und ſtarben unter ganz denſelben Symptomen. Sie wurden ſchwindlig, verloren die Herrſchaft über die Beine, konnten ihre Bewegungen nicht mehr kontrollieren, fielen hin und waren nicht imſtande, ſich wieder zu erheben. Ich hoffte immer noch, die Trümmer der Karawane retten zu können, und träumte ſchon davon, ſie in Schigatſe an Krippen zu führen, die mit duftendem Klee gefüllt waren — und nun brachen gerade die zuſammen, die wir für die ſtärkſten gehalten hatten! Jetzt waren nur noch 13 Pferde übrig; bald mußten die Laſten den Überlebenden zu ſchwer ſein.

Dazu kam es jedoch nicht, denn dieſer Tag, der ſo traurig angefangen, ſollte uns auch noch, ehe die Sonne unterging, eine Freude bringen. Der Spur der Karawane folgend, ritten wir zwiſchen Hügeln hin und her und erblickten unter uns im tiefen Tal das Lager Nr. 60. Ich war gerade in meinem Zelt, als Muhamed Iſa meldete, daß oben im Tal Tundup Sonam in Begleitung zweier Tibeter, eines Fußgängers und eines Reiters, komme. Verzagt und unſicher, ob Tundup Sonam ſie nicht zu Räubern gelockt habe, legten die Tibeter ihre langen, plumpen Flinten auf die Erde und traten vorſichtig näher. Tundup hatte alle Künſte ſeiner Beredſamkeit ſpielen laſſen müſſen, ehe es ihm gelungen war, ſie zum Mitkommen zu bewegen! Er hatte ihnen geſagt, daß wir Pilger ſeien, die einen vornehmen Lama aus Ladak nach den heiligen Orten begleiteten. Da hatten ſie erklärt, daß ſie „Seiner Heiligkeit“ ihre Ehrfurcht bezeugen und ihm als Beweis ihrer unbegrenzten Hochachtung einen Schafmagen mit Butter und einen ſolchen mit Ziegenmilch bringen wollten. Muhamed Iſa, der an den Umgang mit Tibetern gewöhnt war, beruhigte ſie dadurch, daß er in ſeinem Zelt mit ihnen

plauderte und ſcherzte. Dann wurden ſie zu mir gebracht, legten ihre Geſchenke auf den Boden, fielen auf die Knie, ſtreckten die Zunge heraus und verbeugten ſich tief. Statt eines heiligen Mannes fanden ſie einen Europäer, ſchienen aber gar nicht unzufrieden mit dieſem Tauſch. Muhamed Iſa fungierte als Dolmetſcher. Zuerſt mußten ſie uns über die Geographie der Gegend und die Beſchaffenheit des Landes, durch das unſer Weg gehen ſollte, Bericht erſtatten. Die Angaben, welche uns die „lady of the mountains" gemacht hatte, wurden in jeder Hinſicht beſtätigt; die beiden Tibeter ſagten uns, daß wir noch mehrere Tage keine Menſchen treffen, dann aber täglich an ſchwarzen Zelten vorbeikommen würden.

Unſere Gäſte mochten 50 und 40 Jahre alt ſein. Der ältere war in hohem Grade typiſch, eher einem Affen als einem Menſchen ähnlich; der jüngere ſah aus, als ob er ſchon viel Abenteuer erlebt habe und konnte ebenſogut Räuberhauptmann als etwas anderes ſein (Abb. 81 und 82).

Die Unterhaltung, die ſich jetzt zwiſchen ihnen und mir entſpann, mag an und für ſich wenig intereſſant ſein. Aber für uns in unſerer Lage war ſie ſo ſpannend wie ein Märchen — es handelte ſich ja einfach um unſere Rettung!

„Wie weit iſt es bis zum nächſten Weg nach Schigatſe?" fragte ich.

„Vier lange oder fünf kurze Tagereiſen."

„Wollt ihr uns führen?"

„Ja, wenn wir dafür bezahlt werden."

„Wieviel wollt ihr haben?"

„Das ſoll der Bombo Tſchimbo (der große Häuptling, nämlich ich) ſelber beſtimmen."

„Habt ihr einige Pferde, die ihr uns verkaufen könnt?"

„Wir haben zwei, verkaufen ſie aber nicht."

„Habt ihr einige Yaks, die verkäuflich ſind?"

„Ja, wir können fünf verkaufen, wenn wir für jeden zwanzig Rupien bekommen."

„Gebt ihr uns auch einige eurer Schafe?"

„Sechs könnt ihr haben, wenn ihr vier Rupien für das Schaf gebt."

„Schön. Bringt mir jetzt alle Tiere, die ihr verkaufen wollt, her, und wenn ich zufrieden bin, ſollt ihr gut bezahlt werden."

„Der Bombo Tſchimbo muß aber bis morgen hier liegen bleiben, wenn wir das alles beſorgen ſollen."

Es wurde alſo vereinbart, daß wir blieben. Aber ich kannte meine Tibeter und wußte, daß ſie viel verſprechen und wenig halten. Ich behielt daher die Kerls die Nacht über bei uns und ſie mußten in

Muhamed Isas Zelt schlafen. Dort wurden sie in den Abendstunden durch die Töne unserer Flöten ergötzt und fühlten sich bald so heimisch, daß ihre Zungen sich lösten und wie Gebetmühlen schnurrten. Noch als ich einschlief, hörte ich ihr Geschnatter.

Und an diesem Abend schlief ich gut! Nach 80 Tagen völliger Einsamkeit hatte ich wieder Menschen als Gäste in unseren Zelten; ich hatte herrliche fette Ziegenmilch erhalten und sollten morgen ein wohlgenährtes Schaf schmausen; ich hatte Auskunft bekommen über das Land und die Tagereisen, die unser auf dem Weg nach dem fernen Ziel noch warteten! Und was das Allerbeste war: unsere Veteranen, unsere Karawanentiere erhielten Hilfe! Und diese Hilfe war wirklich wie vom Himmel gesandt, denn gerade heute waren, da wir auf einen Schlag noch drei Pferde verloren hatten und Rehim Ali leider noch immer zum Gepäck gerechnet werden mußte, meinen Tieren die Lasten zu schwer geworden. Die Zukunft erschien mir auf einmal in hellerem Lichte. Wohl war der Rücken des Samoma-saktschä-Gebirges hier am See im Purpur des Abendrotes auch nicht purpurner als die Berge, die wir an so vielen einsamen Abenden in prachtvollem Farbenspiel hatten erglühen sehen, wohl war der blaue Rauch der Lagerfeuer einem anmutigen Elfenreigen auf dem Steppengrase nicht ähnlicher als bisher, wohl stieg die Nacht ebenso dunkel und kalt über den Bergen im Osten auf — mir aber erschien heute alles freundlicher, heiterer und hoffnungsvoller!

Der neue Tag war kaum angebrochen, als sich unsere beiden Tschangpas in Begleitung einiger Ladakis nach Hause begaben, um die Vorbereitungen zu dem großen Handelsgeschäft zu treffen. Schon ein paar Stunden später war ich glücklicher Besitzer von fünf prächtigen Yaks (Abb. 84), die, wie die Tibeter sagten, mit Leichtigkeit je vier Kisten tragen konnten, während unsere Pferde und unsere Maulesel nur zwei getragen hatten. Einer der Yaks mußte das Boot übernehmen, und das Pferd, das es schon vom Lake Lighten an geschleppt hatte, wurde nun dienstfrei erklärt — ich atmete auf, als ich das treue Tier ohne Last sah. Dann kauften wir vier Schafe zu je vier Rupien und vertauschten unsere drei letzten Schafe mit zwei Rupien Draufgeld gegen zwei neue. Hier am Gomosee fanden auch unsere letzten acht Ziegen die wohlverdiente Ruhe und wurden gegen ebensoviel tibetische vertauscht, wobei wir für jede Ziege noch eine Rupie zuzahlen mußten. Am Abend erhielt ich dreimal soviel Milch als gewöhnlich und fettere und bessere als die, welche meine erschöpften Ziegen geliefert hatten. Beide Teile waren mit dem Geschäft außerordentlich zufrieden.

Die guten Tschangpas! Wie fahrende Ritter der Wildnis kamen sie zu uns, malerisch wild mit dem schwarzen, struppigen Haar, das ihnen

auf Schultern und Rücken herabhing und ihnen den Pelz fettig machte; mit langen, schwarzen Gabelflinten auf der Schulter, plumpen Säbeln und Messern im Gürtel, auf kleinen, feisten, langhaarigen Pferden. Wild und schmutzig, waren sie doch freundlich und gutmütig, und in ihren uralten, verlausten Pelzen froren sie ganz gewiß nicht. Der ältere trug eine kleine runde Pelzmütze, der jüngere einen Pelzbaschlik, der außer dem Gesicht den ganzen Kopf bedeckte. Sie hatten sich ihren Hauptproviant und allerlei andere Sachen, deren sie auf der Reise bedurften, vorn in die Pelze gestopft und an dem Gürtel, der den Pelz zusammenhielt, hingen Messer, Pfriemen, Feuerstahl, Tabaksbeutel und Pfeife, die bei jedem Schritt baumelten und gegeneinanderschlugen. Sie trugen Filzstiefel, die, ursprünglich weiß, jetzt schwarz und abgenutzt aussahen, hatten aber keine Hosen an — es muß gar zu schön frisch sein, bei 20 Grad Kälte hosenlos im Sattel zu sitzen!

Da sie in Gertse, dem Land im Südwesten, zu Hause waren, kannten sie das Land, durch das unser Weg führen sollte, kaum oder gar nicht, glaubten aber, daß wir zu der Reise nach Schigatse wenigstens 50 Tage gebrauchen würden! Den Winter verbringen sie im Gomogebiet und leben dort von der Jagd. Sie würden leicht ein kleines Frühstück auftischen können, mit dem auch der anspruchsvollste Feinschmecker zufrieden sein könnte. Oder ist folgendes Menu vielleicht nicht ansprechend:

Ein Becher Ziegenmilch mit fetter, gelber Sahne. —
Yaknieren in Fett goldgelb gebraten. —
Mark aus Yakknochen über Kohlenfeuer geröstet. —
Feine, kleine Stücke weichen, saftigen Fleisches vom Rückenwirbel der Antilope, um das Feuer herumgelegt und so langsam gebräunt. —
Antilopenkopf, mit Haut und Haar in die Flammen gehalten, bis er schwarzberußt ist. —

Im allgemeinen aber ist ihr Geschmack ganz anders als der unsere. Wenn sie einen Wildesel erlegt haben, zerteilen sie ihn und verwahren die Stücke in ihrem Zelt, wo sie ringförmig möglichst weit vom Feuer aufgestapelt werden. Je länger sie gelegen haben, desto besser sollen sie schmecken. Die Tschangpas ziehen es vor, das Fleisch roh, hart, trocken und alt zu verspeisen. Man sieht sie aus den Eingeweiden ihres Pelzes eine Yakrippe hervorziehen, die eher einem geschwärzten Holzstück als etwas Eßbarem ähnlich ist. Dann wird das Messer aus der Scheide gezogen und das harte Fleisch in Streifen oder Stücken vom Knochen gelöst. Chinesischer Ziegeltee ist jedoch der höchste aller ihrer Genüsse, und je dicker und schmutziger er ist, desto besser erscheint er ihnen. Sie rühren ihn mit einem Stück Butter an.

Den Wildgänsen gleich haben sie durch ererbte Erfahrung gelernt, wo die besten Lagerplätze zu finden sind. Man kann sicher sein, daß ihr Zelt stets an einer Stelle aufgeschlagen ist, die wenig oder gar nicht vom Wind berührt wird; daß sie in der Nähe gutes Weideland für ihre zahmen Yaks, Schafe, Ziegen und Pferde — wenn sie welche haben — finden; daß sie vom Zelt aus nicht weit zu ergiebigen Jagdgründen haben und daß dort stets Wasser vorhanden ist. Am Gomosee hatten sie auch vorzügliches Speisesalz umsonst. Wenn ihre zahmen Tiere das Gras in der Nähe abgeweidet haben und das Wild verscheucht ist, verlegen sie das Lager in eine andere Gegend. Die Zelte werden an derselben Stelle aufgeschlagen, wo ihre Vorfahren sie schon seit unzähligen Generationen errichtet haben und wo oft noch alte Votivmale stehen, die aus Geröll aufgeschichtet worden sind, um die Geister, die über Berg und Tal herrschen, milde zu stimmen.

Den Tschangpas, den „Bewohnern des Nordens", die den Winter im Norden zubringen, ist die Jagd die Hauptsache, die Viehzucht Nebensache. Die Tibeter in Gertse und Senkor, am Bogtsang-tsangpo oder in Naktsang, die große Herden besitzen, gehen im Winter nicht nordwärts, denn ihnen ist wieder die Jagd Nebensache. Die Jägerstämme verfolgen den Yak, den Kiang und die Antilope. In hügeligem Gelände schleichen sie sich gegen den Wind an. Das beständige Leben im Freien hat ihre Sinne unglaublich geschärft. Sie kennen die Eigenschaften und Gewohnheiten des Yaks ebenso genau wie dieser selbst und wissen, wie weit sie gehen können, ehe sie die Grenze seiner Sinnesschärfe überschreiten. Sie wissen, daß sein Gesicht- und Gehörsinn nicht besonders fein entwickelt sind, daß er aber den Jäger bald wittert, so daß der Angriff genau gegen den Wind erfolgen muß. Obgleich er in seinem dicken Pelz auf die Jagd geht, schleicht der Jäger doch so lautlos und geschmeidig wie ein Panther am Boden hin, bis er sich seiner Beute auf Schußweite genähert hat. Dann legt er die Flinte auf die Gabel, schlägt mit dem Feuerstahl Funken aus dem Feuerstein, fängt sie mit Zunder auf, setzt das Ende der Zündschnur in Brand und paßt auf, daß der Hahn das Feuer im richtigen Augenblick in das Zündloch bringt. Alles geht so ruhig, kaltblütig und vorsichtig zu, daß der Jäger alle Aussicht hat, sein Wild zur Strecke zu bringen.

Ein andermal lauert er stundenlang hinter einer Schützenmauer, die er oder seine Vorfahren, vielleicht schon sein Urgroßvater, an einer Quelle erbaut haben, und wartet mit Engelsgeduld auf eine Schar Wildesel, die bei Sonnenuntergang zur Tränke kommt. Die Antilopen aber, die Wildschafe und die Gazellen sind zu wachsam, um sich selbst von dem

geſchickteſten Jäger überrumpeln zu laſſen. Dennoch gelingt es den Antilopen nicht immer, ſeinen liſtigen Hinterhalten zu entgehen. Er legt ihnen auf den altbekannten Antilopenpfaden Schlingen; bei den Jägernomaden im inneren Tibet erſtaunt man über die Maſſen des Antilopenfleiſches, das ringförmig die Zeltwände garniert.

Während die Männer draußen ſind, beſorgen die Frauen die Yaks und die Schafe, und wenn der Jäger bei Sonnenuntergang heimkehrt, ſieht er jene wiederkäuend vor dem Zelt liegen, während dieſe in eine ſteinerne Hürde eingepfercht ſind. Die Yaks bleiben nachts bei den Zelten; dies hat auch den Vorteil, daß man den Dung, der das einzige Brennmaterial der Nomaden iſt, nicht weit heranzuholen braucht. Iſt es dunkel geworden, ſo ſetzen ſich alle ans Feuer, über dem der Teekeſſel kocht. Dann unterhalten ſie ſich über die einförmigen Angelegenheiten ihres Lebens: über die Ausbeute des Tages, das Gedeihen der Herden und die Arbeit, die der nächſte Morgen bringt. Der eine flickt ſeine Sohlen mit Sehnen und einem Pfriem, ein anderer gerbt mit der Hand eine Yakhaut, und ein dritter ſchneidet Riemen aus dem Fell eines Wildeſels. Ihr Leben ſcheint ſo leer und inhaltslos, aber ſie ſelber entbehren nichts — ſie kennen nichts Beſſeres. Sie haben einen ſchweren Kampf zu kämpfen um die Gunſt, in dieſem kargen Teil der Erde, der Tſchang-tang oder die Nordebene genannt wird und auf dem ſie das Schickſal hat geboren werden laſſen, leben zu dürfen. Unter Armut und Gefahren leben ſie dennoch ſiegreich und groß in Gottes freier Natur; die majeſtätiſchen Stürme ſind ihre Brüder, die Herrſchaft über die Täler teilen ſie nur mit den Tieren der Wildnis, und nachts funkeln die ewigen Sterne auch über ihren ſchwarzen Zelten! Wenn man ihnen auch drunten im Süden ſchöne Hütten im Schatten der Walnußbäume gäbe, ſie würden ſich doch immer in die große Einſamkeit zwiſchen den Gebirgen, nach der eiſigen Kälte und dem Schneetreiben und nach dem weißen Mondlicht der ſtillen tibetiſchen Winternächte zurückſehnen.

Dann kommt eines ſchönen Tages der Tod und ſchaut in die Zeltöffnung; vergeblich wird das ewige Gebet „Om mani padme hum“ hergeſagt, vergeblich verſucht man die böſen Mächte, die den Menſchenkindern feindlich geſinnt ſind, zu beſchwören oder mild zu ſtimmen. Gebeugt, runzlig und grau beſchließt der alte Jäger ſeine Laufbahn, und auf ſtarken Schultern wird er nach irgendeiner nicht tiefen Schlucht in der Nähe des Bergkammes getragen und dort — den Wölfen und den Raubvögeln preisgegeben! Wenn ſeine Enkel erwachſen ſind, wiſſen ſie nicht, wohin er damals gebracht wurde; im Leben hatte er keine bleibende Stätte und nach dem Tode hat er kein Grab. Und keiner fragt auch

88. Der improviſierte Schlitten auf dem Ngangtſe-tſo.

89. Transport über den See.

90. Raſt auf dem Eiſe.

Digitized by Google

91. Rabſang und Taſchi ziehen mich im Schneeſturm über das Eis des Ngangtſe-tſo.

Digitized by Google

danach, wo die Gebeine der Toten bleichen, denn da hausen böse Geister.

14. November. Windstille! Allerdings hatten wir über Nacht wieder 27,1 Grad Kälte gehabt, aber beim Reiten nach Süden, der Sonne entgegen, war es doch ordentlich warm. Die Pferde der Tibeter waren durchgebrannt. Aber wenn das eine von ihnen arrangierte Finte war, um einen Vorwand zu haben, selber durchbrennen zu können, so wurde diesmal nichts daraus! Denn ich schickte zwei meiner Leute mit dem einen auf die Suche, während der andere mich begleiten und die Namen der Gegenden, die wir passierten, nennen mußte. Noch kannten wir unsere Pappenheimer nicht und wagten es daher nicht, sie außer Sicht zu lassen, da sie sonst durch reitende Boten die Behörden in Gertse hätten benachrichtigen können. Dann hätte man mir früher halt zugerufen, als mir angenehm gewesen wäre. Jetzt konnte ich ruhig sein, wenigstens bis zum nächsten Zelt. Die Pferde fanden sich wieder, und der Alte kam, beide am Zügel führend, uns nachgestiefelt. Dann ritten wir zusammen zwischen den Hügeln weiter und über kleine Pässe hinüber. Auch hier kam an zwei Stellen Gold vor. Jeden Sommer kommt man, um den goldhaltigen Sand aufzugraben, ihn in die Luft zu werfen und die Goldkörner auf einem ausgebreiteten Tuch aufzufangen. Ist der Ertrag reichlich gewesen, so verdoppelt sich im nächsten Sommer die Anzahl der Goldgräber.

Auch im Lager Nr. 61 zeigten die Tibeter keine Lust zum Ausreißen; sie waren eitel Zuvorkommenheit und Freundlichkeit, halfen uns beim Abladen und beim Aufschlagen der Zelte, sammelten Brennmaterial und versprachen, für die Tiere einzustehen. Sie schienen nicht die geringste Ahnung zu haben, daß mir das Land verboten war; nicht einmal das Echo etwaiger besonderen Befehle war von Süden her bis zu ihnen gedrungen. Wie es sich damit verhielt, konnte ich freilich nicht wissen. Der Plan meiner Reise war in der indischen Presse erwähnt worden, und nichts hinderte, daß ein Gerücht über Dardschiling oder Peking hätte nach Lhasa dringen können; auch wußte ich aus Erfahrung, wie schnell ein Befehl gegen einen Europäer unter den Nomaden bekannt wird. Ich hatte beabsichtigt, wie ein Dieb in der Nacht so schnell als möglich nach der englischen Mission in Lhasa zu eilen, und ehe die Tibeter sich über die politische Bedeutung klar geworden, auf der Bildfläche zu erscheinen! Aber vielleicht irrte ich mich, vielleicht waren noch strengere Verordnungen als früher erlassen worden!

Die Abendschatten gleiten über die Ebene; nur im Osten sind die Berge noch intensiv scharlachrot beleuchtet, im Westen bildet das Gebirge

eine rabenschwarze Silhouette. Die neue Nacht breitet ihre dunkelblauen Flügel aus, steigt immer höher nach dem Zenit hinauf und jagt einen erlöschenden Widerschein der untergehenden Sonne vor sich her. Als die Sterne zu funkeln beginnen, befinde ich mich im Freien und mustere unsere Tiere, die sich freuen, auf dem Marsche leichter beladen zu sein. Um sieben Uhr werde ich massiert und gehe zu Bett. Um neun Uhr kommt Robert mit dem Siedethermometer, und wir plaudern dann eine Stunde. Dann darf das Licht so lange brennen, bis es flackernd von selbst erlischt. Noch lange, lange liege ich wach und beobachte die Schatten, wie sie kommen und verschwinden, je nachdem der Wind die Zeltleinwand flattern läßt; ich starre sie an, bis sie sich in Untiere oder wilde Yaks verwandeln, die mit höhnischer Miene mein Gefängnis umtanzen. Jetzt schlägt es Mitternacht in den Städten Sibiriens und Indiens, die auf unserem Meridian liegen, endlich kommt der Befreier Schlaf und verjagt die Schattenbilder; sie lösen sich und verschwinden am Horizont, der immer mehr in die Ferne zurückweicht, nicht mehr von dem dünnen Gewebe der Zeltwände begrenzt. Nun säuselt es leise wie Erinnerungen an Wälder, Wiesen und kleine Felseneilande. Ich träume, daß eine starke Hand mich an einen Scheideweg führt. Sie zeigt auf die eine Straße, und eine Stimme sagt mir, daß diese mich in das Land der Ruhe, der Gastfreiheit und des Sommers führen wird, die andere aber führe zu Gefahren und Entbehrungen zwischen hohen, dunkeln Gebirgen. Als Tsering am Morgen das Kohlenbecken brachte, freute ich mich, daß ich auch im Traum ohne Zaudern den zweiten Weg gewählt hatte!

Immer tiefer drang ich jetzt in dieses geheimnisvolle Tibet ein. Während des nächsten Tagesmarsches kamen wir an einer Reihe verlassener Lagerplätze vorüber, und an einigen Stellen sahen wir Steinmalreihen, die die Antilopen in die Schlingen locken. Dann zogen wir ein Tal hinauf, in dem ein kleines Eisband sich allmählich zu einem Fladen vergrößerte, der den Raum zwischen festen Grünsteinplatten ausfüllte. Der Seojyuna erscheint, ein schwarzer Berg im Süden, der uns ein paar Tage lang sichtbar bleiben wird.

Unsere Tibeter sind nun schon so intim mit uns allen, als wären wir von Kindheit an miteinander befreundet! — Sie sagen, sie hätten noch nie so nette Leute wie uns getroffen. Der ältere heißt Puntsuk, der jüngere Tsering Dava. Wir sitzen stundenlang draußen an Muhameds Isas Feuer und plaudern gemütlich, und während sie mir alle Straßen, die sie in Tibet kennen, ausführlich beschreiben müssen, mache ich meine Aufzeichnungen. Tsering Dava hat die Pilgerfahrt zum Tso-rinpotsche, dem heiligen See Manasarovar, mitgemacht, der eines der Ziele

meiner Sehnsucht ist und schon lange der Gegenstand meiner Träume! Nun sollten die beiden uns nur noch drei Tage begleiten; sie hatten ihre Yaks und Schafe im Schutz ihrer Weiber und Kinder zurücklassen müssen, und es gab dort außerordentlich viel Wölfe; sonst hätten sie uns gern wer weiß wie weit begleitet. Vor 19 Tagen waren sie aus Gertse angelangt und wollten sechs Monate hier bleiben; 40 oder 50 Zeltgemeinschaften kommen alljährlich aus Gertse in diese Gegend.

Sie erzählten, daß die Tokpas oder Goldgräber, wenn sie sich auf zwei bis drei Monate nach den Goldfeldern hinauf begeben; geröstetes Mehl und Fleisch, das Schafe und Yaks tragen müssen, als Proviant mitnehmen. Wenn ihr Proviant verzehrt ist, kehren sie nach Hause zurück und ziehen an den Salzseen vorbei, wo sie ihre Tiere mit Salz beladen, das sie dann in bewohnten Gegenden gegen Gerste eintauschen. Sie verdienen also bei solcher Wanderung doppelt und können den übrigen Teil des Jahres davon leben.

Am Abend lag ein totes Pferd, mager und elend, mitten auf dem Eis in unserem Tal. Ich hatte es von dem Kaufmann in Leh, der mir im Dezember 1901 meine letzten neun Kamele abkaufte, um 70 Rupien erstanden. Es war wie ein Gespenst aus jener Zeit! Ebenso unerwartet starb am folgenden Morgen ein Maulesel. Er sah frisch und gesund aus und ließ sich wie gewöhnlich beladen, hatte aber noch nicht hundert Schritte zurückgelegt, als er schon tot hinstürzte. Die beiden kleinen tibetischen Pferde, die uns begleiten, interessieren sich sehr für ihre Stammverwandten in der Karawane; nur scheint es ihnen noch nicht klar zu sein, daß die Tiere, die so mager und elend aussehen, auch wirkliche Pferde sind. Im heutigen Lager Nr. 63 sahen wir, wie sie zu ihren Herren liefen und von ihnen zwei große Stücke steifgefrorenen Antilopenfleisches bettelten, das sie wie Brot mit großer Gier aus der Hand fraßen. Ebenso gern fressen sie Yak- oder Schaffleisch; die Tibeter versicherten, daß diese Kost sie zäh und ausdauernd mache. Man muß diese kleinen zottigen Ponies liebgewinnen; sie leben zum größten Teil vom Abfall der Jagdbeute, sind im Gebirge zu Hause und ertragen die Luftverdünnung mit größter Leichtigkeit; ihre Lungen sind ebenso wie die der Wildesel darauf eingerichtet. Die Kälte macht ihnen rein gar nichts; ohne die geringste Decke bleiben sie die Nacht hindurch im Freien, und selbst eine Kälte von — 30,4 Grad, wie wir sie in der Nacht auf den 17. November hatten, vermag ihnen nichts anzuhaben. Obgleich sie keine Hufeisen tragen, laufen sie die Abhänge gewandt und sicher hinauf und hinunter — und dabei sehen die Männer, die auf ihnen reiten, größer aus als die Pferde. Wir beobachten mit großer Heiterkeit, wie freundlich sie

einander auf jedem Lagerplatz begrüßen. Puntsuk, der Muhamed Isa den Weg zeigt, reitet einen kleinen rotbraunen Pony, der schon grast, wenn wir erst erscheinen. Sobald er seinen grauen Kameraden mit Tsering Dava erblickt, wiehert er fröhlich, spitzt die Ohren und läuft zu ihm hin; und der graue antwortet ebenso erfreut. Das ist anders, als unsere beiden Hunde, die, sowie sie einander erblicken, in die tollste Beißerei geraten.

Nun passierten wir das Seojynnagebirge; der eine Abhang war schwarzgetüpfelt durch die vielen, dort grasenden wilden Yaks, von denen Tundup Sonam zwei erlegte. Meine Leute nahmen die besten Stücke, den Rest sollten sich unsere Führer auf dem Heimweg abholen. Tundups Treffsicherheit imponierte ihnen augenscheinlich sehr, aber Tsering Dava versicherte, daß auch er in seinem Leben schon über dreihundert Yaks geschossen habe, was mir nicht übertrieben scheint, da sie ja vom Ertrag ihrer Jagd leben.

Jetzt geht es steil nach dem Paß Tschaktschom-la hinauf. Dava Tsering reitet vor uns her. Sein kleiner Pony rennt den Abhang hinauf! Während wir noch eine gute Strecke zurückzulegen haben, sehen wir den Mann und sein Pferdchen sich schon wie Silhouetten auf der Paßschwelle scharf gegen den Himmel abheben. Da oben, wo in einer Höhe von 5433 Meter viele Goldgräberstraßen laufen, steht ein Mal aus Granitblöcken. An einem Feuer, das Kälte und Wind sehr notwendig machten, betrachtete ich die ungeheuer weite Aussicht nach Süden hin, ein Gewirr von gelben, rötlichen und schwarzen Kämmen. Ebenen zeigten sich zwischen ihnen, und ich ahnte, daß uns ungünstiges Terrain bevorstehen werde. Nur ganz nahe im Südsüdosten bestand der größere Teil des Geländes aus einem flachen Becken und einem kleinen See. Auf sehr schroffem Pfad ritten wir nach dem Lager hinunter, wo die Tibeter aus Rücksicht auf die angekauften Yaks einen Ruhetag beantragten.

Während des Ruhetages rechneten wir mit unseren Führern ab, die so freundlich und hilfreich gewesen waren und die nun nach ihren kahlen, kalten Bergen, wo Winde und Wölfe um die Wette heulen, zurückkehren wollten. Sie erhielten jeder drei Rupien pro Tag als Vergütung, je ein Messer mit Scheide aus Kaschmir und einen ganzen Haufen leer geräuchter blecherner Zigarettenschachteln, über die sie sich noch mehr zu freuen schienen als über das Geld! Dann verschwanden sie schnell und leicht wie der Wind hinter den nächsten Hügeln — und wir waren wieder allein.

Bei 20 Grad Kälte feierten unsere neun Mohammedaner heute ihr „Aid" nach dem Ramadan mit Flötenspiel, Tanz und Gesang und mit einem frischgeschlachteten Schaf. In der Nacht sank die Temperatur auf

— 30,6 Grad! Die Tinte gefror unaufhörlich in der Feder, auch wenn ich über das Kohlenbecken gebückt saß; mein Wasserbecher enthielt schon nach wenigen Minuten nur noch einen Eisklumpen!

Am Morgen folgten wir, wie gewöhnlich, der Spur unserer Karawane. Da, nach einigen Stunden, sah ich von einem Paß aus 22 weidende Pferde, 300 Schafe und einige, entschieden zahme Yaks, und zwar in der Nähe eines Zeltes! Weiter westlich weideten an die 500 Schafe und eine Menge Yaks. In einem tiefen Talgang standen an einer vor dem Wind geschützten Stelle noch fünf aufgeschlagene Zelte, aus denen uns eine Schar bissiger Hunde entgegenstürmte. Männer, Frauen und Kinder kamen heraus, um nachzusehen, was denn eigentlich los sei. Die Karawane hatte sich in der Nähe, am Westufer des Sees Dungtsa-tso gelagert, und erhielt in kurzer Zeit Besuch von vier neuen Tibetern. Auch sie waren aus Gertse, vor zehn Tagen angelangt und wollten drei Monate hier bleiben. Die sechs Zelte beherbergten 40 Bewohner, die zusammen 1000 Schafe, 60 Yaks und 40 Pferde besaßen. Der älteste dieser neuen Freunde war ein lahmer, älterer Mann von 53 Jahren und hieß Lobsang Tsering. Er schenkte mir eine Schüssel dicker Milch und ein Bündel Räucherspäne, wie sie in Tempeln benutzt werden. Er war bereit, mir drei große Yaks für 23 Rupien zu verkaufen, und ich nahm sie, ohne mich auch nur einen Augenblick zu bedenken.

Als die Karawane am nächsten Morgen aufgebrochen war, stellten sich noch zwei Tibeter ein, denen es sehr darum zu tun war, uns auch zwei Yaks zu verkaufen. Als ich ihnen sagte, daß mein Geld bereits abmarschiert sei, baten sie um die Erlaubnis, mit mir nach dem nächsten Lager ziehen zu dürfen, wo der Kauf ja abgeschlossen werden könne. Abends waren wir also glückliche Besitzer von zehn vorzüglichen Yaks, zu deren Chef und Führer nun Tundup Sonam ernannt wurde. Unsere letzten Maulesel und Pferde trugen jetzt nur noch das ganz leichte Gepäck, und ich freute mich, sie alle am Leben erhalten zu können. Aber gerade hier erfror uns, allerdings bei 32,9 Grad Kälte, noch ein Maulesel!

Die Tagereise führte um den See herum und in ein breites Tal, das sich in südöstlicher Richtung hinzog. Mitten unter den zahmen Yaks der Nomaden weideten ganz friedlich anderthalbhundert Kulane! Ein Jüngling diente der Karawane als Führer, und der alte Lobsang Tsering ritt auf einem prächtigen gelben Pferd, das er um keinen Preis verkaufen wollte, wie ein Herold vor mir her. Er murmelte im Reiten mit unglaublicher Schnelligkeit Gebete — es klang wie das Summen einer Mückenkolonne über einer Linde am Sommerabend. Ich selber ritt

wieder meinen großen Apfelschimmel aus Jarkent, da mein kleiner weißer Ladaki sich ein paar Tage ausruhen sollte.

Das Lager wurde am Ufer eines Süßwassertümpels aufgeschlagen, in dessen festem Eise wir die ganze Nacht die wunderlichsten Töne hörten; es knallte und klatschte, gurgelte und schnob wie Kamele und Yaks; man konnte glauben, daß ein Heer von Wassergeistern unter dem Eisdach tanze. Die Hunde bellten das Eis wütend an, bis sie endlich begriffen, daß diese Geräusche mit in den Kauf genommen werden müßten.

Am abendlichen Lagerfeuer fragte Lobsang Tsering Muhamed Isa, ob wir am Gomo Tschangpas getroffen hätten. Muhamed Isa aber hatte Puntsuk und Dava Tsering versprochen, sie nicht zu verraten. Da kniff Lobsang ein Auge zu und sagte, Islam Ahun habe ihm schon erzählt, daß wir nicht nur Nomaden gesehen, sondern ihnen auch Yaks abgekauft und sie mehrere Tage lang als Führer gehabt hätten. Muhamed Isa versuchte, der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben, und erwiderte lachend, die Geschichte habe Islam Ahun sich wieder einmal ausgedacht. Aber der Alte war gewitzt, lächelte listig und schien die erste Version für die wahrscheinlichere zu halten. Für uns war es ein großer Vorteil, daß wir zuerst mit Gertsenomaden in Berührung gekommen waren, die in dem Lande, das wir durchreisten, selber Fremdlinge waren. Sie hatten keine Befehle, die uns angingen, aus Lhasa erhalten und waren unvergleichlich viel gutmütiger und freundlicher als jene Osttibeter, die während meiner früheren Reise sofort Boten südwärts geschickt hatten. Aber wir fanden jetzt, daß die Gertsenomaden voreinander Angst hatten; die ersten hatten uns ja gebeten, es keinem Menschen zu erzählen, daß sie uns geholfen hätten, und waren auch im richtigen Moment umgekehrt, um nicht von ihren Stammesgenossen aus Gertse gesehen zu werden.

Lobsang Tsering schien dagegen nicht ängstlicher Natur zu sein; er führte uns nach anderen Zelten, gab uns Auskunft über den Weg nach dem Bogtsang-tsangpo und wußte eine Menge interessanter Sachen zu erzählen. So sagte er, daß jährlich gegen viertausend Schafe und mehrere Hundert Yaks zum Transportieren des Salzes von den Seen, die wir vor kurzem verlassen hatten, benutzt würden, und daß das Salz nach Schigatse und Lhasa gebracht werde. Aus diesen Städten kämen auch die meisten Goldgräber, und es gebe nach Norden zu noch viele Goldfundstellen, die wir nicht gesehen hätten.

Daß Lobsang ein vornehmer Mann war, merkten wir bald. Denn alle erwiesen ihm die größte Achtung, und seinem Zeltlager hatten wir es ansehen können, daß er auch ein reicher Mann war. Er sprach mit Würde, und seine Stimme hatte eine gebildete, feine Klangfarbe. In

ſeinem Ausſehen erinnerte er an einen heruntergekommenen Schauſpieler, ohne Spur von Bart und mit lebhaftem Mienenſpiel in ſeinem ſchmutzigen, kupferbraunen Geſicht. Im Gegenſatz zu den anderen, die weiße Schaffellmützen trugen, prunkte er mit einem roten Turban, und auch ſein Pelz war mit rotem Wollzeug bezogen. Vorn im Pelz hatte auch er allerlei ſchöne Dinge ſtecken, unter anderem ein abſcheuliches Taſchentuch, einen dicken, bunten, viereckigen Lappen, der unaufhörlich benutzt, aber nie gewaſchen wurde! Dort verwahrte er auch ſein Schnupftabakshorn, das er mit einer gewiſſen Geſchicklichkeit ſelbſt im Wind zu handhaben verſtand. Der mehlfeine, gelbe Schnupftabak wird nämlich auf der Spitze des Zeigefingers im Schutz des Daumennagels zu einem Häufchen aufgeſchüttet und von dort ziemlich geräuſchvoll an ſeinen Beſtimmungsort befördert.

Jeden Abend erſtattete mir Muhamed Iſa Bericht. Heute ſtellte er ſich mit folgenden Worten ein: „Sahib, Rehim Ali geht es noch immer ſchlecht; er bittet, Allah ein Schaf opfern zu dürfen.“

„Meinetwegen, wenn er davon beſſer wird.“

„Ja, gewiß, Sahib.“

„Ich halte es für Schwindel, aber ſchlechter wird er davon keinesfalls, und die Mohammedaner erhalten ein gutes Extramahl. Ich ſpendiere alſo das Schaf.“

„Nein, Sahib, das geht nicht, dann bleibt das Opfer ohne Wirkung.“

„So. Kann ich morgen mittag die Nieren bekommen?“

„Nein, Sahib, nur Mohammedaner dürfen von einem Opferſchaf eſſen.“

„Ja ſo, es iſt ja wahr, euerer Meinung nach bin ich ja ein Kafir (Ungläubiger).“

Da proteſtierte er lachend, änderte aber das Geſprächsthema: „Jetzt haben wir noch 13 Mauleſel und 11 Pferde, oder im ganzen 27 Tiere von der urſprünglichen Karawane.“

„13 und 11 macht nur 24“.

„So? Dann muß ich ſie noch einmal überzählen“, ſagte mein redlicher Karawanenführer und machte ſich noch viel unnötige Arbeit, bis die Zahlen endlich ſtimmten. Es ſtellte ſich ſchließlich heraus, daß wir außer den Yaks noch 25 Tiere beſaßen.

Sechzehntes Kapitel.

Unsere Schicksale auf dem Weg nach dem Bogtsang-tsangpo.

Während der fünf letzten Tage hatten wir 67 Kilometer nach S 33° O zurückgelegt und zogen am 22. November noch eine kleine Strecke in derselben Richtung weiter. Wir befanden uns jetzt auf einem großen, deutlich erkennbaren Weg, der etwa fünfzig parallellaufenden Fußpfaden glich; die Schafe der Salzkarawanen und die Yaks der Goldgräber hatten sie ausgetreten. In der Gegend Kebetschungu, wo Nomaden lagerten, kehrten unsere neuen Freunde wieder um. In diesem Teil Tibets herrscht nicht dieselbe scharfgezeichnete Anordnung der Berge wie weiter östlich, wo Längstäler mit transversalen Bergketten abwechseln. Hier zieht man tagaus, tagein zwischen zusammengedrängten, weichen Hügeln umher und findet viel seltener zwischen ihnen eine kleine ebene Fläche. Aus diesem Gewirr erheben sich keine hohen, dominierenden Bergstöcke, und vergebens sucht der Blick nach den inselartigen Gletscherkuppen, die wir von Osttibet her kennen.

Während der starken Kälteperiode war das Wetter windstill gewesen, als aber nachts der Sturm wieder kam, wurde es nur —20,4 Grad. Am nächsten Tag war das Reiten überaus schwierig. Wir ritten nach Südsüdost und hatten starken Südweststurm, so daß wir in den Kaskaden staubgemengter Luft, die am Erdboden hinjagten, beinahe erstickten. Es ist eine böse Tortur; die Hände sind nicht zu benutzen, das Kartenblatt zerreißt, und man fragt sich, ob man noch lebend in das nächste Lager gelangt! Das Gesicht verzerrt sich und erhält einen ganz anderen Ausdruck, denn in dem ungehemmten Wind zieht man unwillkürlich die Gesichtsmuskeln zusammen, um die Augen zu schützen, eine Menge überflüssiger Runzeln entsteht, und diese werden weiß von dem feinen Staub, der ihre Falten ausfüllt. Die Augen sind blutunterlaufen und tränen, die Tränen rollen die Backen hinab, gefrieren und fangen den Staub

92. Seine Exzellenz der Gouverneur Hladſche Tſering (links) und ſein Sekretär.

Digitized by Google

93. Hladſche Tſering beim Aufbruch.

94. Hladſche Tſerings Gefolge; links Lundup, der mich ſpäter am Dangra-jum-tſo aufhielt.

95. Der Eilbote Ngurbu Tundup mit den letzten Briefen in die Heimat.

Digitized by Google

auf. Die Lippen ſind geſchwollen und geſprungen, und an den Nägeln platzt die Haut, ſo daß die Fingerſpitzen bluten!

Endlich erreiche ich, mehr tot als lebendig, das Lager, wo die Leute mit größter Anſtrengung Muhamed Iſas Zelt aufgeſchlagen und nach vielen Bemühungen ſchließlich auch ein Feuer angefacht haben, das nun, da es einmal im Brennen iſt, in wild flackernden Flammen lodert und nach allen Seiten Funken in den Tanz der Wirbelwinde hineinſprüht. Ich eile hin, um mein Blut wieder in Gang zu bringen, aber das erfordert Zeit. Nach und nach werden die Geſichtsmuskeln wieder beweglich, nehmen ihre frühere Lage wieder ein und erhalten ihr früheres Ausſehen zurück, und es zieht nicht mehr ſo in den Mundwinkeln, wenn man lacht, obgleich verwünſcht wenig Veranlaſſung zum Lachen iſt! Durch die Wärme angelockt, erſcheint ein halbes Dutzend unſerer letzten Mauleſel am Feuer. Sonam Tſering will ſie forttreiben, aber ich laſſe die armen Tiere, die ſo durchfroren ſind, dort ſtehen. Je weniger ihrer werden, deſto mehr pflegen wir die Überlebenden, und ich hoffe immer noch, daß wenigſtens einige von ihnen noch freundlichere Gegenden erreichen. Große Ausſicht iſt freilich dazu nicht, Gerſte und Mais ſind beinahe aufgezehrt, und an Reis iſt auch nur noch ein Sackvoll da.

An ſolchen Abenden ſehnt man ſich nach einem warmen Bett! Draußen klingt es, als veranſtalteten Artilleriewagen ein Wettrennen über unbehauenes Steinpflaſter! Der Wind kommt in Stößen, als werde er wie der Pulsſchlag hervorgepreßt. Man hört einen Windſtoß im Graſe ſauſen und weit hinten auf der Ebene erſterben, aber man hört gleichzeitig auch den nächſten in der Reihe, der ſich wie ein Waſſerfall aus dem Gebirge herabſtürzt, und macht ſich darauf gefaßt, daß er auf ſeiner wilden Jagd das Zelt fortreißt. Man denkt durchaus nicht mit Bedauern daran, daß der Tag ſich jetzt ſeinem Ende nähert, ſondern ſehnt ſich fort, fort — nur fort aus Tſchang-tang!

24. November. In einem Monat iſt heiliger Abend! Werden wir noch ſo lange beieinanderbleiben? Im vorigen Lager hatten die Tiere kein Waſſer erhalten, und auch am heutigen Lagerplatz fanden wir nichts anderes als hartes Eis am Eingang einer ſehr engen Talſchlucht, ſo daß in der Nacht wieder zwei Mauleſel verendeten und ihnen am Morgen ein dritter folgte. Auch mein Apfelſchimmel war angegriffen; ich ritt nun einen großen gelben Gaul, der vorher das Boot und dann die Küchenkiſten getragen hatte. Dieſe übernahm einer unſerer beſten Mauleſel; er ſtarb jedoch, noch bevor er den nächſten Lagerplatz erreichte, und ein Pferd mußte die Kiſten holen.

Vier Mauleſel an einem Tage! Jetzt hatte ich nur noch acht. Das

ganze Gepäck trugen die Yaks, die herrlichen Yaks! Als wir die Toten verließen, schlich ein Rudel Wölfe aus den Schluchten heran. Islam Ahun, der mich und Robert seit Rehim Alis Abenteuer begleitete, versuchte, sie zu verscheuchen, aber ohne Erfolg. Einen der Kadaver hatten vier große Geier schon übel zugerichtet; sie mußten früh angefangen haben, denn sie waren schon satt und hüpften nur langsam beiseite, als wir an ihnen vorüberritten. Die Raben warteten in einiger Entfernung, bis sie an der Reihe sein würden.

Von 58 Pferden und 36 Mauleseln waren uns nun noch zwölf und acht geblieben. Das Verhältnis zwischen den Überlebenden war also beinahe dasselbe, wie einst zwischen den ursprünglichen Zahlen. Es wäre jedoch übereilt, hieraus zu schließen, daß Pferde im Hochlande Tibets ebenso leistungsfähig seien wie Maulesel. Hätten wir statt der Jarkentpferde kleine, zähe Sanskaris besessen, so würde der Erfolg sicherlich zugunsten der Pferde gesprochen haben. Andererseits hatten wir aber nur Maulesel aus Poonch. Hätten wir statt ihrer tibetische gehabt, so würden sich diese wahrscheinlich besser bewährt haben als die Pferde. Aber in Ladak findet man nur selten tibetische Maulesel.

Weiter unten im Tal kamen wir an einem Mani-ringmo, einer Steinmauer, die mit Maniplatten bedeckt war, vorüber, und unsere Leute wurden beim Anblick dieser heimatlichen Denkzeichen ganz lebendig. Wir ritten auf eine Höhe mit weiter Aussicht. Im Südosten zeigte sich ein ziemlich großer See, den weiße Gipsfelder und Terrassen umgaben. Über drei, in sein westliches Ufer auslaufende Felskämme hinweg erreichten wir das Südufer, wo das Lager aufgeschlagen wurde. Dies mußte der Rinak-tschutsän sein, „die heiße Quelle des schwarzen Berges", denn alles stimmte mit der Beschreibung überein, die uns Lobsang Tsering davon gemacht hatte.

Unmittelbar südlich vom Rinak-tschutsän überschritten wir Bowers Route vom Jahre 1891. Wir bleiben nun wieder einige Tage in unbekanntem Land, bis wir Littledales Weg vom Jahre 1895, meinen eigenen von 1901 und den Nain Sings von 1873 schneiden.

Heute schrieben wir den 25. November, den Tag, den ich Oberst Dunlop Smith als den wahrscheinlichen meiner Ankunft am Dangrajum-tso angegeben hatte. Die Post mußte also schon lange vor mir am See sein. Die Post? Wir wußten nicht einmal, ob wir am Ufer ein gastfreies Zelt finden würden oder eine undurchdringliche Mauer von Pferden und Soldaten und einen Zaun von Gabelflinten!

In der Nacht sank die Temperatur auf —33,2 Grad, die größte Kälte, die wir bisher gehabt hatten! Wir zogen aber südwärts und

nach tieferliegenden Gegenden. Obgleich der Winter noch andauerte, konnte er uns wohl kaum mit noch niedrigeren Kältegraden beschenken. Vier Tage lang ging es nun der Mittagssonne entgegen, langsam über Pässe und durch gewundene Täler, über kleine Ebenen, wo Kiangs ihr prächtiges freies Leben genossen, über einen hartgefrorenen Fluß und an Quellen vorbei, um die herum Eis smaragdgrün in der Sonne glänzte, vorüber an einer Schafherde und vier Zelten und schließlich auf eine offene, von Bergen eingeschlossene Ebene hinaus, die sich nach Süden hin senkte und in deren Mitte ein beinahe ausgetrockneter Salzsee infolge der Gips- und Salzkristallisationen, die sein Becken noch enthielt, einen Lichtschein ausstrahlte, der sich nur mit dem Glanze frischgefallenen Schnees vergleichen ließ.

Die Gegend hieß Mogbo-dimrop; am Fuß der roten Berge erblickten wir sechs von Steinmauern umgebene schwarze Zelte. Namgjal und Tundup Sonam fanden nur acht Bewohner, Kinder, Knaben und Greise, denn die kräftigen Männer und Frauen waren mit dem Vieh ausgezogen. Diese Nomaden gehörten in die Provinz Naktsang; sie standen also unter der Herrschaft des Devaschung in Lhasa, und konnten uns daher über das Land am Dangra-jum-tso, dessen Nomaden von Taschi-lunpo aus regiert werden, keine Auskunft geben. Yaks und Schafe wollten sie gern verkaufen, wenn wir so freundlich wären, morgen noch hier zu bleiben.

Nun wanderte Muhamed Isa nach den Zelten und kam voll düsterer Ahnungen wieder. Ein älterer Mann aus einem benachbarten Zeltdorf war angelangt und hatte die anderen gewarnt! In scharfem, befehlendem Ton hatte er erklärt: „Wir wissen, daß ihr einen Europäer bei euch habt, und denen ist das Land verschlossen. Hindern können wir euch jetzt nicht, aber wir werden uns hüten, euch Yaks und Schafe zu verkaufen, und Auskunft können wir euch auch nicht geben. Es wäre für euch am besten, wenn ihr schleunigst wieder umkehrtet, sonst geht es euch schlimm!"

„Wir sind auf der Reise zum Taschi-Lama, der uns erwartet."

„Hier geht uns der Taschi-Lama nichts an, wir stehen direkt unter der Regierung in Lhasa."

Tundup Sonam, der mitgegangen war, hatte gemerkt, daß zwei Jünglinge fehlten, und war überzeugt, daß sie als Eilboten an den nächsten „Bombo" oder Häuptling im Süden abgeschickt worden seien! Wir mußten also möglichst schnell auf ein Gebiet gelangen, das von Taschi-lunpo aus regiert wurde.

Später näherte sich ein Wanderer unserem Lager. Er sah zerlumpt und elend aus und sagte, daß er zu einer Gesellschaft von 35 Pilgern

aus Naktschu gehöre, die mit 600 Schafen und 100 Yaks den heiligen See und Berg in Ngari-korsum besucht hätten und nun auf dem Heimweg nach Naktschu seien, wo sie erst in drei Monaten anlangen würden. Die Wallfahrt nehme zwei Jahre oder noch länger in Anspruch, da sie überall, wo sie gute Weide fänden, tagelang und manchmal auch wochenlang blieben. Sie zögen auf der Nordseite des Tschargut-tso und benutzten eine altbekannte Pilgerstraße.

Am 1. Dezember brachen wir daher in aller Frühe auf und bei einer Kälte von 31,2 Grad, die wieder einem Maulesel das Leben kostete. Er wurde sofort von fünf Wölfen aufgefressen, die so dreist waren, daß sie nicht einmal aus dem Weg gingen, als wir vorüberritten. Da, wo wir die Hälfte unseres Weges zurückgelegt hatten, stand ein Zelt, dessen einzige Herren zwei bissige, hellgelbe Hunde zu sein schienen. Aber sicher waren die Bewohner nur zu furchtsam, um sich zu zeigen, betrachteten uns aber durch ihre Gucklöcher. In der Nähe des heutigen Lagers standen wieder Zelte, in denen meine gewöhnlichen Unterhändler zwei Yaks, drei Schafe und eine Kanne schmutziger Milch erstanden. Ehe die Tibeter sich auf den Handel einließen, hatten sie sich erst erkundigt, ob sich nicht ein „Peling", ein Europäer, unter uns befinde, und erklärt, daß sie unser Lager besuchen wollten, um sich davon zu überzeugen, daß das nicht der Fall sei. Es war ihnen aber erwidert worden, daß der Vornehmste unserer Gesellschaft ein „Kalun", ein hoher Beamter, aus Ladak sei und daß wir mehrere gefährliche Hunde hätten. Daraufhin hatten sie den Besuch aufgegeben. Doch als wir aufbrachen, fanden sich zwei von ihnen ein, und Muhamed Isa nahm den einen als Führer mit. Der andere blieb bei uns stehen und betrachtete mich prüfend darauf hin, ob ich ein „Peling" oder ein „Kalun" sei. Klar ist ihm die Sache gewiß nicht geworden, denn er sah außerordentlich bekümmert aus, als wir fortritten.

Heute verirrten Robert und ich uns. Wir hatten den Hadschi als Führer mitgenommen, aber er verlor die Fährte und ging in seiner Dummheit aufs Geratewohl weiter. Als er dann die Spur wieder suchen sollte, ließen wir uns auf einer offenen Stelle an einem Feuer nieder, während der Sturm über uns hinsauste, und sahen dunkle, drohende Schneewolken über das Gebirge im Norden hinziehen. Schließlich wurde Muhamed Isa unruhig und schickte Späher aus, die die Vermißten endlich wieder aufspürten.

Das Lager Nr. 77 war in die höheren Regionen eines Nebentales verlegt worden, wo eine Quelle zu gewaltigen Eisschollen gefroren war. Am Feuer trafen wir zwei Fremde mit roten Turbanen, um die sie

ihren Zopf gewickelt hatten, mit elfenbeinernen Ringen, silbernen Götterdosen und Pelzen, die mit roten und grünen Bändern verziert waren; sie waren mit Säbeln bewaffnet, die in silberbeschlagenen, reich mit schlechten Korallen und Türkisen besetzten Scheiden staken; sie trugen neue bunte Filzstiefel und hatten ihre schwarzen Musketen über die Achsel gehängt. Sie gehörten zu der Pilgerschar aus Naktschu. Unsere Ladakis waren jedoch überzeugt, daß sie nur gekommen seien, um zu spionieren. Wenn wir ihnen zu stark erschienen, würden sie — wie es auch geschah — nur fragen, ob wir etwas zu verkaufen hätten, im anderen Fall aber unsere Pferde stehlen. Sie traten indessen sehr höflich auf, waren außerordentlich freundlich und versprachen, am nächsten Morgen mit einigen Yaks und Schafen, die wir kaufen könnten, wiederzukommen.

„Wir bleiben bei euch, bis es dunkel ist und kommen schon vor Tagesanbruch wieder. Denn wenn jemand sähe, daß wir mit einem ‚Peling' Handelsgeschäfte machen, würde es uns teuer zu stehen kommen!"

„Ihr braucht durchaus nicht bange zu sein, wir werden euch nicht verraten", sagte ich.

„Auch wenn ihr uns verratet, Bombo Tschimbo, erwischt man uns nicht so leicht. Es gibt viele Naktschupilger auf dem Weg nach dem heiligen Berge Kang-rinpotsche (Kailas)."

„Beruhigt euch und kommt mit den Tieren, ihr sollt gut bezahlt werden."

„Gut. Aber sagt, seid ihr nicht der Peling, der vor fünf Jahren mit zwei Begleitern nach Naktschu kam und vom Gouverneur zum Umkehren gezwungen wurde?"

„Ja, das war ich."

„Wir selbst haben euch nicht gesehen, aber die ganze Provinz sprach von euch, und ihr hattet Schereb Lama als Führer. Ihr hattet auch eine große Karawane mit Kamelen und mehrere Russen in eurem Dienst."

„Wie könnt ihr euch alles dessen noch erinnern?"

„Ach, man redete viel davon: es wäre ein Wunder, wenn ihr den Räubern entgehen würdet."

An dieser wenig schmeichelhaften Popularität erkannte ich klar, daß, wenn selbst die gewöhnlichen Leute so genau über mich unterrichtet waren, es den Behörden leicht sein mußte, meinen Spuren zu folgen. Jetzt wußten die Tibeter also schon, daß ich und kein anderer nach dem Herzen des verbotenen Landes zog! Wie schnell mußte diese Tatsache auf den Flügeln des Gerüchtes nach Süden dringen! Wie schnell würde der Devaschung mir halt gebieten! Wo würden unsere stolzen Wogen sich brechen, ein unerbittliches „Bis hierher und nicht weiter!" sich auf einem

Hintergrund von Vorderladern und blanken Säbeln auf meinem Wege erheben? Ja, wo würden meine Träume wieder in Scherben gehen und die Pulse meiner Sehnsucht zu schlagen aufhören?

Am Morgen, als die Pilger wiedergekommen waren, wurde ich sehr früh geweckt und ging hinaus, um mir den Markt zu besehen, der wie mit einem Zauberschlag aus dem Schutt der Wildnis herausgewachsen war. Die Sonne war noch nicht über das Gebirge gestiegen, das Lager lag in eiskaltem Schatten, und die Luft war trübe und rauh. Der Rauch ringelte sich zum Ersticken dick von den Feuern empor, und durch seine Wolken erblickte ich sechs vortreffliche Yaks mit aufgelegten Holzsätteln. Die Tibeter in ihrer malerischen Tracht mit den an ihrer Seite klappernden Säbeln, Messern und Anhängseln gestikulierten lebhaft und hoben mit einem Schwall gewählter Worte die außerordentlichen Eigenschaften der Grunzochsen hervor. Das Ende vom Liede war, daß alle sechs Yaks in meinen Besitz übergingen und ich außerdem noch zwei Pakete Ziegeltee, einen Sack Bhutantabak und ein paar Magen Butter kaufte. Robert stapelte die blanken Silbermünzen in meiner Zelttür in Reihen auf, und die Augen der Tibeter glänzten vor Freude bei dem Anblick so vielen Geldes und beim Hören des hellen Silberklanges. Einige leere Blechdosen und eine ditto Zigarettenschachtel wanderten wie gewöhnlich vorn in den Pelz.

„Kennt ihr den Weg nach Süden?" fragte ich.

„Ja, den kennen wir schon."

„Habt ihr Lust, uns zu begleiten, so erhaltet ihr täglich drei Rupien."

„Lust hätten wir wohl dazu, aber wir wagen es nicht."

„Wovor fürchtet ihr euch?"

„Wir haben gehört, daß im Süden dieses Passes das Land aufgeboten wird und daß man Soldaten sammelt, um euch das Weiterreisen unmöglich zu machen. Wir müssen schnell nordwärts. Die unseren sind schon vorausgezogen."

„Wo glaubt ihr, daß die Soldaten uns erwarten?"

„Das weiß niemand, aber daß man sie versammelt, ist sicher."

„Was haben sie, euerer Ansicht nach, mit mir vor?"

„Sie werden euch hindern, weiter nach Süden zu gehen, wollen euch aber nichts zuleide tun."

„Woher wißt ihr das?"

„Weil der Bombo Tschimbo das vorige Mal freundlich war und sich nicht weigerte nach Westen zu ziehen, als sie es verlangten."

„Welchen Weg werden sie mich nun wohl ersuchen einzuschlagen?"

„Wahrscheinlich denselben wie damals, nach Ladak."

Das Silbergeld klapperte in den Blechſchachteln, als ſie zu Pferde ſtiegen und talabwärts verſchwanden, während wir, jetzt Eigentümer von achtzehn prächtigen Yaks, uns mühſam nach dem kleinen, aber ſteilen Paß, deſſen Sattel ſich über dem Lager 77 erhob, hinaufarbeiteten. Man hatte eine weite Ausſicht nach Süden auf ſeitliche Kämme, die durch breite Täler voneinander getrennt waren. Aber lange dauerte es nicht, bis heftiges Schneegeſtöber uns von dort verjagte. Erſtarrt vor Kälte ritten wir in das ebene Land hinab.

Von der Ebene aus deutete der Hadſchi mit der Hand nach dem Paß zurück — dort hoben ſich drei Reiter ſchwarz vom Schnee ab; ſie ritten in ſtarkem Trabe bergab und hatten uns bald eingeholt. Ihre ſchwarzen, ſchnaubenden Pferde dampften, ſie ſelber trugen Flinten an Schulterriemen und Säbel im Gürtel. Die rotvioletten Mäntel hatten ſie zuſammengefaltet hinter ſich auf dem Sattel und ritten in Schafpelzen, die ſchwarz und fettig ausſahen vom Ruß der Lagerfeuer und dem Blut und Fett des getöteten Wildes, das im Lauf der Jahre zu einer blanken, von Riſſen durchfurchten Kruſte erſtarrt war. Da ich das Ziel ihres Rittes geweſen war, folgten ſie uns auf den Ferſen, mäßigten dann ihre Eile und ritten an meine Seite (Abb. 85). Kurz und dreiſt fragte ein grober Kerl:

„Was ſeid ihr für Leute?"

„Pilger."

„Woher kommt ihr?"

„Aus Ladak."

„Wohin reiſt ihr?"

„Nach dem Dangra-jum-tſo."

„Leute, die aus Ladak kommen, kommen nie von Norden!"

„Das iſt gern möglich, aber wir kommen von Norden. Wo ſeid ihr ſelbſt geweſen?"

„Bei Verwandten, die im Oſten lagern. Wir haben noch zwei Tagereiſen bis nach Hauſe."

Darauf ſpornten ſie die Pferde und ritten nach meiner Karawane, die im Schutz eines Felſens lagerte. Hier ließen ſie ihre Tiere graſen, betrugen ſich, als ob ſie zu Haus wären, und unterwarfen Muhamed Iſa demſelben Kreuzverhör. Kurz vor Sonnenuntergang ritten ſie nach Weſten weiter. Ich hatte das unbehagliche Gefühl, daß ſich etwas Verhängnisvolles, etwas Entſcheidendes vor uns zuſammenbraue und unſer Schickſal ſich vielleicht ſchon morgen entſcheiden werde. Denn es war ſonnenklar, daß die Männer nur Spione geweſen ſein konnten. Sie waren eine Patrouille der vielköpfigen Schar von Eilboten, die auf

Befehl von Lhasa in alle Täler geschickt wurden, um die Kriegstüchtigen zusammenzutrommeln. Bald würden wir diese unbestechlichen Reiter wie Pilze aus dem Boden aufschießen sehen!

Zu unserer Stimmung, in Erwartung des Schicksals, das uns erwartete, paßten auch das Lager 78 und das Wetter. Weide war nicht vorhanden, nur Eis, und das Brennmaterial war erbärmlich. Undurchdringliche Wolken verbargen den Himmel, auf den Bergen schneite es, der Nordweststurm heulte klagend um alle Ecken und jagte Asche und Dungfasern in Wirbeln umher, so daß sie auch in mein Zelt hineintanzten, wo die Hunde in einer Ecke zusammengerollt lagen, um einander zu erwärmen.

Am 4. Dezember ließen wir wieder einen Maulesel zurück. Das Land lag unter einer Schneedecke, und der Ritt war schrecklich kalt, Eiszapfen bildeten sich am Schnurrbart, und mein rechter Fuß wurde gefühllos. Hunderte von Antilopen und Kiangs weideten auf der linken Seite unserer Straße; die Hunde stürmten auf sie los, kehrten aber bald wieder um, da jene sich nicht von der Stelle rührten. Menschen zeigten sich nicht; wir glaubten, daß der eigentliche Widerstand erst am Bogtsangtsangpo erfolgen werde, also gerade da, wo man mich das letztemal gezwungen hatte, mich wieder westwärts zu wenden.

Aber nicht einmal am Bogtsang-tsangpo, den wir am nächsten Tag erreichten und überschritten, zeigte sich etwas Verdächtiges. Wir beruhigten uns wieder und ruhten am 6. Dezember noch hier, in einer Höhe von 4767 Meter. Unser Vorrat an Reis und Mehl war aufgezehrt, nur für mich war noch ein wenig da, so daß ich jeden Morgen und Abend mein frischgebackenes Weißbrot erhielt. Die anderen aber mußten ausschließlich von Schaffleisch leben, so daß jeden Tag mindestens ein Schaf draufging.

Gerade als Tundup Sonam und zwei der anderen von einer Rekognoszierung, die uns sechs fette Schafe einbrachte, heimkehrten, sahen wir wieder sechs Männer zu Fuß auf unser Lager zukommen. Unser Großwesir Muhamed Isa mußte sie erst empfangen, ehe sie vor mich gebracht werden durften. Der vornehmste von ihnen stellte sich selber vor:

„Ich bin der Gova (Distriktschef) dieser Gegend und habe von Norden Nachricht erhalten, daß ihr auf dem Weg nach Süden seid. Vor fünf Jahren seid ihr hier mit 25 Kamelen vorbeigezogen. Ich komme jetzt, um euch zu fragen, wie ihr heißt, wie viele Diener und Lasttiere ihr habt und wohin ihr wollt."

„Warum stellt ihr diese Fragen?"

„Weil ich dem Gouverneur von Naktsang Nachricht geben muß; sonst schneidet er mir den Hals ab!"

96. Der Paß von La-rock. Manis mit flatternden Gebeten.

97. Am Ufer des Brahmaputra bei Lamo-tang.

Digitized by Google

98. Ein Haus im Dorf Rungma.

99. Das Tal des Tsangpo westlich von Lamo-tang.

Digitized by Google

Er erhielt die gewünſchte Auskunft und fragte dann:

„Will der Bombo Tſchimbo ſo freundlich ſein und hier warten, bis die Antwort eintrifft?“

„Wo iſt der Gouverneur von Naktſang?“

„In Schanſa-dſong am Kjaring-tſo.“

„Wie lange dauert es, bis ein Bote ihn erreicht?“

„Zehn Tage.“

„Die Antwort würde alſo in zwanzig Tagen hier ſein. Nein, danke, ſo lange zu warten habe ich keine Zeit.“

„Ihr müßt aber doch drei Tage hierbleiben, bis ich mir einen Schreibkundigen habe kommen laſſen.“

„Nein, ich breche morgen auf.“

Soweit war demnach alles gut gegangen. Anſtatt auf eine Kriegsmacht zu ſtoßen, fand ich das Land noch zwanzig Tage offen! Nachher aber würde es anders werden; der Gouverneur von Naktſang würde mich keinen Schritt weiter nach Süden laſſen, ich kannte ihn aus dem Jahre 1901 und wußte, daß er unerbittlich war! Im allerbeſten Fall würde er uns feſthalten, bis die Antwort der Regierung eintraf; ich hätte wie Dutreuil de Rhins und Grenard einen, wenn nicht gar zwei Monate warten müſſen.

Unſer Häuptling verfolgte aber auch ſeine eigene kleine Privatpolitik und ſagte, das Verhältnis zwiſchen dem Devaſchung und Indien ſei jetzt freundlich und er werde uns daher wie Freunde behandeln. Uns Laſttiere verkaufen oder uns gar Führer zu geben, wage er ohne Befehl des Gouverneurs nicht, aber alle Auskunft, die ich begehrte, wolle er mir gern erteilen. Er nannte uns auch einige Namen, die mit den von Nain Sing angegebenen übereinſtimmten und zeigten, wie gewiſſenhaft der berühmte Pundit ſeinen Auftrag ausgeführt hat. Den im Norden unſeres Lagers liegenden Kegel nannte er Tugu-lhamo; der Gobrang iſt ein Bergrücken nordöſtlich davon, und ein Nebental heißt Ragok. Nain Sing nennt dafür Dubu Lhamo, Gobrang und Ragu. Er berechnete die Entfernung nach dem Dagtſe-tſo, dem Salzſee, an dem ich im Jahre 1901 an der Mündung des Bogtſang-tſangpo lagerte, auf neun Tagereiſen. Daß Nain Sing ſich hier im Irrtum befindet und den Fluß ſich in den Tſchargut-tſo ergießen läßt, iſt leicht erklärlich, da er nicht ſelbſt dort geweſen iſt und ſich zu ſehr auf die oft unzuverläſſigen Angaben der Häuptlinge verlaſſen hat.

Im Lauf des Abends war der Häuptling noch freundlicher geworden und hatte unter dem Vorwand, daß er uns im Auge behalten müſſe, den Vorſchlag gemacht, uns drei Tage zu begleiten. Er werde

jedoch in einiger Entfernung von uns bleiben und sich, wie die Nachteule, nicht eher bei mir einstellen, als bis es ganz dunkel geworden sei. In der Nacht schlug er sein oben grünes, unten weißes Häuptlingszelt neben unseren Zelten auf.

In fünfeinhalb kurzen Tagereisen zogen wir nun ostwärts am Bogtsang-tsangpo entlang, teils in unmittelbarer Nähe des Flusses, teils in Paralleltälern auf seiner Südseite. Am 7. Dezember verloren wir ihn aus dem Gesicht, aber in der Gegend von Pati-bo kam er durch ein schmales Quertal wieder. Nach Osten hin ist sein Gefälle außerordentlich langsam, und der Fluß schlängelt sich in den tollsten Bogen, so daß der Pfad das Ufer nur an den Südkrümmungen berührt. Eine Menge Feuersteine und gemauerte Herde zeigt, daß viele Nomaden den Sommer am Bogtsang-tsangpo zubringen. Die Wassermasse ist sehr unbedeutend, da der Fluß hauptsächlich von Quellen gespeist wird, die ihre Nahrung nur von den Herbstregen erhalten, im Winter aber versiegen. Überall liegt dickes Eis, das infolge des beständigen Sinkens des Flusses stark konkav wird. Die Bergketten auf beiden Seiten ziehen in ostwestlicher Richtung; manchmal sieht man im Süden gleichzeitig drei solche Kämme. Oft wundert man sich über die Launenhaftigkeit des Flusses, mit einer scharfen Biegung einen felsigen Bergkamm zu durchschneiden, und meint, es müsse für ihn doch viel bequemer sein, in dem bisherigen offenen Längstal weiterzufließen. Aber wie die meisten Gebirgsländer, bietet Tibet viel rätselhafte, schwer zu beantwortende Probleme solcher Art. Da, wo auf unserer Seite relativ warme Quellen münden, ist der Fluß eine kleine Strecke weit offen. In einigen solcher Waken fing Robert Fische, eine sehr angenehme Abwechslung unserer einförmigen Kost.

Nachts hatten wir meist 30 Grad Kälte, am 12. Dezember —31,5 Grad. Die Karawane bestand jetzt außer den 18 Yaks nur noch aus 11 Pferden und 4 Mauleseln! Die Yaks sind nicht an lange Tagesmärsche gewöhnt, so daß wir sehr langsam nach Osten vorrückten. Wir konnten die Märsche nicht beschleunigen, so gern wir auch gewollt hätten. Auch unter den Leuten kränkelten nun mehrere, und die Apotheke wurde fleißig benutzt. Besonders litt Muhamed Isa an heftigen Kopfschmerzen, und manch liebes Mal, wenn wir vorbeiritten, lag er hingestreckt auf dem Rücken an der Erde. Er bekam Antipyrin und Chinin, und ich gab ihm den Rat, möglichst wenig zu Fuß zu gehen.

Der Häuptling fühlte sich bei uns immer heimischer und beobachtete die bisherigen Vorsichtsmaßregeln nicht länger. Manchmal sprach er unterwegs bei Nomaden vor, sein Zelt aber wurde stets inmitten der unseren aufgeschlagen. Täglich brachte er mir einen oder zwei Nomaden;

ſie erteilten Auskunft über das Land und verkauften uns Milch und Schafe. Mehrere waren aus Ombo, einem Dorf und einer Gegend am Norduſer des Dangra-jum-tſo, wo ein paar ſteinerne Hütten ſtehen und Gerſte gebaut wird. Die Weide ſoll um den See herum ſo erbärmlich ſein, daß die Bewohner ſeiner Ufer im Winter mit ihren Herden nordwärts ziehen müſſen. Von einem Poſtboten aus Schigatſe hatten ſie leider nichts gehört, ebenſowenig aber von einem gegen uns gerichteten Aufgebot.

Am 12. Dezember verließen wir den Bogtſang-tſangpo und ſchlugen die Richtung nach Südoſten ein. Am Abend erhob ſich heftiger Sturm, und das Temperaturminimum ſank auf nur —10,3 Grad; in der vorhergehenden Nacht hatten wir noch 31,5 Grad Kälte gehabt!

Nachdem über Nacht noch ein Mauleſel verendet war und die überlebenden Tiere ſorgfältig vor den außergewöhnlich dreiſten Wölfen hatten behütet werden müſſen, brachen wir am 13. Dezember nach dem Paß La-ghjanjak (5161 Meter hoch) auf, wo ein Steinmal in Pyramidenform die Waſſerſcheide zwiſchen dem Bogtſang-tſangpo und dem Dangra-jum-tſo bezeichnet (Abb. 86). Den Fluß ſieht man in ſeinem Tal bis an ſeinen Endſee Dagtſe-tſo ſich hinſchlängeln; der Dangra-jum-tſo iſt noch nicht ſichtbar, aber zwiſchen zwei gewaltigen Gebirgsſtöcken ahnt man ſeine Talmulde. Dort liegt der heilige See, der ſo lange mein Ziel geweſen war und wohin ich den Oberſt Dunlop Smith gebeten hatte mir meine Poſt zu ſchicken! Im Südoſten erhoben ſich über einem Meer von Bergeswellen zwei dominierende Schneegipfel, und in derſelben Richtung zeigte ſich ein kleiner, runder See, Tang-jung-tſaka genannt, den bereits Nain Sing geſehen hat, aber Tang-jung-tſo nennt. Das Land macht einen verlaſſenen, menſchenleeren Eindruck; keine Reiter ſprengten durch die Täler, um uns den Weg zu verſperren! Weiter abwärts kamen wir an zwei Zelten vorüber, deren Bewohner uns ſagten, daß wir auf einem falſchen Weg ſeien, wenn wir nach dem Dangra-jum-tſo wollten, da man dorthin in vier kurzen Tagereiſen in direkt ſüdlicher Richtung gelange. Ganz Naktſang wußte, wie ſie behaupteten, daß ein „Peling" ſich nahe, ein Gerücht, das ſich jedoch augenſcheinlich von Norden, nicht von Süden her, verbreitet hatte. Wenn der Poſtbote wirklich am See angelangt war, mußte er erfahren, daß wir uns in der Nähe befanden, und würde uns aufſuchen.

Jetzt waren es wieder 31,1 Grad Kälte, und wir ließen die Tiere einen Tag verſchnaufen. Währenddeſſen machte ich mit Robert und Schukkur Ali eine Fußwanderung durch einen ungewöhnlich wilden, maleriſchen Talgang, der ſtellenweiſe wenig über einen Meter breit, zwiſchen

ſenkrechten Bergwänden eingeſchnitten war. Manchmal iſt der Boden durch abgeſtürzte Blöcke ausgefüllt, die den Weg verſperren, im übrigen aber füllt ihn ein Bach aus, deſſen Waſſer jetzt gefroren iſt. Auch die Stromſchnellen und Waſſerfälle dieſes Baches beſtanden aus glashellem Eis und ſchimmerten blaugrün in der Tiefe des Tales, wo die Sommerflut ſeltſame Grotten ausgehöhlt hat. Hier wurde der Wind wie in einem Blaſebalg zuſammengepreßt und tobte und pfiff um die Felſenvorſprünge. In einer Erweiterung des Tales zündeten wir ein Feuer an und hielten Raſt. Längs der Felswand über uns ſchwebten ſechs ſtolze Adler, ohne die Flügel zu bewegen.

Verabredetermaßen kam uns Rabſang mit einigen unſerer Yaks entgegen, ſo daß wir nach Hauſe reiten konnten. Aber er brachte auch beunruhigende Nachrichten. Bei den Zelten, die wir geſtern weiter aufwärts im Tal geſehen hatten, hätten ſich zwölf bewaffnete Reiter verſammelt, um uns den Weg zu verlegen. Es ſei nämlich durch einen Eilboten Nachricht aus Schigatſe gekommen, daß man mich nach Norden zurückzutreiben habe! Ich ſtellte weiter keine Frage, unſer Heimritt ging ſchweigend vor ſich. Es war ein zu bitteres Gefühl, gerade jetzt — nun ich vom La-ghjanjak auf das große unbekannte Land hinabgeſchaut hatte, das nur von Nain Sings Route im Jahre 1874, die ich an einem einzigen Punkt zu kreuzen beabſichtigt hatte, durchſchnitten wird — alle die ſchönen Entdeckungen, von denen ich ſo lange geträumt hatte, wie Nebelbilder verblaſſen zu ſehen. Und beſonders grämte ich mich in dem Gedanken, daß ſpäter andere hierherkommen und mir dieſe Eroberungen rauben würden! Erinnerungen vom verfloſſenen Herbſt und Vorwinter ſummten mir im Kopf; die gewaltige Brücke, die wir über Tſchang-tang geſpannt, hatte bis jetzt gehalten, im letzten Augenblick waren uns die Nomaden zu Hilfe gekommen. Eine ſchöne, kühne Reiſe war es bisher geweſen, aber ich hatte ſie immer nur als ein Vorſpiel der ſtolzen Pläne betrachtet, die mich des Nachts wach hielten und während der troſtlos langen Ritte meine Gedanken feſſelten. Und nun wurde ihnen der Todesſtoß verſetzt! Jetzt ſollten ſich meine Siegesträume in blauen Dunſt auflöſen wie der Rauch des Lagerfeuers, das den ſüdlichſten Punkt meines Vordringens in das verbotene Land bezeichnete!

Siebzehntes Kapitel.

Weihnachten in der Wildnis.

Sehr niedergeschlagen, aber äußerlich ruhig stieg ich vom Yak und ging in mein Zelt, als gerade Tsering das Kohlenbecken brachte. Das Zelt erschien mir öder als sonst, das Kohlenbecken erregte in mir ein Gefühl der Müdigkeit, und mir war als merkte ich in diesem Augenblick erst, wie einsam und schwer mein Leben diesen ganzen Winter hindurch gewesen war. Aber Tsering war ebenso selbstbewußt wie immer und kratzte mit seinen Schmiedfingern im Feuer, um einige noch qualmende Dungkohlen zu entfernen.

„Nun siehst du, daß ich doch recht hatte! Wie oft habe ich euch gesagt, daß man uns am Bogtsang-tsangpo Halt gebieten wird", sagte ich.

„Halt gebieten?" rief Tsering erstaunt aus.

„Ja, jetzt sitzen wir fest! Aber ich gehe keinen Schritt von der Stelle, ehe die Tibeter mich nicht mit einer neuen Karawane versehen haben, selbst wenn der ganze Winter darüber hingehen sollte. Nachher ziehen wir nordostwärts, suchen die mongolische Pilgerstraße und eilen nach Peking. Ich will die Mandarinen zwingen, mich die Teile von Tibet, wo noch kein Europäer gewesen ist, sehen zu lassen!"

„Ich verstehe nicht, was der Sahib meint; bis jetzt hat uns ja noch keiner gehindert, und nach Süden hin liegt das Land offen vor uns."

„Was sagst du da? Sind sie nicht gerade heute gekommen, um uns am Weiterziehen zu hindern?"

„Nein, im Gegenteil, bei Muhamed Isa sitzen drei Tibeter und sind eitel Höflichkeit und Freundlichkeit."

„Hat Rabsang mir und dem Babu Sahib (Robert) denn einen Streich gespielt?"

„Ach," antwortete Tsering lachend, „jetzt verstehe ich die Geschichte! Rabsang war heute morgen bei den oberen Zelten und hat sich dort von einem Tibeter bange machen lassen, der ihm gesagt, man würde uns zwingen, zu bleiben, wo wir sind, weil wir nicht berechtigt seien, durch

Naktſang ſüdwärts zu reiſen. Aber das waren nur die eigenen Gedanken des Tibeters, und Rabſang, der gleich nachher mit den Yaks nach dem Tale gehen mußte, hat gar nicht gehört, was bei uns wirklich vorgegangen iſt."

„Schön, Tſering, ſchlachte das fetteſte Schaf, das wir haben und lade alle zu dem Schmauſe ein; ich will Nieren haben, in ihrem eigenen Fett gebraten!"

Jetzt erſchien mir das vom Sturm gepeitſchte Zelt bequemer als je zuvor, und das Kohlenbecken ſtrömte gemütliche, freundliche Wärme aus! Ich ſaß noch in Gedanken vertieft und fragte mich, ob dies vielleicht ein gutes Omen ſei, da kündigte Muhamed Iſa mir den Beſuch der drei Tibeter an. Ich bat ſie, ſich ans Kohlenfeuer zu ſetzen. Mich an den Vornehmſten wendend, der einen blutroten Pelz mit ziegelroter Fuchspelzmütze trug, fragte ich, wer er ſei.

„Ich bin Karma Tamding aus Tang-jung", antwortete er, und ich wunderte mich, daß er ſofort ſeinen Namen nannte, wovor ſie ſonſt oft Angſt haben, weil die Kenntnis des Namens zu Repreſſalien ſeitens der Machthaber führen kann.

„Wir ſind hier alſo in der Provinz Tang-jung?"

„Ja, Bombo Tſchimbo, der Paß, den ihr geſtern überſchritten habt, iſt ihre Nordgrenze; nach Weſten hin erſtreckt ſich Tang-jung drei Tagereiſen weit, nach Oſten auch drei und nach Süden bis an den Dangra-jum-tſo."

„Warum biſt du in mein Zelt gekommen, Karma Tamding? Hat ein Höherſtehender es dir befohlen?"

„Nein, aber tolle Gerüchte ſind hier einige Zeit im Umlauf geweſen. Erſt war da ein altes Weib, das wiſſen wollte, von Norden her kämen zweihundert Leute. Große Räuberbanden aus Naktſchu haben die Nomaden im Norden ausgeplündert, und wir hielten es für ſicher, daß es die Räuber ſeien, die nun auch in unſer Land kämen. Vorgeſtern hörten wir nun, daß es nur ein friedlicher Europäer ſei, der unſeren Leuten allerdings auch Yaks, Schafe, Butter und Milch abnehme, aber ſtets gut dafür bezahle. Ich bin nun gekommen, um mir unſere Gäſte mit eigenen Augen anzuſehen, und ich freue mich ſehr darüber, ſtatt der Räuberbande euch zu finden."

„Du haſt alſo nicht gehört, daß irgendein Bote aus Schigatſe ſich nach uns erkundigte?"

„Nein, kein Wort. Aber gerade heute habe ich gehört, daß ein Eilbote vom Bogtſang-tſangpo nach Schanſa-dſong abgeſchickt worden iſt und daß von dort Eilboten nach Lhaſa gehen ſollen."

„Willst du so gefällig sein, uns Yaks zu verkaufen, Karma Tamding?"

„Ja, gern. Ich habe euch übrigens auch vor fünf Jahren am Bogtsang-tsangpo gesehen. Da wurdet ihr mit einer großen Eskorte und zwei Offizieren über die Grenze geschafft, aber jetzt scheinen die Europäer zum Durchzug durch das Land berechtigt zu sein."

„Willst du uns Führer besorgen?"

„Gern, aber welchen Weg gedenkt ihr einzuschlagen? Wenn ihr nach dem Dangra-jum-tso gehen wollt, müßt ihr über den Kam-la, der ein Ende weiter aufwärts in diesem Tale liegt. Zieht ihr den Weg am Ngangtse-tso vor, dann müßt ihr nach Osten weiter. Uns ist es einerlei, welchen Weg ihr einschlagt, aber ich muß es genau wissen. Ich reite dann nach meinem Zelt zurück und hole geröstetes Mehl, das ihr kaufen könnt, wenn ich euch in einigen Tagen eingeholt haben werde. Yaks schicke ich morgen früh her."

Karma Tamding sah mir so zuverlässig aus, daß ich ihm die Hälfte des Kaufgeldes als Vorschuß gab, und am folgenden Morgen kaufte ich drei Yaks zu je 20 Rupien und erhielt einen Wegweiser, der uns über zwei schwer zu überschreitende Pässe ostwärts nach der Gegend Rara führte, und am 16. Dezember über den Pike-la (5169 Meter), eine Schwelle in einem Längstal, das mit dem des Bogtsang-tsangpo parallel läuft.

Durch einen unserer drei Maulesel, der nicht weiterkonnte, wurden wir veranlaßt, das Lager schon früh aufzuschlagen. Auf zitternden Beinen kam das Tier ans Feuer und legte sich nieder. „Sein Tod wird wohl die erste Kunde sein, die ich morgen erhalte", dachte ich; aber so lange brauchte ich nicht zu warten, denn noch ehe die Sterne zu funkeln begannen, lag er steif und kalt im Rauch des Lagerfeuers. Jetzt waren nur noch zwei der Maulesel aus Poonch übrig!

Nun kam Karma Tamding angeritten in Begleitung von zwölf anderen Tibetern, darunter zwei Frauen. Sie setzten sich um das Feuer und besahen mich; und ich besah sie. Die ältere Frau hatte einen schönen Schafpelz und auf der Stirn einen Schmuck von herabhängenden Korallen und Silbermünzen aus Lhasa. Die jüngere war ebenso angetan und hatte eine großartige Lammfellmütze. Man sah daher nicht viel von ihr, aber das Bißchen, was man sah, war unglaublich schmutzig. Die Männer waren kräftig und ebenmäßig gebaut — man sah es, wenn sie den rechten Ärmel auszogen und die Brust an dem wärmenden Feuer entblößten.

Als wir einander genug angesehen und ich erfahren hatte, daß der kleine, in der Nähe liegende See Tarmartse-tso heiße, kroch die ganze

Gesellschaft in Muhamed Isas Zelt, um ihm ihre Eßwaren zum Kauf anzubieten. Dort wurde für ganze 68 Rupien geröstetes Mehl und Gerste erstanden; es war eine Freude zu sehen, mit welchem Appetit unsere zwölf letzten Tiere ihre Gerstenbeutel leerten; sie hatten ja schon so lange mit dem schlechtesten Gras der Wildnis vorlieb nehmen müssen!

Am folgenden Morgen verabschiedeten wir uns von dem redlichen Karma Tamding. „Auf der Grenze von Naktsang trefft ihr einen älteren Mann, der Tschabga Namgjal heißt und ebenso nett ist wie ich", war das letzte, was er sagte. Wir zogen nun auf unserer langen Winterreise durch Tibet weiter, in demselben bequemen Längstal nach Osten hin, und lagerten in der Gegend Neka, deren ominöser Name (schwedisch: Nein sagen) uns vielleicht hätte verhängnisvoll werden können, wenn der Oberhäuptling von Tang-jung, der hier sein Hauptquartier hat, gerade zu Hause gewesen wäre! Glücklicherweise aber war er vor kurzem mit Weib und Kind zum Neujahrsfest nach Taschi-lunpo gereist und hatte seine großen Yak- und Schafherden der Obhut seiner Diener und seiner Hirten überlassen. Sie verkauften uns Milch und Butter, mißbilligten aber meinen Einfall, die gutmütigen Fische eines in der Nähe liegenden Quellbeckens in ihrem Frieden zu stören. Innerhalb einer Stunde hatte ich 25 Stück auf dem Trocknen, die uns zum Mittagessen herzlich willkommen waren. Robert war schon einige Tage unwohl gewesen und bekam jetzt hohes Fieber, das ihn ans Bett fesselte. Sonam Tsering litt an einer seltsamen Bergkrankheit, infolge deren sein ganzer Körper anschwoll und einen violetten Farbenton annahm. Zwei andere hatten Krämpfe, und der Apothekenkasten stand daher wieder offen. Sonam Tserings Zelt glich einem Lazarett, in dem alle Kranken ein schützendes Dach fanden, sobald sie arbeitsunfähig waren. Nur der alte Guffaru war noch immer gesund, arbeitete für zwei und hatte für sein aus Leh mitgenommenes Leichentuch noch keine Verwendung! Sein großer weißer Bart war vom Rauch der Lagerfeuer gelb geworden, und seine Hände, die im Winter so froren, waren dunkel und hart wie Holz. Um den Invaliden Ruhe zu geben, blieben wir zwei Tage im Lager Nr. 90 liegen. Mein Apfelschimmel aus Jarkent wäre beinahe in einem Quelltümpel ertrunken; zum Glück wurde er vom Lager aus gesehen, und zehn starke Männer zogen ihn wieder aus dem Schlamm. Dann mußte er am Feuer trocknen, wurde massiert und mit Filzdecken umwickelt. Aber seine Tage waren gezählt.

Am 20. Dezember ritten wir in dem mit dem Bogtsang-tsangpo parallellaufenden Längstal weiter und lagerten an der Mündung eines Quertales, das zu dem südlichen Gebirge gehört und Kung-lung heißt.

100. Haus und Garten des Taſchi-Lama in Tanak.

101. Der Tſangpo mit Eisgang, öſtlich von Tanak.

Digitized by Google

102. Fellboote auf dem Tſangpo.

103. Pilger auf der Reiſe nach Taſchi-lunpo.

Digitized by Google

Überall sieht man zugefrorene Quellen — je weiter wir nach Süden gelangen, desto mehr sehen wir das Land vom Monsunregen Nutzen ziehen. Der von Milliarden Mauselöchern durchsiebte Boden gleicht einem schwedischen Brotfladen; die Löcher liegen so dicht nebeneinander, daß für noch mehr kein Raum ist. Die Erdmaus führt hier dieselbe Auflockerungs- und Durchpflügearbeit aus, wie der Regenwurm in unserm Humus; neben jedem Loch liegt ein Häufchen aufgeworfener Erde. Doch der Graswuchs hat davon keinen Nutzen, denn die Erdmäuse leben von den Wurzeln und ruinieren das Gras.

Als wir die Grenze zwischen Tang-jung und Naktsang überschritten hatten und gerade am Quellbach des Kung-lung-Tales Lager schlugen, erschienen plötzlich wieder drei Reiter mit Flinten, die demselben Ziel zueilten, und hinter ihnen ein schwarzer Haufen, wohl Soldaten! Wahrscheinlich wollte man uns gerade im ersten Lager in Naktsang festnehmen! O nein, wieder falscher Alarm! Die uns Begegnenden waren einfache Bauern vom Bogtsang-tsangpo, die in Naktsang gewesen waren, sich dort Tsamba (geröstetes Mehl) und Gerste gegen Salz eingetauscht hatten und sich jetzt wieder auf dem Heimweg befanden. Die Schar bestand aus den Vertretern mehrerer Zeltdörfer, unter welche die Waren verteilt werden sollten. Tsamba und Gerste wurden von Yaks, Pferden und Schafen getragen, und der Proviant schien den Winter über für viele Haushalte ausreichen zu können.

Hier hörte ich zuerst von dem See Schuru-tso, ahnte aber nicht, daß ich im nächsten Frühling an seinem Ufer lagern sollte! Die Bergkette, die wir im Norden hatten und deren höchsten Gipfel der Berg Keva bildet, ist die Wasserscheide zwischen dem Dagtse-tso und dem Kung-tso, einem See, der weiter östlich sichtbar wurde. Im Süden hatten wir noch immer dieselbe Gebirgskette, die wir zuerst am Dangra-jum-tso gesehen hatten und die sich dann auf der Südseite des Tang-jung-tso hinzieht.

In der Nacht wurde der ewige Westsüdweststurm zum Orkan, der mein Zelt umwarf. Es wurde wieder festgemacht, aber als der Morgen graute, weckte mich ein flintenschußähnlicher Knall, da eins der gestrafften Zelttaue riß und ein zweites seine Eisenspitze aus dem Boden riß, die dann mit hellem Klang gegen die Zeltwand schlug. Ein Regen von Steinen und grobem Sand trommelte auf meiner luftigen Wohnstatt herum, so daß es einer gewissen Entschlossenheit bedurfte, um sich in dieses Wetter hinauszubegeben, das noch schlimmer war als das in Tschang-tang!

„Wie lange wird es noch so weiterstürmen?" fragte ich unseren

Führer, als er seine 18 Rupien fröhlich und dankbar einsteckte und uns einem anderen Führer vom Naktsangstamm überantwortete.

„Sechs Monate", erwiderte er!

Wir zogen jetzt nach Osten, schwenkten allmählich nach Süden ab und umgingen so die Kette, die bisher zu unserer Rechten gelegen hatte. Unterwegs fanden wir Abul in einer Rinne liegen und ich fragte ihn im Vorbeireiten, wie es gehe.

„Ich sterbe", antwortete er, ohne ein Glied zu rühren. Ich schickte vom Lager aus einen seiner Kameraden und ein Pferd ab, um die Leiche zu holen, aber am nächsten Morgen war er so frisch wie ein Birkhuhn! Vergnügt macht ein solches Wetter den Menschen nicht, aber es nützt ja nichts, über Wind und Wetter zu klagen. Das Pferd schwankt hin und her, als habe es zuviel getrunken. An der Mündung jedes Quertales, an dem man vorüberreitet, kann man auf eine Ohrfeige, die einen aus dem Sattel zu werfen droht, gefaßt sein. Man beugt sich weit gegen den Wind auf die Seite, um dem Pferd beim Bewahren des Gleichgewichtes zu helfen, man kriecht in sich zusammen, um dem Wind eine kleinere Fläche darzubieten, man gleicht einem Segel, das beständig nach dem Wind gestellt werden muß, ja, man muß sich ebenso benehmen, wie das Segel beim Manövrieren eines Bootes bei hohem Seegang. Im Schutz eines Felsens hielten wir eine Weile Rast, um Atem zu schöpfen, und als ich endlich das Lager in Radsum erreichte, hatte ich ungefähr so viel gelitten, als ich aushalten konnte. Im Nordosten, jenseits der Berge, liegt der Dagtse-tso, den Bower, Dutreuil de Rhins, Littledale und ich besucht haben; auf dem Weg dorthin kommt man an einem See vorüber, der Goang-tso heißt.

Am 22. führte unser Weg nach Süden, wo uns noch eine bedeutende Bergkette die Straße nach dem Ngangtse-tso versperrte. Wir folgten dem Flusse Sertsang-tschu aufwärts; unter seiner dicken Eisdecke brodelte und rieselte noch ein wenig Wasser. Abends erhielten wir Besuch von acht Tibetern, von denen zwei alle ihre Yaks an einer Art Rinderpest verloren hatten. Noch eine Tagereise führte uns weiter aufwärts, und zwar in demselben Tal; in einer Erweiterung, die Tomo-schapko hieß, standen fünf Zelte; an mehreren Stellen sahen wir große Schafherden, deren Hunde ebenso bissig und dreist waren, wie die Nomaden selber. Einige dieser Kerle kamen in unser Lager und führten unhöfliche Reden, sagten sogar, daß wir hier nicht bleiben dürften, sondern uns schleunigst packen müßten! Vom Kaufe von Milch und Butter konnte keine Rede sein. Muhamed Isa jagte sie fort und drohte ihnen mit einer Anzeige bei dem Statthalter von Naktsang. Unser Führer, ein

fünfzehnjähriger Junge, hatte aber Furcht bekommen; er ließ sich indes überreden, uns noch einen Tag zu begleiten.

24. Dezember. Als ich erwachte, saß ein alter bettelnder Lama singend vor meinem Zelt. Er hatte ein kleines, runzliges altes Weib bei sich, und ihr leichtes Zelt war ganz in unserer Nähe aufgeschlagen. In der Hand hielt er einen Stab, der mit bunten Lappen behängt und mit Messingplatten, Korallen, Muscheln, Quasten und anderen Zieraten bedeckt war, und unter Gesang in rotierende Bewegung versetzt wurde. Der alte Mann war in seinem Leben viel umhergewandert und hatte sich von Zelt zu Zelt durchgebettelt; aber als ich ihn bat, uns zu begleiten und uns heute abend im Lager das Weihnachtsfest einzusingen, erklärte er, daß er zu müde sei!

Unser Weg führte uns immer höher in demselben Tal hinauf, wo die Quellen und Eisschollen bald aufhörten. Wir kamen an zwei Steinwällen mit Gebetplatten vorüber; der eine von ihnen war sieben Meter lang. An einer Stelle, wo zwei große Täler zusammenstießen, standen zwei Zelte. Die unfreundlichen Männer von gestern waren uns hierher vorausgegangen und hatten die Leute gewarnt, uns etwas zu verkaufen, falls wir darum bitten würden. Zwei der unseren hatten es auch versucht, aber eine abschlägige Antwort erhalten, weshalb Muhamed Isa seine Reitpeitsche kräftig auf dem Rücken der Aufhetzer tanzen ließ. Nun fiel die ganze Gesellschaft mit gefalteten Händen auf die Knie, wurde merkwürdig höflich und holte auf einmal alle Butter und Milch herbei, die vorhanden war.

Unser Tal führte uns jetzt ostwärts und schließlich in südöstlicher Richtung nach einem Paß hinauf, über den keine große Straße gehen konnte, denn auf seiner Höhe war kein Steinmal errichtet. Es stellte sich auch später leider heraus, daß der Jüngling uns falsch geführt und versäumt hatte, in ein südliches Tal, das nach dem Paß Gurtse-la hinaufführte, einzubiegen. Es schadete aber nichts, denn die Aussicht hier oben war großartig, und unter uns hatten wir sogar einen See, der auf Nain Sings Karte fehlt. Das vom Paß hinunterführende Tal ist so tief eingeschnitten, daß man lange auf den Höhen der rechten Seite hinziehen muß. Islam Ahun führte meinen großen Jarkandi-Apfelschimmel, der angegriffen und kraftlos geworden war; er machte nur wenige Schritte hintereinander, graste aber noch. Wir hatten einen langen Marsch gemacht, und das Lager konnte nicht mehr weit entfernt sein; er würde es also wohl noch erreichen; ich streichelte ihn daher bloß im Vorüberreiten, während er die Nase am Boden hielt und Gras abrupfte. Aber als ich ihn seinem Schicksal überließ und weiter ritt, hob er den Kopf, seufzte tief und schwer auf und schaute mir nach! Ich habe es nachher bitterlich

bereut, daß ich nicht bei ihm geblieben war. Er hatte mich seit der Abreise aus Leh lange, öde Wege treu getragen, bis sein Rücken aus lauter Wunden bestand; nun sollte er so lange müßig gehen, bis sie geheilt sein würden. Als er so weit war, wurde er zum Lastpferd degradiert, aber als die Yaks unsere Karawane verstärkten, wurde ihm jegliche Dienstleistung erlassen. In letzter Zeit hatten wir überreichlich Gerste für die Tiere gehabt, er hatte sich aber trotzdem nicht wieder erholt. Heute hatte er noch den Paß erklimmen können und war doch wohl noch imstande, auch die letzte kleine Strecke noch zurückzulegen? Aber Islam Ahun traf allein im Lager ein. Das Pferd war auf einem sehr schroffen Abhang gestolpert, war einige Male im Schutt herumgekugelt und dann liegengeblieben. Islam, der strengen Befehl hatte, vorsichtig mit dem Apfelschimmel umzugehen, war stehengeblieben und hatte gewartet. Aber der Schimmel hatte sich nicht mehr bewegt, sondern war in derselben Lage gestorben. Warum hatte ich ihn nicht verstanden, als er mir so deutlich ein letztes Lebewohl zugerufen hatte? Darüber grämte ich mich und konnte den kummervollen Ausdruck seiner Augen, als er mich fortreiten sah, lange nicht vergessen. Der Blick verfolgte mich, wenn es abends dunkel wurde und da draußen in dem kalten, öden Tibet der Wintersturm heulte.

Unten in dem Talzirkus lag der Dumbok-tso und träumte unter seiner Eisdecke, aus der ein kleiner Felsrücken, Tso-ri, der „Seeberg", aufragte. Droben auf den Höhen badete sich die Landschaft noch in der Sonne. Der Dumbok-tso war die wichtigste Entdeckung des heutigen Tages. Vor den Zelten brannten die Weihnachtsfeuer und erhellten mit gelbem Licht die Umgebung.

Dann wurden die am Tag gemachten Aufzeichnungen ausgearbeitet, und wie gewöhnlich klebte Robert Etiketten auf die gesammelten Gesteinproben. „Das Mittagessen ist fertig", sagt Tsering, als er frische Kohlen bringt, und so werden denn der Schißlik und die saure Milch serviert und vor meinem Bett auf die Erde gestellt. Dann bin ich allein mit tausend Erinnerungen von schwedischen Weihnachtsfesten, und die Worte: „Weihnachten ist heut' unter jedem Dache" und „Gefroren ist der klare See, er wartet auf die Frühlingswinde" aus dem Weihnachtslied des Dichters Topelius klingen mir in den Ohren. Die christliche Gemeinde bestand in unserem Lager nur aus Robert und mir, aber wir beschlossen doch, das Weihnachtsfest so zu feiern, daß auch die Heiden ihr Vergnügen daran haben sollten! Seit einiger Zeit hatten wir alle Lichtstümpfe aufgehoben und besaßen nun 41 Stück von verschiedener Länge. In der Mitte meines Zeltes stellten wir eine Kiste auf, auf

der wir die Lichter so anbrachten, daß die größten in der Mitte standen und die anderen nach den Ecken hin immer kleiner wurden. Das war unser Weihnachtsbaum! Als alle Lichter angezündet waren, schlugen wir die vorderen Zipfel des Zeltes zurück, und ein Gemurmel des Erstaunens erhob sich unter den Ladakis, die sich inzwischen draußen hatten versammeln müssen. Sie sangen ein Lied in weich an- und abschwellenden Tönen; es ließ mich den Ernst des Augenblicks vergessen; in das flackernde Spiel der Kerzenflammen starrend, lasse ich die langsamen Minuten des heiligen Abends verrinnen. Die schmachtende Weise wird bisweilen durch ein donnerndes „Chavasch" und „Chabbaleh", in das alle, wie Schakale heulend, einstimmen, unterbrochen. Die Flöten übernehmen die Begleitung, und eine Kasserolle dient als Trommel. Lamaistische Hymnen an einem christlichen Weihnachtsfest unter dem Sternbild des nördlichen Kreuzes! Vom Zelt aus schwach beleuchtet und vom Silberlicht des Mondes überflutet nahmen sich meine Leute phantastisch aus, als sie sich unter dem Lärm der Kasserolle taktfest in den Tänzen ihrer Heimat drehten. Die Tibeter benachbarter Zelte glaubten jedenfalls, daß wir alle verrückt geworden seien, vielleicht aber haben sie auch gedacht, daß wir Beschwörungstänze aufführten und Opferlampen angezündet hätten, um unsere Götter milde zu stimmen. Und was die Wildesel, die am Seeufer weideten, sich dabei dachten, das kann niemand wissen.

Großes Vergnügen bereitete uns unser junger Führer, der sich mitten in die Zelttür setzen mußte. Ohne einen Laut von sich zu geben, starrte er bald die Lichter an, bald mich; er saß wie eine auf der Lauer liegende Katze mit den Vordertatzen auf der Erde und tat nichts weiter, als schauen. Staunenerregende Geschichten wird er seinen Stammverwandten hiervon erzählen können, und durch die Ausschmückungen, die er und die Fama ihnen noch verleihen wird, werden sie sicherlich nicht verlieren! Vielleicht lebt die Erinnerung an unseren Besuch in dieser Gegend fort als Erinnerung an seltsame Feueranbeter, die vor einem mit 41 brennenden Lichtern geschmückten Altar getanzt und gebrüllt haben! Als man den Jungen fragte, wie ihm die Illumination gefalle, erwiderte er nichts. Wir lachten, daß wir uns krümmten, aber das genierte ihn auch nicht, er glotzte weiter mit erstaunten Augen umher. Als er sich am nächsten Morgen wieder etwas besonnen hatte, sagte er Tundup Sonam im Vertrauen, daß er schon mancherlei erlebt habe, aber etwas so Merkwürdiges wie der gestrige Abend sei ihm noch nicht vorgekommen! Er hatte jedoch die Nacht nicht bei uns schlafen wollen, sondern war nach den Zelten seiner Stammesbrüder gegangen. Und am ersten Feiertag bat er um Erlaubnis, nach Hause zurückkehren zu dürfen!

Je tiefer die Lichter herunterbrannten, desto heller funkelten die Sterne des Orion in die Zeltöffnung hinein. Die Ecklichter waren schon lange erloschen, nur in der Mitte flackerten noch ein paar. Nun teilte ich ein kleines Geldgeschenk unter die Leute aus, wobei ich mit Robert und Muhamed Isa begann. Es war das einzige Weihnachtsgeschenk, das es gab. Dann kehrten die Männer nach ihren Feuern zurück, die inzwischen erloschen waren. Nur zwei mußten bleiben, um mir eines der Lieder, worin wiederholt das Wort Taschi-lunpo vorgekommen war, zu erklären. Es war schwieriger, als ich geglaubt hatte, das Lied zu übersetzen. Erstens konnten sie es selber nicht ordentlich, und zweitens wußten sie nicht, was einige der darin vorkommenden Worte bedeuteten. Andere Worte verstanden sie zwar sehr gut, konnten sie aber weder in die Turkisprache noch in das Hindi übertragen. Zuerst schrieben wir die Hymne tibetisch auf, dann übersetzte Robert sie ins Hindi und ich sie ins Turki, und zuletzt kochten wir aus den beiden Übersetzungen eine Geschichte englisch zusammen, die weder Sinn noch Verstand hatte! Doch indem wir das Lied immer wieder zerpflückten und analysierten, kamen wir schließlich dahinter, wovon es handele — es war eine Verherrlichung des Klosters Taschi-lunpo, das ja auch unserer Hoffnungen Ziel war! Gelehrte, welche zufällig etwa die tibetische Urhymne kennen, werden sich, wenn sie sich die Mühe machen, folgende Übersetzung zu lesen, sehr über sie amüsieren. Indessen besitzt sie ganz gewiß das Verdienst, ein Rekord der Licentia poetica zu sein:

Jetzt geht die Sonne strahlend im Osten auf
von den östlichen Landen über den Bergen des Ostens.
Der dritte Monat ist's nun, daß die Sonne
aufgeht, um Fluten der Wärme zu verbreiten.
Zuerst fällt Strahlenglanz nun auf den Tempel,
auf hoher Götter Haus, und liebkost
die goldenen Zinnen Taschi-lunpos,
des ehrenreichen Klostertempels Dach,
und dreifach blank erglänzt die Zinne in der Sonne.
Auf des Tempeltales höchsten Wiesen grasen
zu Tausenden die scheuen Antilopen.
Hart ist sein Boden von Schutt, aber dennoch
ist reich das Tal und grün und schön,
und Gras gedeiht auf seinem kargen Boden,
und Bäche rieseln dort mit kühlen Fluten.
Die höchsten, eisbedeckten Berge glänzen
so wie durchsichtiges Glas. Die vordern Berge
stehn da wie eine hohe Reihe Tschorten,
und dicht an ihrem Fuße schlagen blaue Wellen
des Jum-tso spielend gegen ihren heiligen Strand.

Nehmt Waſſer aus dem See und füllet
der heiligen Idole Opferſchalen
aus Meſſing hergeſtellt! Dann ſchmückt mit Seidentüchern
von jeder Art und Farbe, die aus Peking kommen,
ſchmückt auch mit Schleiern hohe goldne Götterbilder,
und hängt die Tempelſäle voll Standarten!
Nehmt Khadaktücher, heilige und teure
von beſter Seide aus der Lhaſaſtadt,
und legt ſie um die Stirn des Buddhabildes!

So endete mein heiliger Abend in der Wildnis, und während die Glut des Weihnachtsfeuers in der Aſche erſtarb, las ich die alten Bibeltexte dieſes Tages, löſchte mein Licht und träumte vom Weihnachtsfeſt droben im Norden und von Taſchi-lumpo drunten im Süden hinter den Bergen, dem Ziel, dem ich unter den Opfern und Entbehrungen eines ganzen, kalten Winters zugeſtrebt hatte und das mir noch ſo fern, vielleicht unerreichbar war.

Achtzehntes Kapitel.

Zehn Tage auf dem Eise des Ngangtse-tso.

Vom „Weihnachtslager" gingen wir in südlicher Richtung über zwei Pässe, von denen der zweite Laän-la heißt und eine Wasserscheide zwischen dem Dubok-tso und dem Ngangtse-tso bildet. Den großen See sieht man noch nicht, wohl aber wie einen fernen, bläulichen Hintergrund die Bergkette, die sich am Südufer des Sees erhebt. Ein Yak ging verloren; er war nicht erschöpft, aber seine Vorderhufe waren gesprungen, so daß er sich wundgelaufen hatte. Nachdem er sich einmal mit seiner Last gelegt hatte, konnte ihn keine Macht der Erde wieder zum Aufstehen bringen; alles Ziehen an dem Strick, der durch seinen Nasenknorpel ging, nützte nichts. Wir ließen ihn daher zurück und schenkten ihn den Eingeborenen, die unsere nächsten Lagernachbarn waren. Mehrere Yaks und die noch lebenden Veteranen aus Leh bedurften aber gründlicher Ruhe, so daß ich beschloß, einen halben Monat an dem großen See zu bleiben. Allerdings war es riskant, uns so lange an einem Punkt in Naktsang, wo ich im Jahre 1901 auf so starken Widerstand gestoßen war, festzulegen, da wir ja den Behörden Zeit gaben, sich zu organisieren. Aber wir mußten ruhen, es blieb uns keine Wahl.

Nach einer Nachtkälte von —31,2 Grad zogen wir das Laäntal hinunter bis an einen Punkt unmittelbar oberhalb der Stelle, wo das Tal in die Ebene des Sees übergeht, und lagerten in der Nähe eines aus sechs Haushaltungen bestehenden Zeltdorfes. Das ganze Land ist von Mauselöchern zerfressen, man sieht sie bisweilen etagenweise übereinander liegen. Wenn man im mittelsten Tibet auch nur ein Zehntel Erdmaus auf das Quadratmeter rechnete, so würde man fabelhafte Zahlen erhalten! Im Lager Nr. 97 war es z. B. unmöglich, mein Bett so zu legen, daß es nicht mehrere Löcher zudeckte, und am Morgen wachte ich davon auf, daß die Mäuse unter dem Bett rumorten und quiekten und sich sehr darüber wunderten, daß sie nicht aus ihrer Haustür konnten.

Die Nomaden der Gegend waren uns freundlich gesinnt und ver-

104. Schigatſe, Hauptſtadt der Provinz Tſang, 3871 m.

105. Die Burg (Dſong) von Schigatſe.
Skizze des Verfaſſers.

kauften uns Schafe, Butter und Milch. Sie sagten, die große Straße nach Schigatse führe an der Ostseite des Sees entlang; eine zweite im Westen des Ngangtse-tso sei viel weiter und unwegsamer. Die große Straße nach Lhasa geht ostwärts über Schansa-dsong. Bis hierher war sie von Nain Sing benutzt worden, dessen Route ich gerade jetzt kreuzte, denn von dem Marku-tso, einer kleinen Lagune am Nordufer, geht der Weg, dem er folgte, nach Westnordwest. Viele Nomadengemeinschaften überwintern auf den ausgedehnten Ebenen der Seeufer, besonders der Südseite. Die Nomaden gehen nie über den See, wobei sie durch einen Richtweg Zeit sparen würden, denn sie trauen dem Eise nicht, und unser neuester Führer wollte uns um keinen Preis über den See begleiten, sondern warnte uns vor dem dünnen Eise. Seine Angaben erschienen mir um so wahrscheinlicher, als er sagte, daß der See salzig sei, das Wasser sich nicht trinken lasse und es weder Fische, noch Pflanzen darin gebe.

Irgendwie mußte aber die lange Ruhezeit benutzt werden. Auch war eines der in meinen ursprünglichen Reiseplan aufgenommenen Ziele, das Land um die 1873 von Nain Sing entdeckten zentralen Seen zu untersuchen und auf einem oder mehreren der Seen Lotungen zur Feststellung der Tiefe vorzunehmen. Wenn das Eis hielt, konnte man ja über den See gehen und durch Waken loten. Zwei Männer wurden also ausgeschickt, um das Eis zu untersuchen; 100 Schritt vom Ufer entfernt war es 28 Zentimeter dick, 200 Schritt 26 Zentimeter und 300 Schritt noch 25 ½ Zentimeter. Ich beschloß daher, am nächsten Punkt vom Hauptquartier aus zu beginnen.

Dort sollten Robert und Muhamed Isa bleiben, um zu wachen und unsere Tiere zu pflegen. Es mochte freilich gewagt sein, die Karawane gerade jetzt in zwei Teile zu spalten, aber ich konnte nicht einen halben Monat unbeschäftigt bleiben. Beim Hauptquartier gab es alles, was wir brauchten: Nomaden, Weideland, Wasser und Brennmaterial; der Ort schien eine gewisse Bedeutung zu haben, denn im Tale stand ein runder Mani-Haufen und auf einem Bergrücken fand Robert eine „Samkang", eine Eremitengrotte, vor der eine kleine Steinmauer errichtet war. Dort pflegte der Lama Togldan im Sommer zu wohnen und seinen Unterhalt von den benachbarten Nomaden zu beziehen dafür, daß er Formeln zur Beschwörung der bösen Geister murmelte und Gebete für das Gedeihen der Herden sprach. Nach dem Nordufer hatten wir anderthalb Stunden zu gehen, und dort zeugten unzählige Lagerplätze von Sommerbesuchen der Nomaden. Dort liegen ihre Zelte inmitten vorzüglicher Weideplätze, der Südsonne ausgesetzt, den großen See, den manchmal heftige Stürme aufwühlen, gerade vor sich.

Wir rüsteten uns mit Proviant auf zehn Tage für mich und ein halbes Dutzend Ladakis aus. Zwei lebende Schafe wurden mitgenommen; die Männer sollten Roberts kleines Zelt nehmen, ich aber wollte unter der einen Hälfte des Bootes schlafen, das mit dem ganzen Gepäck, Bett, Pelzen und Instrumenten, wie ein Schlitten über das Eis geschoben werden sollte. Das Boot sollte auch unsere Rettung sein, wenn wir uns einmal auf zu dünnes Eis wagten. Der weiße Puppy durfte uns begleiten, um mir Gesellschaft zu leisten. Während meiner Abwesenheit wohnte Robert in meinem Zelt, wo der Barograph und der Thermograph auf meinen Kisten tickten. Die Seehöhe betrug hier 4770 Meter.

Am Nachmittag des 29. Dezembers ritt ich also nach dem Ngangtse-tso hinunter, wo das Lager 98 im Schutz eines Uferwalls an einer Lagune aufgeschlagen wurde. Nach Ostsüdosten hin ist das Land, soweit der Blick reicht, offen; das östliche Seeufer ahnt man kaum, das westliche überhaupt nicht; im Südwesten erheben sich Schneeberge, und man sagt sich, daß jenes Gebirge Nain Sings „Targot Lha Snowy Peaks" sein muß. Rabsang war mein Leibdiener, Bolu mein Koch; sie brachten meine provisorische Hütte in Ordnung; das Baumaterial bestand aus der Bootshälfte, dem Stativ meines photographischen Apparates und einer Filzdecke. Als Mittagessen erhielt ich Hammelkeule, saure Milch, Brot, Apfelsinenmarmelade und Tee, rauchte dann eine indische Cheroot und betrachtete den See, der während der folgenden Tage gründlich untersucht werden sollte.

Der 30. Dezember, ein Sonntag, brach nach einer Nacht von 25,1 Grad Kälte strahlend an. Puppy hatte meine Füße warm gehalten. Beim Waschen und Anziehen war es etwas eng, aber als ich endlich fertig war, konnte ich mich des Feuers erfreuen, des Anblicks der Sonne und der großen Seefläche. Schnell wurde das Gepäck verstaut, das Boot auf das Eis gebracht und mittels zweier Schienen im Gleichgewicht gehalten, während sechs Mann schoben. Aber das Eis machte uns viel Verdruß. Das beim Gefrieren ausgeschiedene Salz hatte sich wie trocknes Kartoffelmehl auf dem Eise angesammelt, wo es bald zusammenhängende Felder bildete, bald zu Wällen, Rücken und Wehen zusammengefegt war, in denen die Schienen und der Kiel sich festsogen. Wir arbeiteten uns aber trotzdem nach S 9° O hin vorwärts, wo ich einen kleinen schwarzen Felsenvorsprung am Südufer mir als Landmarke genommen hatte. Die erste Wake wurde gehauen; das Eis war 21,5 Zentimeter dick, und die Tiefe des Sees betrug, vom obern Eisrand gerechnet, nur 4 Meter.

Nachdem wir noch eine Weile gewandert waren, hielten wir Rat — ich sah ein, daß es so nicht ging. Wir machten die Schienen los und

banden uns drei einfache Schlitten zurecht, auf denen je ein Drittel der Bagage festgemacht wurde. Und so arbeitete man sich eine kleine Strecke weiter, während ich zu Fuß ging. Bei der nächsten Wake betrug die Tiefe 5,7 Meter — augenscheinlich hatten wir es mit einem jener außerordentlich seichten Salzseen zu tun, die ich im nordöstlichen Tibet so oft kennen gelernt hatte. Es wurde wieder Rat gehalten; unsere Schlitten gingen so langsam, daß wir so überhaupt nicht über den See kommen, geschweige denn ihn mehrmals überschreiten konnten. Als die beiden Gepäckschlitten, die weit zurückgeblieben waren, uns erreicht hatten, schickte ich einen Mann zu Robert, mir mehr Leute und alle Holzreste alter Kisten, die es noch in der Karawane gab, zu schicken.

Inzwischen machten wir die beiden Zinkschienen los, die an der Reling festgeschraubt waren und in welche die Mastbank eingefügt wurde. Sie wurden nun als Schlittenkufen an zwei zusammengebundene Bänke befestigt; an den Seiten des sonderbaren Fuhrwerks wurden zwei lange Stangen angebracht, die eine Spitze bildeten, durch die das Zugtau geschlungen wurde. Auf den Bänken wurde, mehrfach zusammengelegt, eine kaukasische Bourkha, die ich in Trapezunt gekauft hatte, ausgebreitet. Für den Lotungsapparat, das Fernrohr und allerlei andere Sachen brachten wir zwischen den Stangen eine Hängematte an. Als der Bau fertig war, erregte er Bewunderung; denn wenn man diesen selbst erfundenen Schlitten nur antippte, lief er schon von selbst ein ganzes Stück weiter (Abb. 88). Jetzt wurde das Boot voller Verachtung kassiert, und als Rabsang allein mit dem Zugtau auf der Schulter südwärts über das Eis eilte, entschwand uns das Boot bald wie ein kleiner Punkt aus dem Gesichte. Die anderen hatten Befehl, der Spur der Kufen gemächlich zu folgen; sie würden ja bald Hilfe erhalten, wenn die neuen Leute kämen.

Eingehüllt in meinen großen Schafpelz, saß ich mit gekreuzten Beinen auf dem Schlitten, der stundenweit lustig über das Eis glitt, ohne daß Rabsang sich anzustrengen brauchte. Der Schlitten durchschnitt die Salzrücken wie nichts und überhüpfte mit gemütlichem, dumpfem Ton die Stellen, wo das Eis höckerig war; er übersprang Spalten und Risse, in deren Rändern das Eis glashell und grünlich schillerte, und glitt auf glatten Flächen lautlos vorwärts, so daß er mit seiner Spitze Rabsangs Fersen erreichte, wenn dieser bei schlaffer Leine nicht rechtzeitig seitwärts sprang.

Gefährlich war es auf dem Eise wahrhaftig nicht; an seiner dünnsten Stelle war es noch 18 Zentimeter dick! Die Angst der Tibeter vor dem Ertrinken war also übertrieben. Aber sie haben stets großen Respekt vor den in den Seen hausenden Geistern und gehen lieber um einen See

herum, als daß sie ihn überschreiten, mißtrauisch gegen die stille Winterruhe der so oft wütenden, sturmgepeitschten Wellen.

Mehrere seltsame Gefriererscheinungen lassen sich beobachten, die regionenweise abwechseln. Bisweilen unzählige, vertikal stehende weiße Figuren in ganz klarem, dunkelm Eis; der Form nach gleichen sie, von welcher Seite man sie auch betrachtet, Eichenblättern, von oben gesehen aber erinnern sie an Sterne mit vier papierdünnen Armen. An anderen Stellen sieht man Schollen weißen, porösen Eises in klares Eis eingekittet, die Folgen eines Sturmes, der die erste Eisdecke des frühen Winters zertrümmert hatte, worauf die Schollen bei endgültigem Zufrieren in das neue Eis eingegossen worden sind. Durch lange schmale Spalten ist Wasser emporgepreßt worden und zu bisweilen meterhohen Schirmwänden erstarrt, die phantastische Blätter und Wölbungen bilden und oft messerscharfe Ränder und Spitzen haben. Rabsang braucht ihnen nur einen Stoß zu versetzen, um einen Torweg für den Schlitten herzustellen; aber diese dünnen Eishecken sind recht irreführend und erschweren die Beurteilung der Entfernungen.

In acht Waken loteten wir, und die größte Tiefe betrug armselige 9,8 Meter. Der Seegrund besteht aus schwarzem Tonschlamm. Das Aufhauen einer Wake mit Beilen und Spießen dauerte eine gute Viertelstunde. Sobald der letzte Stoß ein Loch in den Boden des Eises schlägt, quillt dunkelgrünes klares, kaltes Wasser heraus und füllt die Eisgrube, und dann wird das Lot an seiner Leine hinabgelassen.

Die erste Lotungslinie hatte uns ungebührlich viel Zeit geraubt, hauptsächlich infolge all der Unterbrechungen und des beständigen Umpackens im Anfang, und es war noch ein langer Weg bis ans nächste Ufer, als die Sonne in roten und brandgelben Wolken unterging. Aber der Vollmond stand am Himmel, der Felsenvorsprung war scharf und deutlich zu erkennen, und wir beeilten uns nach Kräften. Das Eis war ungemütlich höckerig, so daß ich weite Strecken zu Fuß zurücklegen mußte. Kalt, weiß und öde dehnte sich die Eisdecke des Sees nach allen Seiten hin; alles war stumm und still, nur das sausende Geräusch unserer eigenen Schritte hörten wir. Wenn etwa Nomaden ihre Zelte am Ufer, dem wir uns näherten, aufgeschlagen hatten, mußten sie über die schwarzen Punkte, die sich draußen auf dem See bewegten, sehr verdutzt sein. Aber keine Feuer erhellten die Nacht, und es heulten keine Wölfe. In der Dunkelheit konnten wir uns freilich keinen Begriff davon machen, wie weit wir noch zu gehen haben würden. Noch bei der letzten Wake hatte sich der Felsenvorsprung nicht sehr vergrößert. Und so marschierten wir denn drauflos, bis Rabsang plötzlich mit der Mitteilung halt machte,

daß wir nur noch einige hundert Schritt vom trocknen Ufer entfernt seien!

Dort ließen wir den Schlitten stehen und zogen weiter nach dem Vorgebirge, an dessen Fuß mehrere abgestürzte Blöcke verstreut lagen. Unter einen von ihnen setzten wir uns wartend. Darauf sammelte Rabsang im Dunkeln so viel Brennmaterial, als er nur finden konnte — wir mußten ja ein Signalfeuer für die anderen haben. Endlich kamen auch sie angetrabt, Taschi, Ische, Bolu und Islam Ahun, alle schwer beladen, da sie es vorgezogen hatten, die Schlitten zu kassieren und das Gepäck zu tragen. Zwei Stunden später wurden einige schwarze Punkte draußen auf dem Eis signalisiert; es war die ankommende Verstärkung, und ich hatte jetzt zehn Mann bei mir. Vom See aus hatten sie an vier Stellen Feuer gesehen; wir waren also auf allen Seiten von Nomaden umgeben, aber wir bedurften ihrer nicht und kümmerten uns nicht um sie.

Durch die Erfahrung klug geworden, richteten wir uns auf die Wanderung des nächsten Tages so praktisch als möglich ein. Islam Ahun sollte ins Hauptquartier zurückkehren, alle Sachen, die wir unterwegs hatten liegen lassen, auffammeln und dafür sorgen, daß man das Boot hole. Rabsang und Taschi zogen meinen Schlitten, die sieben Anderen trugen das Gepäck (Abb. 89). Sie folgten erst einem Uferweg, ehe sie sich auf das Eis begaben und auf das heutige Ziel im Nordwesten lossteuerten. Wir behielten sie den ganzen Tag über im Gesicht. Sie gingen im Gänsemarsch, trottend, wiegend und singend, manchmal aber setzten sie sich, um sich zu verschnaufen. Dabei benutzten sie die festgeschnürte Last als Rückenlehne (Abb. 90). Aber ohne Hilfe können sie nicht wieder aufstehen; bei sechsen geht es zwar ganz leicht, aber der siebente, d. h. derjenige, der zuerst aufstehen soll, hat es schwerer. Er rollt auf dem Bauche umher und windet sich an einem Stab in die Höhe, und wenn ihm dies endlich gelungen ist, hilft er den anderen auf die Beine.

Das Eis war jetzt vortrefflich, viel besser als auf der ersten Linie. Die Salzmenge war auch geringer, was daran lag, daß die westlichen Stürme das Salz nach Osten hin fegen. Lange Strecken lag das Eis rein und blank vor mir und hatte beinahe schwarzgrüne Farbe. Ich wußte erst nicht, was ich dazu sagen sollte, als wir über die dunkeln Flächen sausten. Ob es auf dem Grunde warme Quellen gibt, die den See stellenweise nicht zufrieren lassen? Aber man gewöhnt sich bald an den Anblick, das Eis hält und ist mindestens 17 Zentimeter dick, während die größte Tiefe 9,68 Meter beträgt. Ich sitze wie eine Buddhastatue mit gekreuzten Beinen auf meinem minimalen Schlitten, rauche, observiere, mache Notizen und freue mich, den Sylvesterabend auf dem Eise des

Ngangtse-tso feiern zu können! Um die Mittagszeit erhob sich südwestlicher Wind, so daß ich rückwärts sitzen mußte, um nicht zu erfrieren.

Eine von Norden nach Süden laufende Spalte machte uns aber dann viel Kopfzerbrechen. Sie war anderthalb Meter breit und zog sich nach beiden Seiten hin, soweit der Blick reichte; zwischen den beiden Eisrändern plätscherte offenes Wasser. Wahrscheinlich war sie während eines Sturmes entstanden, als die ganze Eisfläche sich ein wenig nach Osten hin in Bewegung gesetzt und dabei eine gähnende Rinne hinter sich zurückgelassen hatte. Nach langem Suchen fanden wir eine Stelle, wo sich unten neues Eis gebildet hatte. Den Schlitten als Brücke benutzend, kamen wir trocknen Fußes hinüber. Wie die anderen sich aus der Verlegenheit geholfen haben, weiß ich nicht, aber sie fürchteten sich vor einem kleinen Fußbad nicht.

Verhältnismäßig früh gingen wir an einer Stelle an Land, wo 19 Pferde auf der weiten Uferebene grasten und ein Junge etwa 500 Schafe hütete. Er flüchtete eilig, als er uns kommen sah, und ich wundere mich nicht, daß ihm bange wurde, als er zehn große Kerle wie Gespenster über den noch nie von einem menschlichen Fuß betretenen See schleichen sah! Um ein großes Feuer saßen die Ladakis, sangen und bliesen Flöte, und das Mondlicht überflutete kalt und friedlich den unbekannten Strand, wo eine Schar wandernder Fremdlinge eine einzige Nacht ihres Lebens zubrachte. Es war die letzte Nacht des Jahres 1906, und das Lager war unser hundertstes!

Ein herrlicher Neujahrsmorgen 1907! Mit fröhlichen Hoffnungen für das neue Jahr und seine Arbeit begann ich die dritte Lotungslinie in der Richtung S 19° O nach einem schwarzen Bergvorsprung, der zwischen zwei Tälern lag, in denen Eisschollen in der Sonne glänzten. Es sah aus, als falle der Vorsprung schroff in den See ab und als sei die Entfernung kolossal, aber es war eine Täuschung; die flache Uferebene, die sich zwischen dem Fuß des Gebirges und dem See ausbreitet, war vom Eise aus nicht zu sehen. Wieder mußten wir über die gestrige Spalte, aber sie war über Nacht zugefroren. Doch in mehreren anderen kleineren Spalten stand Wasser, das hoch aufspritzte, als wir sie überschritten. Heute hielten unsere Träger mit uns Schritt, und ihre Lieder pflanzten sich in weiten Schallringen über die Eisfelder fort. Bei jeder neuen Wake lagerten sie mit uns und beobachteten das Ergebnis der Lötung mit wirklichem Interesse. Seltsame Menschen, immer heiter und zufrieden, niemals mutlos oder murrend, alles nehmend wie es kommt, und bei jedem Wetter und Wind gleichmütig und gelassen!

Puppy ist des Laufens auf dem Eis schon überdrüssig, hat kalte

Füße und springt, sobald wir rasten auf den Schlitten, hat aber gegen das Fahren einen ausgesprochenen Widerwillen.

Ein konischer Gipfel im Süden des Lagers 99 beherrscht wie ein Leuchtturm den ganzen See. Nain Sing, der das nördliche Ufer des Ngangtse-tso berührt hat, zeichnet die Seekontur im großen und ganzen richtig, hat aber den südwestlichen Teil des Sees zu plump wiedergegeben. Auch dort verschmälert sich nämlich die Wasseransammlung wie im Osten zu einer Spitze und hat die Gestalt eines Halbmondes. Das Gebirge, das der Pundit auf der Südseite des Sees in die Karte eingezeichnet hat, ist dagegen sehr fehlerhaft ausgeführt, was ja auch kein Wunder ist, da er es nur aus weiter Ferne gesehen hat und es unter diesen Umständen unmöglich war, sich einen richtigen Begriff von seiner Anordnung zu machen. Ebenso schwer ist es, sich eine Vorstellung von einem See zu bilden, den man nur von der Uferebene aus sieht; nur von einem Paß oder einem Kamm herab ist dies möglich.

Wir fragten uns, ob wir das Südufer noch vor der Dämmerung erreichen könnten, denn der Abstand sah noch immer unendlich groß aus. Um die Mittagszeit begann es heftig zu wehen, das trockne Salz wirbelte in weißen Wolken auf, jagte auf dem Eise hin und trübte uns die Aussicht. Auf dem Schlitten sitzend (Abb. 91), war ich seinem Ansturm ohne Deckung ausgesetzt und mußte mich hüten, den Mund zu öffnen. Hier und dort bildet das Eis kleine Wellenlinien, als habe es sich mitten im Seegang gebildet; die Eiswogen fallen auch steil nach Ostnordosten, dem Weg der Winde, ab. In den Einsenkungen zwischen ihnen sammelt sich der vor dem Wind treibende Salzstaub, durch den das Eisfeld ein eigentümliches, moireeartiges Aussehen erhält. Die ganze Osthälfte des Sees wird durch die Felsenvorsprünge, in deren Nähe wir das Lager 99 aufgeschlagen hatten, verdeckt. Wir gingen immer tiefer in die Südbucht hinein. Auf den Abhängen weideten Yaks, die gegen Abend von einem Mann zu Tal getrieben wurden. Auch im Süden erblickten wir Zelte, Yaks und Massen von Kiangs. Von unserem niedrigen Gesichtspunkt aus hatte es den Anschein, als gingen sie mitten auf dem See umher; der kleine Sehwinkel täuschte uns stets. Am letzten Lotungsloch bohrten Axt und Spieß sich immer tiefer in das Eis, ohne die Decke zu zertrümmern. Erst als eine Tiefe von 44 Zentimeter erreicht war, preßte das Wasser sich heftig hervor und war voll der gewöhnlichen kleinen roten Krustentiere — es ist also nicht so arg mit dem Salzgehalt des Sees. Etwas weiter konnte man sehen, wie das Eis ohne Wasserschicht auf dem Tongrund ruhte; dann langten wir an dem unfruchtbaren Ufer an und freuten uns, heute ganz unabhängig

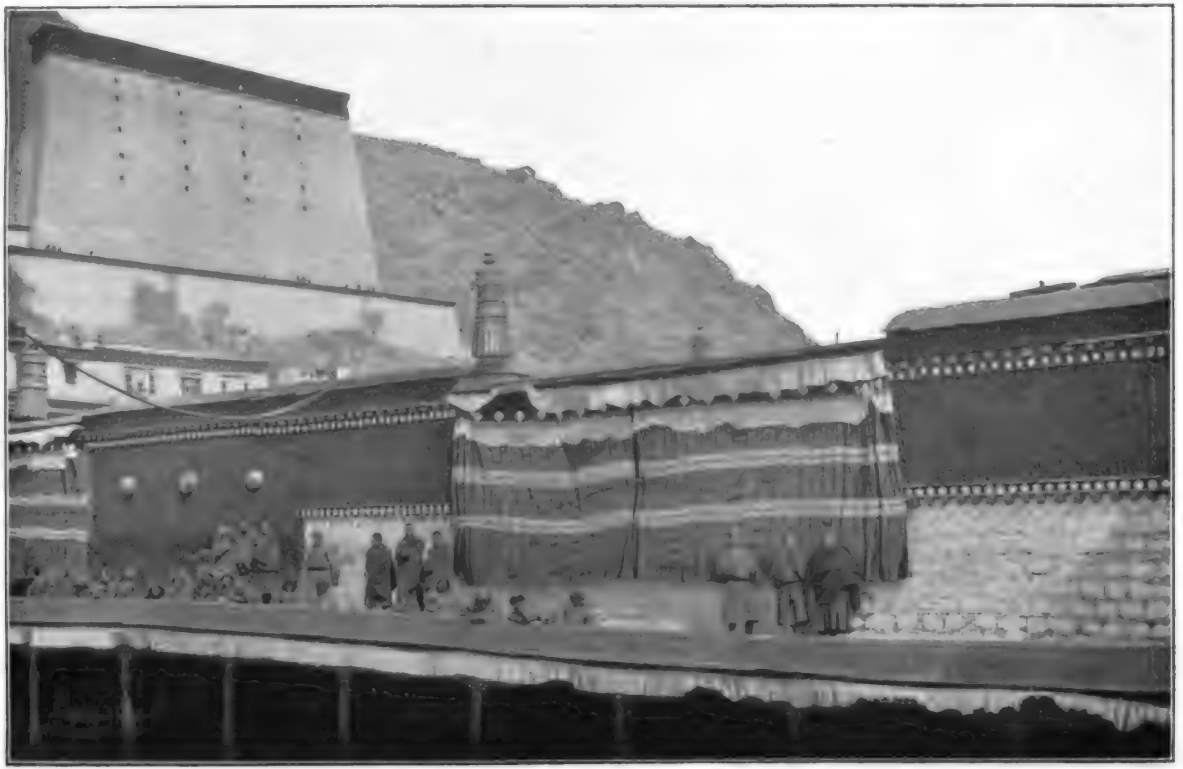
von der Vegetation zu ſein. Brennmaterial fanden wir und Waſſer erhielten wir durch Auftauen einiger Eisklumpen. Die größte Tiefe betrug auf dieſer Linie 9,4 Meter, war alſo ein wenig geringer als die der anderen.

Gegen Abend hatten wir wieder einmal heftigen Sturm. Der See, der nur ein paar Meter von uns entfernt lag, entſchwand ſpurlos aus dem Geſicht, und die Dungſammler tauchten wie Nebelbilder aus den Staubwolken erſt auf, wenn ſie nur noch einige Schritt bis an das Feuer hatten. Mir war es unbegreiflich, daß ſie den Weg in ſo dicker Luft fanden. Vermittelſt des Schlittens und dreier Säcke Brennſtoff bauten ſie ſich eine Schutzmauer gegen den Wind, und dahinter ſaßen ſie dann an ihrem Feuer, deſſen flackernde Flammen ihnen faſt das Geſicht verſengten. Die Gruppe war in der ſchwarzen Nacht und den ſpärlichen Mondſtrahlen ungewöhnlich maleriſch. Und wie wehte es! Ich konnte kaum aufrecht ſtehen, als ich die Thermometer ablas, und meine Mütze flog in alle Winde. In der Nacht ſchliefen die Leute in einen Klumpen zuſammengeballt im Schutz des Zeltes.

Am 2. Januar — 22,2 Grad. Heute ſollte die vierte Linie abgegangen werden — bei Sturm; kurz war ſie freilich, kaum fünf Stunden, aber — aber! Wir mußten nach Südweſt, alſo dem Wind gerade entgegen. Dazu kam, daß das Eis überall ſchwer zu paſſieren war, wohl eine Folge der hier ſehr geringen Tiefe des Sees. Die Maximaltiefe war 3,23 Meter. In meinem Tagebuch ſteht, daß dies einer der ſchlimmſten, wenn nicht gar der allerſchlimmſte Tag der ganzen Reiſe geweſen iſt. Aber man denkt immer, das Gegenwärtige ſei das ſchlimmſte und vergißt, was man vorher ſchrecklich gefunden hat. Der Sturm trieb das Salz in dicken Wolken, die ſich mit ſauſendem Ton auf dem Eiſe rieben, vor ſich her und jagte es mir gerade ins Geſicht. Wenn ich rief, daß meine beiden „Zugpferde" die Richtung einhalten ſollten, flog mir eine Portion Salz in den Mund, und ich konnte den unangenehmen Geſchmack um ſo weniger wieder loswerden, als das Salzpulver auch durch die Naſe eindrang! Die Augen röten ſich, tränen, ſchmerzen. Von der Berührung mit der Lotleine während mehrerer Tage belegen ſich auch die Hände mit Salz, und wenn man ſie dann nach jedem Loten abtrocknet, ſpringt die Haut, und zwar ſo gründlich, daß Blut fließt. Bald aber werden die Hände blau, ſteif und gefühllos, und nur mit größter Schwierigkeit kann ich, indem ich die Feder wie einen Meißel mit der ganzen Hand halte, das Ergebnis der Lotungen, die Zeiten und die Abſtände aufzeichnen; andere Notizen ſind undenkbar. Rabſang und Taſchi halten ſich wenigſtens warm, denn heute müſſen ſie ihre Kraft bis aufs äußerſte aufbieten, um den Schlitten gegen den Sturm vorwärtszuziehen. Wo das

106. Der Labrang, Palaſt des Taſchi-Lama.
Hinter den Draperien in der Mitte der Sitz des Taſchi-Lama während der Feſtſpiele.

Digitized by Google



107. Der obere Altan am Hof der Festspiele in Taschi-lunpo.
Hinter der Draperie in der Mitte mein Platz während der Festspiele.

Eis blank ist, können sie nicht festen Fuß fassen, sie gleiten und fallen, einmal setzte Taschi sich mir auf den Schoß — er wurde buchstäblich umgeweht. Oft ist der Winddruck so stark, daß Gespann und Schlitten rückwärts sausen und nur halten können, wenn die beiden Männer sich setzen und die Füße gegen einen Salzhaufen stemmen. Ich bin so steif gefroren und so lahm, daß ich nicht imstande bin, mich zu erheben, sondern sitzen bleibe, während die Waken aufgehauen werden. Bei einer Wake, die mitten in einem spiegelblanken Felde eingeschlagen wurde, faßte der Sturm aber den Schlitten und mich und trieb uns in schwindelnder Fahrt wie eine Eisjacht über den See! Ich versuchte mit den Füßen zu bremsen, aber ich hatte keine Kraft in ihnen, und meine Stiefel, die aus weichem Filz bestanden, liefen leicht und lustig über die Eisscheibe hin, ohne die Geschwindigkeit der Fahrt auch nur im geringsten zu vermindern. Die Kufen waren zwar zu kurz, der Schlitten drehte sich also im Kreise, aber vorwärts ging es dennoch, und wäre das Eis überall blank gewesen, so hätte mich der Sturm in wenigen Minuten über den ganzen See nach dem Lager 98 zurückgeweht! Da kenterte mein Fuhrwerk aber zum Glück in einer Spalte, ich wurde herausgeschleudert, trieb noch eine Strecke auf dem Eise weiter und landete auf einem Salzhaufen. Rabsang kam mir glitschend nachgeeilt, brachte den Schlitten und mich wieder auf die Beine und zog uns nun mit heiler Haut wieder nach der Wake zurück.

Wir sahen aus, daß wir uns voreinander hätten fürchten können. Wie aufgeschwollene, ausgegrabene, an der Sonne getrocknete und mit weißer Ölfarbe angestrichene Choleraleichen! Gesicht, Hände und Kleider waren weiß von Salz. Ich konnte meinen Schafpelz auch nie wieder gebrauchen; er wurde steif, platzte in den Nähten und mußte mit anderen Kleidungsstücken einfach weggeworfen werden.

Noch hatten wir jedoch nicht den halben Weg zurückgelegt. Die Männer strengten sich an, als müßten sie sich durch metertiefes Wasser hindurcharbeiten. Manchmal konnte ich sie kaum durch die Salzwolken hindurch erblicken, auch von dem Eis unter dem Schlitten war nichts zu sehen; mir war, als ständen wir still und eine schäumende, kreideweiße Flutwelle stürme über uns hinweg, um uns zu verschlingen. Ich fragte mich, ob wir das Ufer überhaupt lebendig erreichen würden. Viel Leben hatte ich auch nicht mehr im Leibe, als wir endlich landeten! Der Schlitten wurde verankert, damit der Sturm ihn nicht fortwehe, und dann überkletterten wir fünf Uferterrassen hintereinander, um schließlich hinter der Mauer einer Schafhürde, die oben auf der sechsten errichtet war, Schutz zu suchen. Glücklicherweise fanden wir dort trocknen Yakdung

in großen Mengen und hatten bald ein qualmendes Feuer, in dessen Wärme ich jedoch eine gute Stunde sitzen mußte, ehe ich nur anfing, wieder einigermaßen gelenkig zu werden.

Vom Lager 102 waren es 3260 Schritt bis zur südlichsten Spitze des Sees. Dort weideten große Herden, und in der Talmündung waren sechs Zelte aufgeschlagen. Um fünf Uhr hörte der Sturm ebenso plötzlich auf, wie er gekommen war, und es wurde unheimlich still. Als ich um neun Uhr die meteorologischen Beobachtungen ausführte, lagen alle meine Leute schon in einer Reihe mit dem Kopf an der Mauer, die Stirn auf die Erde gedrückt, die Beine angezogen und so dicht nebeneinander wie Sardinen. Aber sie schliefen gut, das hörte ich an den Balken, die sie sägten!

Am Ufer gab es Schalen von Süßwassermollusken und in einem schwarzen Wall, der aus faulenden Algen bestand, viele Gänsefedern. Heutzutage ist das Wasser des Sees untrinkbar, aber früher ist der Ngangtse-tso ein Süßwassersee gewesen, nämlich als er noch nach einem seiner Nachbarn hin Abfluß hatte.

Angegriffen von den Anstrengungen des gestrigen Tages schliefen wir lange und brachen dann in nordöstlicher Richtung auf, nach dem roten Porphyrvorgebirge, das im Westen des Lagers 99 in den See hineinragte. Sturm hatten wir nicht, aber starken Wind, und da er uns in den Rücken blies, glitten wir wie Öl über das Eis.

Jenseits des Vorgebirges lagerten wir in einer tiefen Schlucht, um vor dem Winde Schutz zu finden. Ein Hirte weidete seine Schafe auf einem Abhang und versuchte sich aus dem Staube zu machen, aber Rabsang holte ihn ein. Er glaubte, daß wir Räuber seien, und zu verkaufen hatte er nichts, da er im Dienst eines anderen stand. Rabsang aber forderte ihn auf, uns seinen Herrn zu bringen. Inzwischen waren auch die anderen angelangt, aber ohne Ische, der krank geworden und mitten auf dem See liegen geblieben war. Zwei seiner Kameraden holten ihn abends. Alle waren erschöpft und baten, am 4. Januar nur eine kurze Wanderung zu machen. Das paßte auch ganz gut, denn der Herr des Hirten kam und verkaufte ein Schaf, Butter, saure Milch und einen Beutel Tabak. Es war hohe Zeit, denn der Proviant war schon beinahe aufgezehrt. Der Tabak war den Leuten das willkommenste, denn in der letzten Zeit hatten sie schon Yakdung geraucht! Der Alte gab mir viele interessante Aufklärungen über den Ngangtse-tso und erzählte uns, daß in den Tälern des Südufers jetzt 50 bis 60 Zelte aufgeschlagen seien. Soweit war alles gut gegangen — aber der Tag war noch nicht zu Ende!

Neunzehntes Kapitel.

Zurückgetrieben!

Ein düsterer, unfreundlicher Tag, dieser 4. Januar 1907! Gegen Mittag stellte sich Islam Ahun ein, halbtot vor Müdigkeit. Er hatte das Hauptquartier am Morgen des 2. Januar verlassen und mich im Zickzack über den See gesucht, war am westlichen und am südlichen Ufer gewesen und hatte uns nun endlich, geleitet von der frischesten Spur der Schlittenkufen, in unserer Schlucht gefunden. Er überbrachte mir einen Brief von Robert: „Gestern, am 1. Januar, kamen sechs bewaffnete Männer ins Lager, stellten einige Fragen und verschwanden wieder. Heute aber, am zweiten, sind sie in Begleitung anderer Männer zurückgekehrt und sagen, der Gouverneur von Naktsang habe befohlen, uns nicht weiterziehen zu lassen, weil wir keinen Paß vom Devaschung hätten; wir müßten daher bleiben, wo wir seien. Sie wollen auch Masters Antwort haben, um den Gouverneur zu benachrichtigen, der sofort nach Lhasa berichten will! Sie warten ungeduldig auf Bescheid, und daher schicke ich diesen Brief."

Nachdem Islam Ahun sich ausgeruht und satt gegessen hatte, mußte er mit einem Brief an Robert nach dem Lager 97 zurückgehen. Robert solle den Abgesandten sagen, daß ich nicht eher Antwort geben würde, als bis ich sie persönlich träfe; wenn ihnen aber so sehr darum zu tun sei, meine Antwort zu hören, so sollten sie sich am Nachmittag des 5. Januar am nördlichen Ufer, drei englische Meilen östlich vom Lager 98, einfinden. Wenn nicht, seien sie selber für die Folgen verantwortlich. Muhamed Isa solle als Dolmetscher mitkommen.

Jetzt spitzte sich die Lage also zu. Es handelte sich nicht mehr um falschen Alarm. Berichte über unsere Reise waren nach Lhasa geschickt worden, und wir waren in den Händen des Statthalters von Naktsang! Ich hatte durch meinen Brief an Robert die Entscheidung nur hinausgeschoben, um Zeit zu gewinnen, wenigstens noch eine Lotungslinie abzugehen. Wenn ich in Naktsang nichts weiter gewönne, wollte ich doch wenigstens den Ngangtse-tso

vollständig erobert haben. Nachher mochte dann der große Rückzug beginnen! Die ungeheure Aufregung, in der ich während des letzten Monats geschwebt hatte, hatte nun ihren Höhepunkt erreicht: der Ngangtse-tso sollte also der Wendepunkt meiner Reise durch Tibet werden. Ich hörte förmlich wie die Angeln knirschten und kreischten, als die großen Pforten des Landes der Heiligen Bücher, des verbotenen Landes im Süden, vor mir zugeschlagen wurden.

Schließlich brachen auch wir nach dem Lager 104 auf, das im Osten des Lagers 99 am Südufer lag.

5. Januar. Alle Halme und Stengel waren bereift, als wir in aller Frühe nach N 19° O über das Eis zogen. Der Tag war herrlich, windstill, die Luft schön, beinahe warm. Wurde es schon Frühling? Trat der Frühling in diesen südlicheren Gegenden etwa so früh ein? Er war uns noch so fern erschienen, daß wir es nicht der Mühe wert hielten, uns nach seinen linden Lüften zu sehnen, während uns noch die ganze Winterkälte von Tschang-tang im Leibe saß. Wir brauchten mehr Wärme, um richtig aufzutauen. Das Eis lärmte, trommelte und knallte in der Nacht wie toll, aber seinetwegen war es nicht, daß ich schlecht schlief!

Die Eisfelder bildeten hier lange Wellen; Schirmwände von emporgepreßtem und dann erstarrtem Wasser, die spröde wie Glas waren, zeigten sich alle Augenblicke. Die größte Tiefe fanden wir, als wir 10,7 Kilometer auf dem See zurückgelegt hatten, 10,08 Meter; sie war die bedeutendste, die wir auf dem Ngangtse-tso ableteten. Der See ist also im Osten tiefer; der Westwind füllt seine Westhälfte energischer mit Sand und Staub aus.

Auf halbem Weg sahen wir einen kleinen schwarzen Punkt auf dem Eise aus der Richtung des Laäntales nahen. Es war der Hadschi mit einem Brief. Die Abgesandten hatten neue Befehle vom Gouverneur von Naktsang erhalten. In vier Tagen wolle er sich in eigener hoher Person bei mir einfinden, bis dahin sollten uns seine Abgesandten scharf überwachen! Daher blieben sie bei der Karawane, erlaubten Robert und Muhamed Isa aber das Hauptquartier nach einer Stelle im Südosten des Lagers 97, wo bessere Weide war, zu verlegen. Mir blieben also noch ein paar Tage der Freiheit. Der Gouverneur von Naktsang! Er war es, der mir 1901 im Süden des Selling-tso Halt geboten hatte. Von ihm hatte ich kein Erbarmen zu erwarten! Im Gegenteil, ich hatte ihm das vorige Mal soviel Schererei und Unannehmlichkeiten verursacht, daß er über meine Rückkehr in seine Provinz wütend sein mußte.

Am 6. Januar befand Iſche ſich ſo ſchlecht, daß der Hadſchi ihn mit nach Hauſe nehmen mußte. Jetzt zogen wir über den See wieder nach N 49° O. Wir waren erſt bis an die zweite Wake gelangt, als hinter uns drei Männer auftauchten, die unſerer Spur folgten. Sie winkten uns, ſtehenzubleiben, es waren alſo neue Nachrichten gekommen! Wir konnten noch die Wake aufhauen und loten, ehe ſie bei uns laufend anlangten. Es war Muhamed Iſa mit noch zweien meiner Leute, ſchweißtriefend und atemlos, und ich bat ſie „es ſich auf dem grünen Raſen bequem zu machen".

„Was gibt's neues im Hauptlager?" fragte ich.

„Sahib, 25 Tibeter haben ihre Zelte um die unſeren herum aufgeſchlagen. Heute morgen wollten wir das Hauptquartier nach dem Ufer verlegen, um euch näher zu ſein. Alle Tiere waren bereits beladen, und wir wollten gerade aufbrechen, als die Männer aus ihren Zelten krochen, uns zwangen, die Tiere wieder abzuladen, und uns befahlen, dort zu bleiben."

„Habt ihr etwas Neues vom Gouverneur gehört?"

„Er ſoll in drei Tagen kommen. Reitende Boten kommen und gehen täglich, manchmal mehrere am Tage, und ſie ſcheinen ſchnell zu reiten. Sie ſtehen unausgeſetzt mit dem Gouverneur in Verbindung und ſchicken ihm Meldungen."

„Was ſagen ſie dazu, daß ich ſo lange ausbleibe?"

„Sie ſind außerordentlich verwundert darüber und fragen uns unaufhörlich, weshalb der Sahib draußen auf dem Eis umherziehe. Sie haben an den Ufern Spione gehabt und glauben, daß der Sahib durch die Waken Gold vom Seegrund heraufhole."

„Sind ſie höflich gegen euch?"

„Ja, aber beſtimmt und unerbittlich. Sie ſagen, der Gouverneur werde ſelber über unſer Schickſal entſcheiden. In den letzten Tagen hat ſich ihre Schar nur immer vergrößert; ſie laſſen ſich Proviant bringen und erwarten noch mehr Verſtärkung."

„Was beabſichtigen ſie deiner Meinung nach, Muhamed Iſa?"

„Ja, jetzt ſieht es böſe aus. Sie haben entſchieden die Abſicht, uns das Weiterreiſen unmöglich zu machen und uns zu zwingen, nach Norden zu gehen."

„Das verdanken wir dem Unglückskerl am Bogtſang-tſangpo, der ſeinen Eilboten nach Naktſang geſchickt hat! Aber wenn hier alles unmöglich iſt, müſſen ſie uns mit einer neuen Karawane verſehen, und wir reiſen nach Peking! Dort werde ich mir ſchon die Erlaubnis der chineſiſchen Regierung zur Reiſe in Tibet erwirken. — Wie ſteht es mit der Karawane?"

„Alles gut. Ein Mauleſel ſtarb vorgeſtern und mein ſchwarzes

Reitpferd gestern. Acht Pferde und ein Maulesel sind noch übrig. Den Yaks geht es vortrefflich."

„An diesem See wird es ihnen nicht an Zeit zum Ausruhen fehlen. Denn wenn wir mit Lhasa verhandeln sollen, gehen ein paar Monate darüber hin! Geh jetzt wieder zurück und grüße die anderen."

Wir loteten weiter und fanden eine Maximaltiefe von 8,35 Meter. Am Ufer waren die alten Wälle sehr deutlich erkennbar — hier sind sie den Sturzseen der Weststürme ausgesetzt gewesen. Der höchste mochte 15 Meter hoch sein. Dort ging ein einsamer Wolf spazieren, weiter hinten weideten 25 Kiangs; sie betrachteten uns lange neugierig und verschwanden dann leicht und flüchtig wie der Wind. Von unsern Trägern sahen wir keinen Schimmer, und auch auf dem Ufer, wo wir auf dem höchsten Wall entlanggingen, fanden wir ihre Spur nicht. Warum gaben sie uns kein Signal durch Anzünden eines Feuers? Endlich erblickten wir sie ganz fern in nördlicher Richtung. Müde hatten sie sich schlafen gelegt, sobald sie an Land gekommen waren. Ich schalt sie nicht, aber Rabsang packte den ersten, den er zu fassen bekam, beim Schopf und prügelte sie dann alle der Reihe nach durch, was sie jedoch nicht hinderte, am Abend ebenso fröhlich wie sonst zu singen.

Jetzt hatte ich die Arbeit auf dem Ngangtse-tso beendet, nachdem wir 106 Kilometer auf seinem Eise in einer Höhe von 4699 Meter zurückgelegt hatten!

Am 7. Januar mußten die Träger mit all unserm Sack und Pack — außer meinem Zelt — nach dem Hauptquartier aufbrechen; ich wartete auf mein Reitpferd, ließ mich in meiner Gemütsruhe nicht stören und war durchaus nicht eilig, mich selber der tibetischen Miliz auszuliefern — jenen greulichen, schwarzen Reitern, die meine Pläne früher schon so oft durchkreuzt hatten! Aus Schigatse kam keine Nachricht, aus Indien keine Post. Ich hatte sie mir zum 25. November nach dem Dangra-jum-tso bestellt, und jetzt hatten wir den 7. Januar! Hatte Ganpat Sing die Post am Ende verloren, oder war er überhaupt nicht nach Leh gelangt? War es vielleicht aus politischen Gründen unmöglich, mir meine Post aus Indien hierher zu schicken?

Ich mußte lange warten. Erst um ein Uhr zeigte sich ein Fußgänger mit meinem Pferd, und zu gleicher Zeit tauchte oben auf dem inneren Terrassenwall eine Karawane von 50 Yaks auf, die von einigen Tibetern getrieben wurden. Wir nahmen an, es seien die Transporttiere des Gouverneurs, aber die Tibeter erklärten, sie stammten aus Laän und hätten die Messe in Naktsang besucht.

Nur drei Stunden trennten uns vom Lager. Sieben Wildesel liefen eine gute Stunde lang vor uns her, der Wind wehte uns heftig entgegen.

Wolken von Staub und Sand fegten längs des Ufers hin, die Eisdecke wurde unsichtbar und die Wildesel verschwanden wie Gespenster im Nebel. Die Beleuchtung war seltsam und verwirrend, die Steigung nahm zu, und immer neue Hügel tauchten auf aus der dicken Luft, die an trübes Wasser erinnerte. Manchmal eilt ein kleines Rudel Goagazellen in höhnisch leichten Sprüngen an uns vorbei. Wir sehen das Lager Nr. 107 erst, als wir unmittelbar davor stehen.

Eine tiefe Erosionsrinne in der Richtung des Sees. Auf ihrer rechten Böschung unsere vier Zelte, nach Osten schauend. Ihnen gegenüber drei tibetische Zelte. Die Hände in den Taschen, die Pfeife im Munde, steht Muhamed Isa an seinem Feuer. Alle die anderen kommen heraus. Die Tibeter gucken aus ihren Zelttüren wie Erdmäuse aus den Löchern. Robert erstattet die Meldung: „Alles ruhig auf dem Schipkapaß!" Nur unsere Pferde waren gestern abend, von Wölfen gejagt, durchgebrannt und hatten die tibetischen mitgenommen, waren aber unten am Seeufer in zerstreuten Gruppen wiedergefunden worden.

Ich ging in Muhamed Isas Zelt; als ich Platz genommen hatte, wurden die vornehmsten der Tibeter gerufen. Sie stellten sich sofort ein, verbeugten sich tief und streckten die Zunge so lang heraus, wie sie nur konnten (Abb. 87) — diesmal machte diese originelle Begrüßungsweise auf mich einen höhnischen Eindruck! Ein Mann mit rotem Turban, dunkelblauem Pelz und Säbel im Gürtel war im Jahre 1901 mit in Hladsche Tserings Lager am Ostufer des Tschargut-tso gewesen, als wir dort zusammen lagerten, und erinnerte mich an jene Tage.

„Ist Hladsche Tsering noch Statthalter von Naktsang?" fragte ich.

„Ja, er ist es, der übermorgen herkommt."

„Bringt er ein ebenso großes Gefolge mit wie damals?"

„Nein, er hat damals gesehen, daß die Reiterscharen euch nicht erschreckten, und verläßt sich darauf, daß ihr euch auch so seinen Wünschen fügt."

Der 8. Januar wurde zum Umpacken der Bagage benutzt, und am neunten schlugen die Tibeter ein neues Zelt auf, das, wie sie sagten, die Küche des Gouverneurs sein sollte. Als es dämmrig wurde, erschienen zwei Reiter, die mir meldeten, daß der Gouverneur um Entschuldigung bitten lasse, weil er nicht zur festgesetzten Zeit eingetroffen sei. Er sei ein alter Mann, habe unterwegs den Sturm gegen sich gehabt und daher nur langsam vorrücken können, werde aber am Abend des zwölften ganz bestimmt bei mir sein.

Da ließ ich mir die Häuptlinge der Tibeter rufen und sagte ihnen, daß sie sich nie wieder vor mir sehen lassen dürften, wenn sie jetzt nicht die Wahrheit sprächen.

„Bombo Tschimbo," erwiderten sie, „wenn der Gouverneur nicht in drei Tagen hier ist, könnt ihr uns den Hals abschneiden!"

„Dessen bedarf es nicht; es genügt, daß ihr euch schriftlich verpflichtet, mir eine Buße von zehn Pferden zu bezahlen, wenn der Gouverneur in drei Tagen noch nicht hier ist."

„Wir geben euch sogar zwanzig Pferde."

„Nein, zehn sind genug." Und nun wurde der Vertrag aufgesetzt und unterzeichnet.

„Wißt ihr noch sonst etwas Neues?"

„Ja, der Gouverneur hat nur seine eigenen zwölf Diener mitgenommen. Er weiß, daß Bombo Tschimbo zurückgekehrt ist, denn er hat vom Bogtsang-tsangpo einen Brief erhalten, daß derselbe Herr, der vor fünf und einem halben Jahr dort mit einer Kamelkarawane gewesen sei, wieder da sei. Da hat er sofort einen Eilboten nach Lhasa geschickt und zehn Tage auf Antwort gewartet, nachher aber beschlossen, selber herzukommen."

Wieder wurde meine Geduld auf die Probe gestellt, als ob ich mich nicht schon zur Genüge darin hätten üben können. Endlich, am 11. Januar, zeichnete sich eine kleine Reitergruppe auf den Hügeln ab, und bald darauf stand ein blauweißes Zelt im Lager der Tibeter — sie hatten jetzt sieben im ganzen. Darauf kam noch eine Schar Reiter, von denen einer sehr krumm saß, einen roten Baschlik trug und sorgfältig in Pelzwerk gehüllt war. „Das ist Hladsche Tsering", hieß es. Das Gefolge trug Flinten, an denen rote Fähnlein flatterten. Sie sahen durchfroren aus, verschwanden schnell in ihren Zelten, und wir hörten nichts wieder von ihnen.

12. Januar. Viel zu früh kam ein Bote mit der Frage, ob ich nach dem Zelt des Statthalters hinüberkommen wolle oder ob er mir erst einen Besuch machen solle. Ich ließ antworten, daß ich ihm Bescheid schicken würde, wann ich ihn empfangen könne. Mein armseliges, von den Stürmen zerzaustes Zelt wurde nun so schön hergerichtet, als es die Umstände erlaubten; mehr als zwei Gäste hatten darin nicht Platz, aber für diese wurden Filzdecken und Kissen ausgebreitet, und zwischen diese Sitzplätze und mein Bett ein gewaltiges Kohlenbecken gestellt, damit der Alte sich ordentlich wärmen könne. Mein Bote war gerade abgegangen, als vor das blauweiße Zelt zwei Pferde geführt wurden, der Alte bestieg das eine, ein junger Lama das andere; die Pferde wurden am Zügel geführt, die anderen Tibeter stellten sich zu Fuß auf, und dann setzte sich der Zug langsam nach unsern Zelten hin in Bewegung!

Hladsche Tsering, denn es war wirklich mein alter Freund, kam im Paradeanzug von chinesischem Schnitt, mit chinesischer Mütze, die mit

108. Lamas in Taſchi-lunpo.

109. Hof der religiöſen Feſtſpiele in Taſchi-lunpo. Links oben die Faſſade des Labrang, Palaſt des Taſchi-Lama.

Digitized by Google

110 und 111. „Profanum volgus“ beim Neujahrsfeſt in Schigatſe.

Digitized by Google

zwei Fuchsschwänzen und einem weißen Glasknopf geschmückt war, und in Stiefeln, mit Samt überzogen und mit dicken weißen Sohlen (Abb. 92). Über seinem mit weiten Hängeärmeln versehenen Seidenkaftan trug er einen kurzen Kragen von Otterfell und im linken Ohrläppchen einen großen Ohrring von reinem Gold mit runden Türkisen besetzt. Als er erschien, ging ich ihm entgegen, um ihn zu begrüßen. Wir erkannten einander sofort wieder, begrüßten uns herzlich, ja, umarmten einander beinahe, und sprachen davon, wie seltsam es sei, daß wir uns hier mitten in der Wildnis nach fünf langen Jahren wiederträfen! Seine Hand in der meinen haltend, führte ich ihn nach dem bescheidenen Ehrenplatz und bat den Lama, seinen Sekretär, einen Sohn des Junduk Tsering von 1901, Platz zu nehmen. Ich saß mit gekreuzten Beinen auf meinem Bett neben ihm, Robert und Muhamed Isa in der Zelttür, deren Rahmen im übrigen von einem Mosaikbild tibetischer Köpfe ausgefüllt wurde. Muhamed Isa, der Dolmetscher, trug ein Ehrengewand, das ihm Younghusband in Lhasa geschenkt hatte; es bestand aus dickem, kirschrotem tibetischem Wollstoff; um den Leib hatte er einen bunten Gürtel und auf dem Kopf einen hohen, goldgestickten Turban aus Peschawar. Er überstrahlte uns alle in seiner Pracht!

Nachdem ich eine Schachtel ägyptischer Zigaretten bereitgestellt und Hladsche Tsering sich eine Weile alles, was im Zelte stand, betrachtet hatte, sagte er mit ernster, bekümmerter Miene:

„In meiner Eigenschaft als Statthalter von Naktsang kann ich euch nicht gestatten, von hier nach Schigatse oder irgendeinem anderen Ort innerhalb der Grenzen von Naktsang weiterzureisen. Ich habe mich persönlich bei euch eingefunden, um euch zu bitten, schleunigst meine Provinz zu verlassen. Bald nach der englischen Lhasaexpedition erhielt ich vom Devaschung Befehl, so wie früher auch in Zukunft Europäer nicht in Naktsang umherziehen zu lassen. Die Instruktion lautet dahin, daß, wenn irgendein Europäer in Naktsang eindringt, es meine Amtspflicht ist, ihn anzuhalten und zum Umkehren zu zwingen."

Ich erwiderte: „Es ist nicht möglich, daß die Verhältnisse jetzt noch ebenso liegen wie vor fünf Jahren, als ihr meine Karawane mit fünfhundert Mann Miliz anhieltet. Seitdem hat die indische Regierung mit dem Devaschung in Lhasa einen Vertrag abgeschlossen, und jetzt stehen die beiden Regierungen auf durchaus freundschaftlichem Fuße."

„Hedin Sahib, ihr werdet euch erinnern, wie es das vorige Mal ablief. Ihr waret damals so freundlich, auf meine Aufforderung hin umzukehren, aber ihr wißt nicht, wie es mir dann ging! Das ganze Aufgebot gegen euch mußte ich allein bezahlen, und der Devaschung forderte

mir noch obendrein 2000 Rupien ab. Ich war ruiniert, während mein Kollege Junduk Tsering sich durch Ausbeutung der Bevölkerung bereicherte und jetzt als reicher Mann in Lhasa lebt. Wir sind alte Freunde, aber ich kann mich euretwegen nicht neuen Unannehmlichkeiten aussetzen."

„Es ist wahr, Hladsche Tsering, daß wir alte Freunde sind; aber ihr könnt doch nicht verlangen, daß ich mich euretwegen einer neuen Reise durch Tschang-tang unterziehe! Ich besaß 130 Tiere, als ich vor sechs Monaten Ladak verließ. Nun habe ich, wie ihr selber seht, nur noch neun. Ich werde mich nicht überreden lassen, auf jenem Weg wieder zurückzugehen, und nach dem Vertrag von Lhasa habt ihr keine Machtmittel, einen Europäer zu zwingen!"

„Der Vertrag von Lhasa wurde mit England geschlossen. Ihr seid kein Engländer, ihr seid ein Sved-peling."

„Um so mehr habt ihr allen Grund, mir Gastfreundschaft zu erweisen. Gegen euren Wunsch und Willen hat England euch zum Krieg gezwungen; mein Land hat das nie getan!"

„Ihr habt recht, euer Volk hat uns nie Schaden zugefügt. Aber in meinen Instruktionen wird kein Unterschied gemacht zwischen verschiedenen Nationen. Ich werde euch gewiß nicht zwingen, auf dem langen, schlechten Weg, auf dem ihr gekommen seid, wieder nach Ladak zurückzugehen; ich weiß, daß dies ohne eine große, starke Karawane unmöglich ist. Es ist mir auch ganz einerlei, ob es euch gelingt nach Schigatse zu kommen oder nicht, aber durch meine Provinz dürft ihr nicht dorthin ziehen! In Naktsang steht euch nur ein einziger Weg offen, der nämlich, auf dem ihr gekommen seid. Die Straße, die ihr nachher einschlagt, ist mir gleich. Und könnt ihr von der nördlichen und westlichen Seite des Dangra-jum-tso nach Schigatse vordringen, so geht mich das gar nichts an!"

„Ihr wißt, daß der Taschi-Lama vor einem Jahr in Indien war, und ihr wißt auch, wie gut er dort aufgenommen worden ist. Er erwartet mich in seiner Hauptstadt, und kein anderer als er hat das Recht, mich an der Reise zu ihm zu hindern."

„Naktsang steht unter dem Devaschung, nicht unter dem Taschi-Lama."

„Der Dalai-Lama ergriff die Flucht, als die englischen Truppen sich Lhasa näherten. Der Taschi-Lama ist daher jetzt Tibets vornehmster Großlama."

„Ganz recht, wir begreifen und billigen die Handlungsweise des Dalai-Lama auch nicht. Er hätte derjenige sein müssen, der das Land vor seinen Feinden schützte. Aber das gehört nicht hierher; ich erhalte meine Instruktionen einzig und allein vom Devaschung."

„Und ich verlasse Naktsang nicht eher, als bis der Taschi-Lama mir eure Rede, daß der Weg versperrt sei, bestätigt hat. Ich werde also einen Brief an den Vertreter der indischen Regierung in Gyangtse, den Major O'Connor, schicken, und wenn er mir antwortet, daß die politische Lage mir die Weiterreise verbietet, werde ich Tibet verlassen. Hier am Ngangtse-tso will ich seine Antwort erwarten. Und dazu habe ich noch einen Grund. Ich erwarte aus Indien Briefe, die mir durch Major O'Connor geschickt werden sollen. Ihr werdet es wohl verstehen können, daß ich Naktsang nicht vor dem Eintreffen meiner Post, die ohne Zweifel auf Befehl des Taschi-Lama weiter befördert werden wird, verlassen will."

„Alles das ist ja schön und gut, aber habt ihr einen Beweis dafür, daß der Taschi-Lama die Verantwortung auf sich nehmen wird, euch eure Post zu schicken? Ihr habt keinen Paß vom Devaschung. Habt ihr einen vom Taschi-Lama? Ich bin nicht angewiesen, euch zu Diensten zu stehen. Wenn ich auf eigene Hand euren Brief nach Gyangtse schickte, würde ich meinen Kopf verlieren."

„Ich werde zwei meiner eigenen Ladakis mit dem Brief absenden."

„Nein, das Land ist ihnen ebenso verschlossen wie euch. Und wie lange Zeit glaubt ihr übrigens mit dem Warten auf die Antwort hier verbringen zu müssen? Mehrere Monate?"

„O nein, nach Gyangtse sind es 165 englische Meilen, und auch bei kurzen Tagemärschen würde die Reise nie länger als 20 Tage dauern."

„Ich verlasse diesen Platz nicht eher, als bis ihr aufgebrochen und nordwärts über die Grenze von Naktsang gezogen seid."

„Und ich breche nicht eher auf, als bis ich aus Gyangtse Antwort auf meinen Brief erhalten habe!"

„Es ist unmöglich, hier lange Zeit liegen zu bleiben. Ihr könnt eure Leute nicht ernähren; es gibt hier keine Nomaden, und die, welche in der Nachbarschaft wohnen, sind blutarm."

„Auf dem Südufer sah ich sehr viele Zelte und große Herden. Schlimmstenfalls können wir von der Jagd leben, Wild gibt es hier viel. Da ich weiter nichts verlange, als daß ihr mich auf eine Antwort warten laßt, müßtet ihr mir doch gefällig sein können."

„Darin irrt ihr euch; in meiner Stellung geht mich weder Schigatse noch Gyangtse etwas an. Als die Engländer Tibet geräumt hatten, schickte der Devaschung nach jedem Dsong (Gouverneurstadt) in ganz Tibet ein Schreiben, daß wir allerdings geschlagen worden seien, aber keinen Teil unseres Landes verloren hätten, und dort noch immer Herr seien, sowie daß hinsichtlich reisender Europäer in Zukunft alles beim Alten bleibe. Ich selber will euch soweit entgegenkommen, wie ich kann, und

werde nun zunächst in mein Zelt zurückkehren und mit meinen Leuten Rat halten.“ —

Gleichzeitig hielt auch ich mit Robert und Muhamed Isa Kriegsrat. Es war sonnenklar, daß wir unsere Reise nach Süden nicht fortsetzen konnten. Dagegen hatte es den Anschein, als könnten wir auf dem Umweg um den Dangra-jum-tso in das auf seiner Westseite liegende Land, das, wie Hladsche Tsering gesagt, von Saka-dsong aus regiert wurde, eindringen. Vertrieb man uns auch dort, so würden wir nach Peking ziehen! Weshalb? Ich bin freilich sehr optimistisch, aber es stand bei mir fest, daß ich ebensogut als einst Marco Polo den chinesischen Kaiser so würde betören können, daß er mir die Erlaubnis gäbe, mit irgendeinem besonderen Auftrag frei in Tibet umherreisen zu dürfen! Muhamed Isa meinte, nach Peking sei es unendlich weit, aber Robert begeisterte sich für die Reise. Wir wollten nur die besten unserer Leute mitnehmen; den übrigen konnte ich leicht die Erlaubnis zur Rückkehr nach Ladak über Gartok erwirken. Wir selber würden anfangs sehr beschwerlich reisen, aber durch die südliche Mongolei würden wir auf baktrischen Kamelen gerade zur Zeit, wenn die Frühlingsblumen am schönsten dufteten, wie Wilde über die Steppen jagen! Unter keiner Bedingung wollte ich als Besiegter heimkehren. Ich versuchte den beiden anderen meine Begeisterung einzuimpfen und malte ihnen unseren Kamelritt wie ein Märchen und einen Roman aus!

Jetzt wurden zwei der Leute Hladsche Tserings gemeldet, die mir als Geschenk ihres Herrn eine Schüssel Reis und einen Kloß Butter überreichten. Der Sekretärlama schenkte auch eine Schürzevoll Reis. Als Erwiderung schickte ich Muhamed Isa mit einem ganzen Stück Paschminazeug und einem Messer aus Srinagar für den Gouverneur und einem ebensolchen Messer nebst einer Turbanbinde für den Sekretär.

Begleitet von Robert und Muhamed Isa machte ich um drei Uhr meinen Gegenbesuch. Hladsche Tserings Zelt war groß und hübsch eingerichtet, und alle seine Sekretäre und Diener (Abb. 94) saßen um das Feuer herum, das hoch nach der oberen Zeltöffnung hinaufloderte. An den Zeltwänden lagen Säcke Reis und Tsamba und mehrere unzerlegte geschlachtete Schafe; alles sah aus, als habe der Alte sich auf längeres Verweilen eingerichtet. Gewehre mit Gabeln und Fähnchen, Säbel und Lanzen, Geschirr, Zügel, Sättel und Satteldecken; alles ließ dieses Häuptlingszelt malerisch und kriegerisch erscheinen. An der kurzen Wand, dem Eingang gegenüber, waren hohe Kissen aufgestapelt, die mit kleinen Teppichen aus Lhasa bedeckt waren und auf denen runde Kissen als Rückenlehne standen. Hier wurde ich aufgefordert, neben Hladsche Tsering Platz zu nehmen; vor

uns wurde ein kleiner roter, lackierter Tisch gestellt. Zu unserer Rechten stand ein Altarschrein mit vergoldeten Götterstatuen und „Gaos" — kleinen, silbernen Futteralen mit Buddhabildern, die man, wenn man reist, an einem roten Riemen über der Schulter trägt. Vor ihnen flackerten die Butterdochte in glänzenden Messingschalen.

Ein Diener brachte chinesische Porzellantassen, die auf kupfernen Schälchen standen und silberne Deckel hatten. Ein zweiter schenkte aus einer pittoresken Teekanne jenen dicken, mit Butter vermischten Tee, den die Tibeter so sehr lieben und den ich jetzt mit scheinbarem Entzücken trank, obgleich er mir abscheulich schmeckte — aber Hladsche Tsering hatte kurz vorher auch meinen englischen Tee gelobt!

Die Unterhaltung verlief auch hier ruhig, scherzhaft und gemütlich wie in meinem Zelt. Mit den Verhandlungen aber kamen wir nicht von der Stelle, eher das Gegenteil, denn jetzt sagte Hladsche Tsering:

„Nach dem Dangra-jum-tso kann ich euch unter keiner Bedingung ziehen lassen; der See ist heilig, und übrigens sind dort schon Wachen aufgestellt."

„Der Weg nach Osten ist uns auch versperrt?"

„Ja, nach Süden, Westen und Osten ist euch das Land völlig verschlossen, und nach Norden kann ich euch, wie ich jetzt einsehe, nicht zurückbringen."

„Soll ich dann in den Himmel fahren oder in die Unterwelt versinken?"

„Nein, aber ihr müßt hier warten."

„Und ihr schickt meinen Brief nach Gyangtse?"

„Nein, das tue ich nicht; aber ich werde euch nicht hindern, wenn ihr auf eigene Verantwortung zwei eurer Leute hinsendet."

„Wollt ihr mir für sie einige Pferde verkaufen?"

„Nein, dann würde es heißen, daß ich mit euch unter einer Decke stecke und mich hätte bestechen lassen."

„Ihr seid mir ein schöner Statthalter, Hladsche Tsering, nicht einmal ein paar Pferde könnt ihr mir verkaufen! Ich muß folglich meine Leute zu Fuß schicken, und das dauert doppelt so lang."

„Nun gut, ich werde die Sache beschlafen; morgen sollt ihr Bescheid erhalten."

Am Abend erhielten Rub Das und Tundup Galsan ihre Befehle. Sie sollten mit einem Brief an den Major O'Connor nach Gyangtse gehen und erhielten eine Geldsumme, die sie in ihre Leibgürtel einnähen mußten, um sie sicher aufzubewahren. Erst wenn es am nächsten Abend dunkel geworden, sollten sie ihre abenteuerliche Reise antreten.

Zwanzigstes Kapitel.

Vorwärts durch das verbotene Land!

Am 13. Januar! Da hatten wir denn wieder dieſe kritiſche Zahl, die ſo viele Leute als unheilbringend anſehen und die mit einer Atmoſphäre von Aberglauben umgeben iſt! Ob der dreizehnte auch uns ein Unglückstag wurde?

Die Sonne war kaum aufgegangen, als Hladſche Tſering ſeinen Beſuch melden ließ. In Begleitung ſeines Privatſekretärs, des Lamas Lobſang Schuntän, und aller der anderen kamen Seine Exzellenz der Statthalter von Naktſang zu Fuß nach meinem Zelt gegangen. Sie nahmen wieder auf denſelben Kiſſen Platz, Hladſche Tſering tat den Mund auf und ſprach folgende denkwürdigen Worte:

„Hedin Sahib, wir beide, ihr und ich, haben keine Zeit, hier Wochen und Monate zu liegen und auf eine Antwort aus Gyangtſe zu warten. Bei eurer Poſtverbindung mit Gyangtſe kann ich euch nicht helfen. Ich habe die Lage gründlich erwogen und ſie mit meinen Sekretären, die wie ich dem Devaſchung gegenüber verantwortlich ſind, beraten. Wir ſind der Anſicht, daß das Einzige, was ihr tun könnt, das iſt: ihr zieht ſüdwärts nach dem Gebiet des Labrang, nach Taſchi-lunpo, weiter. Ich bitte euch, ſchon übermorgen aufzubrechen.“

Was hatte dieſer höchſt unerwartete Umſchlag zu bedeuten? Geſtern ſollte ich keinen Schritt ſüdwärts machen dürfen, und heute bat man mich, ſo ſchnell wie möglich nach dem verbotenen Lande aufzubrechen. Hatte Hladſche Tſering geheimen Befehl aus Lhaſa erhalten? War er benachrichtigt worden, daß der Taſchi-Lama mich wirklich erwarte? Darüber ſprach er ſich nicht aus, und ich war zu klug, um zu fragen. Oder waren wir das Opfer einer Kriegsliſt, die darauf ausging, uns möglichſt ſchnell nach Gyangtſe zu bringen, wo man mich dann zwingen würde, über Dardſchiling nach Indien zurückzukehren? Denn dort konnte der

Devaschung sich auf den Vertrag berufen, in dem ausdrücklich gesagt ist, daß nur diejenigen, die einen Paß aus Lhasa besitzen, berechtigt sind, im Lande umherzureisen. So würde meine Reise ein schnelles Ende nehmen. Vielleicht war es besser, mich in das unbekannte Land im Westen des Dangra-jum-tso, das ja das Hauptziel meiner Reise war, hineinzubegeben? Hladsche Tserings Frontveränderung war allem, was ich früher in Tibet gesehen und erfahren hatte, so absolut unähnlich, daß mir die Sache nicht recht geheuer schien und ich mich fragte, ob ich mich den englischen, chinesischen und tibetischen Behörden wirklich gerade in den Rachen stürzen solle, um ihnen binnen kurzer Frist auf Gnade und Ungnade überliefert zu sein.

Doch nein, diese Gelegenheit durfte unter keiner Bedingung versäumt werden! Zwischen dem Ngangtse-tso und Schigatse dehnt sich gerade der östliche Teil des großen, weißen Fleckes im Norden des Tsangpo, den kein Europäer, kein Pundit je betreten hat, das Land, von dem nicht einmal dämmerhafte, dunkle Berichte aus zweiter Hand bis in die geographischen Handbücher gedrungen sind! Selbst wenn ich nur Gelegenheit hatte, diese einzige Linie zu erobern, wäre doch meine Aufopferung nicht vergeblich gewesen. Nain Sing hat auf seiner Karte zwei Flüsse, die nach Osten und Nordosten hin dem Kjaring-tso zuströmen; ihren Oberlauf verlegt er in das Land im Süden des Ngangtse-tso. Von ihnen wußte ich noch nichts, mußte aber alles erfahren, wenn ich Hladsche Tserings Anerbieten annahm. Doch daß die Bergketten, die Nain Sing auf der Südseite des Sees in die Karte eingetragen hatte, vollkommen phantastisch und willkürlich waren, das hatte ich schon sehen können. Jedenfalls durfte ich jetzt aber kein Entzücken verraten, und daher erwiderte ich sehr ruhig und bedächtig:

„Gut, ich werde übermorgen südwärts ziehen, wenn ihr mir bis dahin Pferde besorgen könnt."

„Ich habe in alle Täler der Gegend Leute geschickt und befohlen, alle vorhandenen Pferde hierherzubringen. Von hier führen zwei Straßen nach Schigatse. Geht ihr um die Westseite des Sees, so seid ihr in vier Tagen auf dem Gebiet des Labrang; zieht ihr aber an der Ostseite des Sees entlang, so erreicht ihr es schon in zweien. Ihr könnt den Weg, den ihr einschlagen wollt, selber wählen, aber mir wäre es lieber, daß ihr euch zu dem östlichen entschlösset. Denn für mich ist es die Hauptsache, daß ihr möglichst schnell aus meiner Provinz hinauskommt!"

„Nein, ich werde mich für die westliche Straße entscheiden, um einen Abstecher nach dem Dangra-jum-tso machen zu können. Denn ich will

diesen See selber sehen und muß schon hin, weil ich ihn als Postadresse angegeben habe und mich der Eilbote des Taschi-Lama dort erwartet."

Diese Äußerung war recht undiplomatisch, und ich hätte es wohl vermeiden können, meine Pläne zu enthüllen! Hladsche Tsering brauste denn auch sofort auf und erklärte: „Nach dem Dangra-jum-tso? Niemals! Der See ist heilig; der Berg Targo-gangri auf seinem Südufer ist heilig, dort liegt das große Kloster Serschik-gumpa, in dem mächtige, intrigante Mönche leben; euer Besuch am See würde zu Verwicklungen führen. Nein, wenn ihr solche Absichten habt, dann lasse ich euch nur einen einzigen Weg offen, nämlich die Straße, die auf der Ostseite des Ngangtse-tso entlangführt. Ich kann und will euch nicht zwingen, aber ich bitte euch, gebt mir euer Ehrenwort, nicht nach dem Dangra-jum-tso zu gehen!"

So verlor ich den Heiligen See zum zweitenmal. Doch um nicht auch noch den wichtigen Weg zu verlieren, der mir offen stand, gab ich mein Ehrenwort. Meine übereilte Offenherzigkeit verdroß mich dann sehr, aber ich sollte bald Veranlassung erhalten, mich darüber zu freuen; denn hätte ich Gelegenheit gefunden, jetzt den Heiligen See zu besuchen, so wäre ich an seinem Ufer unfehlbar festgenommen worden — aber das ist eine andere Geschichte, die in ein späteres Kapitel gehört.

„Sagt mir, Hladsche Tsering, glaubt ihr, daß man mir im Gebiet des Labrang Halt gebieten wird?"

„Da ihr hier in Naktsang nicht festgenommen seid, werdet ihr es dort wohl auch nicht werden. Wie es mir gehen wird, weiß ich nicht, aber ich bin sieben Jahre Statthalter gewesen und meine Dienstzeit ist doch in fünf Monaten abgelaufen; da macht es mir nichts aus, wenn ich meine Stelle verliere. Der Devaschung hat mich bereits so gründlich ausgeplündert, daß an Besitztümern und Vieh bei mir wenig zu holen ist. Jetzt z. B. reise ich in meiner Provinz auf Kosten des Volkes; die Nomaden müssen mir und meinen Begleitern die ganze Zeit über Lasttiere und Proviant stellen."

„Der Devaschung muß ja eine saubere Institution sein. Ihr solltet euch freuen, daß eure Dienstzeit bald zu Ende ist."

„Ja, aber ich muß mich an einem Ort niederlassen, wo man billig leben kann."

„Weiß der Devaschung, daß ich hier bin?"

„Noch habe ich nichts von dort gehört, aber ich habe über eure Angelegenheiten gestern wieder eine Meldung durch Eilboten abgeschickt. Wie man euch behandeln wird, weiß ich nicht; ich selber bin um unserer alten Freundschaft willen soweit gegangen, wie es mir möglich war."

112. Lama mit Muſcheltrompete.

113. Lama mit Flöte.
Skizzen des Verfaſſers.

Digitized by Google

114. Lama mit Tempeltrommel.

115. Lesender Lama mit Dortsche (Donnerkeil) und Drilbu (Gebetglocke).

Skizzen des Verfassers.

Darauf machte ich ihm wieder einen Gegenbesuch. Einige der Leute Hladsche Tserings hatten gesehen, daß wir mit dem Umpacken des Gepäcks beschäftigt waren, und daran anknüpfend, fragte er mich nun, ob er wohl eine leere Kiste erhalten könne. Er bekam vier der besten und allerlei andere entbehrliche Sachen.

War schon der 13. Januar ein Gedenktag in meiner Chronik geworden, so sollte der vierzehnte noch wunderbarere Ereignisse bringen! Mein Leben war während der vergangenen Monate ziemlich eintönig dahingeflossen, nun aber erlebte ich täglich Dinge, wie in einem Roman!

Einen so schönen Tag hatten wir den ganzen Winter hindurch noch nicht gehabt. In der Nähe meines Zeltes war das Universalinstrument auf seinem Dreifuß aufgestellt, und ich hatte die Chronometer, einen Aneroid und einen Thermometer zur Hand. Dort stand ich wohl drei Stunden und beobachtete den Verlauf einer Sonnenfinsternis! Sie umfaßte ungefähr neun Zehntel der Sonnenscheibe. Kurz vor ihrem Maximum betrug die Lufttemperatur — 8,5 Grad und bald nach dem Maximum — 11,4 Grad. Die violette Linie des Thermographen sank schnell, und eine schwache Brise sauste längs der Erdoberfläche hin. Einige Tibeter hatten sich nach Muhamed Isas Zelt begeben, um uns Pferde zu verkaufen, aber als es so seltsam dunkel wurde, hatten sie den Kopf geschüttelt und waren wieder in ihre Zelte gegangen. Die Ladakis sind draußen, sitzen an ihren Feuern und murmeln Gebete. Die Raben sind still und rühren sich nicht. Ein Adler kreist auf schweren Flügeln dicht über dem Erdboden. Unsere Schafe kommen aus eigenem Antrieb von der Weide heim, wie sie es abends zu tun pflegen — und doch steht die erlöschende Sonne auf ihrer Mittagshöhe. Die jungen Hunde unterbrechen ihr Spiel, kriechen verzagt ins Zelt und legen sich auf mein Bett. Nur die Pferde grasen weiter und zeigen keine Verwunderung darüber, daß der Tag so kurz ist. Alles ist unheimlich still und ruhig.

Dann aber vergrößert die kleine Sonnensichel, die in der Nacht des Weltenraumes nicht erloschen war, sich wieder. Es wird heller, und die matten Schatten, die eben noch doppelte Ränder hatten, werden wieder scharf. Die Schafe stehen noch unschlüssig da, gehen dann aber langsam nach der Weide zurück. Die Hunde beginnen ihr Spiel von neuem, und die Tibeter lugen, einer nach dem anderen, aus ihren Zelttüren. Die Raben schütteln sich und fliegen krächzend nach einem der Hügel. Die Gebete der Ladakis verstummen, und mit sausenden Flügelschlägen schwingt sich der Adler zur Sonne empor, die wieder in all ihrem glühenden Glanze hervortritt.

Da kam der alte Karpun, um uns zu beſuchen, und erhielt Tee, Tabak und ein Stück Zeug.

„Erinnert der Bombo Tſchimbo ſich noch," fragte er, „wie ich euch vor 5½ Jahren mit dem großen Aufgebot feſtzuhalten ſuchte?"[1].

„Ja, am Nordufer des Selling-tſo. Ich machte dir damals viele Not, und du konnteſt mich nicht zum Bleiben bewegen."

„Der Ärger iſt jetzt vergeſſen, und ich freue mich ſehr, euch geſund und munter wiederzuſehen."

„Damals ahnten wir nicht, daß wir uns wieder treffen würden! Du ſelber ſiehſt ſehr wohl aus, aber ſage mir, weshalb du gerade jetzt kommſt?"

„Ich bringe dem Gouverneur aus Schanſa-dſong Meldung. Die dort zurückgebliebenen Beamten haben mir befohlen, das Volk aufzubieten. Jetzt muß die ganze Miliz unter Waffen treten, um . ."

„Du wirſt doch nicht wieder die Abſicht haben, mich feſtzuhalten?"

„Oh bewahre! Aber von den ſchwarzen Zelten am mittelſten Bogtſang-tſangpo iſt Nachricht gekommen, daß eine große Räuberbande zehn Zelte ausgeplündert und ſämtliches Vieh der Beſitzer nebſt allen Schafherden fortgetrieben hat."

„Wann?"

„Vor einigen Tagen."

„Dann können wir von Glück ſagen, daß wir ihnen nicht in die Hände gefallen ſind, da wir ja fünf Tage am mittelſten Bogtſang-tſangpo entlanggezogen ſind und ſehr viel Silbergeld in unſeren Kiſten haben."

„Der Bombo Tſchimbo iſt der Freund der Götter. Euch kann nichts Böſes treffen."

„In welcher Richtung hat die Räuberbande ſich mit ihrer Beute zurückgezogen?"

„Sie ſind noch auf dem Gebiet von Naktſang; wir werden ſie verfolgen, ſie fangen und ihnen den Hals abſchneiden."

Nun machte ich mit den beiden Eckpfeilern meiner Karawane Exzellenz Hladſche Tſering einen Beſuch. Er ſaß an ſeinem lackierten Tiſch, trank Tee und hatte ſeine lange chineſiſche Pfeife im Munde.

„Wißt ihr, warum es eben ſo dunkel wurde?" fragte ich. „Die Götter des Dangra-jum-tſo zürnen darüber, daß ihr mir nicht erlaubt, ihren See zu beſuchen!"

„Nein, bewahre. Am Himmel geht ein großer Hund umher, der manchmal die Sonne verdeckt. Aber ich und der Lama Lobſang haben

[1] Siehe „Im Herzen von Aſien", II, 377 ff.

die ganze Zeit über vor dem Altar gebetet und Räucherspäne vor den Götterbildern brennen lassen. Ihr habt nichts zu fürchten, der Hund ist weiter gezogen."

„Schön!" rief ich aus und machte nun einen verzweifelten Versuch, das Phänomen zu erklären. Robert mußte seine Untertasse, welche die Sonne vorstellte, in die Höhe halten; ich nahm zwei Rupien, die Erde und Mond in ihren Bahnen kreisend darstellten. Hladsche Tsering hörte Muhamed Isas Übersetzung meiner Erklärung aufmerksam an, lächelte, nickte beifällig mit dem Kopf und meinte schließlich — alles das möge ja für uns ganz gut sein, aber für Tibet treffe es durchaus nicht zu!

In demselben Augenblick wurde der Zeltzipfel zurückgeschlagen, Rabsang trat atemlos ein und rief mir zu:

„Die Post ist da!"

Muhamed Isa und Robert sprangen auf, als hätten sie Feuer unter den Sohlen und riefen: „Wir müssen hinaus!" Ich saß ganz still und stemmte die Füße fest auf den Boden, um nicht zu zeigen, daß ich vor Aufregung bebte. War es möglich? Briefe aus der Heimat, aus Indien, aus Gyangtse und vielleicht vom Taschi-Lama!

„Wer hat die Post gebracht?" fragte ich, als ob nichts vorgefallen sei.

„Ein Mann aus Schigatse, den zwei andere begleiten", antwortete Rabsang.

„Wo ist er? Laßt ihn mit der Posttasche herkommen!"

„Das haben wir ihm auch schon gesagt, aber er antwortet, daß er strengen Befehl habe, die Post dem Sahib selber in seinem eigenen Zelt zu übergeben. Er weigert sich, es im Zelt des Gouverneurs zu tun."

„Was ist denn los?" fragte Hladsche Tsering, der sich über den allgemeinen Aufstand wunderte.

„Ich habe Nachricht vom Taschi-Lama", erwiderte ich sehr ruhig. Jetzt war die Reihe, verdutzt auszusehen, an Hladsche Tsering. Die Neuigkeit machte auf ihn einen sehr tiefen Eindruck. Er gab schnell einen Befehl, zwei seiner Männer eilten hinaus und kamen mit der Bestätigung meiner Behauptung wieder. Da klopfte er mir freundlich auf die Schulter und sagte lächelnd:

„Hedin Sahib, dies ist für mich eine viel größere und wichtigere Neuigkeit als für euch! Mich kümmert's nicht, was ihr für Nachrichten erhaltet, aber die Ankunft der Post vom Taschi-Lama ist mir schon an und für sich ein Beweis, daß Seine Heiligkeit euch wirklich erwartet, daß das Gebiet des Labrang euch offensteht und daß ich recht gehandelt habe, als ich

ſagte, daß ihr eure Reiſe fortſetzen könntet. Wenn ich euch die Erlaubnis dazu nicht ſchon geſtern erteilt hätte, heute würde ich ſie euch ſicher gegeben haben."

„Ich habe es ja immer geſagt, daß ich meine Poſt vom Taſchi-Lama erhalten würde!"

„Das iſt wahr, aber erſt jetzt habe ich einen greifbaren Beweis, jetzt bin ich völlig beruhigt und gedenke nicht einmal euern Aufbruch noch abzuwarten. Ich reiſe übermorgen nach Schanſa-dſong zurück."

Nun konnte ich aber meine Ungeduld nicht länger zügeln. Ich verabſchiedete mich und eilte in mein Zelt, wohin der Poſtbote gerufen wurde. Es war ein junger, kräftiger Tibeter namens Ngurbu Tundup (Abb. 95), ein Diener des Kung Guſchuk, eines ſehr vornehmen Beamten in Schigatſe und jüngeren Bruders des Taſchi-Lama. Auf Befehl aus Indien hatte Leutnant Bailey, der den beurlaubten Major O'Connor in Gyangtſe vertrat, die ſehr ſorgfältig eingewickelte Poſtkiſte dem Taſchi-Lama mit der Bitte geſchickt, ſie mir zuſtellen zu laſſen. Die tibetiſche Adreſſe war ſogar auf den verbotenen Dangra-jum-tſo ausgeſtellt! Auf Befehl des Taſchi-Lama war der Mann mit einem offenen Paß vom Labrang, dem Vatikan von Taſchi-lunpo, verſehen worden, der ihn berechtigte, ſich auf dem ganzen Weg dorthin Pferde ſtellen und Proviant verabreichen zu laſſen. Die Männer, die ihn begleiteten, waren die letzten Nomaden, die ihm am Dangra-jum-tſo Pferde zur Verfügung geſtellt hatten und ihn jetzt, da es ſicher Trinkgelder geben würde, nicht hatten verlaſſen wollen. Er hatte 18 Tage zu der Reiſe nach dem Heiligen See gebraucht und mich dort drei Tage lang geſucht, bis er zufällig erfahren hatte, daß wir am Ngangtſe-tſo lagerten. Dann war er zu mir geeilt, um ſich ſeines Auftrags zu entledigen. Aber weshalb hatte er ſich ſo verſpätet? Ich hatte doch den 25. November verabredet? Jawohl, aber Kung Guſchuk hatte die Kiſte 40 Tage liegen laſſen, und Kung Guſchuk iſt ein Schafskopf! Doch auch dies war ein Glück. Hätte Kung Guſchuk ſeine Schuldigkeit getan, ſo wäre die Poſt rechtzeitig angekommen — aber ich ſelber kam ja erſt Ende Dezember nach der verabredeten Stelle. Eine höhere Leitung hatte das Ganze geordnet, alles paßte ganz vorzüglich zuſammen.

Nun wurde die Kiſte aufgemacht! Welche Spannung! Sie enthielt Pakete von Briefen aus meinem Elternhauſe, vom Government House in Kalkutta, von Oberſt Dunlop Smith und vielen anderen Freunden. Ich überzeugte mich zuerſt durch den letzten Brief, daß zu Haus alles geſund war, und las dann alle chronologiſch und mit geſpannteſtem Intereſſe. Die Briefe waren mir um ſo willkommener, als ſie lauter gute Nachrichten enthielten. Und ſchwediſche Zeitungen erhielt ich in Menge

— sie waren zwar so alt wie der Böhmerwald, aber an Lektüre litt ich nun auf dem Weg nach Schigatse keinen Mangel!

Diesen Abend sah die Karawane von mir nicht viel; ich lag, ausschließlich mit Lesen beschäftigt, auf meinem Bett und ließ meine Leute tüchtig mit Kohlenbecken heizen. Auch die Ladakis waren lustig, zündeten sich ein großes Feuer an, tanzten und sangen. Ich wurde gebeten, einen Augenblick hinauszukommen und mir das Fest anzusehen, und benutzte die Gelegenheit, um eine kleine Rede „An mein Volk" zu halten. Sie hätten mir gut und treu gedient, und bisher sei uns alles geglückt. Jetzt liege die Straße nach Taschi-lunpo offen vor uns, und ihr Wunsch, nach der heiligen Stadt zu wallfahren, werde sich erfüllen! Dort würden sie von ihren Anstrengungen ausruhen. Und dann ging ich wieder zu meinen Briefen hinein und las noch, als im Osten der Tag graute und ich, nachdem das letzte Kohlenbecken längst erkaltet war, 25 Grad Kälte im Zelt hatte! Aber ich war gut in Pelze eingehüllt und fror nicht. In der Nähe meines Zeltes machte ein Rudel Wölfe derartigen Lärm, das Tsering hinaus mußte, um ihnen durch einige scharfe Schüsse Ruhe zu gebieten.

Den fünfzehnten hindurch lag und las ich noch immer. Am sechzehnten machte Hladsche Tsering mir seinen Abschiedsbesuch. Wir plauderten in aller Gemütlichkeit miteinander, scherzten und fragten uns, ob sich unsere Schicksalswege wohl noch einmal im Leben kreuzen würden? Dann begleitete ich ihn hinaus nach seinem wartenden Pferd, das schneeweiß war, eine karminrote Satteldecke hatte und mit blitzenden Messingverzierungen und einem Vorderzeug, woran Glöckchen klingelten, geschmückt war. Er stieg in den Sattel, reichte mir zum letzten Lebewohl beide Hände und verschwand mit seiner kleinen Reiterschar hinter den Hügeln (Abb. 93). Dann kehrte ich wieder zu meinen Briefen zurück, fand es aber nun, da der liebenswürdige Statthalter von Naktsang fort war, hier doch recht öde und leer!

17. Januar. Was machte ich mir daraus, daß der Tag sehr trübe war, daß frischgefallener Schnee die uns umgebenden Berge bedeckte und schwere, graublaue Wolkenmassen über den See hinrollten, wie um ihn im Augenblick des Abschiedes meinen Blicken zu entziehen! Mir erschien alles hell, heiter und freundlich! Ein mächtiger Gouverneur war gekommen, um mich am Weiterreisen zu hindern, und doch stand uns nun der Weg nach Süden ebenso offen, wie vor kurzem das unbewohnte Tschang-tang. Jetzt aber hatte ich es weit besser als dort oben. Täglich würden wir an schwarzen Zelten vorbeiziehen, alles, dessen wir bedurften, kaufen können und keine Veranlassung haben, uns darüber

zu beunruhigen, daß wir nur noch für fünf Tage Proviant besaßen. Wir erfreuten uns unbeschränkter Freiheit und hatten nicht einen einzigen Mann als Eskorte oder Wächter bei uns. Vor mir lag ein Land, von dem sich in geographischer Hinsicht sagen ließ, daß es eines der interessantesten auf der ganzen Erde sei, und in dem jede Tagereise zu Entdeckungen von außerordentlicher Bedeutung führen konnte. Was machte ich mir daraus, daß die Luft rauh und kalt war — einmal mußte der Frühling ja kommen! Aus drei Gründen durften wir jetzt auf mehr Wärme rechnen: wir gingen südlicheren Strichen entgegen, wir konnten bald tiefer liegende Gegenden erreichen und jeder Tag führte uns dem Frühling einen Schritt näher. Und aus drei Gründen sollte der Ngangtse-tso stets als ein Glanzpunkt im Tagebuch meiner Erinnerungen verzeichnet sein: dort war mir unerwartet die Freiheit gegeben worden, dort hatte sich die Verbindung mit der Außenwelt wieder angeknüpft und dort hatte ich Gelegenheit gehabt, durch vollständige Lotungen erstmalig die Tiefe des Sees festzustellen und seinen Umriß in die Karte einzuzeichnen!

Wir hatten ziemlich wohlfeil drei neue Pferde erstanden, auf die Robert, Muhamed Isa und Tsering stiegen, während ich meinen kleinen Ladakischimmel behielt. In Begleitung des Postboten und seiner beiden Kameraden ritten wir in südöstlicher Richtung nach dem See hinunter und zogen an seinem Ostufer entlang, an dessen südlichstem Teil wir in der Nähe zweier schwarzen Zelte lagerten. Kiangs und Wölfe zeigten sich häufig. Ein Kiang war von Wölfen zerrissen worden; bei dem Kadaver blieben der weiße Puppy und der schwarze Pobranghund, um einen schönen Schmaus zu halten. Wir hatten während des 21,2 Kilometer langen Marsches ganz erbärmlich gefroren, und in der Nacht sank die Temperatur sogar auf 34,4 Grad Kälte, die schlimmste, die wir im ganzen Winter gehabt hatten!

Die nächste Tagereise führte uns in einem Quertal des Gebirges, das sich am Südufer des Ngangtse-tso erhebt, aufwärts. Es ist ziemlich eng, und ein kleiner Quellbach sprudelt dort unter seiner Eisdecke. Wir folgen einem deutlich erkennbaren Pfad, lassen ein paar Zelte hinter uns und kommen an Schafhürden, Rasenplätzen und schwarzen Stellen, wo zahme Yaks im Liegen das Gras abgescheuert haben, vorüber; alles ist schwarz: die Zelte, die Tibeter, die halbnackten Kinder und die Hunde. Schließlich führt uns die Talrinne nach Westen; gerade in der Biegung sehen wir einen zu milchweißem Eis erstarrten Wasserfall. Hoch oben im Tal lagerten wir in einer plateauartigen Erweiterung, von wo aus ich eine sehr interessante Aussicht nach Nordosten hatte. Man sah beinahe ganz jenen

See, den Nain Sing im Süden in einiger Entfernung liegen ließ und den er Daru-tso nennt. Ich kann die Richtigkeit dieses Namens nicht bestreiten, aber keiner der Tibeter, die ich danach fragte, hatte den See je so nennen hören; sie nannten ihn Martschar-tso, und unter diesem Namen figuriert er nun auf meiner Karte. Es kommt indessen manchmal vor, daß ein See bei verschiedenen Nomadenstämmen auch verschiedene Namen hat. Im Lager 109 (5189 Meter) lag er unmittelbar unter uns wie auf einer Karte; seine Gestalt ist nicht so einfach wie auf Nain Sings Karte, sondern reich an Halbinseln und Buchten, und in der Mitte ist er außerordentlich schmal. Die Landenge zwischen dem Ngangtse-tso und dem Martschar-tso ist nur wenige Kilometer breit; an der höchsten Stelle berühren sich die alten Uferterrassen der beiden Seen. In der Zeit, als der Wasserstand noch höher war, hingen die beiden Seen also zusammen. Der Martschar-tso soll ebenso salzig sein wie sein Nachbar, sein Eis war aber blank und blau, und auf seiner Oberfläche sahen wir keine Felder ausgeschiedenen Salzes.

Von dem Augenblick an, da wir den weißen Puppy und den schwarzen Pobranghund hinter uns zurückließen, hatten wir sie nicht wieder gesehen; ich schickte deshalb den Hadschi nach dem See zurück. Aber er kam wieder, ohne eine Spur von den Hunden gesehen zu haben. Wir sahen sie nie wieder, und ich vermißte den weißen Puppy, der mir ein treuer Zelt- und Reisekamerad gewesen war, sehr. Entweder waren sie mit den Wölfen in Streit geraten und hatten dabei den kürzeren gezogen, oder sie hatten unsere Fährte verloren und waren von Nomaden adoptiert worden. Das erstere war das Wahrscheinlichere, denn der Hadschi hatte, als er am See ankam, ein Rudel Wölfe auf das Eis hinaustrotten sehen.

Am 19. Januar zogen wir über den benachbarten Paß Tschapka-la (5326 Meter), auf dem eine Steinpyramide zur Ehre der Götter thront. Als Wasserscheide ist er nur von sekundärer Bedeutung, denn auf beiden Seiten geht das Wasser zum Ngangtse-tso. Unser abwärts führendes Tal bildet einen nach Süden gerichteten Bogen; im Tal Lamblung hatten wir elf Zelte zu Nachbarn und konnten uns gleich auf mehrere Tage mit allem, was wir brauchten, versehen. Das Gebiet gehört noch zu Naktsang, aber die Nomaden waren Untertanen des Labrang und bezahlten ihre Steuern nach Taschi-lunpo. Die Höhe betrug 4895 Meter.

Hier blieben wir zwei Tage, was wir nicht hätten tun sollen und auch nicht getan hätten, wenn ich mir die Sache ordentlich überlegt hätte. Nicht der wütende Schneesturm war es, der uns dazu trieb, 48 Stunden zu opfern, sondern Ngurbu Tundup, der Postbote. Ich hatte die Absicht

gehabt, ihn möglichst lange bei mir zu behalten, denn es war ja klar, daß es uns nur nützlich sein und unser Ansehen heben konnte, wenn sich der Diener eines der vornehmsten Beamten in Schigatse bei unserer Karawane befand. Er galt uns als lebendiger Paß; hatten wir ihn nicht mehr bei uns, so konnte man uns vielleicht wieder als Freibeuter betrachten und irgendein herrschsüchtiger Häuptling uns Halt gebieten. Aber Ngurbu Tundup ließ sich nicht erbitten und erklärte, daß er strengen Befehl erhalten habe, sofort nach Ausführung seines Auftrags zurückzukehren und Meldung abzustatten. Jetzt war er dem Befehl schon ungehorsam gewesen und hatte mehrere Tage verloren, ging aber darauf ein, bei uns zu bleiben, wenn wir im Tal Lamblung rasten würden. Ich bedurfte der Zeit nur zu sehr, um meine gewaltige Post fertigstellen zu können. Am 20. Januar schrieb ich sechzehn Stunden, und am Nachmittag des einundzwanzigsten war die Postsendung fertig und eingepackt! Ngurbu erhielt für seinen vortrefflichen Dienst ein Geschenk von 82 Rupien, und wenn er das Postpaket dem britischen Handelsagenten in Gyangtse ordentlich überlieferte, sollte er, wenn wir uns in Schigatse wiedersahen, noch eine besondere Belohnung erhalten. Aber er sollte sich sputen und mehrmals täglich das Pferd wechseln. Wenn er trödelte und nur 30 Kilometer den Tag zurücklegte, hatte er nicht mehr als 10 Rupien zu erwarten. Machte er die Reise in neun Tagen, so sollte er 20 erhalten, und führte er seinen Auftrag gar schon in acht Tagen aus, so wollte ich ihm 30 Rupien geben, usw., also 10 Rupien mehr für jeden gewonnenen Tag. Tatsächlich kam er nach acht Tagen dort an. Eigentlich beging ich auch hierdurch wieder eine Unvorsichtigkeit, denn ich gab Nachricht von unserem Herannahen nach Süden, und hätte das Unglück es gewollt, so hätten die Tibeter auf böse Gedanken kommen können. Ja, hätten die Chinesen von unserem Anmarsch Kunde erhalten, so wäre ich ganz gewiß sehr bald angehalten worden!

Als Ngurbu über die Hügel fortgeritten war, waren wir wieder von jeglicher Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten und uns allein überlassen.

Am folgenden Morgen ging es bergauf nach Osten weiter durch dasselbe Tal, in dem wir gelagert hatten und wo wieder einmal einige Manimauern stehen, deren längste 10 Meter lang und mit Sandsteinplatten bedeckt ist, die in eingemeißelter Schrift die heilige Formel tragen. Beständige Stürme und ungeheure Wolkenmassen mit Schnee oder ohne Schnee — das war das charakteristische Wetter im Januar.

Der Pongtschen-la (5371 Meter) ist eine flache Paßschwelle und wie die vorige von sekundärer Bedeutung. Auf seiner Höhe erhebt sich

116, 117. Maskierte Lamas (in Hemi-gumpa, Ladak).

Digitized by Google

118, 119, 120. Lamas in Tanzmasken.
Skizzen des Verfassers.

ein Opfersteinhaufen mit einem Bündel Gerten, an denen Wimpel, Zeuglappen und Bänder flattern. Von ihm als Mittelpunkt gehen Radien kleinerer Steinmale aus. Von hier aus hat man noch einen letzten Blick auf meinen lieben alten Ngangtse-tso, und nach Nordosten hin zieht sich ein Tal nach dem Martschar-tso hinunter. Im Südosten erhebt sich eine dunkle Bergkette mit mehreren Schneegipfeln, die Pabla heißt. Das Tal, in dem wir hinziehen, ist breit und offen und wird von niedrigen Bergen eingefaßt. Den ganzen Tag über sahen wir keine Zelte, dagegen zahlreiche Spuren von Sommerlagern. Namgjal, der ein lebhafter, aufgeweckter Mensch war, spürte indessen in der Nähe unseres Lagers 111, das in einer Gegend namens Namatschang aufgeschlagen wurde, zwei Zelte auf und kaufte dort einige Schafe, geröstetes Mehl, Gerste, süße und saure Milch. Er brachte auch einen jungen Tibeter mit, der hübsch, ehrlich und sanftmütig war und freundlich und willig alles tat, was wir von ihm verlangten. Sein Tonfall war so weich und fein, daß es ein Vergnügen war, ihn sprechen zu hören. Er gab mir eine Menge glaubwürdiger Aufklärungen und versprach auch, uns eine Tagereise weit zu begleiten.

Es schneite die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag so dicht, daß ich Rabsang, der mit dem tibetischen Führer unmittelbar vor meinem Pferd herschritt, manchmal nicht sehen konnte. Der Schnee hüllte uns ein, umwirbelte uns und häufte sich auf der geschützten Seite aller Steinblöcke, Grashügel und Rinnen zu kleinen Schneewehen an. Das Tal fällt langsam nach Südosten ab, und sein zugefrorener Fluß heißt Buser-tsangpo, ein Nebenfluß des Tagrak-tsangpo, der in die südwestliche Spitze des Ngangtse-tso mündet. Wir befinden uns also noch immer in dem flachen Becken, dessen niedrigsten Teil jener See einnimmt und dessen Grenze im Norden, Westen und Osten ganz nahe am See liegt, im Süden aber mehrere Tagereisen weit von ihm entfernt ist. Der heutige Lagerplatz heißt Kaptschor; nach Osten hin zieht sich ein offenes Längstal, durch das eine Straße nach Schansa-dsong führt; auch auf der Nordseite des Ngangtse-tso und des Martschar-tso geht ein Weg dorthin, und auf diesem war Hladsche Tsering in zwölf Tagereisen nach meinem Lager gekommen. Diese Straße ist durch Nain Sings Reise in den Jahren 1873—74 bekannt.

Am Morgen des 24. Januars wurde man beim Austreten aus dem Zelt beinahe geblendet, so scharfe Reflexe brachen sich in den Milliarden feiner Facetten der Schneekristalle, die ihre weiße Decke in einer dicken, zusammenhängenden Schicht über Berg und Tal ausgebreitet hatten. Der Himmel war klar und blau wie der reinste Türkis aus Nischapur,

aber schneidend kalt strich der Wind über die nur eine Nacht alten Schneefelder hin. Unser Weg führte uns südostwärts nach dem Ausgang des schmalen Tales, wo der Tagrak-tsangpo, jetzt bis auf den Grund gefroren, stumm und gefesselt in den Armen des Winters ruhte. Wir folgten dem Fluß — dem größten fließenden Gewässer, das wir seit dem Tschang-tschenmo gesehen hatten — bergauf. An zwei Stellen hatten kleinere Nomadengemeinschaften ihre Winterweideplätze, und dort bewegten sich auf den Halden große Yak- und Schafherden umher. Der Name des Tales ist Kaji-rung, das Lager 113 hieß Kaji-pangbuk, der Distrikt Tova-tova. Nain Sings „Dobo Dobá Cho", von wo aus er den Fluß Párá-sangpo nach dem Kjaring-tso gehen läßt, kannten die Einwohner nicht. Der Pundit läßt das Wasser nach Osten abfließen, tatsächlich aber strömt es westlich und nordwestlich nach dem Ngangtse-tso hin. Dies läßt sich dadurch erklären, daß er nicht selber hier gewesen ist und daß die Angaben der Eingeborenen gewöhnlich recht unzuverlässig sind.

Unmittelbar hinter dem Lager überschreiten wir am 25. Januar eine kleine Schwelle, auf der wir eine orientierende, lehrreiche Aussicht haben. Der Blick schweift ungehindert über die ganze weite Ebene, deren flachen Boden die drei Flüsse, die den Tagrak-tsangpo bilden, wie Silberbänder in dem braungrauen Gelände mit tollen Kurven und Krümmungen durchschlängeln. Ganz in unserer Nähe sehen wir im Südosten den Kesar-tsangpo, der am Nordfuß unserer kleinen Schwelle den Naong-tsangpo aufnimmt, um dann durch ein scharfes Durchbruchstal unseres Gebirges seinen Lauf im Kaji-rung-Tal zu beginnen. Weiter entfernt im Nordosten hat der Naong-tsangpo bereits die Fluten des Kung-tsangpo in sein Bett aufgenommen und läßt sich nun von ihnen auf dem Weg nach dem Kaji-rung-Tal und dem Ngangtse-tso Gesellschaft leisten. Die große Ebene ist von mäßig hohen, abgerundeten Bergen und Hügeln umschlossen.

Nachdem wir den Kesar-tsangpo überschritten haben, ziehen wir an seinem rechten Ufer aufwärts bis nach Toa-nadsum, wo wir lagern. Eine viereckige Mauer von Erdschollen gibt die Stelle an, wo der Bombo oder Häuptling der Gegend sonst sein Zelt hat; jetzt ist er in Taschilunpo, um die Steuer zu bezahlen. In benachbarten Tälern standen augenblicklich 22 Zelte, bei unserem Lager aber nur vier; in ihnen überwinterten Bettler in großem Elend. Die Gegend soll sich auch im Sommer durch ihr kaltes, rauhes Klima auszeichnen. Im Juni und Juli regnet es, aber die Regenmenge ist in den verschiedenen Jahren sehr verschieden. Regnet es aber eine Zeitlang tüchtig, so schwellen alle die

Flüsse, die das Wasser von wohl tausend Tälern aufnehmen, an, und der Tagrak-tsangpo läßt sich dann zeitweise nicht durchwaten.

Als wir am folgenden Tag in wolkenschwerer Dämmerungsbeleuchtung aufbrachen, kamen die armen Eingeborenen herbei, streckten ihre welken Hände nach Tsamba oder Geld aus und erhielten jeder ein Geldstück. Unser Weg führte uns nach Ostsüdosten hin, nach dem Tal Naong-rung, das der jetzt bis auf den Grund zugefrorene Naongtsangpo durchströmt. Wir stiegen jetzt allmählich und befanden uns im Lager 115 in 5134 Meter Höhe.

Zwei große, schwarze Nomadenhunde hatten sich in die braune Puppy verliebt und begleiteten uns mit einer Miene, als gehörten sie zur Familie. Der eine hinkte, da er sich einmal sein rechtes Hinterbein verletzt hatte; er war alt und zottig und wurde mit Steinwürfen und Schimpfreden empfangen. Trotzdem blieb er unser treuer Begleiter und nahm sowohl mit den harten Worten der Leute, wie mit den weggeworfenen Eingeweiden der geschlachteten Schafe vorlieb. Er wurde schließlich ein Inventarium unserer wandernden Gesellschaft, humpelte mit gesenktem Kopf und langheraushängender Zunge mit uns über hohe Pässe und durch tiefe Täler und hörte auf den Namen „der Lahme". Da er schon alt war, blieb er oft zurück, fand sich aber trotz seiner Langsamkeit immer wieder bei uns ein und bekam seinen Platz vor Muhamed Isas Zelt. Er wurde der Wächter unseres Zelthofes und war sehr um uns besorgt, wenn Gefahr drohte. Natürlich wurde er schließlich unser aller Freund, durfte fressen, soviel er mochte und nahm in der Karawane eine besondere Stellung ein. Da vergaßen wir gern, daß wir es je hatten übers Herz bringen können, ihn zu schlagen und ihn mit Steinen und Reitpeitschen zu begrüßen, ihn, unseren „Lahmen", der doch von selbst zu uns gekommen war, um uns zu verteidigen und unsere Zelte zu bewachen, und dafür nichts begehrte als freie Beköstigung. Denn freie Wohnung hatte er sowieso unter den ewigen Sternen in dem großen, öden, winterkalten Tibet.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Über den Transhimalaja!

Am 27. Januar, wie gewöhnlich, Sturm! Geleitet von den immer feiner werdenden Verzweigungen des Flußsystems des Tagrak-tsangpo, rücken wir in südöstlicher Richtung vor, ohne daß uns jemand hindernd in den Weg tritt oder auch nur die geringste Notiz von unserem Zuge nimmt.

Von einer kleinen Paßschwelle herab überblicken wir die beiden Nebenflüsse des Naong-tsangpo, den Puptschung-tsangpo und den Kelung-tsangpo, und folgen dem letzteren. Er führt uns zu einer zweiten Schwelle mit einem Steinmal und mit Gebetsfahnen; von einer Stange in der Mitte ziehen sich nach allen vier Himmelsrichtungen Schnüre, die mit Lappen und Bändern behängt und mit kleinen Steinblöcken am Boden befestigt sind. Von einer dritten Schwelle zweiten Ranges zeigt uns der Führer hoch droben in den Pablabergen den Paß erster Ordnung, den wir morgen überschreiten müssen. Schon jetzt befinden wir uns in hochalpinen Gegenden ohne Graswuchs; in dem Schutt wächst nur noch Moos. Der Bach kommt von Puptschung-ri, einem Teil des Hauptkammes. Im Südosten sehen wir die beiden mit Schnee bedeckten Bergmassive Tormakaru und Sangra. Hier lagern nie Nomaden, das Land liegt zu hoch. Nur wenn die Beamten aus Taschilumpo offiziell hierherreisen, sind die nächstwohnenden Nomaden verpflichtet, ihnen Lagerzelte aufzuschlagen.

Am Abend legte sich der Wind, und die Töne der Flöten hallten klar und lieblich im Tale wider. Der Mond stand hoch und leuchtete hell auf das stille, wunderbare Land herab. Schweigend und kalt schreitet die Nacht dahin, und das Thermometer fällt auf —33,9 Grad! Bei solcher Temperatur braucht gar keine Zugluft durch die Ritzen zu kommen,

um die Luft des Schlafraumes abzukühlen; man wacht davon auf und muß sich fester in seine Decken hüllen.

Der 28. Januar wurde ein großer Tag in dem Chronikbuch dieser Reise. Wir wußten, daß wir einen anstrengenden Weg vor uns hatten, und brachen deshalb zeitig auf. Das Pferd, in dessen Mähne der Nummerzettel 22 eingeflochten war, lag steinhart gefroren mit von sich gestreckten Beinen vor meinem Zelt; es hatte uns beinahe ein halbes Jahr lang treu gedient. Sieben Pferde und ein Maulesel waren uns jetzt noch geblieben. Sie trugen nur die Filzdecken, die ihnen nachts als Schutz gegen die Kälte dienen sollten. Den neuen tibetischen Pferden ging es vorzüglich; neben unseren alten Tieren, die den ganzen Winter Tschangtangs hinter sich hatten, sahen sie dick und fett aus.

Schon gegen zehn Uhr war der Wind eisig, aber nicht das geringste Wölkchen schwebte über der Erde. Es ist viel besser, trübes, aber windstilles Wetter zu haben. Jetzt blickt die Sonne nur höhnisch auf unsere Leiden herab, bemüht sich aber durchaus nicht, sie zu lindern. Wir ziehen nach Ostsüdosten, über eine endlose, schwachgewellte Ebene, deren ungünstiger Boden aus bemoosten Steinhöckern und scharfkantigem Schutt besteht. Zur Rechten haben wir die Sangraspitze und andere Partien des Pablakammes, von dem kurze Quertäler unbedeutende Erosionsrinnen durch die Ebene senden. Zur Linken wellenförmiges Land, wo die Nebenflüsse des Naong-tsangpo sich zwischen weichgerundeten Hügeln hinschlängeln. Höhere Hügel und Bergrücken, die im Norden auf dem rechten Ufer des Naong-tsangpo liegen, versperren alle Aussicht nach dieser Richtung hin.

So steigen wir langsam aufwärts, bis sich auf einmal unerwarteterweise ein tiefeingeschnittenes Erosionstal auf der rechten Seite unseres Weges zeigt. Es gehört nicht zum Ngangtse-tso! Ich stehe also im Begriff, das abflußlose Becken zu verlassen, und zerbreche mir den Kopf über die meiner wartenden Überraschungen. Das Tal heißt Sangra-palhé, ist nach Südosten gerichtet und nimmt die ebenso tief eingeschnittenen südlichen Quertäler des Pabla auf. Im Südosten erblicken wir den schwarzen Vorsprung eines Ausläufers des Pabla, um den herum das gewaltige Haupttal und sein Fluß immer mehr nach Süden umbiegen, um weiter zu gehen — aber wohin? Ja, darüber konnte mir der Führer keine Auskunft geben, das sollten wir erst später erfahren. Weiter gelangen wir an ein Tal, das sich in nördlicher Richtung hinzieht, also zum Naongtsangpo gehört. Nach Norden fällt das Terrain langsam, nach Süden aber steil ab, und wir ziehen auf dem flachen Paßkamm selber, der die Wasserscheide bildet. Gleich hinter dem Hügel Säreding, auf dem eine

einsame Schafhürde steht, geht es steil aufwärts in der Richtung des Kegelberges Särpo-tsungé, den wir später unmittelbar rechts von unserem Wege lassen. Von seiner westlichen und östlichen Seite, sowie von der Schwelle, auf der wir uns jetzt befinden, führt eine Menge ziemlich tiefer Erosionstäler nach dem Sangra-pal-hé hinunter. Zur Linken unserer Straße geht nach Nordwesten ein Tal abwärts, das noch zum System des Naong-tsangpo gehört. Wir bewegen uns also auf dem wasserscheidenden Kamme. Der Särpo-tsungé steht wie eine geographische Grenzsäule da und zeigt an, wo die Herrschaft des Ngangtse-tso endet. Das Ganze ist ein recht seltsames, kompliziertes Relief.

Hier ließen wir einen unserer Yaks zurück, der sich weder durch Bitten, noch durch Drohungen bewegen ließ, auch nur einen Schritt weiter zu gehen, auf diejenigen aber, die ihn anzutreiben versuchten, mit gesenkten Hörnern losfuhr. Er wurde im Stich gelassen — der zweite seiner Art. Yakmoos, Schnee und frische Luft hatte er hier im Überfluß und später fiel er wohl Nomaden in die Hände.

Noch etwas höher, und wir stehen auf der eigentlichen Paßschwelle, erkenntlich an einer in einen Steinhaufen gesteckten Stange mit Wimpelschnüren, die im Winde flattern, klatschen und sich straffen. Es war hohe Zeit, daß ich an einem kleinen Feuer landete, da ich halbtot vor Kälte war. Aber leicht war es mir nicht, das Siedethermometer zum Kochen zu bringen. Auf der Erde sitzend mußte Robert mit einigen Pelzen und einer Filzdecke ein provisorisches Zelt um das Instrument bilden, während ich an der vom Wind abgekehrten Seite auf dem Bauche lag, um durch eine kleine Öffnung das Thermometer abzulesen. Es war nur 9,5 Grad Kälte, aber Westsüdwestwind in Stärke Nr. 8, d. h. halber Sturm. Das abwärtsführende Tal, Sele-nang, lag jetzt am Nachmittag in tiefem Schatten. Durch seine Mündung hindurch erblickt man ein Riesenmeer erstarrter Bergeswellen, steile Felsen mit tiefen Tälern, keine ebenen Stellen, keine Vegetation, nur ein Labyrinth von Bergen, ein viel kräftigeres, ausgeprägteres und wilderes Relief, als ich je in Tschang-tang gesehen hatte. Im Westen versperren naheliegende Partien des Pablakammes die Aussicht.

Der Paß, auf dessen hügeligem Sattel wir uns jetzt befanden, heißt Sela-la oder Se-la und erreicht die bedeutende Höhe von 5506 Meter über dem Meere. Ich sah deutlich, daß er in der Hauptkette liegen mußte, die weiter östlich die bekannte Spitze Nien-tschen-tang-la am Südufer des Nam-tso oder Tengri-nor trägt und von einigen wenigen Europäern und Punditen schon überschritten worden ist. Sie ist eine der hauptsächlichsten und großartigsten Wasserscheiden

der Erde, denn von ihren Nordabhängen strömt das Wasser nach den abflußlosen Seen der Hochebene — von den südlichen aber nach dem Indischen Ozean! Wie diese Wasserscheide läuft und wie die Bergsysteme in dem Lande, das meine Route zwischen dem Ngangtse-tso und Jeschung am Tsangpo durchschneidet, angeordnet sind, das war den Geographen der weißen Rasse bis zu diesem Januar 1907 ebenso unbekannt geblieben, wie die der Erde abgekehrte Seite des Mondes! Aber die Meere und Gebirge, die uns der Vollmond zeigt, kannten wir schon seit dem Altertum viel besser als die Gegend auf der Erdoberfläche, wohin ich nun das Glück habe, meine Leser führen zu können! Ich habe mir erlaubt, dieses geographische Problem, das ich lösen konnte, eines der schönsten, vielleicht das allerimposanteste zu nennen, das noch auf der Oberfläche unserer Erde zu lösen war.

Aber auf dem Sela-la überschritten wir die ungeheure Wasserscheide erst an einem einzigen Punkt. Ich will den Ereignissen nicht vorgreifen. Wir müssen erst unsere Eroberungen ruhig der Reihe nach machen — und dann wollen wir aus dem gesammelten Material unsere Schlüsse ziehen. Und nun wollen wir zunächst unseren mühsamen Zug durch die unbekannte Gebirgswelt, die uns noch von dem großen Flusse trennt, fortsetzen.

Nachdem ich in größter Hast mit blaugefrorenen Händen das Panorama gezeichnet und die Namen, die der Führer mir mitteilen konnte, eingetragen hatte, eilten wir die teilweise mit Schnee bedeckten Geröllabhänge auf der Südseite des Passes hinunter. Im Talgrund mit seinen Eisstücken stiegen wir wieder zu Pferd und begegneten drei berittenen Tibetern, die acht unbenutzte Pferde vor sich hertrieben. Sowie sie uns erblickten, schlugen sie eine andere Richtung ein und machten einen großen Umweg, um uns auszuweichen. Vermutlich gehörten sie zu einer Räuberbande, die hier droben mit ihrer Beute auf ungebahnten Wegen entwischen wollte.

Es war zu schön, an diesem Abend endlich in der Wärme der Lagerfeuer zu sein! Unter schweigendem Nachdenken schweift der Blick von den Felskämmen, die der Mond hell bescheint, bis in die schattige schwarze Tiefe des Talgrundes, wo nur Wölfe in ihren Höhlen hausen. Mir war zumute, als gehöre das alles mir, als sei ich an der Spitze siegreicher Legionen erobernd in dieses Land eingezogen und hätte alle Widerstandsversuche besiegt. Welch glänzende Legionen! Fünfundzwanzig zerlumpte Kerle aus Ladak, zehn magere Gäule und etwa zwanzig abgetriebene Yaks! Und dennoch glückte es mir! Marius hat über seine im Krieg gegen Jugurtha erlangten Triumphe nicht stolzer sein können, als ich es war,

als ich am Sela-la meinen ersten Sieg über den Transhimalaja errungen hatte, an jenem Sela-la, der sich jetzt im Mondlicht badete und mir wie der äußerste Posten auf der Grenze des offenen unendlichen Weltenraumes erschien.

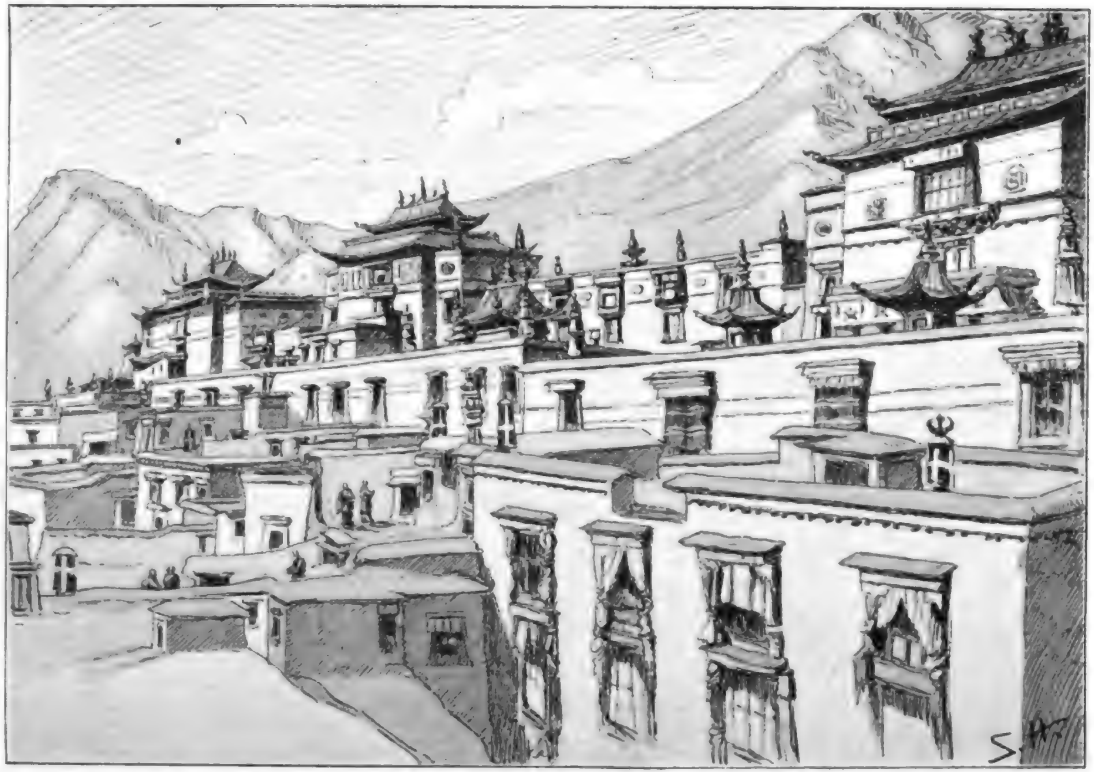
Am 29. Januar war unser Tagesmarsch gemütlich. Im tiefen Tal gegen den Wind geschützt, zogen wir der Sonne entgegen und empfanden dies wie eine erste Mahnung des herannahenden Frühlings. Erst reiten wir nach Ostsüdosten, schwenken aber allmählich in einem Bogen direkt nach Süden ab. Gerade in der Krümmung mündet das Tal Tumsang, in dessen Hintergrund wir wieder einen Teil der großen Kette erblicken, die wir am Sela-la überschritten haben. Von ihrem Kamm müssen sich unzählige Täler wie das unsere, ihm mehr oder weniger parallel, herabziehen. Das vereinigte Tal gewinnt an Breite, und in seiner Mitte schlängelt sich das Eisband des Sele-nang. Zelte erblicken wir nicht, wohl aber Stellen, wo sie im Sommer aufgeschlagen werden, und einige Manis sind zur Erbauung des Wanderers errichtet. In einer Talerweiterung, die Selin-do hieß, wurde das Lager 118 aufgeschlagen.

Während der letzten Tage hatten wir oft davon gesprochen, wie erwünscht es wäre, könnten wir den Nomaden einige Yaks abmieten. Unsere eigenen waren erschöpft, hielten uns auf und liefen sich in den hohen, schuttreichen Gegenden, durch die wir jetzt zogen, die Füße mit jedem Tage mehr wund. Solange das Land offen vor uns lag, mußten wir nach Möglichkeit eilen. Saumseligkeit konnte gefährlich werden, die Yaks marschierten aber, als ob sie einen Klotz am Bein hätten! Im Selin-do sahen wir keine Zelte, in der Dämmerung aber kam Namgjal mit zwei Tibetern, die er in einem Quertal getroffen hatte, angewandert. Sie waren bereit, mir 25 Yaks zur Verfügung zu stellen, wenn sie einen Tenga (etwa 45 Pfennig) für jeden Tagesmarsch erhielten; sie rechneten auf den Weg bis Je-schung am Tsangpo acht Marschtage. Sie selber wollten uns nur eine Tagereise weit begleiten, standen aber dafür ein, daß neue Leute an ihre Stelle treten würden, wenn sie umkehrten. Besseres konnte mir gar nicht begegnen: wir konnten unsere eigenen Tiere schonen, längere Tagesmärsche machen und sollten obendrein noch gute Führer erhalten.

Abends besuchten uns sieben stark bewaffnete Reiter; sie waren auf der Suche nach einer Räuberbande, die ihnen mehrere Pferde gestohlen hatte. Wir konnten ihnen über die Gesellschaft, der wir gestern begegnet waren, Auskunft geben, und sie ritten sehr dankbar talaufwärts weiter.

30. Januar. Morgens fanden sich unsere neuen Freunde mit ihren

121. Audienzzimmer des Taschi-Lama.
Auf dem Diwan an den kleinen Fenstern sein gewöhnlicher Platz.



122. Anſicht von Taſchi-lunpo.
Skizze des Verfaſſers.

Yaks ein; als alles geordnet war, stellte sich heraus, daß wir von dem großen Gepäck, das wir beim Aufbruch aus Leh mitgenommen hatten, nur noch achtzehn Lasten besaßen! Die beiden letzten Ciceroni wurden bezahlt und schritten sogleich dem Sela-la zu.

Unmittelbar unterhalb des Lagers 118 vereinigte sich unser Selindo-Tal mit dem Tale Porung, in dem wir wieder nach Südosten anstiegen. Es wunderte mich, daß unsere Führer wieder mit uns nach den Höhen hinauftrabten, aber sie folgten einem deutlich erkennbaren Weg, und das vereinigte Tal, das wir rechts liegen ließen, schien nach Westsüdwesten und Südwesten abzufallen. Sie sagten, es münde in den My-tsangpo, der ein nördlicher Nebenfluß des Jere-tsangpo (des oberen Brahmaputra) ist; ich hatte später Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß ihre Angaben richtig waren. Doch jetzt, bei der ersten Durchquerung dieses Landes, erschien mir die Anordnung der Bergketten und der Gewässer unerklärlich und verwirrend. In jedem Lager fragte ich zuverlässige Tibeter aus und ließ sie mit dem Finger kleine Karten in den Sand zeichnen, die ich dann in mein Tagebuch kopierte. Aber jeden Tag sah die Karte anders aus, selbst wenn die Hauptzüge dieselben waren!

Von dem Punkt aus, an dem wir wieder zu steigen begannen, sieht man im Südwesten ein wüstes Gewirr von Bergen. Auf dem rechten Ufer des Porung treten aus dem Geröllbett mehrere warme Quellen hintereinander hervor, die schwefelhaltiges Wasser von 53,28 Grad besitzen und Becken bilden, worin das heiße, dampfende Wasser brodelt und plätschert. Die Stelle heißt ganz einfach Tsaka-tschusän, „das warme Salzwasser". Die Terrassen des Tales lassen auf eine kräftige Erosion schließen. Auf beiden Seiten münden Nebentäler; manchmal überschreiten wir das Eisband, manchmal steile Ausläufer des Gebirges. In einer Biegung begegnen wir wieder einer Schar bewaffneter Reiter, die auf dem Weg nach Tschoktschu sind, einem Land im Westen des Dangra-jum-tso.

Wir gelangen an eine Talerweiterung, eine sehr wichtige Stelle, weil mehrere Täler an dem gigantischen Erosionsknoten in diesem Meer wilder Berge zusammenstoßen. Das größte ist das von Nordosten kommende Terkung-rung, das wieder eine ganze Reihe Seitentäler aufnimmt und vom Hauptkamm des Pabla herabkommt. Der sich durch das Tal ziehende Weg führt nach mehreren großen Sommerweiden. Auf einem breiten Felsvorsprung mit einem Manihaufen machte ich lange halt, um mich in dieser außerordentlich interessanten Gegend zu orientieren. Auch hier begegnete uns eine Reiterschar, die einen Freibeuter verfolgte, der mit der Gattin eines anderen durchgebrannt war — tout comme

chez nous! Der betrogene Ehemann befand ſich ſelber unter der Schar und ſah ſehr wütend aus. Dann trafen wir eine Karawane von 55 Yaks, die mit großen Ballen chineſiſchen Ziegeltees aus Lhaſa beladen waren und ihn nach der Provinz Tſchoktſchu bringen ſollten. Ein Dutzend ſchwarzer, barfüßiger Männer begleitete die Tiere; ſie pfiffen und ſangen, drehten wollenes Garn mit Hilfe einer vertikalen, rotierenden Spule zuſammen oder waren mit ihren Gebetsmühlen beſchäftigt. Auch ſie hatten ihre Yaks gemietet und ſollten ſie in Selin-do gegen friſche austauſchen. Sie hatten noch 50 Schafe mitgenommen, die kleine Gerſtenlaſten trugen. Kurz, je weiter wir vordrangen, deſto lebhafter wurde der Verkehr.

Aus den Seitentälern ſieht man kleine Fußpfade in unſeren Weg, der jetzt ſchon breit iſt und von recht bedeutendem Verkehr zeugt, einlaufen. Alle unſere Führer ſagen auch, daß dies die große Landſtraße nach Schigatſe ſei; ſie iſt aber auch zugleich ein Teil der großen Straße, die Tſchoktſchu mit der Hauptſtadt des Landes verbindet. Schon hier iſt der Weg eine Maſſe paralleler Fußpfade; wenn dieſe ſich längs der Halden und der ſteilen Abhänge hinziehen, erſcheint das Terrain geſtreift.

Immer höher geht es in der Richtung nach Südſüdoſten aufwärts; wir befinden uns einige 30 Meter über dem Talboden, den ein ſehr mächtiges, gleichmäßig breites Eisband anfüllt, das einem bedeutenden Fluſſe gleicht; ja, man kann ſich in das Industal, wie es im Winter von Saspul aufwärts ausſieht, verſetzt glauben. Doch es iſt nur Schein, denn nachdem wir noch ziemlich große Nebentäler paſſiert hatten, erreichten wir die ergiebigen Quellen von Menſe-tſaka, die 48 Grad warmes, ſüßes Waſſer hatten und weiter abwärts Teiche bildeten, in denen kleine Fiſche zwiſchen ſchleimigen Algen umherhuſchten. Allmählich aber kühlt das Waſſer ſich ab und bildet Eis, und über dieſes hinweg rinnt es dann weiter und weiter, bis es, wie jetzt Ende Januar, den ganzen Talboden vom Fuß der einen Bergwand bis an den Fuß der anderen ausgefüllt hat.

Von dem großen Talknotenpunkt an waren wir an vier Manis vorbeigezogen, die ſelten mehr als 3 Meter lang, aber mit außergewöhnlich ſchön gemeißelten Platten von rotem, weißem oder grünem Sandſtein und Schiefer bedeckt waren. Auf den erſteren hoben ſich die Buchſtaben in der Verwitterungsrinde grellrot gegen die ausgemeißelten Zwiſchenräume, deren Bruchflächen weiß waren, ab. Ich war in Verſuchung, einige mitzunehmen, dachte dann aber, daß ſich wohl noch ſpäter Gelegenheit zu ſolcher Heiligtumsſchändung finden werde.

Vor uns erſcheint die Paßmulde; umgeben von dem konkaven Kamm-

ring, auf deſſen Höhe die Karawane ſich hoch oben abzeichnet, ſieht der Paß ungemütlich ſteil aus. Oberhalb der Täler Schib-la-jilung und Tſchugge-lung wird uns das Steigen ſauer, die Pferde bleiben oft auf dem Schuttabhang ſtehen. Endlich aber ſind wir droben bei dem obligaten Steinmal mit ſeiner Wimpelſtange inmitten kleinerer Steinpyramiden. Dies iſt der Schib-la, deſſen Höhe 5349 Meter beträgt. Die Ausſicht iſt großartig und beinahe nach allen Seiten hin frei, da ſie durch keine naheliegenden Gipfel verſperrt wird. Unten in den Tälern hatten wir Schutz vor dem Wind gehabt, hier oben aber ſtreicht er ungehindert über dieſes aufgeregte Meer von Bergkämmen hin.

Im Südweſten zeigt uns der Führer den nächſten Paß, den wir zu überſchreiten haben. Zwiſchen ihm und dem Schib-la iſt eine tiefe Talſchlucht kräftig eingeſchnitten, die nach Weſtſüdweſt abfällt. Ihr Fluß, oder richtiger ihr Eisband, vereinigt ſich mit allen den Waſſerläufen, die wir heute ſchon paſſiert haben, ja, mit allen, die wir ſeit dem Sela-la kennen gelernt haben. Wir überſchreiten alſo eine Reihe Nebenflüſſe, aber der Hauptfluß, der ſie alle aufnimmt, bleibt weſtlich von unſerer Straße liegen und iſt nicht von einem einzigen Punkt aus ſichtbar. Jener Hauptfluß wird My-tſchu, My-tſangpo oder auch My-tſchu-tſangpo genannt.

Noch hatten wir eine ziemliche Strecke bis ans Lager und es wurde ſchon dämmerig. Wir gingen die ſchroffen Abhänge zu Fuß hinunter und ſtolperten alle Augenblicke über Schutt und Mauſelöcher. Es wurde dunkel, aber im Tale zeigte ſich ein heller Streifen, das Eis ſeines Fluſſes. Und der Schein der Lagerfeuer lockte uns aus Dunkelheit und Kälte. Doch nichts führt ſo leicht irre, als wenn man in der Dunkelheit einem Feuerſchein nachgeht; man geht und geht, aber er vergrößert ſich nicht. Müde und durchfroren kamen wir jedoch ſchließlich an und ſetzten uns ſo nahe wie möglich an die Dungglut, und die Unterhaltung mit Muhamed Iſa begann — heiter und lebhaft, wie gewöhnlich.

Vier unſerer dienſtfreien Yaks waren wieder vollſtändig erſchöpft und mußten einen Ruhetag haben — hätte ich zwar gewußt, was ſich hinter uns in unſerer Spur zutrug, ſo hätte ich ſie ohne weiteres zurückgelaſſen und wäre am nächſten Morgen eiligſt davongezogen! Aber ich ahnte ja nichts und verbrachte den letzten Tag des Januars ruhig im Lager 119. Die Kälte ſank auf 34,4 Grad — zum drittenmal las ich dieſelbe Gradzahl ab!

Den Ruhetag verbrachte ich mit dem Studieren der von mir gezeichneten Karten und dem Verſuch, mir das Labyrinth von Bergen und Tälern, in das wir uns verirrt hatten, zu einem klaren Bilde zu

gestalten. Soviel stand fest, daß die große Wasserscheide zwischen den abflußlosen Seen in Tschang-tang und dem Indischen Ozean sich längs des Hauptkammes Pabla hinzog und — daß dieser die unmittelbare westliche Fortsetzung des mächtigen Kammes Nien-tschen-tang-la war. Wir hatten das Pablagebirge im Sela-la überschritten und befanden uns jetzt in dem ausgedehnten, verwickelten Flußgebiet des My-tschu. Ziemlich parallel mit dem My-tschu strömt weiter ostwärts der Schang-tschu, dessen Tal der Pundit Krishna (A. K.) im Jahre 1872 und Graf de Lesdain im Jahre 1905 durchzogen haben. Zwischen dem My-tschu und dem Schangtschu muß es also noch eine Wasserscheide zweiten Ranges und eine bedeutende Berganschwellung geben, die in Wirklichkeit nichts anderes als eine Abzweigung vom Hauptkamm des Pabla ist. Vom Sela-la an strömten alle Wasserläufe, die wir überschritten, nach Westen, die sekundäre Wasserscheide aber, auf der ihr Lauf beginnt, lag östlich von unserer Route. Es ist indessen möglich, daß zwischen dem My-tschu und dem Schang-tschu noch eines oder vielleicht mehrere Nebentäler liegen, die den Tälern dieser Flüsse gleichwertig sind.

Der Pabla ist nur ein Teil des Hauptkammes des „Transhimalaja", und der Transhimalaja ist nicht nur eine Wasserscheide erster Ordnung, sondern eine physisch-geographische Grenze von noch außerordentlicherer Bedeutung! Wohl habe ich mich dann und wann schon in greuliche Gebirgsgegenden verirrt, aber so etwas wie das Land im Süden des Transhimalaja hatte ich noch nicht gesehen. In Tschang-tang sind die vorherrschenden Linien der Landschaft flach wellenförmig und horizontal; jetzt hatten wir die peripherischen Gebiete, die Abfluß nach dem Meere haben, erreicht, und sofort machten sich vertikale Linien geltend. Auf der Südseite des Transhimalaja sind die Täler also viel energischer in die Gesteinsmassen eingeschnitten, als irgendwo auf dem hohen Plateauland. Und warum? Weil die Niederschläge der Monsunwolken auf der Südseite des Transhimalaja unvergleichlich reichlicher sind als auf seinem Nordabhang. Es ist wie beim Himalaja, wo die Südseite, die dem Südwestmonsun zugewandt liegt, den Löwenanteil der Niederschläge auffängt und von viel reichlicheren, anhaltenderen Regenschauern bespült wird als die nördliche. Nun fanden wir auch in allen Tälern Quellen, Bäche und Flüsse, während wir vor noch gar nicht so langer Zeit in Gefahr geschwebt hatten, kein Wasser zu finden. Auch in klimatischer Beziehung ist der Transhimalaja also eine Grenzlinie, der an Großartigkeit und Wichtigkeit nur wenige auf Erden gleichen.

Meine Erwartung und Spannung war beständig im Steigen; mit jedem Tag spürte ich die Nähe einer religiösen Metropole deutlicher.

Votivmale, Manis, Wanderer, Karawanen — alles ſprach davon! Meine Ladakis waren die Beute derſelben exaltierten Gefühle, welche die Pilger des Islam empfinden, wenn ſie ſich dem Berge Arafat nähern und ſich ſagen, daß ſie von ihm herab zum erſtenmal das heilige Mekka ſehen werden!

Am frühen Nachmittag ſtellten ſich neue Leute mit neuen Yaks ein, um am 1. Februar unſere Laſten zu übernehmen. Ich fand es unerklärlich, daß die Nomaden ohne die geringſten Einwendungen bereit waren, mir Dienſte zu leiſten. Die große Heerſtraße iſt allerdings in Stationen eingeteilt, an denen zum Transport von Gepäck und Waren friſche Yaks bereit ſtehen, aber dieſe Vorteile ſind doch nur Tibetern zugedacht, nicht einer europäiſchen Karawane, die nicht einmal einen Paß hatte! Jedenfalls hatte Ngurbu Tundup uns keinen Schaden getan; im Gegenteil, überall wußte man, daß ich kommen würde und daß er der Eilbote des Taſchi-Lama an mich geweſen war. An jeder Raſtſtelle wurde mir mitgeteilt, vor wieviel Tagen er den Ort paſſiert habe. Daß die Nomaden uns ſo bereitwillig Yaks zur Verfügung ſtellten, beruhte aber zum nicht geringen Teil auch darauf, daß ſie ſtets gut bezahlt und freundlich behandelt wurden. Jetzt marſchierten unſere eigenen Yaks ohne Laſten wie die ſieben Ladakipferde und der letzte Mauleſel. Ich aber war auf alles vorbereitet. Es war verabredet, daß, falls wir einmal keine Transporttiere fänden, ich mit Muhamed Iſa und Namgjal auf unſeren drei tibetiſchen Pferden in Eilmärſchen nach Schigatſe reiten würde, während die Karawane unter Roberts Befehl langſam nachkommen ſollte.

Wir hatten in der Nacht 32,5 Grad Kälte gehabt, und der Morgen war abſcheulich kalt, trübe und ſtürmiſch. In einem neuen Tal erſtiegen wir den nächſten Paß. Wir waren noch nicht weit gelangt, als wir ſchon halbtot vor Kälte waren; Robert weinte, ſo fror ihn. Als es am wärmſten war, hatten wir noch 15,3 Grad Kälte und ſcharfen Wind gerade ins Geſicht! Man würde ſich das Geſicht, beſonders die Naſe, erfrieren, wenn man nicht die ganze Zeit über in die Öffnung des langen Pelzärmels hineinatmete, wo der Atem aber ſo ſchnell Eis bildet, daß einem der Ärmel am Schnurrbart feſtfriert. Da iſt es nicht leicht, Kartenarbeit auszuführen! Bevor ich meine Peilung gemacht und nach der Uhr geſehen habe, iſt die linke Hand ſchon wie tot; und wie ich mich auch beeile, habe ich die Beobachtungen doch noch nicht niedergeſchrieben, ehe meine rechte Hand vollſtändig gefühllos wird. Zu Fuß gegen den Sturm angehen, iſt bei ſtarkem Steigen und bei der ſo dünnen Luft unmöglich, wenn man die geringſte Rückſicht auf ſein Herz nehmen will. Wir krochen in eine Grotte und ſaßen auf der geſchützten Seite

niedergekauert; wir ſteckten die Hände, um ſie aufzutauen, zwiſchen Pferd und Sattelgurt; wir ſtampften mit den Füßen und ſahen entſetzlich miſerabel aus, wenn dabei noch die Geſichtsmuskeln ſo erſtarrten, daß wir kaum ſprechen konnten. „Nein, laßt uns lieber weiterreiten, droben zünden wir uns ein Feuer an!“ Und ſo arbeiten wir uns durch ſcharfkantigen Schutt und zwiſchen Steinblöcken hindurch mühſam nach der Höhe hinauf.

Endlich ſind wir droben auf der flachen Wölbung des Tſchesang-la, auf einer abſoluten Höhe von 5474 Meter. Dieſer Paß iſt alſo noch ein wenig höher als der Sela-la, aber trotzdem iſt er nur ein Paß zweiten Ranges, da er in dem Kamm liegt, der zwei der Nebenflüſſe des My-tſchu voneinander trennt. Als wir kamen, hielten ſich drei große graue Wölfe auf dem Paß auf, ergriffen aber ſchnell die Flucht. Hier tobte der Sturm in ungehemmter Freiheit, nur mit Mühe konnten wir uns auf den Beinen halten. Robert und ich drückten uns auf der geſchützten Seite eines großen bewimpelten Steinmales gegen die Erde, während Rabſang und unſer tibetiſcher Cicerone trocknen Yakdung ſammelten. Mit Hilfe des Feuerſtahles ſetzten wir ihn in Brand, und dann hockten wir alle vier um das vom Sturm gepeitſchte Feuer. Wir öffneten die Pelze, um ein bißchen Wärme in die Kleider ſtrömen zu laſſen, und zogen die Stiefel aus, um die Füße zu erwärmen, aber wir ſaßen anderthalb Stunden, ehe wir uns auch annähernd wieder als Menſchen fühlten. Dann eilten wir in der Richtung nach Südſüdweſten abwärts und lagerten im Tale Schamm in der Nähe einiger erbärmlicher Steinhütten.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Ans Ufer des Brahmaputra.

Das Schammtal verſchmälert ſich birnenförmig, und am Eingang dieſes Trichters liegen an drei Stellen Hütten, während auf den Berghalden große Herden weiden. Eine Manimauer war 45 Meter lang bei $1^1/_2$ Meter Höhe und mit Erdſchollen bedeckt, welche die ſenkrechten Gebetſteine ſchützen ſollten. Schließlich mündet das Schammtal in ein von Oſten kommendes, mächtiges Tal, das einen höheren Rang in dieſem Flußſyſtem einnimmt. Es wird vom Bup-tſchu-tſangpo durchfloſſen, dem größten Fluſſe, den wir bisher geſehen hatten. Unmittelbar unter der Stelle, wo die beiden Täler zuſammentreffen, vereinigt ſich ein dritter Fluß mit den beiden; er heißt Dangbä-tſchu und kommt aus Südoſten. Alſo fließen drei bedeutende Waſſerläufe in dieſer kleinen Talerweiterung zuſammen. Die Aufklärungen meines Führers machten mir das verwickelte Flußſyſtem des My-tſchu-tſangpo klar. Die Quellen des Bup-tſchu-tſangpo liegen zwei ſtarke Tagereiſen weiter öſtlich, und ſind natürlich in der mächtigen Abzweigung vom Pablagebirge, das die Waſſerſcheide des My-tſchu-tſangpo im Oſten iſt, zu ſuchen. Von dem Vereinigungspunkt, an dem wir uns jetzt befanden, fließt der Bup-tſchu zwei kurze Tagereiſen weit ſüdweſtlich, um ſich beim Kloſter Linga in den My-tſchu-tſangpo, der ſelbſt ſeine Quellen in der Hauptkette Pabla hat, zu ergießen.

Der Bup-tſchu-tſangpo zeigte jetzt eine gewaltige Eisfläche, hatte aber eine offene Waſſerrinne. An der Stelle, wo das Eis eine Brücke über ſein ganzes Bett bildete, kamen wir trocknen Fußes hinüber und zogen dann in dem engen Dangbätal in ſüdöſtlicher Richtung hinauf.

Im Lager 121 ließ ich am 3. Februar Tundup Sonam und Taſchi mit unſeren eigenen Yaks zurück, da dieſe jetzt ſo erſchöpft waren, daß ſie nur ganz langſam vorwärts getrieben werden konnten. Die beiden Männer erhielten Geld zu ihrem Unterhalt und hatten Befehl, möglichſt langſam nach Schigatſe zu ziehen. Mit der übrigen Karawane brach

ich bei gutem Wetter und einer Minimumtemperatur von bloß — 11,5 Grad in aller Frühe auf.

Unsere Richtung ist jetzt Südsüdosten und schließlich Osten. Alle Täler sind voll Eis, das wir mit Sand bestreuen, wenn die Karawane darüberzieht. Der Paß dieses Tages ist der Dangbä-la, den, wie gewöhnlich, ein Steinmal mit Wimpeln ziert; seine Höhe beträgt 5250 Meter, er ist also viel niedriger als die vorhergehenden. Er ist insofern interessant, als er zu der Wasserscheide zwischen dem Bup-tschu(=My-tschu) und dem Rung-tschu gehört. Dieser letztere Fluß vereinigt sich nämlich nicht mit dem My-tschu, sondern geht seinen eigenen Weg direkt nach dem oberen Brahmaputra. Als ich fragte, weshalb man nicht das Rungtal hinabziehen könne, um die beiden uns noch bevorstehenden Pässe zu vermeiden, erhielt ich die Antwort, daß das Tal sehr eng, zwischen schroffen Bergwänden eingezwängt und mit Eis gefüllt sei. Es gibt dort jedoch einen Sommerweg, der bald auf den Gehängen, bald im Talgrund entlangführt, der aber nach Regen schwer zu passieren ist, da dann große Wassermassen in Wasserfällen und Stromschnellen mit Donnergetöse durch das Tal rauschen.

Wir lagerten in der Gegend Ngartang im Rungtal, wo zwölf Zelte das ganze Jahr hindurch stehen. Das Tal gilt für kalt, während das Schammtal eine warme Gegend sein soll. Tatsächlich hatten wir auch dort einige Wacholdersträuche gefunden, deren erster Anblick uns so erfreute, daß wir das Innere unserer Zelte mit Wacholderzweigen geschmückt hatten. Im Schammtal schneit es im Sommer nie, wohl aber im Rungtal. In manchen Jahren regnet es in beiden Tälern sehr viel.

Wie zur Bestätigung der Angaben der Tibeter fiel die Temperatur in dieser Nacht wieder auf — 28,4 Grad. Sie hatten uns auf eine lange Tagereise und einen schwierigen Paß vorbereitet, und es war daher noch dunkel, als ich schon die Yaks in das Lager treiben hörte. Nachdem wir den Ma-lung-Fluß hinter uns gelassen haben, reiten wir Hügel hinauf, die aus fester Erde bestehen und bemoost sind, und dabei entrollt sich im Nordosten ein unentwirrbares Durcheinander von Bergen. In dem vom Paß uns entgegenkommenden schmalen Tal reiten wir auf steilem Weg aufwärts, zwischen Geröll und Steinblöcken; hier und dort stehen kleine Votivmale. Es folgt eine Strecke fast ebenen Bodens, und schließlich geht es steil nach dem Paß, der voll grauer Granitblöcke liegt, hinauf. Dies ist der Ta-la, der „Pferdepaß"; seine absolute Höhe ist 5436 Meter.

War der Aufstieg zwischen den Steinkegeln beschwerlich und akrobatenhafte Drehungen des Oberkörpers des Pferdes sowohl wie des Reiters nötig gewesen, so erhielt der Pilger aber seine Belohnung, wenn er hier

123. Klostergasse in Taschi-lunpo, links ein Haus mit Mönchszellen.

Digitized by Google

124. Fassade des Mausoleums eines Taschi-Lama in Taschi-lunpo.

Digitized by Google

oben ſtand am wimpelgeſchmückten Steinmal auf der Höhe des Ta-la! Denn Großartigeres, Schwindelerregenderes und Überwältigenderes habe ich noch nicht geſehen, wenn nicht auf der Höhe von Tſchang-lung-jogma. Man iſt ſo faſziniert von dem Panorama im Südoſten und Oſtſüdoſten, daß man kaum dazu kommt, vom Pferde zu ſteigen! Es iſt ein ziemlich begrenzter Teil des Horizontes, den ich beherrſche, denn zwei Gipfel des Ta-la-Kammes faſſen die vor mir liegende Landſchaft ein, den Propyläen am Eingang eines ungeheuren Tempelſaals vergleichbar. Unter mir ein Gürtel von rotbraunen, domartigen Hügeln, dahinter ein beinahe ſchwarzer Ausläufer mit reicher Ausmeißelung an kurzen Quertälern und noch weiter hinten eine dunkelgraue Verzweigung. Alle ſcheinen ſie nach Weſten und von der Waſſerſcheide auszugehen, die ich ſeit dem Sela-la im Oſten unſerer Straße vermutet hatte. Dergleichen hatte ich früher ſchon unzählige Male geſehen. Doch hoch über dem dunkelgrauen Rücken erhob ſich eine Gebirgswelt, die eher dem Himmel als der Erde anzugehören ſchien, ſo leicht und luftig ſchwebte ſie unter einem Baldachin weißer Wölkchen über der übrigen Erde. Sie iſt ſo weit von uns, daß alle ihre Einzelumriſſe ineinander verſchwimmen, und ſie erhebt ſich wie eine gigantiſche Mauer in einer einzigen, das Ganze miteinander verſchmelzenden hellblauen Schattierung, die freilich immerhin noch ein wenig kräftiger iſt als die Farbe des Himmels. Die Grenze zwiſchen den beiden hellblauen Feldern wird jedoch durch eine ungleichmäßige, blendend weiße Linie ſcharf bezeichnet. Denn das, was ich vor mir ſehe, ſind die ſchneebedeckten Gipfel des Himalaja, und hinter ihnen liegt Indien mit ſeinem ewigen Sommer! Es ſind die nördlichſten Himalajaketten auf der Grenze zwiſchen Tibet und Bhutan, die ich hier ſehe. Zwiſchen ihnen und dem uns ziemlich naheliegenden dunkelgrauen Kamm öffnet ſich ein Abgrund, eine ungeheuere Spalte in der Erdrinde — das Tal des Brahmaputra, des Tſangpo. Der Fluß ſelbſt iſt noch nicht ſichtbar, aber ich fühle, daß wir nicht mehr weit vom Ziele ſind (Abb. 174).

Tſering und Bolu erreichen jetzt mit der kleinen Karawane den Paß. Sie fallen vor dem Steinhaufen auf die Knie und ſprechen ihre Gebete, und Tſering reißt von ſeinem zerlumpten Rock einen Fetzen ab, um ihn als Opfergabe an eine der Schnüre zu befeſtigen. Bei uns allen herrſcht das Gefühl, daß wir auf einer Wallfahrt begriffen ſind. Die Tibeter, die uns ihre Yaks vermieten, beſorgen das Auf- und Abladen, ſie ſammeln uns Brennmaterial und befreien die Ladakis von manchen ihrer Obliegenheiten. Die älteren unſerer Leute dürfen auf Yaks reiten. Sie haben es jetzt in allem leichter, aber ſie ſind ja auch Pilger auf dem Wege nach einer der größten Metropolen des Lamaismus. Die Mütze

in der Hand geht der alte Tſering zu Fuß über den Paß, und er kann ſeine Augen nicht von den traumhaft hellblauen Bergen, die in bläulicher Ferne zwiſchen den Wölkchen hervorglänzen, abwenden. Er ſagt ſich aber auch, daß ſie ſich weit hinter Taſchi-lunpo erheben und daß wir ſie nicht noch zu überſteigen brauchen, um das Ziel unſerer Sehnſucht zu erreichen!

Aber wir mußten ſchließlich auch dieſen herrlichen Paß, den unvergeßlichen Ta-la, verlaſſen! Hals über Kopf geht es zwiſchen Felsblöcken durch ſchroffe Wände hinunter, auf Erdrücken und Ausläufern abwärts, und mehr und mehr vom Himalaja entſchwindet unſeren Blicken. Jetzt ſehen wir nur noch die mit ewigem Schnee gekrönte Kammlinie; nachdem wir noch ein paar Halden hinter uns haben, wird auch ſie von dem dunkelgrauen Bergrücken verdeckt, und nun bilden deſſen ſcharfe Umriſſe unſeren Horizont. Kabbalo iſt ein Dorf mit zwei recht kleinen Steinhäuſern in dem Tal Pernanakbo-tang, wo wir lagerten. Verſchiedene Tibeter hielten ſich im Freien auf und gafften uns an; zu Mittag erhielt ich aber Butter und Rettich und ſah das ewige Schaffleiſch nicht mehr an.

Am 5. Februar machten wir einen ganz kurzen Marſch im ſelben Tal abwärts, das da, wo wir das Lager 124 aufſchlugen, Dokang hieß. Am Lagerfeuer ſtanden 40 Tibeter! Als ich an ſie heranritt, ſtreckten ſie alle auf einmal die Zunge ſo weit heraus, wie es nur irgend ging; ſie hebt ſich feuerrot gegen ihr ſchmutziges Geſicht ab. Diejenigen, welche Mützen tragen, nehmen ſie mit der linken Hand ab und kratzen ſich mit der rechten den Kopf, auch eine Zeremonie, die zur Begrüßung gehört. Spricht man mit ihnen, ſo ſchnellen die Zungen unaufhörlich heraus, aber nur aus Höflichkeit und Freundlichkeit; ſie wiſſen gar nicht, was ſie uns alles zu Liebe tun ſollten. In der Nähe des Lagers liegt die Ruine eines „Dſong“, einer Burg, die Dokang-pe heißt, und ein verlaſſenes Dorf namens Arung-kampa legt Zeugnis davon ab, daß das Tal früher bewohnter geweſen iſt als jetzt.

Der Tagesmarſch am 6. gehört zu denen, die ich nie vergeſſen werde. Denn nun ſchritten wir die rieſenhafte Treppenſtufe, den Rand von Tſchang-tang, hinab und in das Ginungagap, das wir vom Ta-la-Paß aus geſehen hatten und in deſſen Tiefe der obere Brahmaputra fließt. Es geht vom Lager nach Südſüdoſt, unſer Fluß bleibt rechts liegen und durchſchneidet das Gebirge in einem tiefen Hohlweg, um dem Rung-tſchu zuzuſtrömen. Am Eingang des engen Tales zeigte ſich ein kleiner Tempel, der Tſchega-gumpa hieß. In einer Schlucht heulte ein Rudel Wölfe jämmerlich. Der Anſtieg nach dem Paß La-rock (4440 Meter) hinauf iſt ebenſo leicht wie kurz; ehe man ſich deſſen verſieht, iſt man oben bei einem großen Denkmal inmitten kleinerer Steinhaufen,

wo ſich eine „Tarpotſche" (Votivſtange) erhebt, die ſchon grau, geborſten und von Wind und Wetter arg mitgenommen iſt (Abb. 96). Verſchiedene Steinblöcke, die auf der Oſtſeite des Paſſes haufenweiſe umherliegen, waren an den ſenkrechten Seiten weiß getüncht. Man muß indeſſen noch über zwei kleinere Schwellen, ehe die Ausſicht ganz frei und offen wird. Sie iſt großartig und erinnert an die Landſchaft, die man in Leh vom Palaſt aus ſieht. Man erblickte ganz deutlich die nördlichen Kämme des Himalaja, aber ſchwere Wolken ruhten einem Dache gleich über ihren Gipfeln. Daher ſah man auch den Mount Everest nicht, den höchſten Berg der Erde. Der Tſangpo zeichnete ſich als ein ſehr ſchmales, helles Band ab, von dem uns noch eine bedeutende Entfernung trennt. Unter uns fließt der Rung-tſchu, den wir von der Stelle an, wo er aus den Bergen heraustritt, ſehen können. Am impoſanteſten ſind jedoch die koloſſalen Ausläufer und Verzweigungen der Berge, die öſtlich und weſtlich von uns liegen und die wie eine endloſe Reihe vorgeſtreckter Tigertatzen jäh nach dem Tal des Brahmaputra abfallen.

Die Ebene, die ſich unter uns ausbreitet und die eine ſehr ausgedehnte Erweiterung des Brahmaputratales iſt, heißt Je oder Je-ſchung, während der Fluß hier den Namen Jere-tſangpo trägt. Sie iſt dicht bewohnt; die große Anzahl dunkler Flecke ſind lauter Dörfer. Rechts, am Fuß eines Ausläufers, erhebt ſich das große Kloſter Taſchi-gembe, das mit ſeinen vielen weißgetünchten Häuſern an eine italieniſche Küſtenſtadt erinnert. Von dort führt eine Straße nach dem berühmten Kloſter Sekja. Eine feine, ſich nach Südoſten hinſchlängelnde Linie iſt die große Landſtraße nach Schigatſe, Taſchi-lunpo und Lhaſa.

Von der letzten Plattform geht es halsbrechend ſteil abwärts; man geht daher dieſe ſchroffen Abhänge von grauem Granit, die Wind und Wetter rund geſchliffen haben, hübſch zu Fuß hinunter. Wo loſes Material die Zwiſchenräume ausfüllt, iſt der Pfad metertief eingeſchnitten. Viele Pilger, Pferde und Yaks ſind hier gewandert, ehe er ſo klein geworden iſt. Bald haben wir Abgründe auf den Seiten, bald rutſchen wir auf den Granitplatten abwärts, bald ſteigen wir wie auf einer Treppe hinab, aber abwärts geht es, immerfort abwärts, und wir freuen uns in dem Gedanken, daß uns jeder Schritt endlich in wärmere und dichtere Luftſchichten, in denen man leichter atmet, hineinführt. Hier und dort thronen große runde Granitblöcke auf einem Piedeſtal von loſem Material, Gletſchertiſchen ähnlich; Regen und Wind haben dieſe eigentümlichen Bildungen ausmodelliert.

Endlich ſind wir unten auf der großen Ebene, in die alle Täler münden. Wir reiten an Gerſtenfeldern, Pappelhainen, Höfen und Dörfern

mit weißen Häusern, die blaue und rote Streifen und Fahnen auf ihren Dächern haben, vorüber! Das Kloster Tugdän lassen wir zur Linken; ein wenig weiter, am Fuß eines Bergausläufers, hatte Muhamed Isa haltgemacht. Wohl an die hundert Tibeter jeden Alters und Geschlechtes umringten die Zelte, unglaublich schmutzig und schwarz, aber sehr freundlich; man verkaufte uns Schafe, Hühner, Milch, Rettiche und Malzbier (Tschang), auch unsere müden Tiere wurden reichlich mit Heu und Gerste versehen. Frauen, mit einem runden Bogen als Schmuck im Nacken, trugen in Weidenkörben Dung zu unseren Feuern herbei und wurden nicht müde, bei uns zu sitzen und uns selber und unsere wunderlichen Beschäftigungen anzustaunen. Hier fand sich auch Ngurbu Tundup wieder bei uns ein und teilte mir die erfreuliche Nachricht mit, daß Kung Guschuk, sein Herr, meine Post weiterbefördern lasse! Er erhielt auch jetzt nur einen Teil seiner Belohnung, der Rest sollte ihm erst ausgezahlt werden, sobald ich Nachricht erhielte, daß die Post wirklich in Gyangtse angelangt sei. Von seinem Herrn händigte er mir ein „Kadach", ein Willkommentuch, ein und sagte dabei, ihm sei befohlen, uns zu begleiten und uns auf der Reise nach Schigatse behilflich zu sein! Und das war mir das Allerwichtigste. Es bedeutete, daß wir keinen Hindernissen begegnen würden.

Hier war die absolute Höhe nur 3949 Meter, die Luft war warm und schön; um neun Uhr hatten wir bloß noch drei Grad Kälte, und die Zelttür durfte daher offen stehen. Mit Robert und Muhamed Isa hielt ich lange Rat. Sollten wir, statt eines einzigen, nicht lieber zehn Tage in dieser herrlichen Gegend bleiben, wo es alles gab, dessen wir bedurften, und wo die Tiere sich erholen konnten, während ich die seltsamen Klöster besuchte, die Storchnestern gleich auf den Felsvorsprüngen thronten oder glänzend weiß an den Eingängen der Täler lagen? Nein, über den Empfang, der meiner wartet, wissen wir nichts Sicheres; bis Lhasa sind es nur noch elf Tagereisen, und in Schigatse, meinem Ziel, können wir in drei Tagen sein! Von der Regierung haben wir nichts gehört, aber in Schigatse erwartet man uns. Jeden Augenblick kann ein Umschlag zu unseren Ungunsten eintreten. Auch nicht einen kostbaren Tag wollen wir verlieren, morgen in aller Frühe aufbrechen und weiter eilen, solange die Straße noch offen vor uns liegt!

Meine Aufregung näherte sich ihrem Gipfel. Würde es mir nach all den schweren Schicksalen und Abenteuern, die wir erlebt hatten, doch noch gelingen, unser Ziel zu erreichen? Spät am Abend sangen die Ladakis ihre Taschi-lunpo-Hymne, aber weicher und inniger als je zuvor. Als es Mitternacht war, sangen sie noch, und ich hörte aufmerksam zu, obwohl ich das Lied in Tschang-tang schon so oft gehört hatte.

Und dann erloschen die Feuer in meinem ersten Lager im Tal des Brahmaputra! Der Troß, der sich am Morgen des 7. vor den Zelten versammelte, war recht gemischt. Pferde, Esel und Kühe sollten das Gepäck tragen, denn Yaks gab es hier nicht. Südweststurm wehte, als ich eine gute Stunde später aufbrach und die ganze Bevölkerung der Gegend sich versammelt hatte, um sich meine Abreise anzuschauen. Gerade als ich in den Sattel steigen wollte, erschienen drei Abgesandte eines Herrn Tscheppa Deva, der Kung Guschuks Freund war. Sie brachten mir von ihm als Geschenk ein ganzes geschlachtetes Schaf, einen fetten, süßen Kuchen mit Reliefsiguren und eingemachten Früchten auf der Oberseite, drei große Butterklöße und 30 Eier! Ein Gegengeschenk konnte ich nicht mehr machen, da die Karawane schon vorausgezogen war, aber ich gab ihnen 15 blanke Rupien und bat sie den mir unbekannten Tscheppa Deva herzlichst zu grüßen. Da sagte der vornehmste der drei: „Dieses Geld müssen wir unserm Herrn abliefern; es wäre daher gut, wenn der Bombo Tschimbo uns ein Extratrinkgeld geben wollte.“ Dies war ja eine kluge, vernünftige Rede — sie erhielten noch eine Barzahlung und zogen befriedigt ab.

Die anderen begleiteten mich in Menge, kichernd und schwatzend bis an die nach Schigatse führende Landstraße. Die einladenden Tempelklöster verschwanden auf der rechten und auf der linken Seite unseres Weges, wir ritten durch einen Teil des Dorfes Dsundi, wo lauter Schmiede wohnen, an einer warmen, Gesundheit spendenden Quelle vorbei, über der ein Badehaus erbaut ist — leider wurde es gerade von einigen Kranken benutzt, und wir durften nicht hinein; durch das Dach, die Fenster und die Türen drangen weiße Dampfwolken heraus. Und weiter zieht unsere pittoreske Schar, durch neue Dörfer und Gerstenfelder, an neuen Klöstern, Felsvorsprüngen und Talmündungen vorüber, bis sich über eine unfruchtbare Ebene hinweg der Weg immer mehr nach Süden krümmt, dem Brahmaputra entgegen — ebenso, wie wenn man sich dem Indus von Leh aus nähert, und ebenso wie dort sind lose Steine aus dem Weg geräumt und liegen an den Seiten der Straße.

Da, wo das Tal sich verengt, haben wir das große Kloster Tarting-gumpa links auf seinem Felsen und auf dem rechten oder südlichen Flußufer das Dorf Rokdso mit der Fährstelle, und nun gelangen wir um den ersten Granitausläufer herum, der sich bis in die Nähe des Flusses erstreckt. Hinter dem Dorf Kam mit seinen Äckern und kleinen Gärten reiten wir durch einen 4 Meter tiefen Hohlweg, einen Korridor in gelbem Lößlehm; hier und dort ist er in der Quere von Rinnen durchbrochen, und durch die Lücken erblickt man, wie aus

den Fenstern einer Galerie, das große Nebental So, das von Süden her in den Tsangpo mündet. Der Regen hat den Lehm stellenweise zu meterhohen Pyramiden, die einem Wald riesenhafter Morcheln gleichen, phantastisch ausmodelliert. Wir begegnen schwarzen, barhäuptigen Bauern, die beladene Pferde und Esel vor sich hertreiben, und Frauen und Kindern mit Körben auf dem Rücken, die Brennmaterial oder Rüben enthalten. Ein altes Weib saß nach Männerart auf seinem Esel und hopste taktmäßig auf und nieder, ein Vornehmer zu Pferd geleitete seine Gemahlin, einige Landleute gingen pfeifend hinter Kühen her, die mit Heu beladen waren, eine Schar Männer und Weiber in malerischen Trachten zog als Pilger zu den großen Neujahrsfestlichkeiten nach Taschilunpo, die mitmachen zu können meine Ladakis schon so lange gehofft hatten. Denn aller Verkehr bewegt sich nach Osten, und wir begegnen nur Leuten, die von einem Dorf in das andere zu Besorgungen gehen.

Der Weg führt jetzt über angeschwemmtes Land, das im Sommer vom Hochwasser überflutet wird und die des Weges Kommenden zwingt, am Fuß der Bergabhänge entlangzuziehen. Auch jetzt ist der Tsangpo imposant; wir rasten eine Weile an seinem Ufer, das unser Weg jetzt zum erstenmal berührt. Das erstemal in meinem Leben trinke ich von dem heiligen Wasser des Brahmaputra! Blaugrün, beinahe ganz klar, gleitet es lautlos und langsam in einem einzigen Flußbett nach Osten, während hier und dort Fische emporschnellen. Nur eine außerordentlich dünne Eiskruste hält das Wasser an den Rändern gefesselt, manchmal aber treibt auch eine wie Bergkristall glänzende Eisscholle an mir vorüber. Ein mit Gerste belastetes Floß schwimmt gerade vorbei, es will nach dem großen Handelsmarkt in Schigatse und verschwindet bald bei der nächsten Krümmung, wo die Steuernden mit ihren langen Stangen gut aufpassen müssen — ein Anblick, der mich lebhaft an meine Fahrt auf dem Tarim im Jahre 1899 erinnerte.

Östlich von diesem Punkt ist der Boden sehr sandig und bildet 2 Meter hohe unfruchtbare Dünen. Auf den allerersten Blick erkennt man schon, wie sie sich gebildet haben, besonders an einem Tag wie diesem, wenn der Weststurm den Flugsand in Wolken vor sich hertreibt, die die gewaltigen, schroffen Felswände auf dem rechten Flußufer dem Blick oft ganz verhüllen. Während des Hochwassers setzt der Fluß an den seichten Stellen Schlamm- und Sandmassen ab, die im Winter freiliegen und trocknen. Der Westwind nimmt dann das angeschwemmte Material mit, um weiter östlich Dünen zu bilden; da, wo diese tief genug liegen, spült das nächste Hochwasser sie wieder fort, und nachdem es sich verlaufen hat, beginnt derselbe Vorgang von neuem. So geht im Tal des Tsangpo

eine ununterbrochene Massenversetzung festen Materials von Westen nach Osten vor sich. Es bleibt nicht dabei, daß der Fluß sich sein Bett durch seine eigene Schwere gräbt und im Wasser Schlammassen mit sich führt; auch das an den Ufern abgesetzte Material wird vom Wind, der dem Wasser zu Hilfe kommt, fortgetragen. Winde und fließendes Wasser arbeiten einträchtig miteinander und verfolgen dasselbe Ziel, diese gigantische Abflußrinne immer tiefer auszuwaschen. Seit unzähligen Jahrtausenden haben sie daran gearbeitet und das Resultat ist das Tsangpotal, wie es sich heute meinen Augen zeigt.

Nach achtstündigem Ritt kamen wir in einem kleinen, aus dreißig Häusern bestehenden Dorf namens Rungma an, wo die Zelte in einem Garten wieder zwischen Pappeln und Weiden aufgeschlagen wurden (Abb. 97). Wie schön erschien es uns, die wir ein ganzes halbes Jahr auf dem öden Tschang-tang-Plateau gelebt hatten, nun wieder den Wind durch die entlaubten Zweige der Bäume sausen zu hören! Jetzt wurden die Feuer nicht mehr mit getrocknetem Dung gespeist, trockne Holzbrände sprühten zwischen den Zelten und warfen ihren blendenden Lichtschein auf die Baumstämme und die Tibeter.

Auch am 8. Februar machten wir einen langen Ritt. Ngurbu Tundup beklagte sich, daß ihm sein Maulesel entlaufen sei; er müsse daher hier bleiben und bitte mich, ihm den Rest der Belohnung, die ich ihm versprochen, jetzt auszuzahlen. Dieser Kniff war aber zu leicht zu durchschauen. Ich argwöhnte, daß die Post am Ende doch nicht richtig in Gyangtse angelangt sei. Wir waren jedoch noch nicht weit vom Dorfe, als uns Ngurbu auf einem geliehenen Pferde mit klingelnden Schellen nachgeritten kam. Als wir das Lager aufgeschlagen hatten, mußte er zur Strafe gleich nach Schigatse weiterreiten, um Kung Guschuk mitzuteilen, daß ich am nächsten Tag eintreffen würde und ein ordentliches Haus bereitgehalten haben wollte. Das war unbedacht gehandelt! Denn, wenn Kung Guschuk irgendeinem Chinesen erzählt hätte, was er wußte, so hätte man mich noch im letzten Augenblick vor der Stadt anhalten können!

Weiter und weiter nach Osten führt die gewundene Landstraße auf dem nördlichen Ufer des Tsangpo an terrassenförmigen Äckern vorbei, die der Fluß bewässert. Man ist erstaunt, so viel kulturfähigen Boden und eine solche Menge bewohnter Dörfer mit massiven Steinhäusern und Gärten in Tibet zu finden.

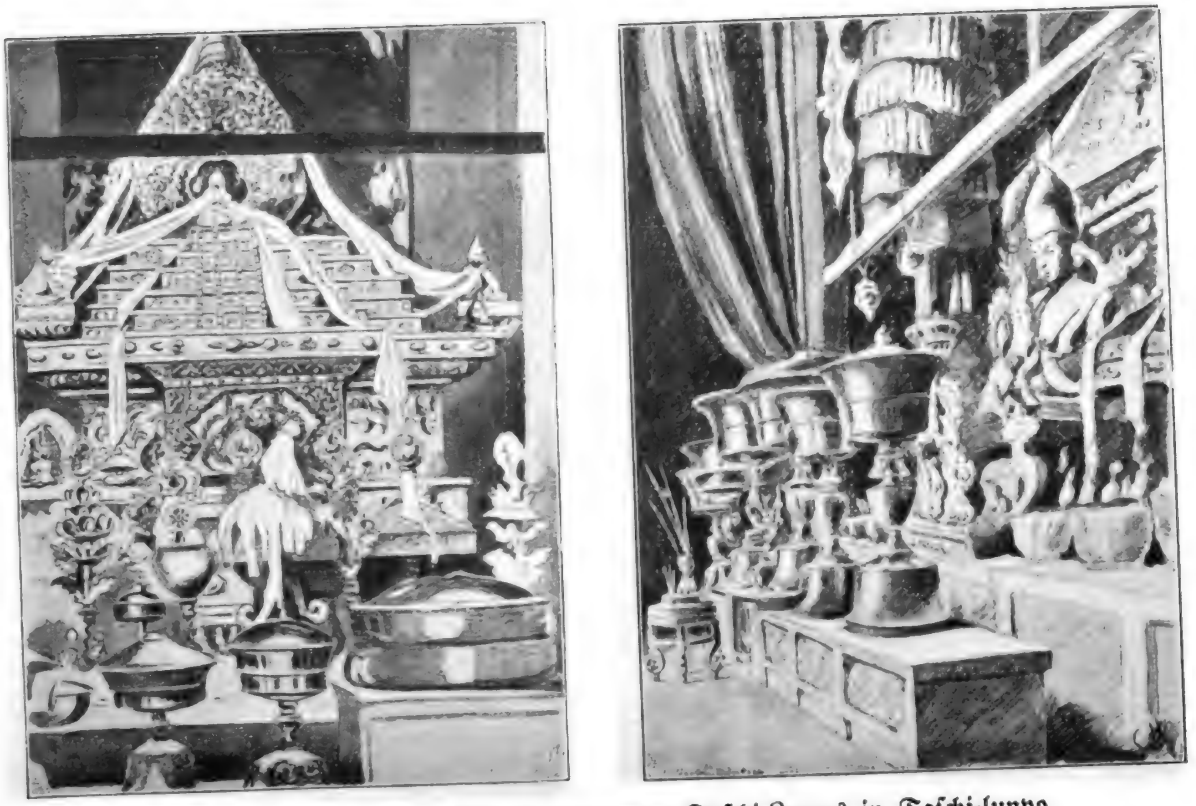
Bei Lamo-tang bespült der Fluß den bergigen Fuß des linken Ufers, und hier führt ein schmaler und halsbrechender Pfad im Zickzack an steilen Abhängen hinauf (Abb. 98). Doch braucht er nur in der Zeit des Hochwassers benutzt zu werden. Jetzt ziehen wir auf einem längs des

Fußes aufgemauerten Wege dahin. Der Fluß sieht nun ganz anders aus als gestern; seine Oberfläche ist mit porösen Eisschollen halb angefüllt (Abb. 99), aber über Nacht waren auch 18,8 Grad Kälte. Tanzend und rasselnd treiben sie flußabwärts und streifen den am Lande festsitzenden Eissaum, auf dem sie ihre kleinen weißen Eiswälle aufschichten. Sie folgen der stärksten Strömung und bleiben manchmal auf Sandbänken liegen, die in dem grünen, klaren Wasser rotbraun schillern. Eine großartige Landschaft unter blauem Himmel und zwischen schweren, zerklüfteten Bergmassen! Am Nachmittag nahm die Menge des Treibeises schon ab, und am Abend bei unserem Lager war es ganz verschwunden.

Der Weg führt bergauf über die äußerste Spitze des Felsvorsprunges auf einer Steintreppe, auf der man lieber zu Fuß geht, und dann steigen wir wieder nach dem ebenen Talgrund hinunter, an neuen Dörfern und neuen Klöstern vorüber, die stets von Tschorten und Manis umgeben sind und oft, wie Tikse-gumpa in Ladak, auf Felsen thronen. Tanak-putschu ist ein mächtiges Tal, das von Norden kommt und dessen Fluß die Felder aller Dörfer in Tanak bewässert. Eine klare Beschreibung dieses Tales konnte ich nicht erhalten; man sagte mir nur, daß es von einem hohen Paß im Norden komme; ich weiß daher nicht, ob es, wie das My-tschu-Tal und das Schang-tschu-Tal, vom Transhimalaja kommt oder nicht. Doch wenn es so sein sollte, dann ist die östliche Wasserscheide des My-tschu eine hydrographische Grenze gegen den Tanak-putschu und nicht gegen den Schang-tschu. Die Frage läßt sich nur an Ort und Stelle durch künftige Forschungen lösen.

In Tanak („das schwarze Pferd") lagerten wir in einem hübschen Garten, wo ein kleines Haus mit bunt bemalter Veranda dem Taschi-Lama als Quartier dient, wenn der hohe Prälat seine jährliche Reise nach dem Tempel Taschi-gembe macht (Abb. 100). Der Garten liegt oben auf der Geröllterrasse, die senkrecht nach dem Flusse abfällt und von deren Rand aus man eine prachtvolle Aussicht über den Tsangpo hat (Abb. 101). Der Fluß wird hier bald Sangtschen, bald Tsangpo-Tschimbo, d. h. „der große Fluß", genannt. Der Tsangpo ist Tibets Fluß par préférence. Nach Waddell wird dieser Name bisweilen so geschrieben, daß er eine getreue Übersetzung des Namens Brahmaputra ist, der „Sohn des Brahma" bedeutet. Den Namen Jere-tsangpo haben wir bereits kennen gelernt, und weiter westlich werden wir noch mehrere Namen finden. Im unteren Teil seines Durchbruchs durch den Himalaja heißt er Dihong, und erst, wenn er aus dem Gebirge herausgetreten ist, um die Ebenen Assams zu bewässern, nimmt er den Namen Brahmaputra an.

125. Faſſade des Mauſoleums des erſten Taſchi-Lama.
Im Vordergrund der Feſtſpielhof.



126, 127. Inneres der Mauſoleen zweier Taſchi-Lamas in Taſchi-lunpo.
Skizze des Verfaſſers.

Digitized by Google

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Im Boot den Tſangpo hinunter. — Heimlich in Schigatſe.

Der 9. Februar brach an, der große Tag, an dem unſere jetzt in ſehnſuchtsvolle Pilger verwandelte Karawane das Ziel ihrer Träume erreichen ſollte! Der geſtrige Tag war ſtürmiſch geweſen, und am Abend herrſchte eine ſeltſame, rotgelbe Beleuchtung im Tal von all dem Staub, der in der Luft umherſchwebte; die Berge zeichneten ſich nur undeutlich ab, und im Oſten war kein Horizont zu ſehen. Aber der Morgen war herrlich, und der Tag blieb windſtill. Schon in aller Frühe mußten Sonam Tſering und einige Ladakis ſich mit einem Teil der Bagage in zwei Booten einſchiffen, während Muhamed Iſa und Tſering mit der Karawane auf der Landſtraße weiterzogen. Das war eine Kriegsliſt, die wir erſonnen hatten. Wenn im letzten Augenblick noch jemand auftrat, um uns Halt zu gebieten, ſo würde das Verbot nur Muhamed Iſa und die Karawane treffen, während ich mich auf dem Fluſſe unbemerkt in Schigatſe würde einſchleichen können.

Alle anderen waren ſchon unterwegs, als Robert, Rabſang und ich in einer ſteilen, ſchluchtähnlichen Rinne die Terraſſe hinunterrutſchten und das vorzügliche Fahrzeug, das uns den heiligen Fluß hinabtragen ſollte, beſtiegen. Dieſe Tſangpoboote (Abb. 102) ſind ebenſo einfach wie praktiſch. Man denke ſich ein Gerippe, oder vielmehr ein Geſtell von dünnen, zähen Äſten und Rippen feſt zuſammengeſchnürt und mit vier aneinander genähten Yakhäuten überſpannt, die an einem Holzring, der die Reling bildet, befeſtigt werden — und das Boot iſt fertig! Es iſt ſehr plump, länglich viereckig, aber vorn etwas ſchmäler als hinten. Schwer iſt es nicht, es bildet eine gewöhnliche Manneslaſt. Alle Boote, die jetzt mit Pilgern zum Neujahrsfeſt flußabwärts gingen, und die Boote, die landwirtſchaftliche Produkte oder Brennmaterial nach Schigatſe und Taſchilunpo befördern, werden von ihren Beſitzern längs des Flußufers wieder zurückgetragen. Ein großer Teil der Bevölkerung Hlindug-lings, des

Teiles von Tanak, wo wir gelagert hatten, erwirbt sich seinen Unterhalt durch solchen Transport. Aber Tragkraft besitzen diese Boote; in meinem waren wir vier Mann, und es hätte eine noch viel stärkere Belastung ertragen können.

Der Ruderer sitzt auf einem dünnen Brett und rudert die ganze Zeit, aber verkehrt herum, so daß das Hinterende vorangeht, denn er muß ja das Fahrwasser flußabwärts übersehen können. Die Ruder sind unten wie eine Gabel gespalten, zwischen den beiden Zinken aber ein Stück Leder festgenäht, das an die Schwimmhäute der Ente erinnert. Unser Ruderer ist ein selbstbewußtes Kerlchen und beantwortet meine Ratschläge nur durch überlegenes Lächeln, sobald ich mich mit meiner Erfahrung in der Flußnavigation mausig mache. Die Strömung tut das meiste, aber um das Boot in der Gewalt zu behalten, läßt er die Ruder nie ruhen.

Die ersten Minuten gleiten wir langsam dahin, bis an das Dorf Segre, dessen weiße, reinliche und feine Häuser malerisch auf dem linken Ufer liegen, und dann noch eine Strecke weiter, bis der Fluß einen steilen Ausläufer des Gebirges bespült. Dann aber wird die Fahrgeschwindigkeit größer und beträgt durchschnittlich $1^1/_4$ Meter in der Sekunde. Ich konnte ungehindert den Fluß hinabschauen, stellte die Zeiten fest, machte meine Peilungen, maß die Geschwindigkeiten und zeichnete eine Karte des Flußlaufes, ganz wie einst auf dem Tarim. Katarakte passierten wir nicht, wohl aber in engen, eingezwängten Armen einige Stellen, wo das Wasser kleine Stromschnellen bildete und an den Biegungen brauste. Es war eine herrliche Fahrt, die schönste, die ich erlebt habe! Die letzte Tagereise hätte nicht eleganter zurückgelegt werden können; in Tibet, dessen Natur uns bisher eitel Hindernisse in den Weg gelegt hatte, wurden wir jetzt von einer Naturkraft vorwärtsgetrieben. Ein halbes Jahr lang hatten wir unter unaufhörlichen Verlusten uns diagonal durch Tschang-tang hindurchgearbeitet, jetzt standen mir die Pforten weit offen, und lautlos und gleichmäßig wie auf Öl glitt ich meinem Ziel entgegen. Eines der größten Erosionstäler der Erde breitete um uns sein großartiges Panorama aus, die Luft war so still, daß nicht einmal die schwächste Kräuselung sich auf der Wasserfläche des Tsangpo zeigte. Ungestört von den Winden des Himmels konnte das smaragdgrüne Wasser sich den lautlos spielenden Wirbeln überlassen, die an Vorsprüngen und Landspitzen entstehen, um sich dann in eiligem Tanz flußabwärts zu ringeln, immer weitere Kreise zu ziehen und schließlich ganz zu verschwinden. Sie werden geboren und sterben, kommen und gehen, und dieselbe Landspitze erweckt an Stelle der alten stets neue zum Leben, aber jeder neue Wirbel senkt seine Spirale in anderes Wasser des heiligen Flusses, der

den Weg nach dem geheimnisvollen Engpaß Dihong schon seit unzähligen Jahrtausenden kennt.

Welch ein berauschender Genuß, sich vom Tsangpo ostwärts tragen zu lassen! Ob der Fluß auch zu Tibets „verbotenen Pfaden" gehört?! Ja, wenn sie jetzt kommen und mich anhalten, erwidere ich: „Ich bin nicht in Tibet, meine Füße betreten den Boden Tibets nicht, ich bin auf dem heiligen Flusse der Hindus, laßt mich in Ruhe!" Die Landschaft verändert sich in geradezu verwirrender Weise unaufhörlich vor unseren Blicken; eben haben wir eine schwarze Felswand vor uns; bei der nächsten Biegung ist sie verschwunden, und eine andere ist auf der entgegengesetzten Talseite an ihre Stelle getreten. Man fragt sich manchmal, was hier eigentlich oben und unten sei; wir scheinen stillzustehen, das Panorama aber horizontal zu schwingen und zu pendeln. Robert ist in Gedanken versunken, er sieht über die Reling und ruft, durch das Wasser und die Eisschollen, die uns Gesellschaft leisten, irregeführt, erstaunt: „Aber, Master, wir liegen ja still!"

„Sieh dir die Sandbank dort links an", sage ich, und er ist ganz verdutzt, daß sie talaufwärts eilt. Und blickt man da, wo der Fluß seicht ist, auf den Grund hinunter, so hat es wieder den Anschein, als eilten der Kies und die rundgeschliffenen Steine und die Sandbänke unter dem Boot bergaufwärts. Ich versinke auf dieser märchenhaften Fahrt in Träumerei. Mich überschleicht ein Gedanke: soll ich bis an die Mündung des Ki-tschu weiterfahren und von dort zu Fuß nach Lhasa hinaufgehen? Wir können nachts gehen und uns den Tag über verstecken; Tibetisch ist Rabsangs Muttersprache. Aber der Gedanke zerrinnt ebenso schnell wie ein Wasserwirbel an den Seiten des Bootes. In Lhasa habe ich nichts zu gewinnen, was über die Eroberungen, die Younghusbands Expedition vor zwei Jahren gemacht hat, hinausgeht; meine Hoffnung ist auf die Freundschaft des Taschi-Lama gestellt. Auf dem Sela-la hatte ich Geschmack am Transhimalaja gewonnen, und auf der ganzen Erde erschien mir kein geographisches Problem so verlockend wie dieses. Alles, was ich noch späterhin unternehmen würde, sollte darauf ausgehen, den Transhimalaja so gründlich für die Wissenschaft zu erobern, wie es einem einzelnen Manne während einer einzigen Reise nur möglich wäre. Ja, diese Aufgabe war so überwältigend groß, daß in ihrem Schatten meine frühere Sehnsucht nach Lhasa erstarb, wie das Abendrot im Tsangpotal, in dem riesenhaften Säulengang aus festem Granit, dieser königlichen Straße Buddhas, die, das Gebirge durchbrechend und im fernen Osten undeutlich verschwimmend, direkt zum Eingang des Tales von Lhasa hinführt und auf deren Boden von flüssigem Smaragd wir jetzt in

der Richtung der heiligsten Stadt des Lamaismus hinglitten. Verführerisch und verlockend wie Elfenreigen zog die Strömung meine Gedanken mit sich nach Osten, aber sie erweckte in mir auch neue Pläne zu neuen Feldzügen in Gegenden, die bisher nicht innerhalb meiner Interessensphäre gelegen hatten. In den Tälern, die dem My-tschu ihren Wassertribut gaben, hatte ich mehr als einmal von dem Raga-tsangpo Nain Sings gehört, den einige Tibeter als mindestens ebenso bedeutend wie den Tsangpo geschildert hatten. War der Raga-tsangpo vielleicht der wirkliche Hauptfluß? Hatte er vielleicht Nebenflüsse, die ihr Wasser aus dem Herzen jenes geheimnisvollen Landes im Norden erhielten? Während des ganzen Winters war kein Abend vergangen, an dem nicht Ryders und Nain Sings Karten meine Aufmerksamkeit stundenlang gefesselt hatten. Stand es denn wirklich fest, wo die Quelle des Brahmaputra lag? Hatte ich nicht noch eine Aufgabe zu lösen, unendlich viel feiner, als die, in der Fußspur „Tommy Atkins'", des englischen Soldaten, nach Lhasa zu ziehen? Die in der Sonne glitzernden Wellen, die unser Boot auf ihrem Rücken trugen, brachten mir verständliche Botschaften aus zahllosen Talschluchten, von dem abschmelzenden Saum ewiger Firnfelder, von bläulichen Gletschern und grünen Gletschergrotten in den himmelhohen Kämmen des Himalaja, ja ein verhallendes Echo aus jenem Tal, wo die Quelle des Brahmaputra rieselnd aus dem Gestein hervorsprudelt!

Aber die Zukunftsträume dürfen uns die Anforderungen der Gegenwart nicht vergessen lassen. Taschi-lunpos goldene Götter erwarten uns zum Fest! Bald verschmälert sich der Fluß und wird tief, und sein Grund ist nicht mehr sichtbar, bald erweitert er sich, und die Fahrgeschwindigkeit nimmt ab. Unterhalb des Dorfes Pani, wo ein Tal mündet, macht der Fluß eine Biegung nach Südost, aber nur, um wieder nach Osten abzubiegen, wobei er das gewaltige Sommerbett durchschneidet, das beinahe das ganze Areal des Talgrundes unter Wasser setzt. Nur selten fahren wir an einem höheren, merklicher mit Gras bewachsenen Ufer, das nicht vom Hochwasser überschwemmt ist, vorüber. Von Zeit zu Zeit schickt der Fluß einen Seitenarm aus, der sich aber bald wieder mit dem Hauptbett vereinigt. Auf den Ufern stehen Wildgänse, die schreien, wenn wir vorbeifahren; schwarze und weiße Enten, Reiher und andere Wasservögel sind furchtlos und zutraulich, als wüßten sie ganz genau, daß es strenge verboten ist, in Taschi-lunpo einem lebenden Wesen das Lebenslicht auszublasen.

Gerade als wir Tanak verließen, fuhr ein Dutzend Boote am Dorf vorbei; einige waren paarweise zusammengebunden, wodurch sie vor dem

Umschlagen gesichert werden. Die Insassen waren Pilger aus weiter aufwärts liegenden Dörfern, die sich zum Neujahrsfest begaben. Dort saßen Frauen in ihren zierlichsten Festgewändern mit Halsbändern von bunten Glasperlen, an denen Silberdöschen mit kleinen Götterbildern und Reliquien oder Silbermünzen hingen, und mit den hohen Bogengestellen im Nacken, die mit rotem Wollenstoff überzogen und mit Türkisen und Korallen besetzt sind. Da saßen Greise, Männer und Knaben, und auch ein paar Lamas hatten sich in ihren roten Togen der weltlichen Gesellschaft angeschlossen. Die meisten Boote trugen kleine Gebetswimpel an Gerten, die an der Reling festgebunden waren, und über die Reling hingen kleine Reliquiendosen herab — um der Bootreise der Pilger Segen zu bringen. In einigen Booten hatten sie Sand ausgestreut und Steinplatten hineingelegt, um Feuer anzünden und Tee kochen zu können. Uns schenkten sie wenig Aufmerksamkeit; sie plauderten und schwatzten unaufhörlich und amüsierten sich ausgezeichnet. Man sah, daß die Passagiere einiger Boote gut miteinander bekannt und aus demselben Dorfe zusammen abgefahren waren. Alle Boote, die es am Flusse gab, waren an einem solchen Tage in Anspruch genommen, eine ununterbrochene Reihe von Pilgern strömte auf dem Wasserweg nach dem heiligen Kloster hin. Wo die Ufer flach waren, sahen wir diese kleinen, schwarzen Punkte stromaufwärts und stromabwärts.

Wir treiben an einer Sandbank vorbei, auf der sich einige Eisschollen festgefahren haben, um uns als Warnung zu dienen. Nur ein paarmal schrammt das Boot auf den Grund; unser Ruderer ist aufmerksam und steuert sicher. Er kennt auch den Weg — und hier ist es nicht so leicht, als man glauben sollte, den Weg zu finden. Denn der Fluß teilt sich in Arme, und nur ein mit ihnen allen vertrauter Ruderer weiß, welcher der beste und der kürzeste ist. Es kommt auch vor, daß er uns in einen engen Kanal hineinführt, wo wir in sausender Fahrt dahingleiten.

Jetzt wendet sich der Fluß der rechten, südlichen Talseite zu, wo das Gebirge jäh nach dem Wasser abstürzt und nur soviel Platz am Ufer läßt, daß sich ein gemauerter, durch Steinblöcke befestigter Weg am Ufer entlangziehen kann. Dort gingen wohl ein Dutzend Ruderer, die ihre Fellboote auf dem Rücken trugen, von hinten gesehen einer Reihe riesiger Käfer gleichend. Und nach der anderen Seite wurden Eselkarawanen getrieben, die Brennholz nach Schigatse brachten. Hier beginnt nun eine Reihe der großartigsten und malerisch wildesten Szenerien, die man sich nur denken kann. Ein Felsvorgebirge nach dem anderen fällt steil nach dem Flusse ab, der leise rauschend seinen Fuß bespült.

Manchmal richtet sich eine Scholle in einem Strudel quer auf, erhebt sich über die Wasserfläche und glitzert blendend in der Sonne, bevor sie ihre frühere Lage wieder einnimmt.

Wir warteten auf eine Gelegenheit, um einmal zu landen, aber die Strömung war zu stark. Schließlich gelang es dem Schiffer, uns in eine Gegenströmung hineinzubringen, und ich stieg auf einer Landspitze aus, an der gerade eine Pilgergesellschaft vorbeitrieb, eben zur rechten Zeit, um sie in meiner Kamera festzuhalten (Abb. 103). Sie zerbrachen sich den Kopf über mein Vorhaben, und ihre Unterhaltung verstummte; sie schienen erleichtert aufzuatmen, als sie mit heiler Haut davongekommen waren und sich überzeugt hatten, daß meine Kamera keine Feuerwaffe war! Wohin man sich auch wendet, überall rollen sich neue Motive auf, die so zum Festhalten verlocken, daß man tagelang davorsitzen und zeichnen möchte. Aber jetzt habe ich keine Zeit; es ist mein letzter Tag und ich habe ein viel zu hohes Spiel gewagt, um im letzten Augenblick alles auf eine Karte zu setzen. „Es ist noch weit", sagt der Schiffer, der uns schon bei der Abfahrt die Spitze gezeigt hat, hinter der das Schigatsetal liegt, von dem wir noch immer weit entfernt sind.

Nachdem wir wieder in die Mitte des Tales gekommen sind, wird der Fluß breit wie ein See, ist spiegelblank, vornehm und majestätisch, gleitet langsam wie Öl dahin und wirft die Bilder der Berge und der Boote zurück. Die Ausläufer und Vorsprünge des Gebirges auf dem nördlichen Ufer schillern rosig, das sonst grüne Wasser erscheint durch den Widerschein des Himmels blau, alles ist so feierlich still und ruhig! Robert und Rabsang schlafen beide in ihrer Ecke, aber ich kann keine Minute von dieser Pilgerfahrt verlieren. Hier und dort steht ein Steinmal mit wimpelgeschmückten Gerten — es sind die Stellen, wo Wege den Fluß kreuzen. An einer Fähre hatte gerade eine große Yakkarawane haltgemacht, und ihre Lasten Schafwolle wurden am Ufer zu einer Mauer aufgestapelt. Die schwarzen Männer hoben sich vom Hintergrund der gelben Sanddünen scharf ab. Weiter abwärts war Tsering gerade beschäftigt, seine Abteilung in einem Boote unterzubringen, während seine Pferde durch Bitten und Drohungen gezwungen wurden, an Bord eines zweiten zu gehen. Hier überschreitet die große Straße von Tanak den Fluß, und Tsering teilt uns im Vorbeifahren schnell noch mit, daß Muhamed Isa schon weit voraus sei. In einer großen Bucht des Flusses waren zwei Fischerboote mit ihrem Netz bei der Arbeit; die Männer versuchten die Fische durch Steinwürfe in das Netz hineinzujagen; sie hatten einen schlechten Fang gemacht, versprachen uns aber, morgen Fische zum Verkauf nach Schigatse zu bringen. Wieder machen

wir eine Biegung nach Südost und nähern uns den Bergen der Südseite, an deren Fuß wir die hübsch zwischen Gärten liegenden Dörfer Tschang-dang, Taschi-gang und Tang-gang passieren. Der Fluß ist jetzt in einer einzigen Rinne gesammelt und fließt sehr langsam, als ob er an der Mündung des Tales, das nach einem Kloster führt, nur vorsichtig vorbeizuströmen wage.

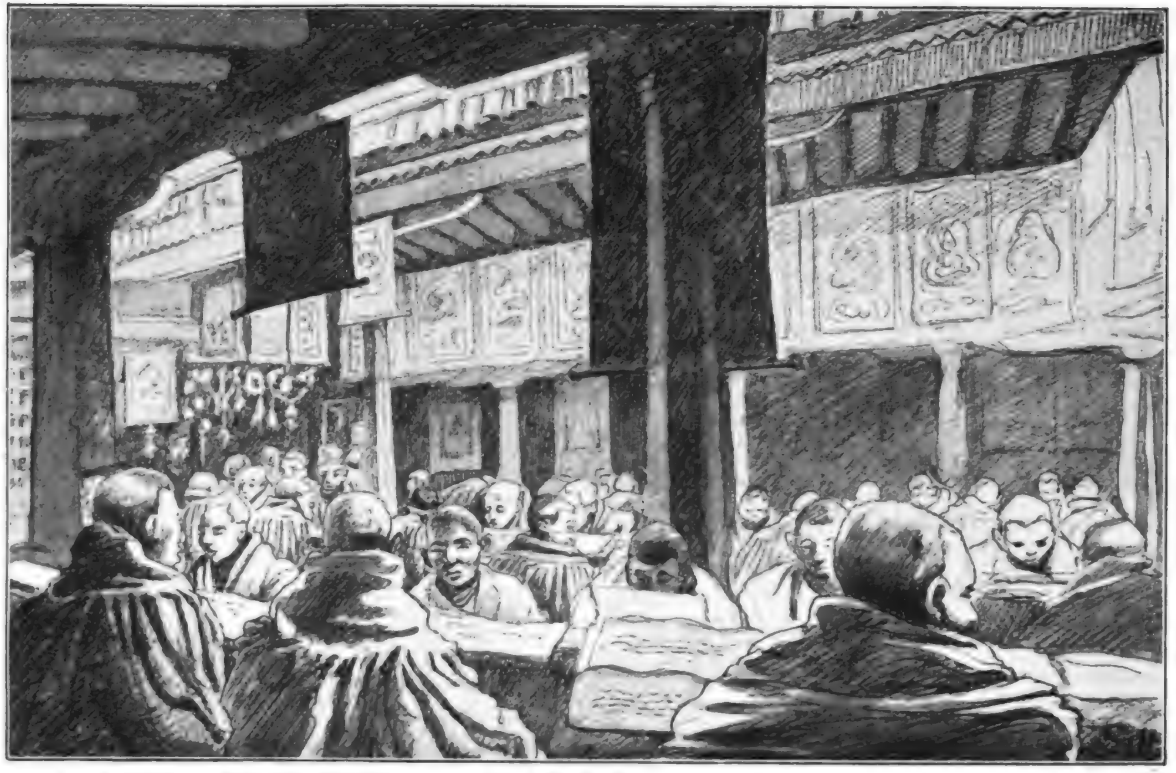
Am Fuß des nächsten Bergvorsprunges herrschte Leben und Bewegung; viele mit Gerste, Stroh, Brennholz und Dung beladene Boote wollten gerade landen, und von andern wurden die Lasten unter Geschrei und Singen gelöscht. Ganze Reihen Boote waren aufs Land gezogen worden und lagen dort mit dem Boden nach oben gekehrt, großen Kröten mit Pelzen vergleichbar. Der Schiffer, der uns nach der Mündung des Njangtales befördert hatte, erhielt das vierfache der gewöhnlichen Bezahlung und traute kaum seinen Augen — jetzt war er in der Lage, sich morgen einen Ruhetag gönnen zu können.

An dieser eigentümlichen „Landungsbrücke" wartete Gussaru mit unseren Pferden; ich bestieg wieder meinen kleinen weißen Ladaki und Robert seinen rotbraunen Tibeter, und während die Sonne unterging, ritten wir mit Rabsang als Vorläufer das Njangtal hinauf. Bald verliert man sich in eine Landschaft, die aus lauter Hohlwegen und Rinnen in gelbem Lehm besteht. Eines Führers bedürfen wir jedoch nicht, denn verschiedene Wanderer und Eseltreiber sind noch unterwegs; sie geben uns die nötige Auskunft, und keiner ist unhöflich. Ein wenig links von unserem Wege fließt der Njang-tschu, der Fluß von Gyangtse, einer der größeren Nebenflüsse des Tsangpo von Süden her, an dessen Ufern sich mehrere Dörfer zeigen. Es wird dämmerig; ich fühle, wie mein Herz klopft; sollte es wirklich gelingen? Es wird dunkel; ein großer weißer Tschorten erhebt sich wie ein Gespenst unmittelbar rechts von unserer Straße. Rabsang fragt einen nächtlichen Wanderer, wie weit es noch sei, und erhält die Antwort: „Folgt nur dem Weg, dann kommt ihr gleich in eine Gasse." Zur Rechten erhebt sich ein Hügel, und auf seinem Gipfel zeichnen sich die Umrisse des Schigatse-dsong, des Rathauses, schwach gegen den Himmel ab! Jetzt sind wir zwischen weißen Häusern und folgen einer schmalen Gasse, in der es noch dunkler ist. Auf einem offenen Platz stehen einige Chinesen, die uns angucken. Bissige Hunde kommen aus den Höfen und bellen uns an. Sonst aber liegt die Stadt im Schlaf, und keine Volksversammlung ist Zeuge unseres Einzuges! Wo sind aber die Unseren? Wir wissen nicht, wo sie sich einquartiert haben. Aber da steht auch schon Namgjal, um uns den Weg zu zeigen, und führt uns zum Tor der Mauer, hinter der Kung Guschuks Garten liegt.

Hier kommen uns Muhamed Iſa und alle die anderen entgegen und begrüßen uns, als ob ſie mir zu dem großen Triumph gratulieren wollten. Wir ſteigen ab und gehen über den Hof nach dem Hauſe, das mir Kung Guſchuk zur Verfügung geſtellt hat. Aber es iſt kalt und unfreundlich wie ein Gefängnis, und ich ziehe mein unter den Pappeln des Gartens aufgeſchlagenes Zelt vor. Während wir auf Tſering warten, ſetzen wir uns um ein großes Reiſigfeuer, an dem ſich nach und nach auch mehrere Tibeter einfinden. Ich ſchenkte ihnen keine Aufmerkſamkeit, ich war zu ſehr von meinen Gedanken in Anſpruch genommen. Es war geglückt, und ich hatte nach einer ſechsmonatigen Reiſe durch ganz Tibet mein erſtes Ziel erreicht! In ſpäter Nacht wurde mein Mittageſſen fertig — es war mir ſehr willkommen, denn wir hatten auf der Flußreiſe keinen Proviant gehabt. Und dann hatte ich noch zwei gute Stunden an den während des Tages gemachten Aufzeichnungen zu arbeiten.

Da wurde ich plötzlich durch einen Herrn geſtört, der dem weltlichen Stabe des Taſchi-Lama angehörte. Er ſagte, daß er keinerlei Auftrag habe, doch da ihm eben erzählt worden, daß ein ungewöhnlicher Fremder angelangt ſei, bitte er mich um Aufklärung. Und dann ſchrieb er ſämtliche Namen, die Nationalität und die Größe der Karawane auf und erkundigte ſich, auf welchem Weg wir gekommen ſeien, wohin wir zu reiſen gedächten und welche Abſichten ich mit meinem Beſuch in Schigatſe verfolge. Er war eitel Artigkeit und hoffte, daß wir unter der Kälte in Tſchang-tang nicht gar zu ſehr hätten leiden müſſen. Er ſelber ſei ein viel zu untergeordneter Beamter, um mit dem Taſchi-Lama ſprechen zu dürfen, aber er werde das, was er erfahren habe, ſeinen Vorgeſetzten mitteilen. Er ließ jedoch nie wieder etwas von ſich hören. Selten habe ich ſo gut geſchlafen wie in dieſer Nacht — ja, doch vielleicht, als ich mein Abiturium glücklich hinter mir hatte!

Als der nächſte Tag verging, ohne daß jemand, Geiſtlicher oder Laie, ſich auch nur im geringſten um uns kümmerte, ſchickte ich Muhamed Iſa nach Taſchi-lunpo hinauf, deſſen goldene Dächer im Glanz der Abendſonne auf einem Bergabhang im Weſten dicht bei unſerem Garten, der in der ſüdlichen Vorſtadt Schigatſes lag, wie Feuerſchein leuchteten. Mein prächtiger Karawanenführer ſuchte einen hochgeſtellten Lama auf, der antworten ließ, daß er morgen jemand ſchicken werde, um über mich und meine Abſichten Genaueres zu erfahren, und daß er mir dann weiteren Beſcheid zukommen laſſen werde. In demſelben Augenblick kam Beſuch, ein vornehmer Chineſe namens Ma. Er ſtellte ſich mir als Chef der „Lanſa" oder Truppenmacht von 140 Chineſen vor, die, wie es



128. Studierſtunde in der Bibliothek Kandſchur-lhakang in Taſchi-lunpo.
Skizze des Verfaſſers.

129. Portal zum Mauſoleum des dritten Taſchi-Lama in Taſchi-lunpo.
Skizze des Verfaſſers.

Digitized by Google

hieß, in Schigatse in Garnison liegen. Ma, der ein Dungane war und sich zum Islam bekannte, wurde vom ersten Augenblick an mein ganz besonderer Freund, der vor Gemütlichkeit und guter Laune schmunzelte. Vor fünf Tagen war er aus Lhasa hierhergekommen und sollte so lange bleiben, bis der Amban, der Generalgouverneur Lien Darin, ihn wieder abrufen würde.

„Es ist unbegreiflich," sagte Ma, „wie es Ihnen geglückt ist, nach Schigatse vorzudringen, ohne daß man es verhindert hat."

„Ja, offen gesagt, hatte auch ich allerlei Scherereien erwartet, und wenn nicht eher, so doch, als ich nur noch einen oder ein paar Tage von hier entfernt war."

„Ich habe kein Wort von Ihrem Kommen gehört; wenn ich aber gewußt hätte, daß Sie sich der Stadt nähern, so wäre es meine Amtspflicht gewesen, Sie anzuhalten."

„Dann ist es ja für mich ein Glück, daß Sie hier noch fremd sind."

„Ja, aber das schlimmste ist, daß es mir schlimm ergehen wird, sowie der Amban hört, daß Sie hier einfach in Schigatse wohnen! Jetzt aber ist es zu spät, jetzt ist nichts mehr zu ändern."

„Sagen Sie mir, Ma Daloi, glauben Sie, daß der Taschi-Lama mich empfangen wird?"

„Das möchte ich bezweifeln. Gleich nach meiner Ankunft bat ich um eine Audienz beim Großlama, er hat mich aber nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Und doch bin ich chinesischer Beamter."

Das sah nun für mich, einen Fremdling, der ohne Erlaubnis von Norden her gekommen war und von dem niemand wußte, wes Geistes Kind er war, wenig ermutigend aus. Und dabei ist morgen das Neujahrsfest, zu dem ich um so weniger ohne weiteres gehen kann, als der Taschi-Lama selber bei der Feier zugegen ist. Aber etwas mußte er doch von mir wissen, wie sollte ich mir sonst Ngurbu Tundups Ankunft mit der Post am Ngangtse-tso erklären?

Wir warteten indessen den Gang der Ereignisse ab und gingen mit einer Papierlaterne hinaus, um eines unserer Pferde anzusehen, das in seinem Stand verendet war und nun fortgeschafft werden sollte. Warum konnte es jetzt nicht am Leben bleiben, da die Krippen so voller Gerste, Stroh und Häcksel waren wie noch nie und die Tiere an einer Mauer standen, die sie gegen Kälte und Wind schützte, und nun ihre Ruhezeit vor sich hatten? Fünf der Veteranen und der letzte Maulesel aus Poonch waren noch am Leben! Die letzten sechs Tiere der stattlichen Karawane, die vor sechs Monaten aus Leh aufgebrochen war! Alle die anderen lagen in Tschang-tang, und die Stürme sausten über sie hin.

Dieſe ſechs ſollten nun wie unſer Augapfel gehegt und gepflegt werden. Ihre wunden Rücken ſollten gewaſchen und eingerieben, ihre Seiten geſtriegelt werden, bei Nacht ſollten ſie unter Filzdecken ſchlafen, und an Gerſte und Häckſel durfte nicht geſpart werden. Der Boden unter ihnen ſollte mit Stroh bedeckt werden, damit ſie weich lägen, wenn ſie ſich ausruhen wollten, und zu regelmäßigen Zeiten ſollten ſie ans nächſte Waſſer zur Tränke geführt werden. Ich ſtreichelte meinen kleinen Schimmel, aber wie gewöhnlich biß er nur und ſchlug aus. Er befand ſich am beſten von allen Veteranen, und Guſſaru verſicherte, daß er, wenn es ſein müſſe, noch einmal durch Tſchang-tang gehen könne.

In unſerem Garten hatten wir es in jeder Weiſe gut. Rechts und links von meinem Zelt ſtanden die Zelte Roberts und Muhamed Iſas, ein wenig weiter das der Ladakis, und vor den beiden zuletztgenannten brannten, wie gewöhnlich, die großen Lagerfeuer. Ein Mann und eine Frau von Kung Guſchuks Leuten wohnten in einer jämmerlichen Hütte unmittelbar im Eingangstor und beſorgten uns alles, was wir bedurften. Die Frau war alt und gebrechlich, ſchwarzgeſchminkt, aber über alle Maßen freundlich. Unaufhörlich kam ſie an mein Zelt, verbeugte ſich und kicherte und grinſte aus purem Wohlwollen.

Am 11. Februar wurde ich früh um halb ſieben mit der Nachricht geweckt, daß zwei Herren mich ſofort zu ſprechen wünſchten. Das Kohlenbecken und warmes Waſſer wurde gebracht, ich kleidete mich in größter Eile an, im Zelt wurde aufgeräumt und gefegt, und dann ließ ich die Gäſte bitten, näher zu treten. Der eine war ein hochgewachſener Lama von hohem Rang, er hieß Lobſang Tſering und war einer der Sekretäre des Taſchi-Lama; der andere, Duan Suän, war ein junger Chineſe mit feinen, edlen Geſichtszügen. Beide waren außerordentlich höflich und von feinen Manieren. Wir plauderten zwei Stunden lang über alles mögliche; ſeltſamerweiſe ſchien meine Ankunft in Schigatſe beiden Herren eine vollkommene Überraſchung zu ſein. Sie fragten wieder nach meinem Namen, nach dem Weg, auf dem ich gekommen ſei, und nach meiner Abſicht; von dem armen, kleinen Schwedenland hatten ſie natürlich noch nie gehört, ſchrieben ſich aber ſeinen Namen ſchwediſch, engliſch und chineſiſch auf.

„Ich habe die Abſicht, heute dem Neujahrsfeſt beizuwohnen", ſagte ich. „Ich kann Schigatſe nicht verlaſſen, ohne bei einem der größten kirchlichen Feſte zugegen geweſen zu ſein."

„Ein Europäer hat unſeren Feſten, die nur für Tibeter und Pilger unſeres Glaubens ſind, noch nie beigewohnt und wird auch nie die Erlaubnis erhalten, ſie ſich anzuſehen."

„Der Pantschen Rinpotsche (‚der heilige Lehrer', der Taschi-Lama) muß doch seit zwei Monaten von meinem Kommen unterrichtet sein? Seine Heiligkeit hat auch gewußt, von welcher Seite ich kommen würde, sonst hätte er mir nicht meine Post nach dem Dangra-jum-tso schicken können."

„Der Pantschen Rinpotsche befaßt sich nie mit weltlichen Angelegenheiten; alles das besorgt sein Bruder, der Herzog (Kung Guschuk)."

„Dennoch muß ich Seine Heiligkeit selber sehen; ich weiß, daß er mich erwartet."

„Nur einer kleinen Anzahl Sterblicher ist es vergönnt, sich vor dem Angesicht des Heiligen zeigen zu dürfen."

Nun stieg mir der Gedanke an den Brief des Radscha von Stogh und den chinesischen Paß auf. Der Brief machte jedoch auf sie keinen Eindruck. Als aber der Paß mit seiner blauen Einfassung und seinen roten Stempeln vor dem jungen Chinesen ausgewickelt wurde, machte er ein sehr interessiertes Gesicht, und je weiter er las, desto größer wurden seine Augen. Er las ihn noch einmal durch und übersetzte ihn dann langsam Herrn Lobsang Tsering.

„Weshalb," fragten sie dann beide, „haben Sie uns dieses Papier nicht sofort gezeigt? Es würde uns alles Überlegen erspart haben!"

„Weil der Paß auf Ostturkestan und nicht auf Tibet ausgestellt ist", antwortete ich der Wahrheit gemäß.

„Das ist jetzt, da Sie einmal hier sind, ganz einerlei. Sie haben einen sehr feinen chinesischen Paß und stehen daher sofort unter chinesischem Schutz!"

Der junge Chinese nahm den Paß und verschwand damit, während Herr Lobsang Tsering mir noch mehr Fragen stellte und sich unsere Waffen und anderen Sachen ansah. Schließlich aber fragte ich ihn, ob er sich nicht auch meinen Garten besehen wolle, und aß dann in seiner Abwesenheit schnell mein Frühstück. Darauf kam der Chinese wieder und erklärte kurz, daß ich das Fest besuchen dürfe, daß für mich und zwei meiner Leute besondere Plätze bereit gehalten würden und daß ein Kammerherr vom Hof des Taschi-Lama uns, wenn es an der Zeit sei, abholen werde! Und nun segnete ich den chinesischen Paß, der mir seinerzeit so viel Verdruß bereitet hatte, und ich segnete „The Government of India", das auf seine Besorgung gedrungen hatte, ich segnete den Grafen Wrangel, der ihn mir in aller Eile verschafft hatte, und ich segnete den chinesischen Gesandten in London, der ihn mit Erlaubnis seiner Regierung ausgefertigt hatte! Aber nie hätte ich geglaubt, daß er für mich die geringste Bedeutung haben werde, da er ja auf ein ganz anderes Land als Tibet ausgestellt war!

Dies war mein Einzug in Schigatſe, und dies meine erſten Erfahrungen dort. Keine Katze hatte mich gehindert, keine Neugierigen hatten ſich auf den Straßen gedrängt, um uns anzugaffen. Nun aber, da wir uns in der Stadt ſchon häuslich eingerichtet hatten, erregte unſere Anweſenheit im Orte ſo allgemeine Verwunderung, als ob wir direkt vom Himmel heruntergepurzelt ſeien! Daß dieſer Streich ganz ohne mein Zutun oder Verdienſt ſo gut geglückt war, das beruhte auf gewiſſen „Umſtänden". Hladſche Tſering hatte mich aus uns unerklärlichen Gründen durchgelaſſen und uns ſelber den Sack, in dem er uns gefangen gehabt, wieder geöffnet. Die Häuptlinge aber, die ſüdlich vom Ngangtſe-tſo wohnten, hatten wohl gedacht: „Wenn der Statthalter von Naktſang ſie paſſieren läßt, können wir ſie nicht anhalten." Ein Glück für mich war es auch, daß einige dieſer Häuptlinge ſich zum Neujahrsfeſt nach Taſchilunpo begeben hatten, und daß wir ſelber, als wir auf die große Landſtraße kamen, unter den übrigen Pilgern verſchwanden. Denn während der Neujahrstage gleichen die Tibeter balzenden Auerhähnen, die weder hören, noch ſehen! Und ſchließlich war ich, der einzige Europäer der Karawane, erſt in die Stadt eingeſchlichen, als die Nacht ſchon ihren dunkeln Schleier über der Erde ausgebreitet hatte (Abb. 104).

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das Neujahrsfeſt.

Außer den allmonatlichen Feſten hat die lamaiſtiſche Kirche vier große Jahresfeſte, und das größte unter ihnen iſt das Neujahrsfeſt, das Loſar, das zur Erinnerung an Schakya Muni Buddhas Sieg über die ſechs Irrlehren, den Sieg der wahren Religion über den Unglauben, gefeiert wird. Es fällt ſtets auf den Anfang des Februars und iſt daher auch ein Feſt des Frühlings und des Lichtes, an dem die Kinder Buddhas die Rückkehr der Sonne, den Sieg der zunehmenden Tage über das winterliche Dunkel, das Abziehen der Kälte, das Erwachen des Lebens und der keimenden Saat aus dem Winterſchlaf und das Herannahen des Lenzes begrüßen, und an dem linde Lüfte, die Herolde einer wärmeren, heitereren Jahreszeit, auf allen Tempeldächern die Wimpel flattern laſſen. Das Loſar iſt daher ein außerordentlich populäres Feſt, das ganze 15 Tage lang den Tagelöhner von ſeiner Arbeit abzieht, den Hirten von ſeinen Yaks und den Kaufmann von ſeinem Ladentiſch, eine Zeit der Freude und Luſt, der Schmauſereien und der Tänze, eine Zeit der Beſuche und Gegenbeſuche, der Geſchenke und Gegengeſchenke, in der die Häuslichkeiten und die Tempel geputzt und gefegt und die beſten Gewänder und Schmuckſachen aus den Truhen hervorgeholt werden, in der man ſich im Freundeskreis in ſeiner eigenen Kammer betrinkt, um dann in unterwürfiger Andacht vor den Götterſtatuen in dunkeln Tempelſälen die Naſe auf dem Boden breit zu drücken — in der man weit hergekommenen Gäſten zweideutige Anekdoten und tolle Räubergeſchichten erzählt, die vom Schnurren der Gebetmühlen begleitet und von der ewigen Wahrheit „Om mani padme hum“ oft unterbrochen werden.

Zu den großen Tempelfeſten haben alle Zutritt; man macht keinen Unterſchied zwiſchen Geiſtlichen und Laien, Mönchen und Nomaden, Reichen und Armen, Männern und Frauen, Greiſen und Kindern; man ſieht das in Lumpen gehüllte Bettelweib neben einer mit Edelſteinen überſäten Herzogin. Das Loſar iſt ein Feſt des ganzen Volkes, ein

Karneval des Lamaismus, wie einst im alten Rom die Luperkalien und Saturnalien.

Für mich war es ein Glück, daß wir gerade rechtzeitig zum größten Jahresfest des Lamaismus eingetroffen waren und bei seiner Feier in der Klosterstadt Taschi-lunpo anwesend sein durften. Um halb elf erschien Tsaktserkan, ein junger Kammerherr aus dem Vatikan, in außerordentlich elegantem, gelbem Seidengewande und mit einem Hut, der aussah, wie eine umgekehrte Schüssel mit einer herabhängenden Quaste, und erklärte, daß er von Seiner Heiligkeit komme, mich zum Fest abzuholen, und daß er und der Lama Lobsang Tsering beauftragt seien, während meines Aufenthaltes in Schigatse mein persönliches Gefolge zu bilden. Er bat mich aber, ja das Feinste, was ich hätte, anzuziehen, da ich so sitzen würde, daß man mich die ganze Zeit über vom Platz des Großlamas aus sehen könne. Ganz unten in einer meiner Kisten hatte ich nun wirklich einen alten Frack, mehrere Chemisetthemden und Lackschuhe, die ich eigens des Taschi-Lama wegen mitgenommen hatte, und als Robert dann in einer anderen Kiste mein Rasierzeug aufgestöbert hatte, nahm ich mich auch inmitten der kahlen Berge Tibets wie ein veritabler Gentleman aus Europa aus! Mit meinem Dolmetscher Muhamed Isa konnte ich es jedoch an Eleganz nicht aufnehmen, sein goldgestickter Turban überglänzte alles. Von den andern durften mich nur Robert, Tsering, Rabsang und Namgjal begleiten.

Wir bestiegen nun die neuen Pferde vom Ngangtse-tso und ritten nach dem Kloster, das nur zwölf Minuten entfernt lag. Das Schigatse-dsong (Abb. 105), das im Sonnenschein malerisch auf seinem Hügel thront und mich an das Schloß in Leh erinnert, lassen wir rechts liegen. Unser Weg führt über einen offenen Platz, an vereinzelten Häusern und Höfen, Feldern, Teichen und Gräben vorbei, das Gedränge nimmt zu, der Weg verschmälert sich, Menschenmassen strömen nach dem Kloster hin, Städter und Nomaden, Pilger aus fernen Landen und zerlumpte, schmutzige Bettler, und an jeder Ecke sitzen alte Weiber, die mit lauter Stimme Süßigkeiten und Krengel feilbieten. Knaben, Hunde und Chinesen, alles wimmelt durcheinander wie in einem kolossalen Ameisenhaufen. Doch Tsaktserkan und seine Heiducken bahnen uns den Weg, und im Schritt reiten wir die Gasse hinauf, an deren Seiten ganze Reihen großer vertikaler Gebetmühlen in weißgetünchtes Mauerwerk eingelassen sind. Noch ein wenig höher oben verwandelt sich der Weg in eine richtige Straße mit hohen weißen Häusern, in denen die Mönche ihre Zellen haben. An einem Haupteingang, einem großen Tor, steigen wir ab. Hoch über uns erhebt sich ein ziegelrotes Tempelgebäude, das Tsogla-kang heißt,

und zu alleroberſt glänzt die weiße Faſſade des Labrang, die oben einen ſchwarzen Rand hat und vor deren Fenſtern weiße Markiſen angebracht ſind. Man erſtaunt über die ſtolze, eigenartige Architektur, die in allen Linien und Einzelheiten hervortritt und einen ſo einheitlichen, gediegenen Eindruck macht (Abb. 106). Vielleicht aber iſt es auch eine Folge meiner Liebe zu Tibet, daß ich in dieſem wunderbaren Lande alles ſo bezaubernd und großartig finde.

Jetzt geht es ernſtlich bergauf, nach den heiligen Wohnſtätten hin; die ſteilen, korridorähnlichen Gaſſen ſind zwiſchen ihren geheimnisvollen Mauern mit Steinplatten gepflaſtert, deren Form und Größe wechſelt, die aber alle blank ſind und wie Metall glänzen, obgleich ſie ſchon ſehr uneben und ausgetreten ſind, da ſie ja ſchon ſeit Jahrhunderten durch die Schritte unzähliger Pilger und die Fußſohlen eilfertiger Mönche abgenutzt werden. Stellenweiſe wird das Gedränge in dieſem dichtgepackten Pilgerſtrom recht läſtig. (Abb. 108), und in den Gaſſen riecht es muffig nach Menſchen. Immer höher ſteigen wir hinauf, gehen durch gewundene Paſſagen, biegen mehrmals rechtwinklig bald nach rechts und bald nach links ab, gelangen durch noch ein Tor mit maſſiver Schwelle unter ein Dach und folgen nun halbdunkeln, dunkeln und ſtockdunkeln Gängen und Korridoren, die voller Lamas in roter Toga ſind; ſie ſind entweder an einem oder auch an beiden Armen nackt, haben kurzgeſchorenes Haar und tragen keine Kopfbedeckung. Sie begrüßen mich alle artig mit freundlichem, gutmütigem Lächeln und treten ſofort beiſeite, um uns durchzulaſſen. Da, wo tückiſche Stufen im Finſtern lauern, fühle ich ſofort einen ſtarken Arm, der bereit iſt, mich zu ſtützen, falls ich ſtolpern ſollte — es iſt irgendein aufmerkſamer Lama, der gleich bei der Hand iſt.

Jetzt wird es vor uns im Kloſtergang heller, und die Silhouetten der Mönche heben ſich ſchwarz gegen das einfallende Tageslicht ab; wir treten in eine Galerie unter mächtigen Holzſäulen und ſetzen uns auf ihren ſchmalen, mit einem Holzgeländer verſehenen Balkon, den ſchwarze, ſchwere Vorhänge von Yakwolle, die unten wagerecht weißgeſtreift ſind, von der Galerie trennen (Abb. 107). Für mich war ſogar ein Lehnſtuhl von europäiſcher Faſſon hingeſtellt worden, und er war auch nötig, denn das heutige Schauſpiel, das vornehmſte während des ganzen Neujahrsfeſtes, dauerte drei Stunden. Hier ſaßen wir wie auf dem zweiten Rang eines dachloſen Theaters und hatten eine herrliche Ausſicht über den Schauplatz, der an einen rechtwinkligen Marktplatz erinnerte und von offenen Plattformen oder Altanen, die auf hölzernen Säulenreihen ruhten, umgeben war (Abb. 109). Das Ganze erinnerte mich auch an einen großen Hörſaal ohne Dach. In der Mitte des gepflaſterten Hofes erhob ſich ein hoher

Mast, dem der Wind schon arg mitgespielt hatte und der durch die Sonne vieler Sommer und den Frost ebenso vieler Winter rissig geworden war; von seiner Spitze hingen lange Fahnen bis auf den Boden nieder. Unmittelbar unter unserem Balkon zog sich der oberste Altan hin, über dessen Rand hinweg wir tief drunten den ganzen Hof übersahen, auf dem die religiösen Schauspiele stattfinden sollten, mir gegenüber aber und an den Seiten die eine Etage hoch liegenden Galerien und den unter ihnen befindlichen Hofraum.

Überall, auf allen Altanen und Dächern, auf allen Vorsprüngen und Balkons, ja sogar ganz hoch oben unter den chinesisch geschweiften Golddächern der Grabkapellen längst entschlafener Großlamas wimmelte es von Menschen. Von unserm hohen Aussichtspunkt aus war es ein Meer von Köpfen, ein Menschengewirr, ein Mosaikbild von lebhaften, schreienden Farben, eine Ausstellung von Nationaltrachten, unter denen sich zwar die tibetische Tracht am meisten geltend machte, aber bei der der Blick auch auf Erscheinungen fiel, deren Heimat Bhutan und Sikkim, Nepal oder Ladak war, während man in anderen leicht chinesische Kaufleute oder Soldaten und Pilger aus den Grassteppen der Mongolei erkannte. Ein alter Lama von hohem Rang, der uns unsere Plätze angewiesen hat, teilt mir mit, daß über 6000 Zuschauer anwesend sind und seine Veranschlagung ist eher zu niedrig als übertrieben. Ganz vorn auf dem uns gegenüberliegenden höchsten Altan sitzt der Konsul von Nepal, ein junger Leutnant mit runder schwarzer Mütze, die einen Goldrand, aber keinen Schirm hat. Er bläst Ringe aus seiner Zigarette und ist der einzige, der sich eine solche Entweihung des Ortes zuschulden kommen läßt. Hinter ihm sitzen eine Menge andere Nepali unter Vertretern der übrigen Himalajaländer, die durch Geschäfte oder Glaubenseifer nach Taschi-lunpo gelockt worden sind. Links von ihnen in langen Reihen Herren in ganz roten oder ganz gelben Gewändern, langen Kaftanen mit bunten Gürteln und Schärpen um den Leib und ebenfalls roten oder gelben champignonähnlichen Hüten, die den Umfang eines Sonnenschirmes haben und mit einer Schnur unter dem Kinn befestigt sind — es sind Beamte verschiedenen Ranges, die zu den Vätern der Stadt, dem Zivilhofstaat des Taschi-Lama oder zu dem Verwaltungskörper der Provinz Tschang gehören. Auf der Galerie unter ihnen sitzen ihre Frauen und andere Damen von Stande, die mit den buntesten, phantastischsten Schmuckgegenständen buchstäblich überlastet sind; ihre Kleider sind rot, grün und gelb; sie tragen Halsbänder und silberne Gehänge, silberne Futterale mit Türkisen und im Nacken hohe weiße Aureolen, die dicht mit Edelsteinen und Verzierungen besetzt sind. Andere haben

Festkleidung und Schmuck tibetischer Frauen aus Kjangrang im Transhimalaja.

Aquarelle des Verfassers.

Digitized by Google

hinter der Haarfrisur rote Bogen mit Korallen und Türkisen. Frisiert sind sie auf verschiedene Weise; teils haben sie in der Mitte einen Scheitel und an beiden Seiten einen wie Ebenholz glänzenden Haarpuff, teils ist das Haar in eine Menge dünner Zöpfe geflochten, die aufgesteckt und mit Perlen und Schmucksachen verziert sind (s. bunte Tafel). Dort sitzen Frauen aus Pari und Kamba-dsong, aus Ngari-khorsum im Westen und Kham im Osten und aus den schwarzen Zelten an den Ufern des Tengri-nor. Sie erinnern mich an meine Heimat, an Leksand, Mora und Vingaker, denn in diesen weiblichen Gruppen ist Leben und Farbe; Schönheit nach europäischen Begriffen wird man wohl vergeblich suchen, aber viele sahen angenehm und heiter aus, sie waren gesund, harmonisch und gut gewachsen und freuten sich sichtlich über ihre hübschen Kleider. Doch wenn sie auch mit der Venus von Milo nur ganz entfernt verwandt waren, so waren sie doch immerhin Frauen; sie plauderten und schwatzten, knabberten getrocknete Pfirsiche und Süßigkeiten, schnäuzten sich mit den Fingern und rauchten ihr Pfeifchen, ja sie guckten ihre Nachbarinnen mit Blicken an, in denen sich die feste Überzeugung aussprach, daß sie diese Mitschwestern an äußerer Eleganz übertrumpft hätten! Wie ganz anders sind diese Damen doch als die Weiber, die wir in Tschang-tang gesehen hatten. Alltags waschen sie sich allerdings auch nicht, aber heute haben sie sich des Festes wegen das Gesicht gewaschen, und man ist erstaunt, so viele helle Gesichter zu sehen — ganz ebenso helle wie bei uns, mit kaum einem Anflug von Gelb, aber oft mit so frischen Farben auf den Wangen wie Herbstäpfel.

Auf dem Altan unter unserm Balkon aber gibt es keine Honoratioren, dort befindet sich in schönster Eintracht der Pöbel, dort hat das profanum volgus seine Plätze (Abb. 110, 111), dort sitzen ländliche Mütter und stillen ihre schreienden Kinder, und dort stehen zerlumpte Bettler auf ihre Stäbe gestützt oder sitzen auf dem Boden an die Wand gelehnt, während sie ihre alltäglichen Bettellieder summen, die in dem Stimmengewirr unverständlich bleiben. Viele haben kleine Kissen oder zusammengefaltete Kleidungsstücke mitgebracht, um bequem zu sitzen. In einigen Gruppen trinkt man Tee aus mitgebrachten Holztassen, in anderen lauft man seine Bekannten und legt einander abwechselnd den Kopf in den Schoß. Und immerfort kommen neue Zuschauer auf die Plattformen hinaus, und das Gedränge wird allmählich ungeheuer. Das Geländer ist ganz niedrig, um nicht die Aussicht auf den darunterliegenden Schauplatz zu verdecken. Diejenigen, die zuletzt ankommen, müssen sich hinten an der Hausmauer Platz suchen und bleiben stehen, um über die Köpfe der Sitzenden hinwegsehen zu können. Einige Plätze ganz oben unter den Dächern

ſahen ziemlich gefährlich aus, aber die Leute traten ruhig und voller Selbſtbeherrſchung auf, man knuffte ſich nicht, man ſchlug ſich nicht um die Plätze, man fiel nicht über die niedrigen Geländer, überall herrſchte die größte Eintracht und die vollkommenſte Ordnung.

Das Wetter war ſo herrlich, wie man es ſich zu einem Feſt im Freien nur wünſchen konnte — wie ſäuerlich muß es aus dem Menſchenhaufen duften, wenn es während eines Spätſommerfeſtes regnet! Erſt gegen das Ende erhob ſich ein wenig Wind, und die gefalteten Bahnen von leichtem gelbem Zeug mit bunten Streifen, die von den Galerien herabhängen, begannen ſich in der Zugluft zu blähen. Heute herrſchte Feſtſtimmung; mir aber wurde wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt, obgleich wir mitten in der Sonnenglut auf einem Platze ſaßen, der von allen Seiten ſichtbar war. Nur manchmal drehte ſich jemand nach mir um und machte eine Bemerkung, die bei den anderen Heiterkeit hervorrief.

Wie in den beiden vorhergehenden Jahren hatte das Neujahrsfeſt des Jahres 1907 ein feierlicheres Gepräge als gewöhnlich, und es hatte größere Pilgerſcharen als früher herbeigelockt, denn der Dalai-Lama war geflohen, als die Engländer nach Lhaſa zogen, und dieſer Feigling unter den Päpſten weilte jetzt, unverſtanden und verachtet, in Urga, in der Mongolei, nachdem er ſein Land, wo alles drüber und drunter ging, den andrängenden Nachbarn als Beute preisgegeben hatte. Manch ein Pilger, der ſonſt nach Lhaſa gezogen wäre, wallfahrte jetzt lieber nach Taſchilunpo, wo der Pantſchen Rinpotſche, der Papſt von Tſchang, auf ſeinem Poſten geblieben war, als das Land in Gefahr ſchwebte! Die Chineſen hatten ſogar eine umfangreiche Proklamation in Lhaſa an allen Straßenecken ankleben laſſen, worin ſie den Dalai-Lama für abgeſetzt erklärten, weil er ſeine Untertanen, ſtatt ſie zu verteidigen, ins Feuer geſchickt und ſo den Tod vieler Tauſende verurſacht habe, und worin der Taſchi-Lama an ſeiner Stelle zum höchſten Leiter der inneren Angelegenheiten Tibets ernannt wurde. Allerdings hatte der Pöbel dieſe Proklamationen zerriſſen und in den Staub getreten, und allerdings hatte der Taſchi-Lama erklärt, daß er darauf nicht eingehen werde; aber ſelbſt jetzt noch, nach zwei und einem halben Jahr, konnte man merken, daß der Taſchi-Lama in unendlich viel höherem Anſehen ſtand als der Dalai-Lama. Denn obgleich der Dalai-Lama für allmächtig, allſehend und allwiſſend gilt, waren ſeine Truppen von ungläubigen Fremdlingen geſchlagen worden; obgleich er ſeinen Kriegern Unverwundbarkeit verſprochen hatte, waren ſie wie Faſanen von den engliſchen Mitrailleuſen niedergeſchoſſen worden, obgleich er heilig gelobt hatte, daß nichts Schlimmes Lhaſa, „die Wohn-

stätte der Götter", treffen könne, hatte der Feind die Stadt besetzt, der Unüberwindliche aber, der Allmächtige, die Inkarnation der Gottheit, war Hals über Kopf wie der feigste der Marodeure entflohen, feiger und gemeiner als der schlechteste Söldling aus Kham! Man muß es den Tibetern verzeihen, wenn sie nach den Metzeleien bei Guru und Tuna angefangen haben, an der Unfehlbarkeit des Dalai-Lama zu zweifeln, obwohl die Priester auch hierbei mit sehr plausiblen Erklärungen bei der Hand waren.

Der Taschi-Lama dagegen hatte auf seinem Posten ausgehalten und war Gegenstand derselben Ehrfurcht und Achtung geblieben, die den obersten Priestern in Taschi-lunpo der Tradition nach zukommt. Er war nun Tibets höchster Prälat, während der Papst von Lhasa als heimatloser Flüchtling in der Mongolei umherirrte. Beim Neujahrsfest 1907 konnte man nun leicht sehen, welch großes Ansehen und welch unbegrenztes Vertrauen die Person des Taschi-Lama umgab. Die Menge im Festgewand, die Altane und Balkons bis auf den letzten Platz füllte, sollte den Heiligsten aller Heiligen in Tibet nun bald mit eigenen Augen sehen dürfen. Und je näher die Zeit herankam, desto mehr steigerte sich ihre Spannung und Erwartung. Stundenlang haben sie deshalb hier gesessen, wochen- und monatelang sind sie deshalb durch öde Gebirge gewandert, und nun bald — — —.

Plötzlich erschallen von den obersten Dachplattformen tiefe, langgezogene Hornstöße über die Gegend hin; ein paar Mönche zeichnen sich gegen den Himmel ab; sie blasen auf seltsamen Meermuscheln (Abb. 112), sie erzeugen einen durchdringenden Ton, der gellend und gleichzeitig dumpf von den zerrissenen Felswänden hinter dem Kloster widerhallt; sie rufen die „Gelugpa", die Brüderschaft der gelben Mönche, zum Fest. Die ehrwürdigen Lamas, die beauftragt sind, mir zu Diensten zu stehen, erklären mir alles; aber es wird mir nicht leicht ihnen zu folgen, besonders, da ja ein Mohammedaner mir ihre Rede übersetzt. Sie sagen, dieser erste Hornstoß bedeute, daß die Mönche gemeinschaftlich Tee trinken. Da steigt ein Jubelruf von den Lippen der versammelten Menge auf, denn jetzt beginnen die Festspiele.

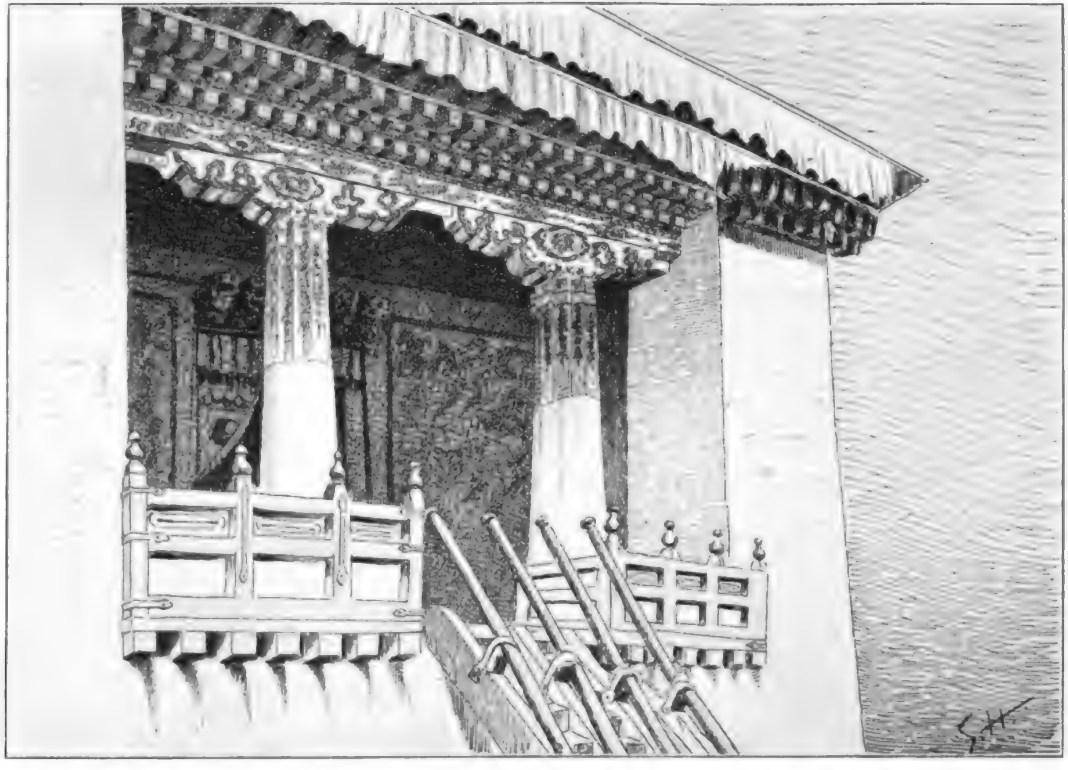
Schräg rechts, jenseits des Hofraumes, ruht auf fünf Frontsäulen eine Galerie, von der eine steinerne Treppe mit elf Stufen nach dem Hof hinabführt. Die Galerie liegt hinter schwarzen, schweren Vorhängen verborgen, durch die sich alle Lamaklöster charakterisieren. Unsichtbare Sänger, unter denen man jedoch Männer- und Jünglingsstimmen herauszuhören glaubt, stimmen jetzt einen mystischen Chorgesang an. Er ist gedämpft, tief und langsam, er zittert in religiöser Begeisterung

unter dem dunkeln Gewölbe der Galerie und scheint voll Überzeugung und mahnend in Gebirge und Täler hinauszurufen:

„In der Erde Ländern allen,
soll dies Lobeslied erschallen!"

Das Stimmengewirr verstummt, der Gesang aber schwillt zum Crescendo an, aber nur um wieder zu verhallen und wie in einer fernen Unterwelt zu versinken und zu ersterben, als befänden sich die Sänger schon an den Pforten des Nirwana. Ergreifend, mystisch, voller Sehnsucht und Hoffnung ist diese wunderbare Losarhymne in Taschi-lunpo. Nichts von allem gleichartigen, was ich gehört habe, weder der Chorgesang in der Isaakkathedrale in Petersburg, noch in der Uspenskij Sobor, der Kathedrale in Moskau, haben einen tieferen Eindruck auf mich gemacht. Denn dieser Gesang ist gewaltig und erhaben und wirkt doch zugleich einlullend wie ein Wiegenlied, berauscht wie Wein und spendet Ruhe wie Morphium. Erfüllt von feierlicher Stimmung lauscht man ihm begierig, und wenn das wiederbeginnende Stimmengewirr die letzten Töne verschlungen hat, vermißt man den Gesang.

Oberhalb dieser Galerie befindet sich eine zweite, die nach dem Dodschas-tschimbo, wie der Hof heißt, offen ist. Nur ihre Mitte wird durch einen Vorhang von gelber Seide mit roten Streifen, der unten schwere Goldfransen und Goldquasten hat, verdeckt. Hinter diesem Vorhang nimmt der Papst Platz; er ist zu heilig, um in ganzer Person von der Menge gesehen werden zu dürfen, damit er aber selber den Spielen zuschauen kann, ist in der Gardine eine kleine rechtwinklige Öffnung angebracht. Eine Weile vergeht; lange Kupferposaunen blasen ein neues Signal: — der Heilige hat den Labrang verlassen und ist auf dem Weg nach dem Schauplatze. Eine Prozession hoher Lamas betritt die Galerie, jeder trägt einen Teil des Ornates und der oberpriesterlichen Insignien des Taschi-Lama. Man hört ein leises, ehrfürchtiges und gedämpftes Gemurmel, die Menge erhebt sich, die Spannung erreicht ihren Höhepunkt, es ist so still wie im Grabe, und aller Blicke sind auf die Tür der Galerie gerichtet, durch welche die Prozession eingetreten ist. Er kommt, er kommt! Da geht wieder ein Gemurmel, noch ehrfurchtsvoller als vorhin, durch die Menge, wieder erheben sich alle und bleiben stehen, vorgebeugt, die Hände auf den Knien, von der heiligen Andacht der Nähe des Pantschen Rinpotsche ergriffen. Er geht langsam nach seinem Platze hin, setzt sich mit gekreuzten Beinen auf ein paar Kissen, und dann sieht man nur noch sein Gesicht durch die Öffnung in dem seidenen Vorhang. Dem Anschein nach ist er ein ziemlich junger Mann; auf dem Kopfe trägt er eine große, gelbe Mitra, die in ihrer Form jedoch an einen



130. Treppe zum Mauſoleum des fünften Taſchi-Lama in Taſchi-lunpo.
Skizze des Verfaſſers.

Digitized by Google

131. Schigatſe.

132. Am Wettrennen beteiligte Reiter auf Beſuch in meinem Garten.

Digitized by Google

römischen Helm oder einen französischen Infanteriehelm erinnert, sein oberpriesterliches Gewand besteht aus gelber Seide, und in den Händen hält er einen Rosenkranz. An seiner rechten Seite sitzt sein jüngerer Bruder Kung Guschuk, der Herzog, mein Wirt, in rot und gelbem Gewande, und an dessen rechter Seite sehen wir drei andere weltliche Herren in Gelb. Zur Linken des Taschi-Lama sitzt der Staatsminister, Lobsang Tsundo Gjamtso, ein kleiner, feister Kardinal, dessen Kopf einer Billardkugel gleicht, neben ihm der Lehrer des Taschi-Lama, Jonsin Rinpotsche, und seine taubstumme Mutter Taschi-Lamo, ein kleines Frauchen mit rasiertem Kopf und in einem goldgestickten rot und gelben Kleid — ich hätte sie für einen Mann gehalten, wenn man mir nicht gesagt hätte, wer sie sei. Hinter ihnen sieht man im Halbdunkel eine ganze Reihe vornehmer Lamas, alle in gelben Gewändern — alltags tragen sie rote. In Wahrheit ein imposanter Anblick! Man glaubt das ganze Konklave ehrwürdiger Kardinäle der buddhistischen Hierarchie vor sich zu haben. Und dieser Eindruck wird durch ihre Art sich zu bewegen und zu reden nicht abgeschwächt. Man „hört", wie leise sie in der Nähe des Heiligen miteinander sprechen, ihre Bewegungen sind würdevoll und abgemessen, mit langsamer, berechneter Eleganz nehmen sie Buddhas sitzende Stellung ein, ihre Armbewegungen sind aristokratisch; wenn sie sich unterhalten, neigen sie sich einander langsam zu, ein Schimmer echter, imponierender Noblesse liegt über diesem Bilde, ohne den geringsten Anflug von irgend etwas, das man vulgär nennen könnte.

Die Menge hat sich wieder gesetzt, aber oft sieht man Pilger, die aus weiter Ferne gekommen sind, von heiliger Ehrfurcht ergriffen, aufstehen, sich verbeugen, auf die Knie fallen, die Stirn auf den Boden drücken und dem Großlama durch Anbetung wie einem Gotte huldigen. Aber gar zu oft begegnen meine Blicke den seinen; augenscheinlich interessieren ihn seine Gäste sehr. Schon vor Anfang des Schauspieles hatte er einen Lama nach meinem Garten geschickt, der mir ein großes „Kadach" überreichen sollte, ein langes schmales Stück feiner weißer Seide, das einen Bewillkommnungsgruß und einen Beweis der Höflichkeit und Rücksicht bedeutet. Jetzt gingen hinter meinem Stuhl ganz leise mehrere Mönche; ein Tisch, der eigentlich eher ein Schemel war, wurde hingestellt, und nun tischte man eine ganze Reihe Messingschalen auf, die mit den herrlichsten Mandarinen aus Sikkim, getrockneten Früchten aus Nepal, Rosinen aus Indien, Feigen aus Sining-fu, Süßigkeiten aus Bhutan, getrockneten Pfirsichen aus Baltistan und tibetischen Kuchen bis über die Ränder gefüllt waren. Und Teetassen von chinesischem Porzellan wurden unaufhörlich mit dickem Buttertee gefüllt. Sie sagten dabei: „Der

Pantschen Rinpotsche bittet Sie vorliebzunehmen!" Gerade begegnete ich seinen Augen, ich erhob mich und machte eine Verbeugung, und er nickte mir freundlich lächelnd zu. Alles, was von den Erfrischungen übrig blieb, und das war nicht wenig, wurde meinen Begleitern geschenkt.

Jetzt beginnen die religiösen Zeremonien. Der Taschi-Lama nimmt die Mitra ab und reicht sie einem dienenden Bruder. Alle weltlichen Herren auf der offenen Plattform nehmen nun ebenfalls sofort ihre champignonähnlichen Hüte ab. Zwei Tänzer mit unheimlichen Masken, in bunten Seidengewändern mit weiten, offenen Ärmeln treten aus dem geöffneten Vorhang der unteren Galerie heraus und tanzen auf dem Hof einen langsamen, kreisenden Tanz. Darauf wird der Großlama von den elf vornehmsten Fahnen in Taschi-lunpo begrüßt; jedes Götterbild hat seine Fahne, und jede Fahne repräsentiert also einen Gott der reichhaltigen lamaistischen Mythologie, aber nur die Fahnen der elf Hauptgötter werden vorgeführt. Das Fahnentuch ist quadratisch, aber von seinen freien drei Seiten gehen andersfarbige Lappen oder Bänder in rechtem Winkel aus; da sind weiße Fahnen mit blauen Lappen; blaue Fahnen mit roten Bändern, rote mit blauen, gelbe mit roten Lappen usw. Die Fahne ist auf die gewöhnliche Weise an einer hohen, angestrichenen Stange befestigt, um die sie gewickelt ist, wenn ein verkleideter Lama sie herausbringt. Er schreitet feierlich einher, bleibt mitten vor der Loge des Taschi-Lama stehen, hält mit Hilfe eines zweiten Lama die Stange in horizontaler Lage und wickelt das Fahnentuch ab, worauf das göttliche Sinnbild vermittelst einer Krücke aufgerichtet wird und den Großlama begrüßt. Dann wird es wieder gesenkt, das Fahnentuch aufgerollt, und die Fahnenstange wird, auf die Achsel des Trägers gelehnt, durch eine Pforte, die unter meinem Balkon liegt, hinausgetragen. Ebenso wird mit all den anderen Fahnen verfahren, und bei jeder neuen, die sich entfaltet, steigt aus der Volksmenge ein gedämpftes, andächtiges Gemurmel auf.

Nach einer kurzen Pause ertönen wieder Posaunenstöße, und nun erscheinen einige Lamas mit weißen Masken und weißen Gewändern, Herolde einer Prozession von Mönchen, die jeder irgendeinen gottesdienstlichen Gegenstand des Buddhismus tragen, heilige Tempelgefäße, goldene Schalen und Becher, Weihrauchfässer von Gold, die in ihren Ketten schaukeln und aus denen wohlriechende Rauchwolken aufsteigen. Einige dieser Mönche treten in Harnisch und Rüstung auf; drei maskierte Lamas sinken unter der Last ihrer außerordentlich kostbaren Gewänder von roter, blauer und gelber goldgestickter Seide beinahe zusammen. Hinter ihnen werden sechs mit Messing beschlagene, über 3 Meter lange Kupferposaunen getragen; sie sind so schwer, daß ihr Schalltrichter von einem

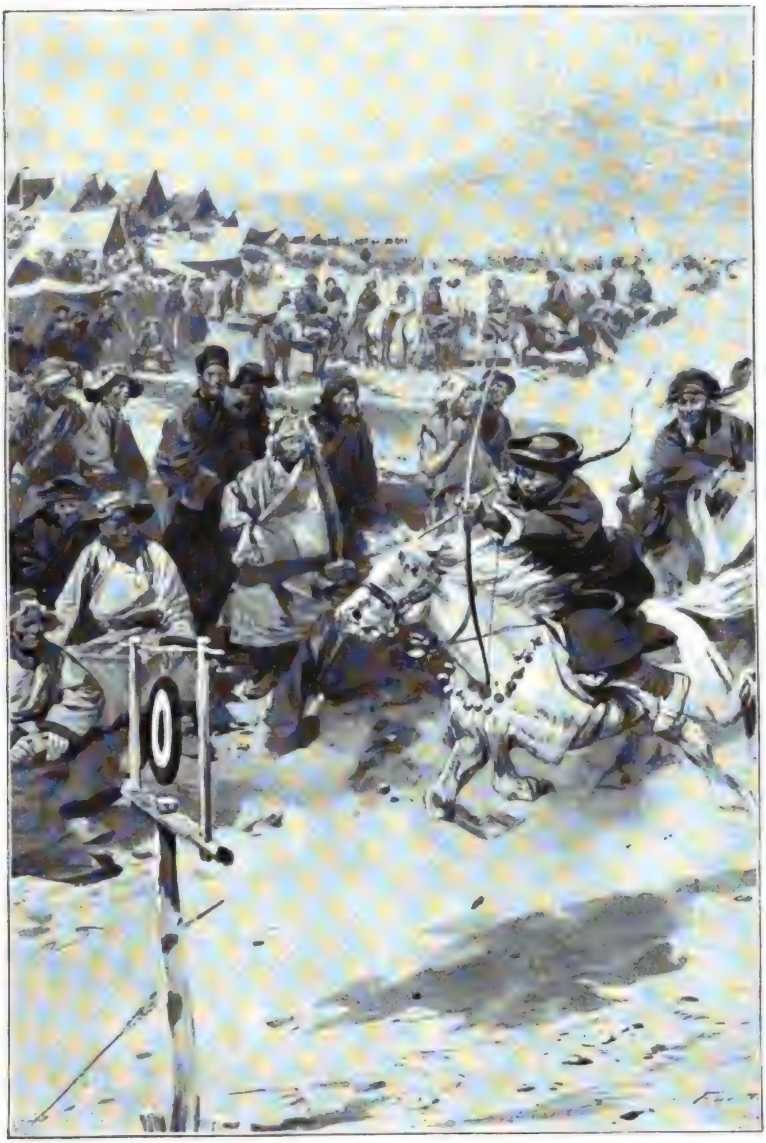
Novizenknaben mit der Schulter gestützt werden muß. Ihnen folgt eine Gruppe Flötenspieler (Abb. 113), und dann kommen vierzig phantastisch, bunt und kostbar gekleidete Männer, die ihre auf einer geschnitzten Stange hoch in die Luft erhobene und vertikal gehaltene Trommel mit einem schwanenhalsähnlichen Trommelschlägel bearbeiten (Abb. 114). Nun erscheinen die Zimbeln, die taktfest und gellend in den Händen der in rote Seide gekleideten Mönche schmettern. Naktschen, „der große Schwarze", hieß ein kostümierter Mönch, der eine Glocke in der Hand trug. Unten an der steinernen Treppe ist der Hof mit Teppichen belegt, die ein Quadrat bilden. Dort läßt sich die Kirchenmusik nieder, die vierzig Trommeln werden einander parallel gehalten, ebenso die Posaunen, die sich jetzt schräg gegen das Pflaster neigen. Das ganze Musikkorps trägt gelbe Mitren, die der Mitra des Großlama ähneln. Drei Mönche von hohem Rang treten auf die Galerie heraus, die an der kurzen Seite des Hofes unmittelbar über dem Schauplatz liegt. Sie tragen gelbe Gewänder und gelbe Mitren und klingeln von Zeit zu Zeit mit Messingglocken, die sie in der Hand halten. Jeder von ihnen ist, wie man mir sagt, das Oberhaupt von tausend Mönchen; nur drei sind anwesend, der vierte war erkrankt. Taschi-lunpo hat gegenwärtig 3800 Mönche!

Der Vorhang oben an der steinernen Treppe öffnet sich, und eine maskierte Gestalt, Argham genannt, tritt mit einer Schale voll Ziegenblut in der Hand heraus. Er hält sie mit ausgestrecktem Arm wagerecht, während er einen mystischen Rundtanz ausführt; auf einmal gießt er das Blut über die Treppenstufen. Beide Arme ausgestreckt und die Schale umgekehrt haltend, tanzt er weiter, während einige dienende Brüder herbeieilen, um das Blut aufzuwischen. Ohne Zweifel ist diese Zeremonie noch ein Überbleibsel aus der Zeit, als in Tibet noch die ursprüngliche Bon-Religion herrschte, bevor der indische Mönch Padmasambhava im 8. Jahrhundert n. Chr. durch Einführung des Buddhismus in Tibet den ersten Anlauf zur Begründung des Lamaismus nahm. Denn der Lamaismus ist nur eine Abart des reinen Buddhismus und hat unter einer äußeren Politur buddhistischer Symbolik eine Menge schiwaitischer Elemente aufgenommen und auch den Aberglauben, der sich während der vorbuddhistischen Zeit in wilden, fanatischen Teufelstänzen, Zeremonien und Opfern aussprach, beibehalten. Der Zweck jener Zeremonien war die Beschwörung, Verjagung und Versöhnung der mächtigen Dämonen, die über alles in der Luft, auf der Erde und im Wasser herrschen und deren einzige Aufgabe es ist, die Menschenkinder zu peinigen, zu quälen und zu verfolgen. Damals wurden der Kriegsgott und die Dämonen auch durch Menschenopfer milde gestimmt; und die Zeremonie,

die ich eben beschrieben habe, ist sicherlich noch ein Überrest jener Opfer. Natürlich hatte der Buddhismus größere Aussicht in Tibet volkstümlich zu werden, wenn der neuen Religion soviel wie möglich von dem alten Aberglauben einverleibt wurde. Aber das erste Gebot des buddhistischen Fundamentalgesetzes gebietet „keinen Lebensfunken auszulöschen", nicht zu töten. Dies hindert die Mönche jedoch nicht, Fleisch zu essen und bei gewissen kirchlichen Feierlichkeiten Ziegenblut zu verwenden — die Schafe und die Ziegen werden aber von gewöhnlichen Fleischern getötet, während die Lamas selber das Gebot des Gesetzes nicht übertreten.

Bagtscham heißt ein Tänzer in fürchterlicher Teufelsmaske; als er sich im Kreis über den Hof hinbewegt, flattern bunte Zeugstücke nach allen Seiten hin. Ihm folgen elf verlarvte Tänzer, die dieselbe Bewegung ausführen. Zu ihnen gesellt sich dann eine Schar neuer Schauspieler in bunten Gewändern mit Halsbändern, Perlen und Schmucksachen. Sie tragen einen viereckigen Schulterkragen mit einem runden Loch in der Mitte, der über den Kopf gezogen wird, so daß der Kragen auf den Schultern ruht und, wenn sie tanzen, horizontal absteht. Eine große Menge bunter Lappen, die sie um den Leib befestigt haben, weht auch wie die Röcke einer Balletteuse, wenn die Tänzer sich im Kreise drehen. In den Händen halten sie verschiedene religiöse Gegenstände und lange, leichte Zeugenden, Bänder und Wimpel (Abb. 116, 117).

Wieder öffnet sich der Vorhang, und hinter zwei voranschreitenden Flötenspielern zeigt sich oben an der Treppe Tschödschal Jum, der Darsteller eines weiblichen Geisterwesens, und führt mit einem Dreizack in der Hand auf der obersten Treppenstufe einen Tanz aus. Schließlich tanzen Lamas in abscheulichen Teufelsmasken mit großen, bösen Augen und mephistopheliſchen Augenbrauen, verzerrten Zügen und gewaltigen Hauern; andere stellen phantastische, aber immer gleich fürchterliche wilde Tiere dar (Abb. 118, 119, 120). Bei jeder neuen Nummer klingeln die drei Oberprieſter mit ihren Glocken, und ununterbrochen lärmt die Musik, die mit ihrem mißtönenden Spektakel von den steinernen Fassaden des engen Hofes dröhnend widerhallt. Taktfest und langsam schlagen die Trommelschläger ihre Trommeln, begleitet von dem schmetternden Geklapper der Zimbeln, den unheimlichen, langgezogenen Posaunenstößen und den einschmeichelnderen Flötentönen. Aber von Zeit zu Zeit wird das Tempo beschleunigt, die Trommelschläge donnern immer dichter hintereinander, und das Klappern der aneinandergeschlagenen Becken verschmilzt in ein einziges ununterbrochenes Getöse. Die Musikanten scheinen sich gegenseitig anzustacheln, es geht im Crescendo; man kann schon bei weniger Lärm taub werden, und es ist daher nicht der Mühe wert, zu versuchen, mit seinen



133. Wettschießen zu Pferd beim Volksfest in der Nähe von Schigatse.

Digitized by Google

134. Papierpferde, die bei nächtlichem Tanz von innen beleuchtet werden.

Digitized by Google

Nachbarn zu reden. Dabei wird auch in schnellerem Takt getanzt. Das fanatische Schauspiel macht ohne Zweifel einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden. Dann und wann sieht man einen davon überwältigten Fanatiker aufspringen, dem Taschi-Lama zugewandt sich mit den Händen an den Kopf greifen, vornüber mit der Stirn und den Händen auf den Boden fallen und diese Art Verbeugung dreimal ausführen — er hat ja eine Mensch gewordene Gottheit vor sich! Ein Greis aus Tschangtang, der in seinem Pelz unmittelbar unter meinem Balkon sitzt, ist hierin unermüdlich und springt unaufhörlich auf, um dem Großlama seine Verbeugung zu machen; einmal aber gleitet er auf einer Mandarinenschale aus und macht eine schreckliche Drehung, zur großen Erheiterung der daneben Sitzenden. Andere Pilger ziehen aus ihrem Gürtel ein Säckchen Reis oder Gerste hervor und werfen ein paar Fingerspitzen voll auf den Hof. Dies sind Opferspenden an den Tempel, die den Tauben und den Sperlingen zugute kommen.

Nur das nördliche Drittel des Hofes wird von der religiösen, diabolischen Maskerade in Anspruch genommen, die beiden übrigen sind den Armen Schigatses und seiner Umgegend zur Benutzung freigegeben. Dort herrscht ein ungeheures Gedränge, aber von Zeit zu Zeit wird dort von einer Art Liktoren, die mit Peitschen und Gerten bewaffnet sind, Platz geschaffen. Sie schlagen rechts und links um sich, alle krümmen ihren Rücken unter den Schlägen, aber ihr Einschreiten scheint die Unordnung nur noch zu vergrößern. Unter den Pilgern auf den Plattformen und den Galerien wird von Mönchen niederen Grades kostenfrei Tee herumgereicht; sie tragen große glänzende, mit Messing beschlagene Kupferkannen auf der rechten Schulter, aus denen sie die ihnen hingehaltenen Holzbecher der Gäste füllen. Panem et circenses! Die Mönche wissen, wie sie ihre Schäflein behandeln müssen! Was macht es ihnen aus, einige Yaklasten Ziegeltee ein- oder zweimal jährlich zu spenden, wenn sie selber ausschließlich auf Kosten des Volkes und von den frommen Gaben leben, die aus den Beuteln der Pilger ununterbrochen in die Tempel strömen!

Schließlich machen die Liktoren in der unter uns befindlichen Menge einen Platz frei, auf dem ein Feuer angezündet wird. Zwei Mönche treten vor und halten ein großes Stück Papier möglichst hoch wagerecht über dem Feuer; auf dieses Papier hat man alles Böse, was man in dem jetzt beginnenden Jahr loszuwerden wünscht, und alle die Punkte, in denen man über die Anschläge und die Macht der bösen Dämonen zu triumphieren hofft, aufgezeichnet. Aber das Papier repräsentiert auch das vergangene Jahr mit all seinen Leiden und all seinen Sünden.

Mit einem Stäbchen in der einen und einer Schale in der anderen Hand tritt ein Lama an das Feuer heran. Er spricht einige Beschwörungsformeln, führt mit den Armen allerlei mystischen Hokuspokus aus und wirft dann den Inhalt der Schale, irgendeinen Brennstoff, in die Flammen, die hell auflodern und das Papier, das fliehende Jahr und seine Sünden und alle Macht der Dämonen im Handumdrehen verzehren. Alle Zuschauer haben sich erhoben und brechen nun in ein nicht endenwollendes Jubelgeschrei aus — denn jetzt ist das Böse besiegt und man kann sich beruhigt fühlen. Die letzte Nummer des heutigen Programms war ein gemeinsamer Tanz so vieler Lamas, als auf dem Hofe Platz fanden.

Nun erhebt sich der Taschi-Lama und verläßt langsam den Festraum, gefolgt von den Seinen. Nachdem er verschwunden ist, ziehen die Pilger in bester Ordnung ab, ohne zu lärmen und sich zu drängen, und begeben sich in einem schwarzen Menschenstrom nach Schigatse hinunter. Als die letzten verschwunden sind, suchen wir, von unseren neuen Freunden begleitet, unsere wartenden Pferde auf.

Das Gaukelspiel, dem ich beigewohnt hatte, war in jeder Beziehung glänzend, farbenreich und prachtvoll, und man kann sich sehr wohl denken, welch demütige Gefühle der einfache Pilger aus dem öden Gebirge oder den stillen Tälern einer solchen Schaustellung gegenüber haben wird. Wenn es der ursprüngliche Sinn dieser dramatischen Maskeraden und dieser mystischen Spiele ist, feindliche Dämonen zu beschwören und zu vertreiben, so besitzt die Geistlichkeit in ihnen doch auch ein Mittel, um die leichtgläubigen Massen im Netz der Kirche festzuhalten, und gerade dies ist, sowohl für die Kirche wie für die Priester, eine Lebensbedingung. Nichts imponiert der Unwissenheit so sehr wie Schreckensszenen aus der Welt der Dämonen, und daher sind Teufel und Ungeheuer bei den öffentlichen Maskeraden der Klöster reich vertreten. Mit ihrer Hilfe und durch Darstellungen des „Todeskönigs" Yama und der friedlos umherirrenden Seelen, die in der Kette der Seelenwanderung vergeblich nach einer neuen Daseinsform suchen, ängstigen die Mönche die große Menge, machen sie verzagt und nachgiebig und zeigen manchem armen Sünder, welche Widerwärtigkeiten und welche Geißel auf dem holperigen Weg zum Nirwana seiner im Tal der Todesschatten warten.

Auf dem Heimweg machten wir meinem Freunde Ma einen Gegenbesuch. Sein „Jamen" war im gewöhnlichen chinesischen Stil erbaut und von einer Mauer umgeben. Ich wurde gebeten, auf dem Ehrensitz Platz zu nehmen, neben dem ein Tischlein stand, auf das aufmerksame Diener Tee, Süßigkeiten und Zigaretten stellten. Das ganze Zimmer

war voller Chineſen, Ma aber war ebenſo liebenswürdig wie das vorige Mal.

Im Garten warteten ſchon Lobſang Tſering und Tſaktſerkan. Sie hatten eine ganze Eſelkarawane mitgebracht, die mit Tſamba, Reis, Mehl, Dörrobſt und Gerſte für unſere Pferde beladen war — Vorräte, die für meine ganze Geſellſchaft einen vollen Monat ausreichten. Sie überlieferten mir auch in Papier gewickelt 46 Silbertengas (gegen zwanzig Mark) — wofür wir uns, ihrer Meinung nach, Fleiſch kaufen ſollten, denn der Taſchi-Lama durfte ja nichts damit zu tun haben, daß irgendein Lebensfunke ausgelöſcht wurde. Die Geſandten ſagten auch, daß Seine Heiligkeit mich am nächſten Morgen um neun Uhr erwarte und daß die Geſandten kommen würden, mich abzuholen! Aber ich dürfe ja nicht Ma oder ſonſt jemand erzählen, daß der Taſchi-Lama mich empfangen wolle. Übrigens brauche ich nur ein Wort zu ſagen, um alle meine Wünſche erfüllt zu ſehen! Später am Abend ſtellte ſich ein unterer Beamter bei mir ein, mit dem Beſcheid, daß mich niemand abholen werde; ich ſolle nur um neun Uhr am großen Portal ſein — denn die Chineſen könnten ſonſt Verdacht ſchöpfen! Am Abend ſuchte ich aus Burroughs Wellcomes großer Reiſeapotheke alle die Drogen heraus, von denen ich annahm, daß wir ihrer ſelbſt noch bedürfen könnten, und wir packten ſie in kleine etikettierte Beutel. Der Apothekenkaſten von Aluminium aber, mit all ſeinen eleganten Tabloiddoſen, Flaſchen, Schachteln, Binden und Inſtrumenten, wurde abgerieben und poliert, bis er wie Silber glänzte, und dann in ein großes Stück gelben Seidenzeuges, das Muhamed Iſa im Baſar aufgeſtöbert hatte, eingewickelt, da er am nächſten Morgen — meine Freundesgabe an den Pantſchen Rinpotſche bilden ſollte!

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Taschi-Lama.

Der 12. Februar brach an, der Tag, an dem ich von dem heiligsten Manne in Tibet empfangen werden sollte. Ich machte mich daher so fein, wie ich es nur je zu einem Ball in einem britischen Government House getan hatte, und ritt dann, begleitet von denselben Leuten wie bei den Spielen, nach dem Haupteingang Taschi-lunpos hinauf, wo mich Tsaktserkan, Lobsang Tsering und einige Mönche erwarteten. In ihrer Gesellschaft ging es nun in die höheren Regionen hinauf, durch ein Labyrinth finsterer Gassen und enger, dunkler Klostergänge nach dem Labrang, wo der Taschi-Lama wohnt, jenem Vatikan, der mit seiner weißen Fassade, den pittoresken großen Fenstern und kleinen massiven Balkons hoch über dieser Stadt von Tempelgebäuden thront. Unsere Ciceroni führen uns in dunkle, kalte Kammern hinein und über außerordentlich steile Treppen. Die Stufen, in die die Sohlen der Mönche schon tiefe Höhlungen ausgetreten haben, zeigen vorn am Rand einen Eisenbeschlag, die runden Geländerstangen sind blank von den Griffen unzähliger Hände. Es ist dunkel auf den Treppen, und unsere Freunde bitten, langsam und vorsichtig zu gehen. Dann wird es hell, wir werden auf eine Galerie, ein Dach hinausgeführt, aber nur, um uns wieder in ein Labyrinth dunkler Gänge und Treppen zu verirren. In einer Kammer, auf deren Fußboden rote Kissen liegen, bittet man mich zu warten. Es dauert nicht lange, bis man mir meldet, daß der dem Taschi-Lama im Rang zunächststehende Mann, der vornehme, feiste kleine Lama, der das Amt eines Staatsministers bekleidet, zu meinem Empfang bereit sei. Sein Empfangszimmer, oder wohl eigentlich seine private Mönchszelle, war ein ganz kleines Gemach, aus dessen einzigem Fenster er aber eine wunderschöne Aussicht über die Tempelstadt Schigatse und die Felsengebirge der Umgegend hat. Das Zimmer war mit gediegenem, nicht aufdringlichem und echt lamaistischem Luxus dekoriert. Auf dem Fuß-

boden rote Teppiche, Wände und Decke ebenfalls rot, soviel man nämlich davon sah, denn der größte Teil der Wände wurde durch kunstvoll geschnitzte, rotlackierte Schränke mit bunten Verzierungen und Metalleinlagen verdeckt. Auf ihnen standen größere Silbergaos, die Götterstatuen enthielten, und vor ihnen kleinere aus massivem Gold zwischen Schalen mit Opferspenden oder mit Dochten, die mit matter Flamme in Butter brannten. Man sah auch viel andere Gegenstände, die die Mönche beim Gottesdienst benutzen, Glocken, Zimbeln, Kannen mit Weihwasser und einen „Dortsche", den Donnerkeil, das Sinnbild der Kraft, der einem Zepter gleicht. Links in der Fensternische hing ein fahnenähnliches Gemälde („Tanka") des ersten Taschi-Lama und rechts eine ähnliche Darstellung des Kirchenfürsten Schakya Pandita.

Der ehrwürdige Prälat saß mit gekreuzten Beinen auf einer mit roten Kissen belegten, an der Wand befestigten Bank, vor sich einen kleinen gelben, geschnitzten Tisch, in dessen Platte Seidenzeug eingelassen war. Er glänzte von Fett, innerlichem Behagen und Wohlwollen wie nur irgendein Kardinal; sein Gesicht war fein geschnitten, seine Augen sprachen von großer Intelligenz. Als ich eintrat, erhob er sich mit höflichem Lächeln und bat mich, auf einem Stuhl am Tische Platz zu nehmen, worauf die unvermeidlichen Teetassen gebracht wurden. Ebenso unumgänglich nötig ist es, „Kadachs" und Geschenke auszutauschen. Ich schenkte ihm einen ziselierten Dolch aus Kaschmir und er mir ein vergoldetes Götterbild — da sieht man den Unterschied zwischen weltlichen und geistlichen Geschenken! Wohl eine Stunde plauderten wir über dieses und jenes, und Seine Hochwürden baten mich, die Verzögerung zu entschuldigen, aber der Pantschen Rinpotsche sei in Meditation versunken und mit dem täglichen Gebet beschäftigt und dürfte nicht eher gestört werden, als bis er selber geruhe, das Zeichen dazu zu geben.

Aber auch dieser Augenblick kam; ein Lama flüsterte dem Kardinal zu, daß man mich erwarte. Immer höher geht es wieder auf glatten, steilen Treppen nach offenen Vorplätzen, über neue Treppen, immer höher und höher nach dem Allerheiligsten der Klostertempel Taschi-lunpos. Immer leiser und gedämpfter wird die Unterhaltung, man wagt nicht mehr laut zu reden; in Korridoren und Gängen stehen kleine Gruppen von Lamas, die mich stumm wie Bildsäulen ansehen. Lobsang Tsering teilt mir flüsternd mit, daß wir jetzt in der letzten Vorhalle seien, wo ich mich zurecht machen und die schwarzen Schuhe anziehen könne. Hier heißt man meine Diener, außer Robert und Muhamed Isa, zurückbleiben. Wenn ich ohne Dolmetscher hätte fertig werden können, hätte Seine Heiligkeit mich ganz allein sehen wollen.

Wir treten ein — nicht ohne ein feierliches Gefühl. An der Tür mache ich eine tiefe Verbeugung und dann noch ein paar, ehe ich vor ihm stehe. Der Taschi-Lama sitzt auf einer Bank in einer Fensternische und hat vor sich einen kleinen Tisch mit einer Teetasse, einem Fernglas und einigen gedruckten Blättern. Er ist ebenso einfach gekleidet wie ein gewöhnlicher Mönch, trägt einen kirschroten Anzug von dem üblichen Schnitt, Rock, Weste, Unterjacke und die lange Zeugbahn, die wie eine Toga über die Schulter geworfen und um den Leib gewunden wird; zwischen ihren Falten sieht eine gelbe Unterweste mit Goldstickereien hervor; beide Arme sind nackt und der Kopf unbedeckt.

Seine Gesichtsfarbe ist hell, mit einem kleinen Stich ins Gelbliche, er ist eher klein als mittelgroß, ebenmäßig gebaut, sieht gesund und unverdorben aus und hat bei seinen kürzlich zurückgelegten 25 Jahren Aussicht, ein hohes Alter zu erreichen. In seinen kleinen hübschen, weichen Händen hält er einen aus roten Kugeln bestehenden Rosenkranz. Das kurzgeschorene Haar ist schwarz, auf der Oberlippe kaum eine Andeutung von Bartwuchs, die Lippen sind nicht dick und voll wie bei andern Tibetern, sondern fein und harmonisch modelliert, die Farbe der Augen ist kastanienbraun.

Freundlich nickend reicht er mir beide Hände und fordert mich auf, neben ihm in einem Lehnstuhl Platz zu nehmen. Das Zimmer, in dem er den größten Teil des Tages verbringt, ist im Gegensatz zu dem des Kardinals in den tieferen Regionen erstaunlich einfach (Abb. 121). Es ist klein und besteht aus zwei Abteilungen; die äußere ist eine Art Vorhalle ohne Dach, allen Winden des Himmels, dem Schnee des Winters wie den Regengüssen des Herbstes preisgegeben; die innere liegt eine Stufe höher und ist noch durch eine Barriere abgeteilt, die in einer Gitterwand endet, hinter der sein Schlafgemach liegt. Kein einziges Götterbild, keine Wandmalereien oder sonstiger Wandschmuck, keine Möbel, außer den bereits erwähnten, keine Spur von Teppich, nur der kahle Steinfußboden — und durch das Fenster schwebt sein wehmütig träumerischer, aber klarer und offener Blick über die goldenen Tempeldächer hin, über die unter ihnen liegende Stadt mit all ihrer Sündhaftigkeit und ihrem Schmutz, über die öden Gebirge, die seinen irdischen Horizont abschließen, hinweg in die weite Ferne über den azurblauen Himmel hinaus nach einem uns unsichtbaren Nirwana hin, wo sein Geist dereinst Ruhe finden wird. Nun stieg er aus seinem Himmel herab und wurde einen Augenblick Mensch. Die ganze Zeit über bewahrte er eine wunderbare Ruhe, eine feine, liebenswürdige Höflichkeit und Würde und redete mit bezaubernder, weicher und gedämpfter Stimme, bescheiden, ja beinahe schüchtern; er sprach schnell und in kurzen Sätzen, aber sehr leise.

Worüber wir sprachen? Ja, von allem möglichen zwischen Himmel und Erde, von seiner eigenen Religion angefangen, in deren Pantheon er selber den höchsten Rang unter den jetzt lebenden Prälaten einnimmt, bis zu den Yaks, die wild in Tschang-tang umherstreifen! Er zeigte eine Aufgeweckтheit, ein Interesse an allem und eine Intelligenz, die mich in Erstaunen versetzten — bei einem Tibeter. Nie bin ich so taktvoll und zugleich so gründlich interviewt worden! Zuerst erkundigte er sich, ob ich unter der Kälte und den Mühseligkeiten in Tschang-tang gelitten habe und ob wir große Verluste gehabt hätten. Dann bat er mich, zu verzeihen, daß ich so schlecht aufgenommen worden sei; es sei nur daher gekommen, weil ich so still und unbemerkt angelangt sei und niemand gewußt habe, ob ich auch der Richtige sei, den man erwartet habe und von dessen wahrscheinlicher Ankunft man von Indien aus unterrichtet worden sei. Jetzt aber solle alles nur Mögliche für meine Bequemlichkeit und mein Wohlbefinden geschehen, und er wünsche und hoffe, daß ich eine angenehme Erinnerung aus seinem Lande mitnehme.

Darauf folgten Fragen nach meinem Namen, meinem Alter, meiner Karawane, den Wegen, auf denen ich gekommen, meinem Vaterlande, seiner Größe und Einwohnerzahl, seiner Lage im Verhältnis zu Rußland und England, ob Schweden von seinen Nachbarn abhängig sei oder einen eigenen König habe, auf welchem Weg man am besten nach Schweden reise, wie lange Zeit die Reise dauere und welche Jahreszeit dazu die geeignetste sei — ganz als ob er beabsichtige, mir dort einen Gegenbesuch zu machen! Dann frug er nach den verschiedenen europäischen Ländern und ihren Staatsoberhäuptern, ihrer Machtstellung und Größe im Verhältnis zueinander, nach dem Krieg zwischen Rußland und Japan, nach den großen Seeschlachten und den eisernen Panzerschiffen, die untergegangen seien, nach der Bedeutung, die der Ausgang des Krieges für Ostasien haben könne, nach dem Kaiser von Japan und dem Kaiser von China — vor letzterem hatte er augenscheinlich den größten Respekt. Er fragte, welche Länder ich besucht und ob ich von Indien, wo er selber vor einem Jahr so gut aufgenommen worden sei, viel gesehen habe. Mit Vorliebe sprach er von seinen Eindrücken in Indien, von den großen Städten mit ihren herrlichen Gebäuden, von der indischen Armee, den Eisenbahnen, der Pracht und dem überall herrschenden Reichtum und der großen Gastfreiheit, die ihm der Lord Sahib (der Vizekönig) erwiesen. „Grüßen Sie den Lord Sahib, wenn Sie ihm schreiben, versprechen Sie es mir, sagen Sie ihm, daß ich oft an seine Güte denke, und grüßen Sie Lord Kitchener", und dabei zeigte er mir eine Photographie mit der eigenhändigen Namensunterschrift des großen Feldherrn. Besonders habe er

ſich gefreut, die heiligen Stellen, die er aus Beſchreibungen und Tempelgemälden ſo gut gekannt und die im Leben des großen Religionsſtifters Buddha eine Rolle geſpielt, beſuchen zu können, vor allem Buddhagaya in Magada, wo Prinz Sarvathaſidda, der Buddhaſohn, ſechs Jahre in Einſamkeit und Meditation zugebracht, Mâra, den Verſucher, den Herrſcher in der Welt der Gelüſte, beſiegt und die vollendete Weisheit erlangt habe.

Dem Taſchi-Lama hatte ſich alſo die Reiſe nach Indien zu einer Wallfahrt geſtaltet, obwohl, vom engliſchen Geſichtspunkt aus, die mit der Einladung verbundene Abſicht eher politiſcher Natur geweſen war. Für die Engländer in Indien war es natürlich wichtig, an ihrer Nordgrenze einen Nachbar zu haben, auf deſſen Treue und Freundſchaft ſie in unruhigen Zeiten rechnen konnten. Schon der große Warren Haſtings hatte im Jahre 1774 Bogle als Geſandten zum dritten Taſchi-Lama geſandt, um Erkundigungen über deſſen Land einzuziehen und, wenn möglich, Handelsverbindungen anzuknüpfen. Und an den vierten Taſchi-Lama hatte er im Jahre 1783 Turner geſandt. Jetzt, über 100 Jahre ſpäter, war der ſiebente Taſchi-Lama in eigener hoher Perſon nach Indien eingeladen worden, um den Reichtum, die Macht und den Ruhm der Engländer mit eigenen Augen zu ſchauen. Und man ſparte auch nicht an Knalleffekten, um einen unauslöſchlichen Eindruck auf den einflußreichen Kirchenfürſten zu machen! Spätere Ereigniſſe haben gezeigt, daß jene Berechnungen fehlgeſchlagen ſind. Die Reiſe des Taſchi-Lama nach Indien ſtieß in Tibet auf großen Widerſtand und erweckte mancherlei Bedenken. Um ſo größer war die Freude, als er wohlbehalten zurückkehrte. Denn die Kirche konnte es nicht ertragen, nun, da der Dalai-Lama in der Fremde verſchwunden war, etwa noch den Taſchi-Lama zu verlieren. Was ſollte aus den Reinkarnationen werden, wenn man nicht einmal wußte, wo die beiden Päpſte ſich aufhielten?

Dann brachte er die Rede wieder auf die europäiſchen Mächte und fand, daß Europa ein ſeltſames Moſaik von Staaten ſei. Er holte ein Bild, das eine Gruppe aller mächtigeren Staatsoberhäupter der Erde darſtellte. Unter jedem Porträt ſtand Name und Land in tibetiſcher Schrift. Er ſtellte eine Menge Fragen über jeden einzelnen Monarchen und zeigte das lebhafteſte Intereſſe für ihre Schickſale — er, der mächtiger iſt als alle Könige dieſer Erde, denn er beherrſcht den Glauben und den Geiſt der Menſchen von den Kalmücken an der Wolga bis zu den Burjäten am Baikalſee, von der Küſte des Eismeeres bis unter Indiens glühender Sonne!

Ich bin nicht der erſte Europäer, den Tubdän Tſchöki Nima Geleg Namgjal, der ſiebente Taſchi-Lama, im Labrang zu Taſchi-lunpo emp-

135. Tanzende Gaukler aus Nepal bei der Neujahrsfeier in meinem Garten.

Digitized by Google

136. Lama in Taſchi-lunpo. 137. Bürger in Schigatſe.
138. Chineſiſcher Kaufmann in Schigatſe. 139. Pförtner im Tempel des Tſongkapa.
Skizzen des Verfaſſers.

fangen hat. Nach Younghusbands Expedition war im Herbst 1904 Major W. F. O'Connor als Vertreter der indischen Regierung zu einer Audienz zugelassen worden, und bei dieser Gelegenheit hatten ihn vier Offiziere der Gartokmission begleitet, Major Ryder, die Hauptleute Rawling und Wood und Leutnant Bailey. O'Connor, der die tibetische Sprache beherrscht, war Younghusbands Dolmetscher in Lhasa und der des Taschi-Lama in Indien und hatte in seiner Eigenschaft als englischer Handelsagent oft Veranlassung, mit dem Papst in Taschi-lunpo zu verhandeln. Gleich nach seiner Rückkehr im Jahre 1906 empfing der Taschi-Lama auch den Hauptmann Fitzgerald, Lord Kitcheners Adjutanten, und Herrn David Fraser.

Von den beiden Oberpriestern der Gelbmützen sagt Koeppen: „Von diesen gilt der Pantschen Rinpotsche auf Taschi-lunpo in letzter Instanz meistens für die Verkörperung des Dhyani-Buddha der gegenwärtigen Weltperiode, Amitabha, aber auch der Bodhisattvas Mandschuschri und Vadschrapani, näher endlich für die übernatürliche Wiedergeburt des Reformators und Stifters der Gelbmützen Tsongkapa; der Dalai-Lama von Lhasa dagegen immer für die Inkarnation des Bodhisattva Avalokiteschvara (Padmapani).... In der Tat ist das Lehramt und das königliche Amt zwischen den beiden lamaistischen Päpsten geteilt, dergestalt, daß jenes vorzugsweise dem Pantschen, dieses dem Dalai-Lama zukommt. Das wird auch im Titel beider ausgesprochen; denn der erstere heißt eben Pantschen Rinpotsche, der ‚große kostbare Lehrer', der andere dagegen Gjalpo Rinpotsche, der ‚kostbare König'. Dieser Idee zufolge ist denn auch zuletzt der Dalai-Lama weltlicher Beherrscher des größten Teils von Tibet geworden, was er freilich mehr der Lage und den historischen Beziehungen seiner Residenz, als jener scholastischen Heiligkeitstheorie verdankt, wie etwa der Statthalter Gottes auf den sieben Hügeln diese Statthalterschaft mehr der Bedeutung der Stadt Rom, als zweien wohlfeilen Bibelstellen schuldet. Der ‚große Lehrer' des jenseitigen Tibets (der Taschi-Lama) muß sich dafür einstweilen mit einem verhältnismäßig kleinen Gebiete, mit dem Ruf seiner Heiligkeit und schrankenlosen Allwissenheit, mit der Rolle eines Lehrers und Vormunds des unmündigen Dalai-Lama und mit gewissen Hoffnungen für die Zukunft, wenn die Zeit der ‚fünfhundertjährigen Trübsale' erfüllt sein wird, begnügen."

Und ein englischer Gelehrter, Waddell, sagt über das gegenseitige Verhältnis der beiden Päpste: „Die Großlamas von Taschi-lunpo gelten, wenn möglich, für noch heiliger als die Großlamas von Lhasa, weil sie weniger durch weltliche Regierungsgeschäfte und politische Angelegenheiten befleckt und berühmter wegen ihrer Gelehrsamkeit sind."

Daß dieſes Verhältnis zwiſchen den beiden lamaiſtiſchen Päpſten gerade während der Zeit meiner letzten Reiſe große Veränderungen zugunſten des Taſchi-Lama erlitt, werde ich ſpäter zeigen. Die Berechnungen der Engländer, durch die Freundſchaft des Taſchi-Lama Einfluß in Tibet zu gewinnen, waren an und für ſich richtig; aber ſie hatten nicht damit gerechnet, daß die verlorene weltliche Macht des Dalai-Lama keineswegs auf den Taſchi-Lama überging, deſſen weltliche Herrſchaft auch fernerhin an den Grenzen der Provinz Tſchang endete und ſelbſt dort durch Chinas alles verſchlingende Herrſchermacht eingeſchränkt wurde. Der Dalai-Lama hatte alſo viel zu verlieren, der Taſchi-Lama wenig oder nichts. Der Dalai-Lama war ein herrſchſüchtiger Intrigant, der durch unvorſichtige politiſche Kombinationen Lord Curzons für Tibet ſo unglückliche Offenſivpolitik herausforderte und dadurch ſo gut wie alles verlor. Und wenn der Taſchi-Lama bereits vorher ſeiner Heiligkeit und Gelehrſamkeit wegen größeres Anſehen genoſſen hatte als ſein Mitpapſt in Lhaſa, ſo ſtiegen ſein Ruhm und ſeine geiſtliche Macht noch höher, als der Ausgang des Krieges bewieſen hatte, daß die ſchönen Verſprechungen des Dalai-Lama eitel Lug und Trug waren und nur zur Beugung der Nacken unter das ſchwere Joch der Chineſen führten. Kurz vor meinem Beſuch hatte der Taſchi-Lama eine Gelegenheit gehabt, die lamaiſtiſche Hierarchie an ſein hohes Daſein zu erinnern; als er nämlich 25 Jahre alt wurde, ſpendete er allen Klöſtern Tibets Geldgeſchenke und lud alle ihre Mönche zu einer großen Schmauſerei in ihrem eigenen Kloſter zu Gaſte; ſo wurde z. B. eine beſondere Mönchsgeſandtſchaft nach Ladak, eine andere nach Lhaſa, Sekija, Taſchi-gembe uſw. geſchickt. Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ſeiner Geburt wurde in der ganzen lamaiſtiſchen Welt gefeiert.

Doch kehren wir zur Audienz zurück. Lamas, die auf den Zehen gingen und ſtumm wie Schattenweſen waren, reichten uns die ganze Zeit über Tee und Früchte. Der Taſchi-Lama ſelbſt trank gleichzeitig mit mir ein Schlückchen aus ſeiner einfachen Taſſe, wie um zu zeigen, daß er ſich nicht als zu heilig betrachte, um mit einem Ungläubigen am Tiſche zu ſitzen. Einige Lamas, die ein wenig von uns entfernt im Zimmer ſtanden, wurden dann und wann durch eine Handbewegung hinausgeſchickt, wenn er nach etwas fragen wollte, das ſie ſeiner Meinung nach nicht zu wiſſen brauchten. Dies geſchah beſonders, als er mich bat, es die Chineſen nicht wiſſen zu laſſen, daß er mir Gaſtfreundſchaft erweiſe, obwohl es ihrer Aufmerkſamkeit wohl ſchwerlich hatte entgehen können.

Ich ſelber benutzte die Gelegenheit, um einige Vergünſtigungen zu bitten; ich bat, ihn photographieren zu dürfen — ja gern, ich dürfe, wenn ich wolle, mit der Kamera wiederkommen. Ich bat, ganz Taſchi-

lunpo ansehen und in der Klosterstadt ungehindert zeichnen und photographieren zu dürfen: „Ja, recht gern, ich habe den Lamas, die Ihnen alles zeigen sollen, schon Befehl gegeben.“ Und schließlich bat ich um einen Paß für künftige Reisen in seinem Lande, um einen der Beamten des Labrang und einige zuverlässige Leute als Eskorte. Auch dies wurde mir gewährt, und alles sollte geordnet werden, sobald der Tag meiner Abreise bestimmt sei. Alle Versprechungen wurden auch bis ins kleinste erfüllt, und wenn nicht China gerade in dieser Zeit Tibet mit seinen Drachenkrallen so scharf wie nie zuvor gepackt hätte, so wäre der Taschi-Lama sicherlich mächtig genug gewesen, um mir alle Tore zu öffnen. Aber seine Freundschaft und seine Güte wurden mir tatsächlich während meiner ganzen ferneren Reise zur vorzüglichsten Empfehlung und haben mich aus mancher schwierigen Lage befreit. Pilger aus ganz Tibet hatten mit eigenen Augen gesehen, wie gut ich aufgenommen worden war. Sie hatten vor dem Taschi-Lama unbegrenzte Ehrfurcht, setzten das ungetrübteste Vertrauen in ihn und schlossen folgendermaßen: „Wer dieser Fremdling auch sei, immerhin muß er in seinem eigenen Land ein hervorragender Lama sein, sonst würde der Pantschen Rinpotsche ihn nicht wie seinesgleichen behandeln.“ Und dann kehrten diese Pilger nach ihren schwarzen Zelten in fernen Provinzen zurück und erzählten anderen, was sie gesehen hatten, und als wir nun mit unserer kleinen Karawane angezogen kamen, wußten alle, wer wir waren. Noch anderthalb Jahre später kam es vor, daß Häuptlinge und Mönche sagten: „Bombo Tschimbo, wir wissen, daß ihr des Taschi-Lama Freund seid, wir stehen euch zu Diensten.“

Als wir uns zwei Stunden unterhalten hatten, machte ich Miene, mich zu erheben, aber der Taschi-Lama drückte mich wieder auf den Stuhl nieder und sagte: „Nein, bleiben Sie noch ein Weilchen“. Und dieses wiederholte sich, bis drei volle Stunden vergangen waren. Wie viele Millionen Gläubige hätten für eine solche Gunst nicht Jahre ihres Lebens hingegeben! Auch die Pilger, die Hunderte von Meilen zurückgelegt haben, um ihn zu sehen, müssen sich mit einem Kopfnicken und einem Segen aus der Ferne begnügen.

Nun aber war die Zeit zur Überlieferung meiner Freundesgabe gekommen; die elegante englische Apotheke wurde aus ihrem Seidentuch ausgewickelt, geöffnet und gezeigt und erregte sein großes Erstaunen und sein lebhaftes Interesse — alles mußte ihm erklärt werden; die Morphiumspritze in ihrem geschmackvollen Aluminiumetui mit sämtlichem Zubehör gefiel ihm besonders. Zwei Mönche aus der medizinischen Fakultät wurden dann mehrere Tage hintereinander in mein Lager geschickt, um

all den Inhalt der verschiedenen Tabloiddosen und die Anwendung der verschiedenen Medikamente tibetisch aufzuschreiben. Aber ich warnte sowohl sie wie den Taschi-Lama, ihre Wirkung zu erproben, ohne vorher Major O'Connors Arzt in Gyangtse um Rat gefragt zu haben. Die Gefahr war jedoch nicht so groß, denn die Lamas sind der Ansicht, daß ihre eigene medizinische Weisheit auf einer viel höheren Entwicklungsstufe steht, als die der Europäer.

Wunderbarer, unvergeßlicher Taschi-Lama! Nie hat ein Mensch einen so tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht. Nicht als Gottheit in Menschengestalt, sondern als ein Mensch, der sich in Herzensgüte, Reinheit und Keuschheit der Grenze der Vollkommenheit so sehr nähert, als dies überhaupt möglich ist. Seinen Blick werde ich nie vergessen; er strahlt eine ganze Welt von Güte, Demut und Menschenliebe aus, und niemals habe ich ein solches Lächeln, einen so feingeschnittenen Mund, ein so edles Antlitz gesehen. Sein Lächeln verließ ihn keinen Augenblick, er lächelte wie ein Schlafender, der von etwas Schönem und Ersehntem träumt, und jedesmal, wenn unsere Blicke sich trafen, steigerte sich sein Lächeln, und er nickte mir so freundlich und gütig zu, als ob er sagen wolle: „Vertraue nur blind meiner Freundschaft, denn ich meine es mit allen Menschen gut."

Die Inkarnation Amitabhas! Die irdische Hülle, in der die Seele Amitabhas durch die Zeiten fortlebt! Also eine Gottheit voll übernatürlicher Weisheit und Allwissenheit. Die Tibeter glauben, daß er nicht nur alles weiß, was geschieht und geschehen ist, sondern auch alles, was geschehen wird. Mag er Amitabha selber sein; soviel ist gewiß, daß er ein ganz außerordentlicher Mensch, ein seltener, einziger und unvergleichlicher Mensch ist. Ich sagte ihm, daß ich mich glücklich schätzte, ihn gesehen zu haben, und daß ich die Stunden, die ich in seiner Nähe zugebracht, nie vergessen würde; und er antwortete nur, daß es ihn freuen werde, wenn ich einmal wiederkommen könnte.

Nachdem ich ihm noch einmal für seine große Gastfreundschaft und Güte gedankt hatte, rief er einige Lamas herauf und erteilte ihnen Befehl, mir die Tempel zu zeigen. Dann reichte er mir wieder beide Hände und folgte mir mit seinem wunderbaren Lächeln, als ich mich mit Verbeugungen entfernte. Seine freundlichen Blicke verließen mich nicht, bis ich durch die in das Vorzimmer führende Tür verschwand. Am Fuß der ersten Treppe warteten mehrere Lamas; sie lächelten stumm, machten große Augen und fanden gewiß, daß mir durch eine so lange Audienz eine seltene Gunst erwiesen worden sei. Von nun an behandelten mich alle mit noch größerer Achtung als vorher, und es war klar, daß schon an demselben

Abend der ganze Basar und die ganze Stadt Schigatse wußte, daß ich drei Stunden bei dem Heiligen zugebracht hatte. Ich selber konnte kaum an anderes denken als an den Taschi-Lama und den mächtigen Eindruck, den er auf mich gemacht hatte. Ich verließ den Labrang, sein Klosterschloß, berauscht und bezaubert von seiner Persönlichkeit. Dieser Tag wog viele Tage in Tibet auf, und ich fühlte, daß ich jetzt Tibets größte Sehenswürdigkeit geschaut hatte, die kaum von den Gebirgsmassen übertroffen werden konnte, deren schneebedeckte Gipfel seit uralten Zeiten in den öden Tälern, die sich an ihrem Fuß hinschlängeln, Generationen haben geboren werden und sterben sehen.

Während unseres Verweilens in Schigatse erwarb ich mir unter den Mönchen Taschi-lunpos viele Freunde, die mir mit der größten Bereitwilligkeit all die Aufklärungen gaben, um die ich sie bat. Einer erzählte mir, daß ein Taschi-Lama, wenn er den Tod herannahen fühle, nach den Vorschriften des heiligen Gesetzes in sitzender Stellung bleiben müsse, mit untergeschlagenen Beinen und die Hände mit der Innenseite nach oben im Schoß, da er in derselben Stellung sterben müsse wie der meditierende Buddha. Seine letzten Augenblicke werden ihm von einer Menge Mönche versüßt, die ihn auf allen Seiten umgeben, die Luft durch das Murmeln ihrer Gebete erfüllen, unaufhörlich mit den Handflächen und der Stirn vor ihm auf den Fußboden niederfallen und ihm und seinem fliehenden Geist göttliche Anbetung zuteil werden lassen. Wenn er das Bewußtsein verloren und keine Gewalt mehr über seinen Körper hat und schlaff zusammensinkt, wird er gestützt, und wenn das Leben entflohen ist, setzt man ihn so, daß er in der orthodoxen Stellung erstarrt. Der Tote wird mit dem priesterlichen Ornat bekleidet — jedes Stück ist neu und noch nie getragen worden —, dann setzt man ihm die hohe Mitra auf den Kopf. Totengebete werden hergesagt, mystische Zeremonien vorgenommen, und so schnell es sich machen läßt, setzt man den Toten, immer noch in sitzender Stellung, in ein metallenes Gefäß, das dann mit Salz gefüllt und hermetisch verschlossen wird. Darauf wird seine Grabkapelle in Ordnung gebracht; da diese in einem massiven Steingebäude liegen muß und inwendig sehr kostspielig und künstlerisch dekoriert wird, mag wohl lange Zeit erforderlich sein, ehe sein Staub endgültig Ruhe findet. Die Kosten tragen die Pilger und die Frommen im Lande, und gerade aus Veranlassung des Todesfalles strömen die Gaben reichlicher als je, denn es ist eine gute Tat, zur letzten Ruhestätte eines Taschi-Lama beizutragen; eine solche Freigebigkeit sichert dem Geber Verdienste in der Kette der Seelenwanderung.

Nach dem Tode verkörpert sich Amitabha in dem Leib eines neu-

geborenen Knaben; die Schwierigkeit beſteht nur darin, zu erfahren, wo dieſer ſich befindet. Man ſchickt daher in ganz Tibet und überall in den lamaiſtiſchen Nachbarländern Schreiben umher, worin man ſich erkundigt, ob ſich irgendein mit ungewöhnlichen Geiſtesgaben ausgerüſtetes Kind männlichen Geſchlechts gezeigt habe. Zahlreiche Antworten laufen ein. Nachdem einer oder der andere verworfen worden iſt, handelt es ſich darum, ihn unter den übrigen herauszufinden, von denen man überzeugt iſt, daß unter ihnen der richtige ſein muß. Die Namen der Knaben werden auf Papierſtreifen geſchrieben, die aufgerollt in eine Deckelſchale gelegt werden, und dieſe ſtellt man vor die Statue eines Hauptgottes, wahrſcheinlich vor die des Amitabha oder die des Tſongkapa, worauf dann hohe Kardinäle vor der Schale Gebete ſprechen, paſſende Stellen aus den heiligen Schriften rezitieren, den Göttern Opfergaben darbringen, Weihrauch aufſteigen laſſen und allerlei andere Zeremonien vornehmen, bis dann der Deckel ſchnell entfernt wird und der zuerſt herausgenommene Zettel den neuen Pantſchen Rinpotſche angibt. Die Entſcheidung dieſer Verloſung muß jedoch vom Dalai-Lama beſtätigt werden, ehe ſie Geſetzeskraft erlangt, und der neue Oberprieſter, ein unſchuldiges Kind, erhält von ihm die Weihen. Wenn der Dalai-Lama abweſend oder ſelber minderjährig iſt, geſchieht dies durch ein Konklave hochgeſtellter Prieſter.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Gräber der Großlamas.

Bände wären dazu erforderlich, um ein Kloſter wie Taſchi-lunpo in ſeinen Einzelheiten zu beſchreiben, ſeine unentwirrbare Anhäufung ſteinerner Gebäude, die bald durch Paſſagen, Gänge, Treppen und Terraſſen miteinander in Verbindung ſtehen, bald durch tiefe ſchmale Gäßchen oder kleine offene Plätze voneinander getrennt ſind; ſeine vielen Tempelſäle mit einem unzähligen Heer von Götterſtatuen; ſeine Mönchszellen, Vorleſungsſäle, Grabkapellen, Küchen, Fabriken, Vorrats- und Materialſpeicher; ſeine verwickelte Organiſation ſowohl in geiſtlichen wie in weltlichen Angelegenheiten, ſeine Feſte und ſeine Zeremonien. Eine ſolche Beſchreibung könnte man aber ohne gründliche Kenntnis der lamaiſtiſchen Hierarchie und Kirche nicht liefern, und dieſe Kenntnis läßt ſich nur durch das eifrige Studium eines ganzen Lebens erlangen. Denn wer in die Tiefe der Myſterien des Lamaismus eindringen will, muß erſt den Buddhismus und ſein Verhältnis zum Brahmanismus und Hinduismus beherrſchen und den Einfluß verſtehen, den der Schivaismus auf die Religion der Tibeter ausgeübt hat, ſowie auch die Elemente der uralten Bon-Religion mit ihrer Fetiſchverehrung und ihrem Schamanismus kennen, die ſich eingeſchlichen und die lamaiſtiſche Form des Buddhismus verzerrt hat. Solch eine Aufgabe liegt daher aus allerlei Gründen außerhalb des Rahmens dieſes Buches, nicht zum wenigſten ſchon deshalb, weil ich nur ſehr dunkle Begriffe vom innerſten Weſen des Lamaismus habe.* Ich werde mich daher auch in der Folge damit begnügen, nur die maleriſche Seite der Sache und die äußeren Anordnungen, die ich mit eigenen Augen zu ſehen Gelegenheit gehabt habe, zu

* Denjenigen, welche den Lamaismus gründlicher ſtudieren wollen, möchte ich beſonders folgende Werke empfehlen: Koeppen, „Die lamaiſche Hierarchie und Kirche"; Waddell, „The Buddhism of Tibet", und Grünwedel, „Mythologie des Buddhismus in Tibet und in der Mongolei". In dem folgenden Text habe ich dieſen Werken mehrere hiſtoriſche und rituelle Aufklärungen entnommen.

ſchildern. Ich werde die Namen auch phonetiſch ſchreiben, ohne alle die ſtummen Konſonanten, die denen, welche dem Studium der tibetiſchen Sprache nicht viel Zeit gewidmet haben, ihre gewiſſenhafte Überſetzung ganz unverſtändlich machen.

Man ſtelle ſich Taſchi-lunpo nicht als einen einzigen rieſigen Gebäudekomplex vor, ſondern als eine Kloſterſtadt innerhalb einer Ringmauer, eine Stadt von mindeſtens hundert verſchiedenen Häuſern, die ſehr unregelmäßig gebaut und gruppiert ſind, entweder in Reihen zuſammenhängen oder durch ein Labyrinth von ſchmalen Gaſſen getrennt werden (Abb. 122). Auf der Südſeite des Tſangpo ragt ein felſiger Vorſprung des Gebirges oſtwärts in das Tal des Njang-tſchu hinein; unterhalb und im Oſten dieſes Vorgebirges liegt Schigatſe in dem breiten Tal auf dem nördlichen linken Ufer des Fluſſes, während das Kloſter auf dem unteren Teil des Südabhanges jenes Bergrückens erbaut iſt und alſo mit ſeiner ganzen Front nach Süden ſchaut. Wenn man von der im Süden des Kloſters liegenden Ebene aus dieſe Anhäufung weißer Häuſer betrachtet, ſo bemerkt man jedoch ſofort einige auffallende Züge, die die Orientierung erleichtern. Ganz rechts ſieht man eine hohe, dicke Mauer ohne Fenſter, von deren oberem Rand während gewiſſer Sommerfeſte große Malereien zum Beſchauen ausgehängt werden. Ein wenig weiter links erhebt ſich über der ganzen Kloſterſtadt die weiße, italieniſch vornehme Faſſade des Labrang mit ihrer gediegenen, einfachen und geſchmackvollen Architektur, und vor und unter dem Labrang feſſeln fünf ganz gleich ausſehende Gebäude den Blick, die maſſiven Türmen mit goldenen Dächern in chineſiſchem Stile gleichen. Sie bilden eine von Oſt nach Weſt gehende Linie und ſind die Grabkapellen der fünf früheren Taſchi-Lamas. Um ſie herum und unter ihnen wird der übrige Raum innerhalb der Mauer von all den anderen Häuſern eingenommen, und wo immer man ſich auf den platten Dächern befindet, das Erſte und das Letzte, was man erblickt, ſind immer jene Mauſoleen. Denn Taſchi-lunpo hat auch ein Syſtem ſozuſagen überirdiſcher Plätze und Straßen, nämlich die mit niedrigen, gemauerten Geländern verſehenen Plattformen der Dächer. In den tiefen Gaſſen verliert man jedoch, wenn man mit ihnen nicht ſehr vertraut iſt, alle Möglichkeit zur Orientierung, denn man ſieht nur die nächſten hohen Mauern, die entweder aus einer glatten Wand beſtehen, oder mit großen länglichen Fenſtern in ſchwarzen Rahmen verſehen ſind (Abb. 123). Die Mauern neigen ſich alle ein wenig zurück, ſo daß alle Gaſſen zwiſchen den Häuſern, unten auf dem Boden, am ſchmalſten ſind. Das Pflaſter iſt unregelmäßig, abgetreten und glatt; einige Gaſſen und offene Plätze ſind überhaupt nicht gepflaſtert. Aber alle dieſe Bauwerke ſind gediegen

140. Chineſen mit Drachen und Papierlaternen.

141. Grabkapelle zweier Taſchi-Lamas. Auf dem Dach des davorliegenden Hauſes Zieraten zur Beſchwörung der böſen Geiſter.

Digitized by Google

142. Inneres der großen roten Galerie von Taſchi-lunpo.
Skizze des Verfaſſers.

143. Der Taſchi-Lama kehrt von einer Zeremonie nach dem Labrang zurück.

und ſolide gebaut und darauf eingerichtet, ſowohl der Zeit als dem rauhen Klima Tibets Trotz zu bieten.

Taſchi-lunpo wurde im Jahre 1445 n. Chr. von Ge-dun-dup, dem Bruderſohn des Tſongkapa, gegründet, der im Jahre 1439 als erſter Großlama der Gelugpaſekte eingeſetzt worden war, obgleich er noch nicht den Titel Dalai-Lama trug. Der jetzige Großlama von Lhaſa, Ngavang Lobſang Tubdän Gjamtſo, der ſein Amt jetzt 34 Jahre bekleidet hat, iſt der dreizehnte in der Reihe. Mit den hohen Zahlen der römiſchen Päpſte können ſie ſich alſo durchaus nicht meſſen. Der erſte Pantſchen Rinpotſche von Taſchi-lunpo hieß Pantſchen Lobſang Tſchöki Gjaltſan und bekleidete ſeine Papſtwürde von 1569 bis 1662, alſo ganze 93 Jahre, ſicherlich ein Weltrekord! Seine Grabkapelle, Tſchukang-ſchär oder das öſtliche Grab, iſt es, nach der wir nun zuerſt unſere Schritte richten.

Ihre Faſſade iſt dem rechteckigen Hof der Feſtſpiele zugekehrt; das Eingangsportal liegt in gleicher Höhe mit der oberſten Zuſchauerplattform, und über der Tür hängen große weiße Markiſen unter einer ſymboliſchen Dekoration: einem Rad zwiſchen zwei vergoldeten Hirſchen (Abb. 124, 125). Das Dach beſteht aus vergoldetem Kupferblech und wird in der Mitte durch eine Plattform, die mit einem Geländer verſehen iſt, in zwei Abſätze geteilt.

Das Innere des Mauſoleums iſt ein kubiſcher Raum, der nur vom Tageslicht erhellt wird, das durch das Portal eindringt und ſich wirkungsvoll mit dem blaßgelben Schein der Butterdochte einer Reihe ſilberner Taſſen und Meſſingſchälen vermiſcht. Die mittelſte Schale iſt größer als die übrigen, gleicht einem Keſſel und hat einen Deckel, durch deſſen rundes Loch aus der zerfließenden Butter eine Opferflamme aufſteigt. Vor dieſer Rampe von Butterlampen ſteht auf einem etwas höheren Abſatz des Altartiſches eine Reihe pyramidenförmiger Figuren, die aus Butterteig gebacken, auf der Vorderſeite bunt angemalt ſind und verſchiedene lamaiſtiſche Symbole vorſtellen. Hinter ihnen befindet ſich noch eine Reihe Schalen und Becher von maſſivem Gold und Silber, Geſchenke reicher Pilger. Sie enthalten reines Waſſer, Mehl, Gerſte, Reis und andere eßbare Opfergaben.

Das Grabmonument ſelbſt iſt ein Tſchorten, der in ſeiner Form an eine Pyramide mit Stufen, Leiſten und Abſätzen erinnert, und dürfte 6 bis 7 Meter hoch ſein (Abb. 126, 127). Die ganze Vorderſeite iſt mit Gold und Silber in Ornamenten und Arabesken und einer Menge eingeſetzter Edelſteine verziert. Ganz oben thront ein meterhoher „Gao", der einem Schilderhaus mit einer Front von Lotosblättern ähnelt, und darin ſitzt eine Statue des Toten, die die gewöhnliche Mitra trägt, in der Tſongkapa ſtets abgebildet wird und die wir während der Feſt-

ſpiele in ſo vielen Exemplaren ſahen. In die erhobenen Hände der Statue hat man eine Menge langer, ſeidener „Kadachs“ gelegt, die ſich ſtrahlen- und girlandenförmig wie eine dünne, leichte Draperie auf beiden Seiten des Monuments herabſenken. Dieſes iſt übrigens von einem Wald von „Tankas“, Tempelfahnen, umgeben, die in Lhaſa und Taſchi-lunpo gemalt worden ſind und verſchiedene Szenen aus dem Leben des Religionsſtifters und der Kirchenväter darſtellen. Zwiſchen und hinter ihnen hängen auch Kuliſſen von Standarten und bunten Zeugſtücken herab, die unten ſpitz zulaufen und alt, verſtaubt und dunkel ſind.

Dieſer Tſchorten mit ſeiner ſo reich dekorierten Vorderſeite und ſeiner bunten Umgebung ſteht frei in der würfelförmigen Kapelle, und ein ſchmaler, pechfinſterer Gang führt um ihn herum; auf der Hinterſeite ſieht man mit Hilfe einer Papierlaterne den maſſiven, gemauerten Sockel, auf dem das Monument ruht. Die Pilger umwandern es in dieſem Gang, je öfter, deſto beſſer, und die orthodoxen „Gelugpa“, Glieder der „Tugendſekte“, gehen dabei ſtets in der Richtung des Zeigers einer Uhr, d. h. man biegt beim Hineingehen auf der linken Seite ein. Die Mönche, die uns als Führer dienen, halten darauf, daß auch wir uns nicht gegen dieſe Vorſchrift verſündigen.

Jetzt überſchreiten wir wieder den Hof der Feſtſpiele und werden durch enge, finſtere Korridore langſam nach einer etwas helleren Galerie hingeführt, über deren Baluſtrade man ungehindert in einen „Dukang“ hinunterſchauen kann, in einen Saal, in dem fünfmal am Tage Gottesdienſt abgehalten wird. Auf dem glatten Moſaik des ſteinernen Fußbodens liegen Reihen roter, ſehr verbrauchter Matratzen, auf denen die Mönche während der Zeremonie mit gekreuzten Beinen ſitzen. In der Mitte der einen kurzen Seite ſteht ein hoher Papſtſtuhl, der eine Rückenlehne und Armlehnen hat und mit gelber Seide überzogen iſt — es iſt der Sitz des Taſchi-Lama, der bei beſtimmten Gelegenheiten hier predigen und Unterricht erteilen ſoll.

Darauf führte man uns nach dem Jalloa-tſchampa, einem heiligen Raum mit einem Vorhang aus einem Netz von eiſernen Ringen, durch das man einige dunkle Götterſtatuen und eine Anzahl chineſiſcher Porzellanſchalen ſchimmern ſieht. Erhellt durch Butterlampen und behängt mit langen, ſeidenen Tüchern, ſteht hier eine Bildſäule der Dolma, einer der beiden Gemahlinnen des Srong Tſan Ganpo, des erſten tibetiſchen Königs, die beide in Tibet ſehr populär und in den meiſten Lamatempeln verewigt ſind. Von der hier befindlichen Statue wurde geſagt, daß ſie einſt mit einem Mönche Worte der Weisheit gewechſelt habe. In einer anderen Abteilung finden wir Tſongkapas mit ſeidenen Tüchern ver-

hüllte Statue wieder, und auch eine Bildsäule des zweiten Taschi-Lama, des Pantschen Lobsang Jische.

Kandschur-lhakang heißt der Bibliothekssaal, wo die 100 oder 108 Folianten umfassende Bibel der Tibeter, der Kandschur, verwahrt, studiert und erklärt wird (Abb. 128). Sie enthält eine Sammlung kanonischer Werke, die im neunten Jahrhundert nach dem Sanskritoriginal übersetzt worden sind. Der Saal ist so dunkel wie eine unterirdische Krypta; seine rotangestrichenen Holzsäulen sind mit minutiösen, künstlerisch bemalten, uneingerahmten Bildern, „Tankas", behängt, und auch auf den Wänden ist ein Gewimmel bunter Götter dargestellt. An der oberen kurzen Seite des Saales sieht man eine Reihe Altäre, in deren verschiedenen Nischen man Götterstatuen und Abbildungen der Taschi-Lamas und anderer vornehmer Priester findet. Auch vor ihnen brennen Butterlampen und blanke, glänzende Messingschalen sind bis an den Rand mit Opfergaben gefüllt. Die Beleuchtung ist spärlich und mystisch wie überall in Taschi-lunpo; es hat den Anschein, als ob die Mönche der Dunkelheit bedürften, um den Glauben an das Unglaubliche und Übernatürliche, das hier gelesen und studiert wird, zu verstärken.

In der Gasse, die längs der Vorderseiten der Mausoleen hinführt, nach Westen weiterschreitend, sehen wir in das Grabmal des zweiten Oberpriesters hinein, und darauf in das des dritten. Sie hießen Pantschen Lobsang Jische (1663—1737) und Pantschen Lobsang Palden Jische (1737—1779). Ihre Grabkapellen sind genau nach dem Muster der schon beschriebenen erbaut, aber zwischen den Portalsäulen des dritten hängt ein Schild, das in erhabenen Buchstaben den Namen des Kaisers Kien Lung trägt (Abb. 129). Koeppen gibt in seinem Buche interessante Mitteilungen über die Beziehungen des großen Mandschukaisers zu diesem Taschi-Lama. Kien Lung (1736—1795) hatte schon vom Jahre 1777 an den Großlama durch mehrere Schreiben eingeladen, nach Peking zu kommen, aber dieser witterte Unrat und suchte sich auf alle Weise zu entschuldigen. Doch der Kaiser überredete ihn so lange, daß der Prälat schließlich, im Juli des Jahres 1779, aufbrechen mußte. Nach dreimonatiger Reise erreichte er das Kloster Kum-bum. Überall, wo die heilige Karawane durchzog, versammelten sich Pilgermassen, die den Großlama anbeteten und ihm Geschenke darbrachten. In Kum-bum überwinterte er und mußte täglich mehrere tausend Abdrücke seiner Hand auf Papier liefern, welche Reliquien ihm gut bezahlt wurden. Ein einziger reicher Häuptling soll ihm 300 Pferde, 70 Maulesel, 100 Kamele, 1000 Stück Brokatzeug und 150000 Mark in Silber geschenkt haben. Von Prinzen, Fürsten, Beamten und Soldaten und schließlich auch dem Oberhoflama

des Kaisers, Tschantscha Chutuktu, geleitet, erreichte er nach weiterer zweimonatiger Reise Kien Lungs Sommerresidenz, wo er mit großartigem Pomp und Staat und glänzenden Festen empfangen wurde. Der Sohn des Himmels geruhte, sich von dem Heiligen in den Wahrheiten der Religion unterweisen zu lassen. Während der Kaiser die Gräber seiner Ahnen in Mukden besuchte, hielt der Taschi-Lama seinen festlichen Einzug in Peking, wo alle, von den kaiserlichen Prinzen bis zum Straßenpöbel, ihn sehen und seinen Segen erhalten wollten. Sogar die kaiserlichen Favoritinnen bestanden eigensinnig darauf, Seine Heiligkeit sehen zu dürfen, bei welcher Gelegenheit er stumm und regungslos hinter einem durchsichtigen Vorhang sitzen blieb und die Augen niederschlug, um nicht durch den Anblick der schönen Frauen befleckt zu werden.

Aber plötzlich nahm all dieser weltliche Glanz ein klägliches Ende. Der Taschi-Lama erkrankte und starb, und man behauptete, daß der mächtige Kaiser ihn habe vergiften lassen, weil er ihn in Verdacht gehabt, daß er mit der Absicht umgehe, sich mit Hilfe des Generalgouverneurs von Indien von der chinesischen Oberhoheit zu befreien. Denn gerade an diesen dritten Taschi-Lama hatte Warren Hastings sechs Jahre vorher Bogle als Gesandten geschickt. Wenn unser Freund, der jetzige Taschi-Lama, daran gedacht hätte, würde er vielleicht seinen Besuch in Indien lieber unterlassen haben. Der Kaiser stellte sich indessen untröstlich, ließ die Leiche einbalsamieren und über drei Monate an dem goldenen Sarkophag Gottesdienst halten, worauf der Tote den langen Weg nach Taschi-lunpo, der zu Fuß sieben Monate in Anspruch nahm, auf Menschenschultern getragen und dort in dem prächtigen Mausoleum, dem wir jetzt einen flüchtigen Besuch abgestattet haben, aufgestellt wurde.

Unsere nächste Visite gilt dem sogenannten Namgjal-lhakang, dem Tempel des Tsongkapa, einem großen Pfeilersaal mit einer gigantischen Bildsäule des großen Reformators; vor seiner Statue und anderen, die ihr Gesellschaft leisten, stehen die bekannten Batterien von Lampen, Tempelgefäßen und lamaistischen Sinnbildern (s. bunte Tafel). Der Tempelwächter (Abb. 139), der in einem kleinen Verschlag in der Eingangshalle haust, ist ein jovialer Siebziger, der sechzehn Jahre in der Mongolei gelebt hat und stets herauskommt, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, sobald ich auf dem Wege von oder nach den westlichen Gebäuden Taschi-lunpos an dem Tempel des Tsongkapa vorbeigehe.

Tsongkapas Name ist in der lamaistischen Kirche ebenso berühmt und wird ebenso hochgeehrt wie der des Buddha selber; ich kann mich nicht entsinnen, daß in einem einzigen der vielen Tempel, die ich in Tibet besucht habe, seine Statue gefehlt hätte. Er wurde im Jahre 1355

Namgjal-lhakang mit Tſongkapas Bild in Taſchi-lunpo.
Aquarell des Verfaſſers.

Digitized by Google

in Amdo geboren, und seine Geburt war selbstverständlich von allerlei übernatürlichen Umständen begleitet. Im Alter von drei Jahren beschloß er, sich von dieser Welt abzuwenden, und zu diesem Zweck schnitt seine Mutter ihm das Haar ab, das die Wurzel und der Ursprung des berühmten Wunderbaumes in Kum-bum (der Tempel der „hunderttausend Bildsäulen") wurde, auf dessen Blättern Pater Huc mit eigenen Augen heilige Schriftzeichen gelesen hat. Leider fand mein eigener Besuch in Kum-bum im Jahre 1896 im Winter statt, als der heilige Baum entlaubt dastand. Nach gründlichen Studien reifte in Tsongkapa der Entschluß, den stark verwilderten und entarteten Lamaismus zu reformieren, und in mehreren öffentlichen Disputationen widerlegte er, ganz wie Luther, alle seine Gegner. Die Zahl seiner Anhänger wuchs schnell, und im Jahre 1407 gründete er bei Lhasa das Kloster Galdan, dessen erster Abt er wurde, und darauf die beiden ebenso großen und ebenso berühmten Klöster Brebung und Sera. Tsongkapa führte den Zölibat unter den Mönchen seiner Sekte ein, die er „Gelugpa", die „Tugendsekte", nannte und deren Kennzeichen die gelbe Mütze wurde. Denn Gelb war die heilige Farbe der alten buddhistischen Mönche. Unter anderen Geboten, die er einführte, war auch die Vorschrift, daß die tugendhaften Mönche sich zu gewissen Zeiten in die Einsamkeit zurückziehen sollten, um sich in Meditation zu versenken, zu studieren und sich auf Disputationen vorzubereiten. Heutzutage sind die Gelbmützen in Tibet viel zahlreicher als die Rotmützen. Tsongkapa starb im Jahre 1417 und liegt in Galdan begraben, wo sein Sarkophag oder „Tschorten" frei in der Luft schwebt. Er wird als eine Inkarnation des Amitabha, aber zugleich auch als eine des Mandschuschri und des Vadschrapani betrachtet, und er lebt also noch in meinem Freunde, dem jetzigen Taschi-Lama, fort, nachdem er vorher der Reihe nach auch die fünf Taschi-Lamas, deren Gräber wir jetzt gerade besuchen, durchlebt hat. Es ist also leicht zu verstehen, daß sein Ansehen gerade hier in Taschi-lunpo außerordentlich groß sein muß.

Als wir gerade vor der Statue saßen und Tsongkapas freundlich lächelnde Gesichtszüge unter der üblichen spitzen Mitra betrachteten, erschienen einige jüngere Lamas mit Früchten, Süßigkeiten und Tee, nebst Grüßen vom Taschi-Lama, der die Hoffnung aussprechen ließ, daß es mich nicht zu sehr ermüden möge. In der halben Dämmerung der Seitenwände lasen einige sitzende Mönche laut aus heiligen Schriften vor, die auf kleinen Schemeln vor ihnen lagen; dabei hielten sie in der Hand einen „Dortsche", das Sinnbild der Kraft, und eine Glocke, mit der sie dann und wann klingelten (Abb. 115). Als wir wieder in das Sonnenlicht hinaus-

traten, ging der indiſche Elefant des Taſchi-Lama in der Gaſſe ſpazieren; er iſt der einzige ſeiner Art in der ganzen Gegend und ſoll das Geſchenk eines reichen Kaufmanns ſein, der ihn vor acht Jahren von Siliguri hierhergebracht hat.

Auch der vierte Taſchi-Lama, Pantſchen Tenbe Nima (1781—1854), hat eine Grabkapelle, die denen ſeiner Vorgänger gleicht. Zu beiden Seiten des Eingangstors ſehen wir die in doppelter Lebensgröße auf die Wände der Vorhalle gemalten Bilder der „vier großen Könige", Namböſe, Jukorſchung, Pagjepo und Tſchenmigſang, deren Aufgabe es iſt, die Dämonen fernzuhalten und ihnen jede Störung des Tempelfriedens unmöglich zu machen. Sie ſind in grellen Farben gemalt und ſehen, mit Schwert, Bogen und Spieß bewaffnet und mit einem Gewirr von Wolken, Wellen und züngelnden Flammen, Tigern, Drachen und andern wilden Tieren umgeben, geradezu abſcheulich aus. Kaum in einem einzigen Tempel Tibets fehlen dieſe vier Bilder am Eingang, und auf jeder der vier Seiten der fünf Grabmale iſt einer dieſer vier Schutzkönige in Relief dargeſtellt.

Unſere Führer ſagten mir, dieſes Mauſoleum ſei in demſelben Jahre, in dem der vierte Taſchi-Lama geſtorben, erbaut worden. An beiden Seiten der eigentlichen Grabkapelle liegt ein kleinerer Tempelſaal, links der Jamijang-lhakang mit mehreren Götterbildern und einer Altarfront, deren vergoldete Sphinxe rote Flügel auf dem Rücken, dem Nacken und den Tatzen tragen. Rechts liegt der Galdan-lhakang mit einem Bild des Tſongkapa, das aus den Kronenblättern einer Lotosblume hervorwächſt, wodurch ſeine himmliſche Abſtammung gekennzeichnet wird.

Schließlich richten wir unſere Schritte nach der Grabkapelle, in der der fünfte Taſchi-Lama, der Pantſchen Tenbe Vangtſchuk (1854—1882), den letzten Schlaf ſchläft. Da dieſes Mauſoleum erſt einige zwanzig Jahre alt iſt, ſieht es neuer und ſauberer aus als die anderen, und es iſt außen und innen beſonders reich und prachtvoll verziert. Die Vorderſeite ſeines Tſchorten glänzt von Gold, Türkiſen und Korallen; gegen den reinen lamaiſtiſchen Kloſterſtil aber ſtechen ein Glaskronleuchter aus Indien und einige gewöhnliche Glaskugeln grell ab, letztere aus blauem Glas und Spiegelglas — billiger Kram der Art, die man in Gärten auf dem Lande oder vor Dorfgaſthäuſern findet. Sie hängen an einer Querleiſte vor dem Sarkophagbehälter. Auf dem Altartiſch ſtehen die üblichen Opfergefäße, von denen viele ganz beſonders elegant und geſchmackvoll ſind. Eine große Schale auf hohem Fuß iſt von Gold und enthält einen brennenden Docht. Rechts hängen an Nägeln einfache Gaben von armen Pilgern, billige Kadachs, die Gazebinden

ähneln, Armringe, Halsbänder, Amulettfutterale, Rosenkränze, alles von wohlfeilster Sorte und alles Geschenke von Wallfahrern, die in überwallender Begeisterung die unansehnlichen Schmuckgegenstände, die sie zufällig an sich tragen, als Opfergabe darbringen. Hier sehen wir auch auf einer rot und gelb eingerahmten Steintafel den Abdruck eines Kinderfüßchens; eine detaillierte Beschreibung in erhabenen Buchstaben sagt uns, daß es ein Abdruck des Fußes des jetzigen Großlamas ist, als er ein Kind von sechs Monaten war. Diesem Grab dürften die Gaben in größerer Menge zufließen als den übrigen, denn es gibt noch viele, die sich des Toten erinnern.

Die ersten vier Gräber waren mit vielen massiven, komplizierten Schlössern zugesperrt gewesen, wurden aber meinetwegen geöffnet und, als wir sie verließen, wieder verschlossen. Aber die Grabkapelle des fünften Großlamas stand dem Publikum offen, und dort kam und ging ein Strom von Pilgern. Die uns begleitenden Mönche wollten sie fortjagen, aber ich erlaubte nicht, daß sie gestört wurden; es war ja auch interessant, ihre Andacht eine Weile zu beobachten. „Om mani padme hum" murmelnd, stehen sie mit gesenktem Haupt vor dem Grabmonument, fallen auf die Knie, lassen die Hände auf dem steinernen Fußboden nach vorn gleiten, bis sie der Länge nach mit der Stirn auf dem Boden liegen; dann erheben sie sich wieder und wiederholen diese religiöse Gymnastik immer von neuem. Hinterher verbeugen sie sich vor den Götterbildern, legen eine Handvoll Reis oder Mehl in die Opferschalen und gehen in dem dunkeln Gang um das Monument herum.

In jedem dieser Tschorten ist der Großlama ganz oben in der Pyramide hinter seinem eigenen Bilde beigesetzt. Von der Straße, die sich an der Vorderseite der Mausoleen hinzieht, steigt man einige steinerne Stufen hinauf und gelangt durch ein Portal in einen gepflasterten Vorhof, den eine auf Holzsäulen ruhende Galerie umgibt. Innerhalb der Säulen sind die Wände mit Fresken verziert, die lächelnde Götter und tanzende Göttinnen, die an Nymphen und Odalisken erinnern, Personen aus der Geschichte und der Legende, wilde Tiere, allegorische Figuren und die kreisrunde Scheibe, die ein Bild des Universums mit den Welten der Götter, der Menschen und der Dämonen ist, darstellen. Die Wände im Vorhof des fünften Grabes zeichnen sich durch ihre frischen, lebhaften Farben von kräftiger, dekorativer Wirkung aus, während die der anderen mehr von der Zeit mitgenommen und teilweise so ausgelöscht sind, daß man sie wohl kaum noch restaurieren könnte. Wenn das Alter der ganzen bemalten Fläche seinen Stempel gleichmäßig aufgedrückt hat, so gewinnt das Gemälde dadurch, denn die Farben werden gedämpfter und ruhiger,

aber das Schlimme ist, daß oft der ganze Putz abgefallen ist. Vor jeder Grabkapelle hängt eine große Bronzeglocke.

Die Vorhöfe sind zu eng, als daß die geschmackvollen Portale sich in all ihrer Schönheit geltend machen könnten; man hat sie zu dicht vor sich oder sieht sie in zu starker Verkürzung. Aus dem Vorhof des fünften Grabes führt eine hölzerne Treppe in die Vorhalle hinauf (Abb. 130). Die Treppe besteht aus drei Abteilungen und hat also vier Geländerstangen, von denen die beiden mittelsten unten und oben durch Quertaue abgesperrt sind. Die Mitteltreppe darf nämlich nur der Taschi-Lama selbst betreten, während die beiden äußeren von Krethi und Plethi benutzt werden dürfen und infolgedessen auch schon sehr abgenutzte, beinahe ausgehöhlte Stufen haben. Wenn man die Treppe heraufkommt, hat man das Grabtor vor sich und rechts und links die kurzen Querseiten der Vorhalle mit den Bildern von zweien der vier Geisterkönige, während die zwei andern an beiden Seiten der massiven Pfosten des Tores auf die Wand gemalt sind. Die Vorhalle ist nach dem Vorhof zu offen, und ihre reich geschnitzten Frontleisten und Balken werden von zwei polygonalen, roten Holzsäulen mit geschnitzten und buntbemalten, länglichen Kapitälen getragen. Vor dem Eingangstor hängt eine grobgemusterte, schwere Draperie. Die sehr massiven, schweren Türfüllungen sind dunkelziegelrot lackiert, glänzen wie Metall und sind mit Beschlägen verziert, schildförmigen Platten und Ringen von gelbem Messing, das die Zeit teilweise schon geschwärzt hat. An den Ringen der Schilder hängen ein paar Quasten (s. bunte Tafel). Wenn die beiden Türen aufgeschlagen werden, hat man die geheimnisvolle Dämmerung der Grabkammer und die flackernden Lampen vor sich.

Meine erste Runde in Taschi-lunpo war nun beendet, und übersättigt von seltsamen Eindrücken begaben wir uns, als es dämmerte, wieder nach unseren Zelten in Kung Guschuks Garten hinunter. Es war früher als gewöhnlich dunkel geworden, denn im Westen ballte es sich wieder zum Unwetter zusammen, und noch ehe wir zu Hause ankamen, hatten wir es über uns.

Eingang zum Grab des fünften Taschi-Lama in Taschi-lunpo.
Aquarell des Verfassers.

Digitized by Google

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Tibetiſche Volksbeluſtigungen.

Das leichtgläubige Volk, auf deſſen Koſten die Mönche in tatenloſer Faulheit dahinleben — und gut leben —, iſt mit den religiöſen Spielen, die nur ſeine geiſtigen Bedürfniſſe befriedigen, allein nicht zufrieden; es muß auch mit profanen Schauſpielen amüſiert werden, die ſeinen vulgären Neigungen beſſer zuſagen und geeigneter ſind, die Sinne zu entflammen. Am 15. Februar ſollte ein derartiges Schauſpiel auf der Ebene außerhalb der Stadt Schigatſe vor ſich gehen; auch ich und die Meinigen wurden eingeladen. Wir beſtiegen rechtzeitig unſere Pferde und ritten nach Norden durch die kleine Stadt, die nicht mehr als 300 Häuſer haben ſoll (Abb. 131) — Städte ſind in Tibet ebenſo ſelten, wie unbedeutend. Die Häuſer ſind weiß abgeputzt und haben oben einen ſchwarzen oder roten Rand; mit wenigen Ausnahmen ſind ſie nur ein Stockwerk hoch; das Dach iſt immer flach und mit einem Geländer verſehen; die Fenſter und Türen ſind in demſelben Stil gehalten wie die der Klöſter. Von der Straße gelangt man in einen Hof, wo gewöhnlich ein großer biſſiger Hund an der Kette liegt. Die Dächer ſind mit einem ganzen Wald von Reiſigbündeln und Gerten verziert, an denen Gebetswimpel in allen Regenbogenfarben hängen; ſie haben den Zweck, die Dämonen in die Flucht zu jagen. Zwiſchen den unregelmäßigen Häuſerreihen ziehen ſich ſchmale Gaſſen und Wege hin, auf denen ſchwarze Schweine in weggeworfenen Abfällen wühlen, tote Hunde umherliegen und ſtinkende Lachen ſtehen, aber dann paſſieren wir auch offene Plätze, teils mit Teichen.

Dieſe ganze Stadt trägt den Charakter des Gleichmäßigen und Abgeplatteten, das mit dem „Dſong", der ſich ſtolz auf dem Gipfel ihres Felſens erhebenden Burg, und den goldenen Tempeldächern Taſchi-lunpos am Fuß des Gebirges in ſcharfem, demütigendem Kontraſt ſteht. Der Erd-

boden besteht aus gelbem Staub, und hier und dort kommen wir an einer scharf abgeschnittenen Lößterrasse vorbei; der vom Wind aufgewirbelte Staub liegt auf allen Häusern und Wegen.

Ein schwarzer wimmelnder Zug von Schaulustigen wandert nach der großen Ebene im Nordosten des Dsong hinaus; je weiter wir kommen, desto dichter wird er; die meisten gehen zu Fuß, Männer mit Gebetmühlen oder Tabakpfeifen, Weiber mit runden roten Bogen im Nacken und schreienden Kindern auf dem Arm, Knaben, Bettler, Mönche und allerlei Pilger aus den benachbarten Ländern. Hier und dort reitet ein feiner Herr mit einem oder mehreren Begleitern, während Hausierer auf Eseln Dörrobst und Süßigkeiten befördern, die unter den Leuten verkauft werden sollen.

Am Schauplatz angelangt, lassen wir Rabsang unsere Pferde hüten und beobachten mit gespanntem Interesse das eigentümliche festliche Bild, das sich ringsumher entrollt. Es ist ein Menschenmeer, Tausende und aber Tausende von Tibetern und reisenden Fremdlingen in bunten Trachten, von denen jede ein dankbarer Vorwurf für den Pinsel eines Malers sein würde. Vor uns im Osten haben wir die Gärten der Dörfer des Njangtschu-Tales am Fuß der Berge, und hinter uns haben wir eine ganze Stadt von blau und weißen Zelten mit mehr oder weniger vornehmen Zuschauern, auf dem besten Platz aber erhebt sich ein großes blau-weißes Zelt, das nach dem Schauplatz zu offen ist — dort sitzen mit gekreuzten Beinen auf weichen Teppichen die Beamten des Dsong in gelben Gewändern, feierlich wie Buddhastatuen, und nehmen von Zeit zu Zeit Erfrischungen ein. Alle diese Zelte erheben sich wie Felseninseln aus dem Menschenmeer.

Mitten durch die Menge zieht sich von Norden nach Süden eine Reitbahn, die nur 2 Meter breit ist und auf den Seiten fußhohe Erdwälle hat. Von der Zeltstadt senkt sich der Boden nach der Bahn hinab, und die Zuschauer, die sich hier befinden und zu denen auch wir gehören, haben sich deshalb gruppenweise niedergesetzt, auf der Ostseite aber, wo der Boden eben ist, bleiben sie stehen. Und hier zerfällt die Menschenmasse in drei Abteilungen, die durch zwei breite, offene Straßen voneinander getrennt sind. Vor ihnen sind, unmittelbar an der Reitbahn, zwei Ziele errichtet, die aus runden, an Stangen hängenden Schießscheiben mit einem weißen und einem schwarzen Ring und einem roten Punkt in der Mitte bestehen. Die Straßen werden offengehalten, damit beim Schießen keiner verletzt wird. Polizisten in rot und weißen Röcken, mit gelben Hüten und sowohl vorn als hinten bezopft, halten das Volk in Ordnung; der Zopf pendelt hin und her, während ein Tauende in un-

unterbrochener Bewegung ist, um allzu neugierige Zuschauer von der Bahn zu jagen. Zwei dieser Polizisten sind mir zur Verfügung gestellt, um mir die Aussicht freizuhalten, aber ich habe von ihnen mehr Verdruß als Nutzen, denn unaufhörlich muß ich sie beruhigen, wenn sie halbnackte Jungen schlagen, die mir durchaus nicht im Wege sind.

Jetzt geht es los! Aller Augen richten sich auf eine Schar von siebzig Reitern in außerordentlich bunten Kostümen (Abb. 132), die im Gänsemarsch langsamen Schrittes nordwärts durch die Bahn reiten, so langsam, daß man sehr gut Zeit hat, ihre verschiedenen Trachten zu studieren. Alle tragen sie rote, platte Champignonhüte mit herabhängenden wehenden Federbüschen, weiße dünne Unterjacken mit einer Weste darüber und weiße Hosen mit Flicken auf den Knien. Aber in einigen Einzelheiten zeigen sich allerlei Verschiedenheiten. So ist z. B. ein Reiter mit einer weißseidenen schwarzeingefaßten Weste über einer gelben Seidenjacke mit breiten aufgekrempten Ärmeln bekleidet, während ein anderer eine hellblaue Weste über seiner gelben Jacke trägt und ebenfalls blaue Kniestücke auf seinen gelben Pantalons hat. Sonst sind die Kniestücke gewöhnlich rot. An einem Schulterriemen hängt der Köcher, der mit rotem Stoff überzogen, mit blinkenden Metallplättchen, Schildern und Knöpfen verziert ist und ein Bündel langer Pfeile, an denen unten Federn und Federquasten sitzen, enthält. Der Sattel mit seinem plumpen, hohen Holzgestell ruht auf einer buntgestickten Satteldecke. Der Schwanz des Pferdes ist mit roten, gelben und blauen Bändern umwickelt, und diese laufen unten in einer Quaste zusammen, die ein Ring von Draht ausgespannt hält, damit sie sich besser ausbreite und mehr Effekt mache. Eine ähnliche Rosette ziert auch die Schwanzwurzel, und von ihr gehen an den Seiten des Pferdes Bänder und Querlappen entlang, die am Sattel befestigt sind und im Winde flattern. Zwischen den Augen trägt das Roß einen hoch in die Luft ragenden Busch von Pfauenfedern, der unten in einem Strauß von Daunen steckt; vor der Stirn hat es ein ganzes Bündel Zeugstreifen verschiedener Länge und Farbe; der Zaum ist voller Metallbeschläge, und vor der Brust trägt es ein breites Band mit Schellen, die bei der geringsten Bewegung klingeln.

Es ist also eine sehr farbenreiche, phantastisch aufgeputzte Reiterschar, die jetzt in umgekehrter Richtung durch die Bahn zurückkehrt, diesmal aber in tollster Karriere. Sie reiten so schnell die Pferde nur laufen können, sie hopsen und hüpfen mit Beinen und Ellbogen auf und nieder, die Hutfederbüsche wehen, die Köcher klappern in ihrem Gehänge, die Schellen klingeln, und alle ihre Quasten, Lappen und Bänder fliegen und flattern nach allen Seiten während dieses tollen Reitens. Die Rosse

ſchnauben, der Schaum bildet Flocken auf dem Zaum, und jeder Reiter rührt für ſeinen Nachfolger eine Staubwolke auf. Dieſe Vorführung wiederholt ſich zweimal, beim dritten Rennen aber ſchießen die Reiter mit ihren langen Bogen auf beide Schießſcheiben (Abb. 133). Der Abſtand zwiſchen beiden beträgt etwa 60 Meter, und es gilt, in jede Scheibe einen Pfeil zu ſchicken. Das erſtemal geht es noch ganz gut, dann aber muß der Schütze ſehr flink in ſeinen Bewegungen ſein, wenn er den Köcher, der ihm auf dem Rücken baumelt und hüpft, noch rechtzeitig ergreifen, den Pfeil herausziehen, ihn auf die Sehne legen und ihn abſenden will — ehe er ſchon an der zweiten Scheibe vorbei iſt! Viele Schützen trafen beide Scheiben, andere jagten den erſten Pfeil in die Scheibe, den zweiten aber in den Erdboden; bei einigen fuhr der Pfeil ſchräg gegen den Holzrahmen der Scheibe, während noch andere verſuchten, ſich dadurch aus der Affäre zu ziehen, daß ſie ſich im Sattel umdrehten und, zur großen Gefahr der Zuſchauer, den Pfeil nach rückwärts abſchoſſen. Der rote Punkt in der Mitte iſt mit einem roten Pulver gefüllt, das in einer Wolke aufſtäubt, wenn das Zentrum getroffen iſt.

Die Pferde ſind klein und lebhaft, einige halbwild und feurig; ſie ſind langhaarig, aber ſchlecht geſtriegelt, zottig und ungepflegt. Während des Schießens liegen ſie faſt langgeſtreckt im Lauf auf der Bahn, und die loſen Zügel hängen über den Hals herab.

Beim vierten Rennen ſchoſſen die Reiter mit loſem Pulver nach beiden Scheiben, und beim fünften mit der Flinte nach der erſten und mit dem Bogen nach der zweiten Scheibe. Sie benutzten dabei ihre langen, ſchweren, unförmlichen Musketen und hatten nicht einmal die unbequeme Gabel abgenommen. In der Mündung des Flintenrohrs ſteckt ein Ball zuſammengedrückter Papierſtreifen, die ſich, wenn der Schuß fällt, nach allen Seiten zerſtreuen — des größeren Effektes wegen! Der Start findet in großer Entfernung ſtatt, und der Reiter iſt ſchon in vollem Galopp, wenn er ſich der erſten Scheibe nähert. Er hält die Flinte in der Linken, erhebt ſie langſam und elegant an die rechte Schulter, umfaßt mit der Rechten den Kolben, hält die Mündung nach vorn in der Richtung der Bahn, und in dem Augenblick, wenn er an der Scheibe vorüberſauſt, dreht er den Lauf nach der Scheibe hin und ſchießt, denn die Zündſchnur iſt ſchon beim Start angezündet worden. Viele erzeugten die rote Wolke, alle die weiße von den Papierſtreifen — falls nicht der Schuß verſagte; denn auch das kam vor, wenn man den Zunder nicht im richtigen Moment gegen das Zündloch gehalten hatte. Bei einigen Schützen fiel der Schuß ein wenig zu ſpät, wenn ſie die Tafel ſchon paſſiert hatten, und dann begannen die der Gefahr am meiſten aus-

gesetzten Zuschauer nach allen Seiten davonzustürmen, da sie die berechtigte Furcht hegten, daß ihnen die Augenbrauen versengt werden könnten. Sowie der Schuß gefallen war, wurde der Flintenriemen schnell über die Schulter geworfen, und jetzt galt es, in zwei Sekunden den Köcher und den Pfeil zu ergreifen und ihn auf die zweite Scheibe abzuschnellen. Die Entfernung war jedoch so kurz, daß die meisten fehlschossen; wenn es aber einem gelang, brachen die Menschenmassen in nicht endenwollenden Jubel aus, und wenn es ihm mißglückte, jubelte man noch mehr. Anstrengend und heiß muß es sein, in diesen pompösen Anzügen mit Flinte, Bogen und Köcher der Sonne gerade entgegenzureiten und von Zeit zu Zeit spurlos in einer Staubwolke zu verschwinden. Einige Pferde stoßen so, daß ihre Reiter nicht zum Schusse kommen, und dann amüsiert sich das Volk wieder. Einem Schützen fällt der Hut ab, das ihm folgende Pferd scheut vor der Scheibe und sprengt, die abgesteckte Bahn verlassend, mitten in den Zuschauerhaufen hinein. Ein anderer handhabt seine Flinte sicher, hüllt die erste Scheibe in eine rote Wolke und trifft auch die zweite, hat aber in der Eile zwei Pfeile hineingeschossen. Einer zerschießt die Scheibe in kleine Stücke, und einem anderen zerbricht die Flinte, so daß er mit dem bloßen Kolben in der erhobenen Hand weiterreitet — immer amüsiert sich das Volk grenzenlos. Besondere Wachen lesen die Pfeile auf, erneuern die Scheiben und füllen die roten Punkte mit neuem Pulver.

Dies ist ein tibetisches Volksvergnügen, frisch, farbenreich und pittoresk. Die Zuschauer haben augenscheinlich ihre Lieblinge unter den Wetteifernden; das kann man an dem steigenden Summen hören, sobald sich ein bestimmter Reiter nähert. Anderen prophezeit man keine Lorbeeren, denn sie werden schon beim Kommen mit Lachsalven empfangen. Alle sind ganz Auge und Ohr, während sie stundenlang stehen oder sitzen und Nüsse und Naschwerk verzehren. In der Menge sehe ich mehrere alte Bekannte aus dem Kloster, aber auch Lamas aus Ladak, die an den geistlichen Hochschulen Taschi-lunpos studieren, Kaufleute aus Nepal und Bhutan, mongolische Pilger in Pelzmützen mit großen Ohrenklappen von Fuchsfell, etwa zwanzig Kaufleute aus Kaschmir und Ladak in hohen weißen Turbanen und schwarzen Kaftanen mit Leibgürteln. Die Chinesen, die in Tibet die Rolle der Engländer in Indien spielen, sitzen in kleinen Gruppen und rauchen ihre Pfeife; der Verlauf des Preisschießens scheint sie ganz gleichgültig zu lassen. Sie tragen blaue Anzüge, schwarze Westen und schwarze Scheitelkäppchen, auf denen oben in der Mitte ein Korallenknopf sitzt (Abb. 138).

Zwei Reitpferde, die so etwas wohl noch nie mitgemacht hatten,

wurden scheu, stürmten auf die Menge auf unserer Seite los, rannten einige über den Haufen, sprangen über andere hinweg und wurden schließlich erst eingefangen, nachdem das eine, buchstäblich in Menschen und deren Kleidungsstücke eingeschnürt, gestürzt war. Als letzter im letzten Rennen kam ein zerlumpter Kerl auf einem jämmerlichen Gaul angehumpelt und erregte die größte Heiterkeit. Dies war das Signal, daß das Fest beendet war, und nun sah man die Reiter absitzen und zu Fuß in langer Reihe an dem Dsongzelt vorbeiziehen, wo jeder das Haupt vor dem „Vorsteher der Stadtverordneten" beugte und einen Kadach um den Hals gelegt erhielt. Dasselbe billige Gnadenzeichen wurde ihnen dann auch von ihren Freunden und Bekannten zuteil, und einige Günstlinge wanderten sogar mit weißen Halstüchern umher, die bis zu sechzig Ellen lang waren. Ich selber spendierte der ganzen Gesellschaft Tee und gab ihnen allen ein Trinkgeld für das Vergnügen, das sie mir und meinem Gefolge bereitet hatten. Als wir schließlich wieder in Schigatse einritten, begleitete uns ein ganzes Heer schwarzer Tibeter.

Am 21. Februar lud mich Ma Daloi ein, auf dem inneren Hof seines Jamen einige Aufführungen zur Feier des chinesischen Neujahrsfestes mit anzusehen. Die Auftretenden sollten Soldaten der Garnison sein, das Schauspiel aber war von den vier chinesischen Tempeln in Schigatse inszeniert worden. Es war spät abends und stockfinster; das Ganze war auf Beleuchtungseffekte angelegt. Zwei Stühle mit einem Tisch dazwischen wurden auf die Veranda gestellt, und während Ma mich mit echtem chinesischen Tee, Kuchen und Zigaretten bewirtete, traten zwanzig Mann ein, jeder mit zwei großen, kleeblattförmigen Laternen von weißem Zeug, das mit Blumen und Drachen bemalt war. In der Mitte der Laterne ist der Fettdocht so angebracht, daß sie sich im Kreise herumwirbeln läßt, ohne Feuer zu fangen. Die Männer tanzen und schwingen die Laternen, die eine in gleichmäßiger Wellenbewegung fortschreitende Linie bilden; sie stellen sich dann so auf, daß die Laternen verschiedene Muster bilden, deren Gestalt schnell wechselt; sie drehen sich blitzschnell im Kreise, und die helleuchtenden Laternen gleichen großen, in der Nacht umherschwebenden Feuerkugeln. Während der ganzen Zeit werden Schwärmer und Frösche losgelassen, die zwischen den Beinen der Zuschauer sprühen und knallen, denn der Hof ist auch voll tibetischer Zuschauer, die ganz ungeniert hereinkommen. Schließlich bleiben die Laternen stehen, und ein Riesenvogel mit hohem, beweglichem Schwanz und langem, gebogenem Hals schreitet gravitätisch über den Hof. Die nächste Nummer wird von Nepalis ausgeführt; jeder von ihnen trägt zwei Laternen, die wie Bienen-

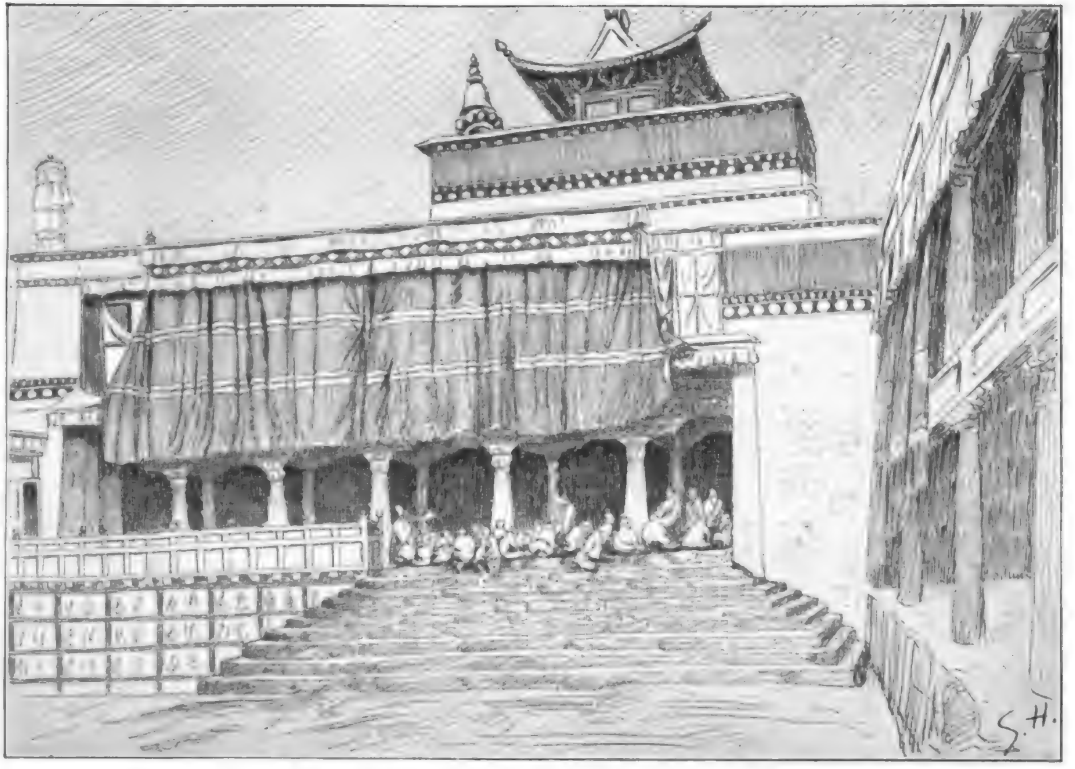
körbe ausſehen; die Spitze der vorderen beſteht aber aus einem Pferdekopf mit üppiger, herabhängender Papiermähne, und an der Spitze der hinteren hängt ein Papierſchwanz. Als ſie um den Hof herum einen recht luſtigen Reitertanz aufführten, hatte es daher den Anſchein, als ob ſie auf innen erleuchteten Pferden heranritten (Abb. 134). Die ganze Zeit über ſangen ſie in langſamem Takt ein ſchwermütiges Lied. Und nun ſchlängelte ſich der grün und gelbe Drache heran und erſchien auf dem Schauplatz. Sein Kopf iſt aus Holz und Papier und wird von einem Mann getragen, von deſſen Rücken ein bemaltes Tuch, der Leib des Drachen, ſich herabzieht, der einen zweiten niedergekauerten Mann bedeckt. Der Drache tanzt, windet ſich, ſperrt den Rachen auf und gebärdet ſich, als wolle er alle Anweſenden verſchlingen. Während der Spiele erſchallt dröhnend eine bizarre, überlaute Muſik von Trommeln, Becken und Flöten, deren Töne an eine Sackpfeife erinnern. Dieſe Poſſenreißer ſtellen ſich während der Neujahrstage auf den Höfen aller angeſehenen Leute ein, um ſich eine kleine Einnahme zu verſchaffen. Sie drohten auch uns einen Abend; ich bat ſie aber, lieber bei Tage zu kommen, um ſie auf einigen Platten verewigen zu können. (Abb. 135, 140.)

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

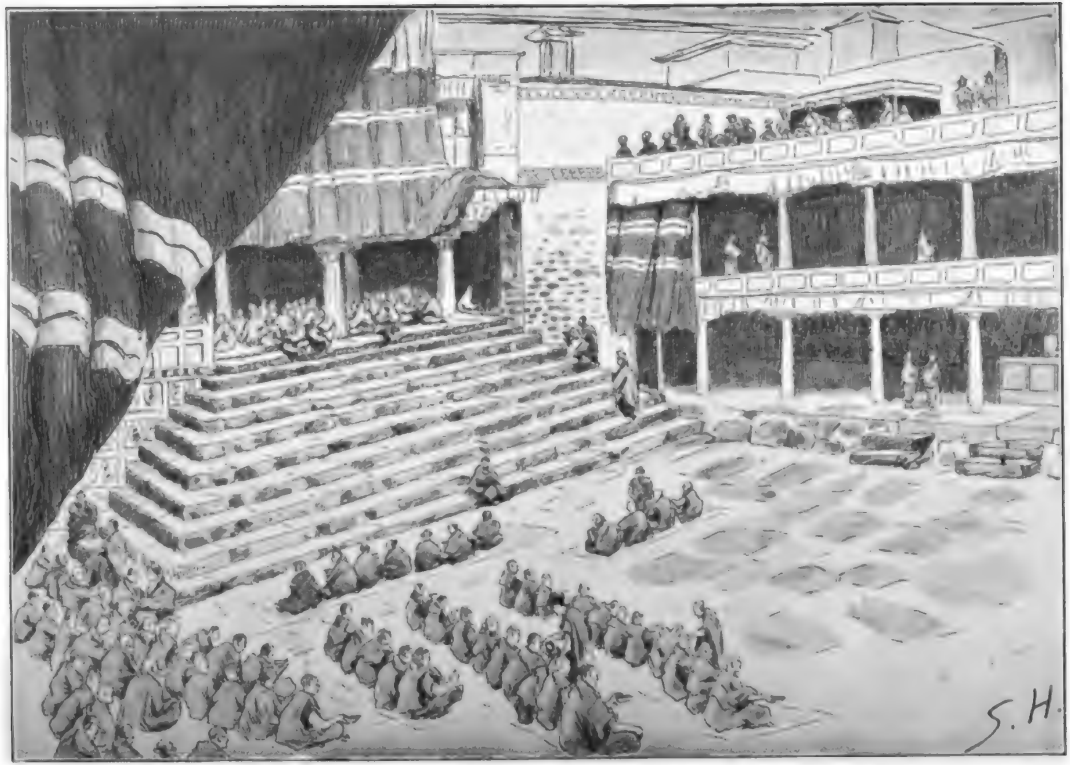
Mönche und Pilger.

Während der Zeit von 47 Tagen, die ich, durch die Macht der Verhältniſſe gezwungen, in Schigatſe verweilte, hatte ich Gelegenheit, zahlreiche Beſuche im Kloſter zu machen, intereſſante Einzelheiten zu zeichnen und zu photographieren, mich mit dem täglichen Leben und den Gewohnheiten der Mönche vertraut zu machen, bei Studien und Rezitationsübungen zugegen zu ſein und mich immer mehr in der hierarchiſchen Metropole einzuleben. Mit einem oder zwei Begleitern pflegte ich nach Taſchi-lunpo hinaufzureiten und in ſeinen dunkeln Grabkapellen und Tempelſälen den ganzen Tag zuzubringen. Erſt in der Dämmerung wurde ich von einigen meiner Leute mit Pferden wieder abgeholt. Von dieſen Beſuchen will ich erſt noch einige Eindrücke feſthalten, ehe wir wieder aufbrechen, um auf der Weiterreiſe neuen Schickſalen entgegenzugehen.

Am 14. Februar ſaß ich auf dem oberſten der weſtlichen Altane und zeichnete eine Skizze der Faſſade des öſtlichen Grabes, aber die Pilger, die ſich gerade zu den religiöſen Spielen, die an dieſem Tage ſtattfinden ſollten, verſammelten, zeigten ſich ſo neugierig, daß ich die Arbeit abbrechen und ſie auf eine ruhigere Gelegenheit verſchieben mußte. Statt deſſen ging ich auf die mit einem Geländer verſehene Dachplattform vor dem Labrang hinauf und ſtellte unten an der hinaufführenden Leiter Wachen aus, um die Leute am Mitkommen zu verhindern. Dort oben fällt der Blick auf eine Menge zylinderförmiger Geſtelle, die ein paar Meter hoch ſind; teils mit ſchwarzem und weißem Stoffe überzogen, teils mit faltigen Draperien von verſchiedener Länge und Farbe überkleidet, ſehen ſie Unterröcken ſehr ähnlich (Abb. 141). Zwiſchen ihnen ragen vergoldete Dreizacke, Fahnenſtangen und andere heilige Symbole in die Luft, die die Tempel vor den Dämonen ſchützen. Während ich eine perſpektiviſche Skizze der Faſſaden der drei mittelſten Grabkapellen zeichnete, ſtellte ſich der Oberintendant von Taſchi-lunpo, der die



144. Die große rote Galerie von Taschi-lunpo von außen.
Skizze des Verfassers.



145. Der Taschi-Lama bei einer religiösen Disputation auf dem Festspielhof in Taschi-lunpo.
Skizze des Verfassers.

Aufsicht über die Verproviantierung, das Reinigungswesen, die Beleuchtung usw. hat, bei mir ein, ließ Teppiche und Kissen legen und setzte uns den üblichen Imbiß vor. Es ist ein alter Lama, der nach vorbereitenden Studien im Kloster Tösang-ling schon 30 Jahre in Taschilunpo dient.

Von unserem Aussichtspunkt aus sehen wir mehrere kleinere, vergoldete Kupferdächer in chinesischem Stil, die vor den Grabfassaden liegen und sich ohne jeden vermittelnden Übergang direkt aus den flachen Dächern erheben. Unter jedem Dach befindet sich irgendeine bedeutendere Götterstatue in einem Tempelsaal.

Ich ging auf dem Dache umher und genoß die wunderbare Aussicht über die Tempelstadt und ihren Wald von Dachornamenten und kam dabei an einen Platz, wo mehrere Gruppen priesterlicher Schneider mit einem Eifer und einer Hast, als gelte es ihr Leben, bunte Zeugstücke zusammennähten. Hätte man sie ohne die klösterliche Umgebung und die wehenden Symbole gesehen, so würde man geglaubt haben, daß es sich um Gewänder zu einem Ballett oder Kostümfest handle. O nein, die Götterbilder waren es, die neue Seidenkleider haben und wegen des fünfundzwanzigsten Geburtstags des Taschi-Lama mit neuen Draperien und Standarten umgeben werden mußten. Die geistlichen Ritter von der Nadel saßen im vollen Sonnenschein, nähten, plauderten miteinander und schienen sich sehr behaglich zu fühlen. Sie baten mich ungeniert um Geld zu Tee und erhielten auch eine Handvoll Rupien.

Unter dem Platz, wo ich den Taschi-Lama bei den Spielen zuerst erblickte, liegt eine offene Galerie, ein Säulengang (Abb. 142) mit Aussicht über den Hof; die Säulen sind von Holz, nach oben hin mit rotem und nach unten mit weißem Stoff umwunden. Diese Galerie ist sehr malerisch, vom Hause aus gesehen besonders der Platz, wo die Statuen der vier Geisterkönige stehen (Abb. 144). Die Säulen heben sich dunkel gegen den hellen Hintergrund des offenen Hofes ab, und zwischen ihnen bewegte sich gerade eine Staffage, die das Bild nicht verdarb, nämlich rotgekleidete Mönche und Pilger in bunten Gewändern.

Gerade jetzt wurde auf dem Hofe ein religiöses Spiel aufgeführt. An der nördlichen kurzen Querseite des Hofes stand unter dem ersten Altan ein Thronaltar. An seinen beiden Seiten saßen Mönche in gelben Kaftanen. Zwei ebenfalls gelbgekleidete Lamas traten barhäuptig vor den Altar und blieben in vorgebeugter Haltung regungslos stehen. Dann schritten drei Lamas in roten Togen und gelben Zipfelmützen langsam über den Hof, führten unter gellenden Rufen seltsame Armbewegungen aus und nahmen die Mützen ab, aber nur um sie mit mystischen Gesten

sofort wieder aufzusetzen. Diese Zeremonie wurde solange fortgesetzt, daß wir dem Beispiel der meisten Pilger folgten und die Geistlichkeit ihrem Schicksal überließen.

Am nächsten Tag ging eine andere Zeremonie vor sich, über deren Bedeutung ich leider keine ganz zuverlässige Aufklärung erhalten konnte. Auf dem gelbseidenen Thron an der Querseite des Hofes hatte der Taschi-Lama in vollem päpstlichem Ornat Platz genommen, als zwei Mönche in roten Gewändern und mit hohen, roten, helmähnlichen Kopfbedeckungen an ihn herantraten (Abb. 145). Nachdem sie Seine Heiligkeit begrüßt hatten, ging der eine nach den elf Stufen der steinernen Treppe und stellte sich auf die unterste Stufe, und nun begannen sie eine höchst eigentümliche Konversation. Der Lama auf der Treppenstufe ruft etwas, wahrscheinlich ein Zitat aus den heiligen Schriften, oder stellt vielleicht auch eine Frage, schlägt die Hände klatschend zusammen, daß es auf dem Hofe widerhallt, und macht dann mit der rechten Hand eine Gebärde, als ob er dem anderen Mönche irgend etwas direkt an den Kopf schleudern wolle. Dieser antwortet sofort ebenso laut und klatscht ebenso in die Hände. Dann und wann wirft der Taschi-Lama selbst ein Wort hinein. Lobsang Tsering, der mich begleitete, sagte, diese Zeremonie sei eine Art Doktordisputation, und die beiden disputierenden Mönche erlangten, wenn sie die Prüfung bestanden hätten, einen höheren Grad in der priesterlichen Rangskala.

Links unten sitzen auf dem Teppich des Hofes sechs Lamas in gelber Tracht. Zwischen den Säulen ist die Galerie gedrängt voll von rotgekleideten Lamas niederen Ranges, aber vor ihnen sitzen vornehmere Mönche in roten, reich mit Gold gestickten Kaftanen. Unmittelbar an der rechten Seite des Taschi-Lama hat Lobsang Tsundo Gjamtso seinen Platz. Die dunkelroten und strohgelben Farben sind in dem schmutziggrauen Ton des Hofes von kräftiger Wirkung.

Jetzt tritt eine Menge dienender Brüder ein; sie stellen auf dem offenen Platz vor dem Taschi-Lama lange Reihen kleiner Tische auf, die im Handumdrehen mit Schalen voll getrockneter Früchte, Backwerk und Mandarinen besetzt werden. Dann beginnt ein Festmahl zu Ehren der Promotion. Sobald die Tische und Schalen leer sind, werden sie ebenso schnell, wie sie gebracht worden waren, hinausgetragen, und nun erscheint eine feierliche Prozession von Mönchen mit Teekannen — eine Art Teezeremonie beginnt, weniger kompliziert, aber ebenso vornehm wie die in Japan. Vor den Thron des Taschi-Lama stellen sich zwei hochgestellte Priester und bleiben dort, ein wenig nach vorn gebeugt, so regungslos stehen, daß sie an die am Altar betenden Geistlichen unserer

Kirchen erinnern. Ihre Aufgabe ist es, Seiner Heiligkeit Tee zu servieren. Der erste Mönch der Prozession trägt eine Kanne von massivem Gold, die ihm der eine der beiden vor dem Thron stehenden Priester abnimmt, um die Tasse des Taschi-Lama zu füllen. Die übrigen Mönche der Prozession tragen silberne Kannen, deren jede 900 Mark wert ist und aus denen allen den anderen, nicht inkarnierten Mönchen eingeschenkt wird. Jeder Mönch trägt seine eigene Holztasse in den Falten seiner Toga stets bei sich, und wenn der Einschenkende mit der Kanne kommt, hält er ihm nur die Tasse hin.

Während der Zeremonie fahren die beiden Kandidaten unausgesetzt fort, zu disputieren und in die Hände zu klatschen. Nachdem er drei Stunden lang mit gekreuzten Beinen so unbeweglich wie eine Buddhastatue dagesessen, steigt Seine Heiligkeit vom Thron herab und schreitet langsam, auf zwei Mönche gestützt, die Steintreppe hinauf, die mit einem schmalen, bunten Läufer belegt worden ist; denn der Taschi-Lama darf die unreine Erde mit seinen heiligen Sohlen nicht direkt berühren. Hinter ihm geht ein Mönch, der ihm einen gewaltigen gelbseidenen Sonnenschirm mit herabhängenden Fransen über den Kopf hält. Man fühlt unwillkürlich, daß der kleine Mann im päpstlichen Ornat und der gelben Mitra, der unter allgemeinem Schweigen zwischen den Säulen der Galerie im Dunkel verschwindet, wirklich ein Heiliger und einer der Mächtigsten der Erde ist. Er geht nun nach seinem Gemach im Labrang hinauf, wo er sich persönlichem Frieden in der Stille hingeben kann, bis irgendeine neue Zeremonie ihn wieder zur Erfüllung kirchlicher Pflichten hinausruft (Abb. 143).

Der ganze Hof schien finster geworden zu sein, nachdem er fortgegangen war. Die Mönche, die sich eben noch so still verhalten hatten, begannen zu plaudern und zu lachen, die jüngeren spielten und rangen miteinander, und schmutzige Novizen mit nackten Armen verjagten mit Gerten zwei räudige Hunde, die sich auf dem heiligen Platze eingeschlichen hatten.

Es war jedoch nicht nur die Abwesenheit des Taschi-Lama, die den Hof verfinsterte; Wolken gelben Staubes wurden vom Weststurm über Taschi-lunpo hingejagt. Alle Wimpel, Fenstergehänge und Markisen und die langen weißen Fahnen an den Fahnenstangen begannen zu flattern und zu klatschen, und der Klang von tausend Tempelglocken verschmolz in einen einzigen Ton, der die Luft erfüllte und einer Hymne gleich zu den Wohnstätten der Götter emporzusteigen schien. Denn an allen Ecken, Vorsprüngen und Dachleisten hängen Messingglocken, an deren Klöppel eine Feder befestigt ist, so daß auch ein unbedeutender Wind Töne aus dem

Erz hervorzulocken vermag. Beim Durchwandern der Labyrinthe Taschilumpos lauscht man gern diesem großen Glockenspiel der Winde.

Ein Lama aus Ladak, der seit fünf Jahren in Taschi-lunpo studierte, erzählte mir, das Kloster habe vier verschiedene Grade gelehrter Priester. Wenn es in einer Familie mehrere Söhne gibt, muß sich stets einer von ihnen dem Klosterleben widmen. Um aufgenommen zu werden, muß er erst das Klostergelübde ablegen und sich verpflichten, keusch und enthaltsam zu leben, nicht zu trinken, zu stehlen, zu töten usw. Er wird dann Novize bei der Brüderschaft der gelben Mönche. Nach diesen vorbereitenden Studien erlangt er den ersten Grad als Priester, der Getsul heißt und ihm die Pflicht auferlegt, gewisse heilige Schriften zu studieren und am Unterricht teilzunehmen, den ein Kanpo-Lama erteilt. Es ist auch seine Pflicht, sich bestimmten dienstlichen Verrichtungen zu unterziehen, höheren Mönchen mit Tee aufzuwarten, Holz und Wasser zu tragen, das Reinigen der Tempel zu besorgen, die Opferschalen zu füllen, die Dochte der Butterlampen geradezuschneiden und dergleichen mehr. Der nächste Grad, Gelong, zerfällt in drei Abteilungen: Ringding, Riktschen und Katschen, von denen erst der letzte seinem Inhaber die Berechtigung verleiht, sich als Lehrer zu betätigen. Dann folgt der Grad Kanpo-Lama oder Abt, und schließlich der Jungtschen, der der nächste zum Pantschen Rinpotsche ist.

Ein Getsul-Lama muß eine Abgabe von 20 Rupien bezahlen, um zum Rang eines Ringding-Lama erhöht zu werden; das ist also nur eine Geldfrage, und der Grad kann einen Monat nach seinem Eintritt ins Kloster erworben werden, kann aber auch, wenn der Lama mittellos ist, mehrere Jahre dauern. Ein Ringding-Lama muß eine ganze Menge Schriften studieren und zahlt, um Riktschen-Lama zu werden, wieder 50 oder 60 Rupien, um Katschen zu werden aber 300. Einem anderen Gewährsmann zufolge werden der Ringding und der Riktschen noch zum Getsulgrad und nur der Katschen zum Gelonggrad gerechnet. In diesen Graden wird es ihm jedoch leichter, die nötigen Mittel aufzutreiben, denn jetzt hat er Gelegenheit, den Priesterberuf unter dem Volke auszuüben. Um zum Kanpo-Lama befördert zu werden, bezahlt man nichts, sondern diese Ernennung erfolgt durch den Taschi-Lama; sie ist verhältnismäßig selten, und es ist große Gelehrsamkeit dazu erforderlich. Der Ernannte erhält ein Zeugnis, das mit dem Siegel des Taschi-Lama versehen ist. Zur Erlangung des Jungtschengrades muß man die heiligen Bücher vollständig beherrschen, und ein Konklave hoher Mönche reicht Vorschläge zur Verleihung der Würde ein.

Gegenwärtig gibt es in Taschi-lunpo 3800 Mönche. Während der

Festtage steigt ihre Zahl jedoch auf fünftausend, weil dann viele aus benachbarten Tempeln hierher kommen. Von den 3800 sollen 2600 dem Getsulgrad und 1200 dem Gelonggrad angehören. Die Gelong-Lamas brauchen sich nicht mit weltlichen Arbeiten zu befassen, sondern haben nur den Tempeldienst zu besorgen und beim Gottesdienst mitzuwirken. Den Kanpograd haben jetzt nur vier in Taschi-lunpo und den Jungtschen nur zwei, einer aus der Provinz Tschang und einer aus Kanum in Beschar, dem Kloster, wo der Ungar Alexander Csoma de Körös vor einigen 80 Jahren als Mönch lebte, um die Urkunden des Lamaismus zu studieren. Dieser Jungtschen-Lama, der Lotsaba heißt, ist Abt des Klosters Kanum und dreier anderen Klöster am Satledsch. Er kam als neunjähriger Knabe nach Taschi-lunpo und lebt hier seit 29 Jahren. Er sehnt sich nach seiner Heimat, aber der Taschi-Lama will ihn nicht eher dorthin reisen lassen, als bis der Dalai-Lama nach Lhasa zurückgekehrt ist.

Unter den 3800 Mönchen sind im ganzen 400 aus Ladak und anderen Ländern im westlichen Himalaja; einige wenige sind Mongolen, die übrigen Tibeter. Die Kirchenmusik besorgen 240 Mönche, und das Tanzen wird von 60 ausgeführt. Sie tanzen nur zweimal im Jahr. Während der Zwischenzeiten liegen die wertvollen Kostüme in versiegelten Kisten in einer Rüstkammer, die „Ngakang" heißt. Da sie nur sehr geringer Abnutzung ausgesetzt sind, halten sie Hunderte von Jahren.

Das eben geschilderte Disputationsfest galt der Erlangung des Katschengrades, dessen Promotion nur während des Neujahrsfestes stattfindet; an diesem werden jährlich 18 Lamas vom Getsul zum Gelong promoviert. Die Zeremonie dauert drei Tage; am ersten Tage werden zwei vormittags und zwei nachmittags promoviert, am zweiten Tage sechs und am dritten Tage acht. —

Am 16. Februar ritt ich wieder zum Kloster hinauf, um Portale abzuzeichnen und den Taschi-Lama zu photographieren, der mir am Morgen hatte sagen lassen, daß es ihm passen würde, wenn ich Zeit hätte. Das Wetter war auch das beste, das man sich wünschen konnte, windstill und klar. Auf der obersten Plattform, vor dem Eingang des östlichen Grabes, ist ein breiter, offener Platz, auf dem starkes Gedränge herrschte. Besonders interessierte es mich, einen endlosen Zug von Nonnen zu sehen, die aus benachbarten Tempeln gekommen waren, um zum neuen Jahre den Segen des Taschi-Lama zu erbitten. Alle Altersstufen waren vertreten, von alten runzligen Weibern bis zu ganz jungen Mädchen. Schrecklich häßlich und schmutzig waren sie alle, in ihrer ganzen Reihe konnte ich nur zwei entdecken, die leidlich hübsch waren. Sie hatten kurzgeschnittenes Haar, und ihre Kostüme glichen denen der Mönche; einige hätte man für

Männer gehalten, wenn man nicht das Gegenteil gewußt hätte. Jedoch trugen sie, im Gegensatz zu den Mönchen, kleine gelbe Zipfelmützen mit aufgekremptem Rand, der auf der unteren Seite rot war.

Über die Höfe, Plattformen, Dächer und Treppen sah man auch Lamas und Pilger kommen (Abb. 147), die heraufzogen, um den heiligen Segen zu empfangen; die andächtig und geduldig wartenden Massen, die hier Queue bildeten, machten einen tiefen Eindruck auf den Zuschauer. Für mich jedoch bedeutete ihre Anwesenheit, daß mir eine längere Wartezeit bevorstand, und ich ging deshalb nach dem Grab des Großlamas, dessen prachtvolles Portal ich abzeichnete. Ich war kaum fertig, als Tsaktserkan erschien, um zu melden, daß Seine Heiligkeit mich erwarte; wir eilten deshalb die Treppen wieder hinauf und an den gewöhnlichen Gruppen roter Mönche vorbei, die überall umherstreifen und sehr wenig zu tun zu haben scheinen. Auf dem großen Hof traf man wieder Vorbereitungen zur Feier des Disputationsfestes.

Diesmal begleitete mich nur Muhamed Isa. Der Taschi-Lama empfing mich in demselben halboffenen Raum wie das letztemal. Er war ebenso bezaubernd wie damals und lenkte das Gespräch wieder auf ferne Länder, weit fort von diesem so hermetisch verschlossenen Tibet. Diesmal sprach er indessen hauptsächlich von Agra, Benares, Peschawar, Afghanistan und dem Weg von Herat nach dem Khaiberpasse. „Was liegt westlich von Jarkent?" fragte er.

„Pamir und Turkestan."

„Und westlich davon?"

„Das Kaspische Meer, das von großen Dampfern befahren wird."

„Und westlich vom Kaspischen Meere?"

„Kaukasien."

„Und wohin kommt man, wenn man immerfort nach Westen weitergeht?"

„Nach dem Schwarzen Meer, der Türkei, Rußland, Österreich, Deutschland, Frankreich und dann nach England, das draußen im Weltmeer liegt."

„Und was gibt es westlich von diesem Weltmeer?"

„Amerika, und darauf wieder ein Weltmeer und dann Japan, China und wieder Tibet."

„Die Welt ist unendlich groß", sagte er nachdenklich und nickte mir freundlich lächelnd zu.

Ich bat ihn, nach Schweden zu kommen, wo ich sein Cicerone sein wolle. Da lächelte er wieder: er möchte gern nach Schweden und nach London reisen, aber hohe, teuere Pflichten hielten ihn beständig an Taschilunpos Klostermauern gefesselt.

Nach dem Tee und dem Imbiß ging er wie ein gewöhnlicher Mensch in seinem Zimmer umher und bat mich, die Kamera aufzustellen. In dem von der Sonne beschienenen Teil des Gemaches wurde ein gelber Teppich ausgebreitet und ein Stuhl daraufgesetzt. Leider hatte er nicht sein bezauberndes Lächeln, als die drei Platten aufgenommen wurden, sondern sah ernst aus (Abb. 146, 194) — vielleicht dachte er darüber nach, ob es wohl gefährlich sein könne, sich inmitten seiner eigenen Klosterstadt von einem Ungläubigen abkonterfeien zu lassen. Ein langer junger Lama mit angenehmem Gesicht verstand sich auch aufs Photographieren und machte ein paar Aufnahmen von mir für den Taschi-Lama. Er hatte selbst eine Dunkelkammer, wo wir unsere Platten entwickeln sollten — lamaistische Tempel eignen sich vorzüglich zu Dunkelkammern!

Dann nahmen wir unsere Plätze wieder ein, und der Taschi-Lama erkundigte sich, wie mir das Reiterspiel gestern gefallen habe; ich antwortete, daß ich einen solchen Spaß noch nicht erlebt hätte; er selbst hatte diese weltlichen Vergnügungen noch nie besucht, denn er war an diesem Tage stets durch seine religiösen Pflichten in Anspruch genommen. Nun machte er ein Zeichen, worauf einige Mönche sein Ehrengeschenk für mich hereinbrachten: zwei Stück des kirschroten Wollstoffes, der in Gyangtse gewebt wird, einige Abschnitte goldgewirktes Zeug aus China, zwei Kupferschalen mit silbernem Rand und eine vergoldete Untertasse nebst einem ebensolchen Deckel zu einer Porzellantasse. Eigenhändig gab er mir dann ein vergoldetes, in rot und gelbe Seide gekleidetes Götterbild und ein großes hellgelbes „Kadach". Die Figur, die er mir gab, war ein sitzender Buddha mit blauem Haar, einer Krone und einer Schale in den Händen, aus der eine Pflanze aufkeimte; er nannte es Tsepagmed. Es ist dies die Form des Amitabha Buddha, die Amitayus oder „derjenige, der ein unermeßlich langes Leben besitzt", genannt wird. Es ist bezeichnend, daß der Taschi-Lama mir gerade dieses Götterbild gab. Denn er ist selber eine Inkarnation des Amitabha, und er ist allmächtig. Durch das Bild des Tsepagmed wollte er mir also gleichsam ein Unterpfand geben, daß mir noch ein langes Leben bevorstehe. Das aber begriff ich damals noch nicht; erst als ich in Grünwedels „Mythologie" blätterte, erkannte ich die Bedeutung des Geschenks.

Dieses Mal dauerte die Audienz zwei und eine halbe Stunde. Und es war das letztemal, daß ich den Taschi-Lama von Angesicht zu Angesicht sah. Denn nachher traten allerlei politische Komplikationen ein, die ihm — nicht mir — gefährlich werden konnten, und ich hielt es daher für meine Pflicht, ihn nicht durch neue Besuche, die den Argwohn

der Chineſen hätten erregen können, irgendwelchen Unannehmlichkeiten auszuſetzen. Aber es ſchmerzte mich, wochenlang in ſeiner Nähe zu ſein, zu wiſſen, daß er täglich von ſeinem kleinen Kloſterfenſter aus mein weißes Zelt ſah, und ihn doch nicht beſuchen und mit ihm reden zu dürfen. Denn er war eine jener ſeltenen, feinen und edlen Perſönlichkeiten, die andern das eigene Leben wertvoller und inhaltsreicher erſcheinen laſſen. Ja, die Erinnerung an den Taſchi-Lama wird mich begleiten, ſolange ich lebe. Seine Freundſchaft kennt kein Falſch, ſein Schild iſt fleckenlos und ſonnenhell, in Treue und Demut ſucht er die Wahrheit und weiß, daß er durch tugendhaften, pflichtgetreuen Lebenswandel eine würdige Freiſtatt iſt für den Geiſt des mächtigen Amitabha.

Der Taſchi-Lama war ſechs Jahre alt, als ihn das Schickſal zum Papſt in Taſchi-lunpo berief, einer Würde, die er bei meinem Beſuch ſchon 19 Jahre bekleidete. Er ſoll in Tagbo im Lande Gongbo geboren ſein. Wie der Papſt in Rom, iſt auch er, trotz ſeines großen religiöſen Einfluſſes, ein Gefangener im tibetiſchen Vatikan und führt ein nur durch religiöſe Vorſchriften geregeltes Leben, da jeder Tag des Jahres ſeine beſtimmten kirchlichen Verrichtungen und Geſchäfte hat. So hatte er zum Beiſpiel am 20. Februar in Begleitung der ganzen höheren Geiſtlichkeit vor den Gräbern aller ſeiner Vorgänger das Knie zu beugen. Als ich fragte, wo er ſelbſt beigeſetzt werden würde, wenn es dem Amitabha gefiele, ſich in einem neuen Taſchi-Lama zu reinkarnieren, erhielt ich die Antwort, daß man ihm eine ebenſo prachtvolle Grabkapelle bauen werde wie den früheren und daß ein Konklave hochgeſtellter Prieſter über den Platz zu entſcheiden habe. Entweder werde das ſechſte Mauſoleum auf der Weſtſeite der ſchon vorhandenen erbaut werden, alſo mit ihnen in einer Reihe liegen, oder man werde vor den erſten fünf eine neue Reihe beginnen.

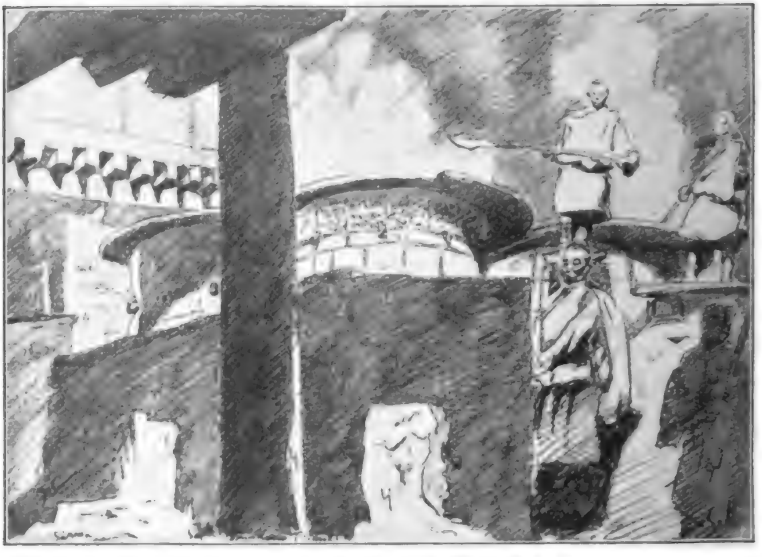
Eines Tages erhielten auch alle meine lamaiſtiſchen Begleiter Zutritt bei Seiner Heiligkeit. Es war vorher vereinbart worden, daß ſie keine größeren Tempelabgaben als drei Rupien pro Mann zahlen ſollten. Natürlich bezahlte ich für ſie, und ſie verſicherten mir nachher, daß der heilige Segen ihnen für den ganzen Reſt ihres Lebens nützlich ſein werde.

Über die Zahl der Pilger, die jährlich nach Taſchi-lunpo ſtrömen, Auskunft zu erhalten, gelang mir nicht. Fragte ich danach, ſo lachte man und antwortete mir, ſie ſeien ſo zahlreich, daß es ganz unmöglich ſei, ſie zu zählen. Vornehme und wohlhabende Pilger bezahlen gut, andere eine kleine Silbermünze oder einen Beutel mit Tſamba oder mit Reis, andere kommen haufenweiſe im Gefolge irgendeines wohlhabenden Häuptlings,

146. Seine Heiligkeit der Pantſchen Rinpotſche oder Taſchi-Lama.

Digitized by Google

147. Pilger in einem Portal in Taſchi-lunpo.



148. Eine Kloſterküche in Taſchi-lunpo.
Skizze des Verfaſſers.

Digitized by Google

der für sie alle zahlt. Ist der Zulauf zu groß, so werden sie von den höheren Mönchen durch Handauflegen gesegnet; erscheinen sie in geringerer Anzahl, so empfangen sie den Segen vom Taschi-Lama selbst, aber nicht mit der Hand, sondern mit einem Stabe, der mit gelbem Seidenzeug umwickelt ist. Mit seiner Hand segnet er bloß vornehme Leute und Mönche.

Unter den Pilgern sah man sowohl Laien als Geistliche. Ich sprach schon von den Nonnen, die, Queue bildend, auf den Segen warteten. Vierhundert Nonnen waren aus benachbarten Klöstern angelangt. Während ihres Aufenthaltes erhalten sie freie Wohnung im Tschini-tschikang, einem Gebäude in Taschi-lunpo, freie Beköstigung und außerdem bei der Abreise ein kleines Geldgeschenk. Sie stellen sich nicht alljährlich ein, in diesem Jahre aber kamen sie am zweiten Tag des Festes und brachen am 18. Februar wieder auf.

Wir sahen auch Novizen aus anderen Klöstern, die zu gewissen Zeiten mit Tee bewirtet wurden; sie mußten sich jedoch damit begnügen, vor der Küche auf der Straße zu sitzen, wo sie die enge Gasse füllten, so daß man kaum durchkommen konnte.

Man findet unter den Pilgern auch wandernde Lamas. Eines Tages machte ich von einem solchen, der weit und breit herumgekommen war, eine Zeichnung. Um den Hals trug er seinen Rosenkranz, ein Muschelhalsband und ein „Gao" mit einem Götterbild, das ihm der Taschi-Lama geschenkt hatte. Vor nicht langer Zeit hatte er die Kniefallwanderung um alle Klöster von Lhasa ausgeführt, und eben hatte er dieselbe, den Göttern wohlgefällige Tat um Taschi-lunpo herum vollbracht. Er bewegt sich dabei in der Richtung des Uhrzeigers und mißt die Länge des Weges um das Kloster mit der Länge seines eigenen Körpers. Er faltet die Hände vor der Stirn, fällt auf die Knie, legt sich dann der Länge nach auf den Weg, streckt beide Arme nach vorn, kratzt ein Zeichen in die Erde, steht auf, geht bis an das Zeichen, fällt dort wieder auf die Knie und setzt diese Prozedur so lange fort, bis er um das Kloster herumgelangt ist. Ein solches Umwandern Taschi-lunpos erfordert einen ganzen Tag, will er aber auch in die Gassen hinein und auch um alle Grabkapellen und Tempel herum, so verbringt er mit dieser religiösen Gymnastik drei Tage. Täglich sahen wir ganze Reihen sowohl geistlicher als weltlicher Pilger, die auf diese Weise ganz Taschi-lunpo und alle seine Götter umkreisten. Ich fragte mehrere von ihnen, wievielmal sie bei einer Umkreisung der Mauer der Länge nach auf die Erde fielen, aber sie wußten es nicht; denn, sagten sie, wir beten die ganze Zeit: „Om mani padme hum", jede Niederwerfung bedeutet zwanzig Manis,

wir können daher die Zahl der Kniefälle nicht auch noch zählen. Viele von ihnen gehen mehrere Male um die Mauer herum.

Jener wandernde Lama gehörte zu einer Brüderſchaft von neun Mönchen, die uns manchmal in unſerem Garten beſuchten, vor den Zelten ſaßen, ihre Gebetmühlen drehten und ſangen (Abb. 152). Sie hatten freie Wohnung in einem Gebäude Taſchi-lunpos, das Hamdung hieß. Ein anderes Mitglied war der ſiebzigjährige Tenſin aus Amdo; er hatte vier Monate gebraucht, um von dort nach Taſchi-lunpo zu gehen. Alle waren des Feſtes wegen gekommen und wollten über Lhaſa und Naktſchu nach Hauſe zurückkehren.

Die Abgaben der Pilger ſind eine der Haupteinnahmequellen Taſchi-lunpos. Aber das Kloſter beſitzt auch bedeutende Landgüter und Herden, und gewiſſe Mönche, die die wirtſchaftlichen Angelegenheiten beſorgen und den Ertrag verwalten, treiben ſowohl mit der Umgegend wie mit Nepal Handel. Der Ertrag von ganz Tſchang fällt an Taſchi-lunpo, das infolgedeſſen ziemlich reich iſt. Ein jeder der 3800 Mönche erhält, ohne Unterſchied des Grades, jährlich 15 Rupien und lebt natürlich koſtenlos im Kloſter.

Eine andere große Einkommenquelle iſt der Verkauf von Amuletten, Talismanen und Reliquien, Götterbildern aus Metall oder Terrakotta, religiöſen Malereien (Tankas), Räucherſpänen und dergleichen. Auch für kleine unbedeutende, beinahe wertloſe Tongötter oder Papierſtreifen mit ſymboliſchen Figuren, die die Pilger als Talismane um den Hals tragen, werden die Prieſter recht gut bezahlt, wenn der Taſchi-Lama dieſe Dinge gebührenderweiſe geſegnet hat.

Am 21. Februar verbrachte ich beinahe den ganzen Tag in Teilen des Kloſters, die ich noch nicht geſehen hatte. Wir wanderten durch enge, gewundene Korridore und Gaſſen in tiefem Schatten zwiſchen hohen, weißabgeputzten Steinhäuſern, in deren Innerm die Mönche ihre Zellen haben. Eines der Häuſer bewohnten ausſchließlich ſtudierende Mönche aus den Gegenden um Leh, Spittok und Tikſe herum. Wir traten denn auch in die kleinen, dunkeln Verſchläge hinein, wo kaum mehr Raum war als in meinem Zelt. An der einen Längswand hat das Bett ſeinen Platz: eine rotbezogene Matratze, ein Kopfkiſſen und eine Filzdecke. Im übrigen beſteht die Einrichtung aus einigen Kiſten mit Büchern, Kleidungsſtücken und religiöſen Gegenſtänden. Heilige Schriften liegen aufgeſchlagen. Ein paar Beutel enthalten Tſamba und Salz. Ein kleiner Altar mit einigen Götterſtatuen, Opfergefäßen und brennenden Butterlampen — das iſt alles. Hier iſt es dunkel, kühl, feucht und muffig, nichts weniger als gemütlich, eher wie in einem Gefängnis. Aber hier

verlebt der seine Tage, der sein Leben der Kirche geweiht hat und höher steht, als andere Menschen. Mönche niederen Grades wohnen zu zweien oder dreien in einer Zelle, Gelongs haben eine Zelle für sich; die höchsten Prälaten jedoch besitzen viel elegantere und geräumigere Wohnungen.

Jeder Mönch erhält täglich drei Schalen Tsamba und nimmt seine Mahlzeiten in seiner Zelle ein, wohin ihm auch dreimal am Tage Tee gebracht wird (Abb. 150). Doch wird ihnen auch während des Gottesdienstes Tee gereicht, in den Tempelsälen, in den Vorlesungssälen und auf dem großen Hofe. Keine religiöse Handlung scheint so heilig zu sein, daß sie nicht zu beliebiger Zeit durch ein Schälchen Tee unterbrochen werden könnte.

Eines Tages beobachtete ich von der roten Säulengalerie (Kabung) herab den Hof voller Lamas, die in kleinen Gruppen saßen und nur enge Durchgänge freiließen, durch die Novizen mit den heißen silbernen und kupfernen Teekannen gingen und das mit Butter angerührte, suppenähnliche Getränk anboten. Allem Anschein nach ein gemeinsamer „Five o' clock tea" nach irgendeinem Gottesdienst! Aber einen gewissen religiösen Anstrich hatte der Teeklatsch doch, denn bisweilen sangen sie gemeinschaftlich eine feierliche, monotone Hymne, die in dem engen, widerhallenden Hofe wunderbar schön und ergreifend klang. Am 4. März wimmelte es auf dem Hof und anderen Plätzen innerhalb der Mauern Taschi-lunpos von Weibern (Abb. 149) — es war der letzte Tag, an dem ihnen das Gebiet des Klosters offenstand; vor dem nächsten Losarfest werden sie hier nicht wieder zugelassen.

Der junge Mönch, der als Reisebegleiter des Taschi-Lama in Indien Gelegenheit zur Erlernung des Photographierens gehabt, hatte seine Dunkelkammer neben seiner großen eleganten Zelle. Auch ich konnte einige meiner Platten dort entwickeln. Er bat mich, ja recht oft zu kommen, um ihm Anweisungen zu geben. Er hatte massive Tische, bequeme Diwans und schwere, vornehme Draperien in seinem Salon, der abends durch Öllampen erleuchtet wurde. Dort konnten wir stundenlang sitzen und plaudern. Plötzlich war er auf den Gedanken verfallen, Englisch zu lernen. Wir begannen mit den Zahlworten, die er mit tibetischen Schriftzeichen aufschrieb; nachdem er sie auswendig gelernt hatte, fragte er nach anderen gewöhnlicheren Worten und Begriffen. Sehr bedeutende Fortschritte machte er indessen während der wenigen Lektionen, die ich ihm erteilte, gerade nicht.

Wenn man durch die Straßen der Klosterstadt wandert, muß man sich vorsehen, denn die Steinplatten, über die seit Jahrhunderten Tausende von Mönchen und Pilgern hinschritten, sind blank von der

Abnutzung und tückisch. Gewöhnlich herrscht lebhafter Verkehr, besonders an den Festtagen (Abb. 153). Mönche kommen und gehen, stehen in plaudernden Gruppen an Straßenecken und in den Portalen, gehen zum Gottesdienst, kommen von dort zurück oder sind auf dem Weg, um ihre Brüder in ihren Zellen zu besuchen. Andere tragen neugenähte Standarten und Seidenvorhänge von der Schneiderwerkstatt in die mystische Dämmerung der Götter hinein, während andere wieder Wasserkannen schleppen, um die Messingschalen auf den Altartischen zu füllen oder zum selben Zweck Säcke mit Mehl und Reis tragen. Man begegnet kleinen Eselkarawanen, die die Vorratskammern des Klosters zu füllen kommen, wo der Umsatz sehr lebhaft ist — es ist ja auch eine Familie von 3800 Mitgliedern zu versorgen. Und dann haben wir wieder Pilger, die nur umherstreifen, zu den Göttern hineingucken, ihre Gebetmühlen schwingen und ihr ewiges „Om mani padme hum" murmeln. Hier und dort längs der Mauern sitzen Bettler, die ihre Holzschalen ausstrecken, damit der Wanderer etwas hineinlege, sei es auch nur eine Fingerspitze voll Tsamba. Man findet täglich dieselben abgezehrten und zerlumpten Bettler an derselben Straßenecke, wo sie in demselben bittenden und klagenden Ton die Barmherzigkeit der Vorübergehenden anrufen. In den schmalen Gassen, wo die großen, in die Mauern eingebauten Gebetmühlen in langen Reihen stehen und von den Passanten gedreht werden, sitzen viel Arme, eine lebende Mahnung an die Törichten, die glauben, daß das Drehen der Gebetmühlen allein ein genügendes Verdienst auf dem Wege nach den Wohnungen der Seligen sei. In einem besonderen kleinen Raum stehen zwei kolossale, zylinderförmige Gebetmühlen, vor denen sich stets eine Menge Leute ansammelt, Mönche, Pilger, Kaufleute, Arbeiter, Bummler und Bettler. Eine solche Gebetmaschine enthält kilometerlange dünne Papierstreifen, die mit Gebeten bedruckt sind, und Schicht auf Schicht rollt um die Achse des Zylinders. Am Zylinder befinden sich Kurbeln, mit denen die Achse in Drehung versetzt wird. Eine einzige Umdrehung, und Millionen Gebete steigen gleichzeitig zu den Ohren der Götter empor!

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Streifzüge in Taschi-lunpo. — Der Weg der Toten.

Unmittelbar unter der roten Säulengalerie liegt die Soktschin-rung-kang-tschimbo, die Küche mit ihrem aufgemauerten Herd von kolossalen Dimensionen und sechs eingemauerten gewaltigen Kesseln (Abb. 148). Der größte versieht alle 3800 Mönche auf einmal mit Tee. An dem Teil des Kessels, der sich über die Herdfläche erhebt, sind Schriftzeichen und gegossene Ornamente. Jeder Kessel hat seinen großen Holzdeckel, der aufgelegt wird, wenn man den Kessel nicht benutzt. Man kochte gerade in zweien dieser Riesentöpfe Tee; wahrscheinlich sollte er auch für zufällige Gäste reichen. Glühende, flammende Heizlöcher gähnen unter den Kesseln, mit langen Eisengabeln werden Wellen von Reisig und Zweigen hineingeschoben. Im Dach ist eine Öffnung für den Rauch, der in grauen Ringen emporwirbelt und in der heiligen Küche, die eher einer Grotte gleicht, eine malerische Beleuchtung hervorzaubert. Eine ununterbrochene Reihe junger Lamas und Tagelöhner steigt die von der Gasse in die Küche hinaufführende Treppe empor. Auf dem Rücken tragen sie Wasserzuber verschiedener Größe, die den Kräften des Tragenden angepaßt sind, denn es sind ganz kleine Buben darunter, die erst kürzlich von den Angehörigen den Händen der Mönche überantwortet wurden. Einer nach dem anderen stülpen sie ihren Zuber über den Rand des Kessels aus, während der Heizer mit der Gabel neue Brennholzwellen in den Herd hineinschiebt. Andere dienende Brüder bringen eine Menge Ziegelteewürfel angeschleppt, die sie in das kochende Wasser hineinwerfen, dessen helle Dampfwolken sich mit dem Herdrauch vermengen. Am Rand der Kessel stehen zwei Köche, die mit gewaltigen Stangen, größer als Ruder, umrühren und malerisch in den aufsteigenden Dampfwolken verschwinden, aber nur um bei einem schwachen Lüftchen von der Tür her wieder sichtbar zu werden wie von oben beleuchtete Schattengestalten. Bei ihrer Arbeit singen sie ein langsames, rhythmisches Lied.

Wenn der Tee fertig ist, wird er in große glänzende Kupferkannen mit gelben, blitzenden Messingbeschlägen gefüllt, die einen Henkel und allerlei Verzierungen haben; Novizen tragen die Kannen auf den Schultern nach den verschiedenen Sälen und Zellen (Abb. 151). Vorher wird jedoch vom Tempeldach auf einer Meermuschel ein dröhnendes Signal geblasen, damit die Mönche, die ihren Tee nicht einbüßen wollen, aufpassen und die Gelegenheit wahrnehmen. Ich sah oft in die Küche hinein; sie war zu pittoresk, die Köche waren zum Scherzen aufgelegt und nicht abgeneigt sich zeichnen zu lassen.

Auf einem offenen Platz vor den Mausoleen sind auf einer Terrasse zwei große und einige kleine Tschorten errichtet, ganz derselben Art, wie man sie so oft in Ladak sieht (Abb. 154). Dort gibt es auch steinerne Nischen, in denen Götterbilder und andere Reliquien angebracht sind. Eine Menge Menschen hatte sich auf der Terrasse angesammelt, als ich zeichnete, und es war daher gar nicht leicht, die Aussicht freizuhalten. All diese roten und bunten Gewänder auf dem Hintergrund der kreideweiß abgeputzten Erinnerungstürme boten ein überaus ansprechendes Bild.

Eines Tages, als ich lange plaudernd in der Zelle des photographierenden Lamas gesessen hatte, war es schon dunkel, als wir nach Hause gingen. Wie schon so oft gingen wir am Eingangsportal des Vorhofes zum Namgjal-lhakang vorüber, jenem Tempelsaal, in dem uns der Taschi-Lama einmal Erfrischungen hatte vorsetzen lassen. Dort war gerade ein nächtlicher Gottesdienst in vollem Gang, und wir traten selbstverständlich hinein, um zuzuschauen. Die Beleuchtung war noch mystischer als gewöhnlich, aber man konnte sich wenigstens beinahe orientieren, wenn man direkt aus der draußen herrschenden Dunkelheit hineinkam. Die Mönche saßen auf langen roten Diwanen und zeichneten sich gegen eine Rampe von etwa 40 Lichtflammen, die in den Schalen auf dem Altar brannten, wie schwarze Schattenrisse ab. Die vergoldeten Lotosblätter der Sockel waren grell beleuchtet, und die gelben Seidenbahnen, die Tsongkapas Statue in der Hand hält und die sich wie Girlanden nach den Götterbildern hinziehen, traten scharf hervor. Aber die oberen Teile der Bildsäule verschwammen im Dunkel unter der Decke, und Tsongkapas Antlitz mit den schwellenden, rosigen Wangen und der breiten Nase wird von unten so eigentümlich beleuchtet, daß man sein Lächeln nicht wiedererkennt. Die vier bunten Säulen in der Mitte des Saales hoben sich schwarz gegen die Altarrampe ab. Die Mönche trugen gelbe Mäntel, saßen barhäuptig und sangen ihre melancholischen Litaneien, die dann und wann durch das Schellen der Klingeln und das Dröhnen der Tempeltrommeln unterbrochen wurden. Zuerst trifft der Lederball

des Trommelschlägels das straffe Trommelfell langsam und taktmäßig, dann immer schneller und plötzlich hört das Trommeln auf. Ein Mönch rezitiert in steigenden und fallenden Tonwellen mit virtuosenhafter Geschwindigkeit „Om mani padme hum", und die anderen stimmen ein — eine Art Responsorium. Die Rezitation geht in ein anhaltendes Gesumm über, in dem man nur manchmal die Silben „Om mani" lauter und das Wort „Lama" langsamer aussprechen hört. Das ganze Ritual wirkte mystisch und einschläfernd; keiner hörte aufmerksamer zu als Tsongkapa, der mit weitgeöffneten, starren Augen und bis auf die Schultern herabhängenden Ohren träumend dasaß. Auch hier wurde der unentbehrliche Tee herumgereicht; damit der Einschenkende die Tassen auch sehen könne, begleitete ihn ein Mönch mit einer Öllampe. Die Mönche waren jetzt an meine Besuche gewöhnt und beachteten mich kaum mehr, aber sie begrüßten mich stets höflich und freundlich und fragten, was ich im Lauf des Tages gezeichnet hätte.

Ein Lama gab mir Aufklärungen über einen merkwürdigen Brauch. Gewisse Mönche übernehmen freiwillig die Verpflichtung, sich für drei, sechs, höchstens zwölf Jahre in dunkle Grotten oder Höhlen einmauern zu lassen. Bei dem kleinen Kloster Schalu-gumpa, eine Tagereise von Taschi-lunpo, gibt es einen Mönch, der schon fünf Jahre in seiner Grotte zugebracht hat und noch sieben darin bleibt. In der Wand der Grotte ist eine Öffnung von einer Spanne im Durchmesser. Wenn die zwölf Jahre vergangen sind und der Eingeschlossene wieder an das Tageslicht zurückkehren darf, kriecht er aus der Öffnung heraus. Ich wandte ein, daß dies ja eine physische Unmöglichkeit sei, aber der Lama erwiderte, daß dies Wunder geschehe, und übrigens werde der Eingemauerte in den zwölf Jahren so mager, daß er mit Leichtigkeit durch die Öffnung schlüpfen könne! Einer der Mönche des Klosters geht täglich mit Tee, Wasser und Tsamba nach der Grotte und schiebt diese Lebensmittel in die Öffnung; er darf aber nicht mit dem Eingeschlossenen sprechen, da sonst der Zauber gebrochen wird. Durch die Öffnung dringt so viel Licht in die Grotte, daß der darin Sitzende Tag und Nacht unterscheiden kann, mehr aber nicht. Beim Lesen der heiligen Schriften, die mit dem sich Kasteienden zugleich in die Grotte gebracht worden sind, muß er daher eine Öllampe benutzen; von Zeit zu Zeit wird neues Öl in die Öffnung gesetzt. Den ganzen Tag über sagt er seine Gebete her, und die Nacht teilt er in drei Wachen, von denen zwei mit Schlafen und eine mit Lesen verbracht werden. Während der zwölf Jahre darf er die Grotte kein einziges Mal verlassen, nicht die Sonne sehen und kein Feuer anzünden. Seine Kleidung ist nicht die gewöhnliche Lamatracht, sondern besteht nur

aus einem dünnen baumwollenen Hemd und einem Gürtel um den Leib, er trägt weder Hosen noch Kopfbedeckung oder gar Schuhe.

Unter anderen tiefsinnigen Sachen muß dieser Büßer nun eine Schrift über irgendeine Art Magie lesen, die ihn unempfindlich gegen die Kälte und beinahe unabhängig von den Gesetzen der Schwere macht; er wird leicht und geht, wenn die Stunde der Freiheit schlägt, auf beflügelten Sohlen; während er sonst drei Tage gebraucht hat, um von Taschi-lunpo nach Gyangtse zu gelangen, eilt er nun in weniger als einem Tage dorthin. Sobald die zwölfjährige Prüfung beendet ist, hat er sich nach Taschi-lunpo zu begeben, um dort auf dem Dache in ein Horn zu stoßen, worauf er nach Schalu-gumpa zurückkehrt. Solange er noch lebt, gilt er nun als Heiliger und hat den Rang eines Kanpo-Lama. Sobald er aber die Grotte verlassen hat, findet sich gewiß ein anderer, der sofort in die Dunkelheit hinein will, um dieselbe Prüfung zu bestehen. Dieser Lama war der einzige, der jetzt in dieser Gegend in einer Grotte lebte. Eremiten dagegen gibt es in Hülle und Fülle. Sie leben in halboffenen Grotten oder kleinen Steinhütten und werden von den in ihrer Nachbarschaft lebenden Nomaden unterhalten. Wir werden später noch von fanatischen Mönchen hören, die der Welt auf eine noch viel strengere Weise entsagen.

In Taschi-lunpo scheint das Klosterleben streng zu sein; es gibt besondere Aufseher, Polizisten und Liktoren, die das Leben in den Mönchszellen kontrollieren und aufpassen, daß niemand sich gegen die Klostergelübde vergeht. Kürzlich hatte ein Mönch das Keuschheitsgelübde gebrochen; er war auf immer aus der Gelugpabrüderschaft ausgestoßen und aus dem Gebiet Taschi-lunpos verbannt worden. Er hat also keine Aussicht, in einem anderen Kloster eine Freistatt zu finden, sondern muß irgendeinen weltlichen Beruf ergreifen.

Eines Tages besuchte ich den Däna-lhakang, einen Tempelsaal, der einem halbdunkeln Korridore gleicht, denn er erhält sein Licht nur durch zwei völlig unzureichende Fenster. Das innere, in der Mitte des Korridors, ist in einer Nische angebracht, die nach dem Saale zu Türen hat, denn die Mauern sind sehr dick. Zwischen den Türen und dem Fenster entsteht so ein kleines Gemach, in dem der diensttuende Lama wie in einer Hütte wohnt. Er gehörte dem Gelonggrade an, hieß Tung Schedar, war in Tanak beheimatet und jetzt 70 Jahre alt, hatte kurzgeschorenes weißes Haar und war dürr wie altes, gelbes, zerknittertes Pergament.

Beim Eintreten hat man zur Rechten an der Querwand ein Bücherregal mit tiefen, viereckigen Fächern, in welche heilige Bücher geschoben

149. Pilgerin aus Nam-tso.

150. Lama mit Teekanne.

151. Der Tee wird zu den Zellen der Mönche gebracht.

152. Bettelnder Lama.

Skizzen des Verfassers.

Digitized by Google

153. Straße mit Lamas in Taschi-lunpo.

Digitized by Google

sind. An der äußeren Längswand sind zwischen den beiden Fenstern, also im tiefsten Schatten, Bilderstandarten in einer Reihe aufgehängt; die meisten von ihnen haben schon ein ehrwürdiges Alter und sind ebenso verstaubt wie verblichen — eine lamaistische Bildergalerie. An der Längswand sind Säulen von rotlackiertem Holz, zwischen denen Gitter von kurzen Eisenstäben, die geometrische Figuren bilden, aufgehängt sind. Sie haben den Zweck, den Diebstahl der Wertsachen zu verhindern. In einer solchen Nische sehen wir Hunderte von kleinen, 10 oder 20 Zentimeter hohen Götterbildern in seidenen Mänteln amphitheatralisch aufgestellt. Vor ihnen stehen höhere Götterstatuen und chinesische Vasen von altem, wertvollem Porzellan. Besondere Ehrfurcht erweist man dem mit einer offenen Tür versehenen Schränkchen, in dessen Innerem eine mit Kadachs behängte Tafel mit chinesischen Schriftzeichen aufbewahrt wird zum Andenken an den großen Kaiser Kien Lung, der sich vom dritten Taschi-Lama in die Brüderschaft der gelben Mönche hat aufnehmen lassen. Oben, die Kapitäle der Säulen verdeckend, zieht sich bizarr und schäbigelegant eine Draperie von verschieden gefärbten Zeugstücken und Papierstreifen hin. Im übrigen ist der Saal reich an den gewöhnlichen Gefäßen, Messingelefanten mit Weihrauchspänen, großen Kelchen und Schalen, kleinen und großen Tempelfahnen und dergleichen mehr (Abb. 155, 156).

Ein andermal hatte ich in einer Grabkapelle gezeichnet und die Gelegenheit wahrgenommen, einige weibliche Pilger, die dort beteten, zu verewigen. Als die Arbeit beendet war, gingen wir über einen 20 Meter breiten, 80 Meter langen, gepflasterten Hof, der unmittelbar unter der Fassade des Labrang liegt. Er war voller Menschen, die darauf warteten, den Taschi-Lama zu sehen; er sollte auf dem Wege zu einer Zeremonie vorbeikommen. Und er kam, in rotem Mönchsgewand und gelber Mitra. Über seinem Kopf schwebte der gelbe Sonnenschirm und sein Gefolge war eine Prozession von Mönchen. Er ging ein wenig vornübergeneigt und machte einen demütigen Eindruck. Viele fielen der Länge nach nieder und beteten ihn an, andere bewarfen ihn mit Reiskörnern. Er sah mich nicht; sein Lächeln war aber ebenso freundlich und versöhnlich wie beim letztenmal, als wir zusammengetroffen waren. Er ist also gleich freundlich gegen alle.

Täglich machte ich Streifzüge im Kloster und vervollständigte dabei meine Kenntnisse über das einsame Leben der Mönche. Gumpa bedeutet „die Wohnstätte der Einsamkeit" oder Monasterium; im Kloster leben die Mönche ja abgeschieden von der Außenwelt, ihrer Eitelkeit und ihren Versuchungen. Einmal, im Kandschur-lhakang, hatte ich die Absicht, die Götterstatuen mit den brennenden Lampen davor an der innersten,

dunkelſten Querwand zu zeichnen. Aber als ich gerade anfangen wollte, füllte ſich der Saal mit Mönchen. Ihre Plätze auf den langen Diwanen waren ſchon in Ordnung gebracht worden, vor jedem Platz lag auf einem fortlaufenden Pult ein gewaltiger Band der heiligen Schriften, des Kandſchur. Die großen gelben Mäntel, die beim Tempeldienſt umgebunden werden, aber im Freien nicht getragen werden dürfen, waren bereitgelegt. Die jungen, braungeſichtigen und kurzhaarigen Mönche traten in den roten Togen ein, warfen die gelben Mäntel über die Schultern und ſetzten ſich dann mit gekreuzten Beinen vor den Büchern nieder (Abb. 157). Ein älterer Lama, ein Kanpo, beſtieg ein Katheder an der Querwand und ſang nun mit grober, feierlicher Baßſtimme die heiligen Texte vor. Die Schüler fielen mit eintöniger rhythmiſcher Stimme ein. Einige laſen in den vor ihnen liegenden Blättern mit, andere ſchienen die geſungenen Stellen auswendig zu können, wenigſtens guckten ſie ſich nach allen Seiten um. Muſterhafte Ordnung herrſchte nicht. Einige Jünglinge, die entſchieden noch weit mehr dieſer Welt als der Kirche angehörten, plauderten während des Geſanges, kicherten und verbargen ihr Geſicht im Mantel, damit man ihr Lachen nicht höre. Aber niemand achtete auf ſie, ſie erregten keinen Anſtoß. Andere erhoben die Augen nicht vom Buche. Der Saal war dunkel wie eine Krypta und wurde nur durch einen rechtwinkligen Lichtfang in der Decke, zwei kleine Scharten und die Tür ein wenig erhellt.

Nachdem ſie eine Weile geſungen haben, folgt ein Pauſe, und durch die langen Gänge zwiſchen den Bankreihen gehen Lamaknaben, die mit unglaublicher Sicherheit, ohne einen Tropfen zu verſchütten, Tee in die ihnen gereichten Holztaſſen gießen. Noch ehe die Schüler ausgetrunken haben, ertönt droben in der Götterdämmerung aber wieder der tiefe Baß des Vorſängers, und nun geht es von neuem an. Währenddeſſen gehen Pilger durch die Gänge nach der Altarreihe hinauf, um aus mitgebrachten Beuteln und Bündeln kleine Haufen Tſamba oder Mehl in die vor den Statuen ſtehenden Schalen zu legen.

Ein hochaufgerichteter Lama ſteht an der Eingangstür. Ein Pilger ſagt ihm einige Worte: „Ich bezahle drei Tenga für einen Segen.“ Der Lama verkündet laut ſingend den Betrag und den Zweck, zu dem er bezahlt wurde, und nun wird eine Strophe eigens für den zahlenden Pilger geſungen, worauf alle Mönche in die Hände klatſchen. Dies wiederholt ſich immer wieder, wenn neue Pilger kommen. Auch ich bezahlte fünf Rupien für einen Segen und erhielt ihn ſamt einem ſchmetternden Händeklatſchen. Während einer Pauſe von zehn Minuten ſtanden die Lamas auf, liefen in den Gängen außerhalb des Vorleſungsſaales umher oder

musterten mich, der ich den Schulsaal und die Schüler abzeichnete. Manchmal hagelt eine Handvoll Reiskörner auf die Jünglinge herab — irgendein Pilger geht oben gerade an dem Lichtschacht vorbei. Bei derartigen Lektionen und beim Gottesdienst sitzen die Mönche, die dem Kloster am längsten angehören, auf den vordersten Plätzen und die Neugekommenen auf den letzten. Und wenn die Vorlesung vorüber ist, sieht man den Kanpo-Lama die aus den Taschen der Pilger geflossene Einnahme überzählen, die Geldstücke in Papier einwickeln, das versiegelt und in die Schatzkammer gebracht wird, und den Betrag in ein großes Kontobuch eintragen.

Die Götterbilder auf der Altarreihe des Kandschur-lhakang sind klein und aus vergoldetem Metall hergestellt. Ebenso die meisten anderen Götterstatuen in Taschi-lunpo. Ein Teil ist aus Holz geschnitzt, und einige wenige, wie die große Statue des Tsongkapa, bestehen aus pulverisierten Gewürzen, die vermittelst eines aus Pflanzenwurzeln ausgepreßten Bindestoffes zu einer festen Masse zusammengeklebt sind. Die Statue des Tsongkapa soll vor 72 Jahren angefertigt und ebenso teuer sein wie eine goldene. Zum Neujahrsfest läßt der Taschi-Lama 1500 kleine Götter gießen, die je sieben Rupien kosten; sie werden in Taschi-lunpo hergestellt und sollen verschenkt oder verkauft werden. Das Anfertigen derselben wird als eine besonders segensreiche Arbeit angesehen, und die Lamas, die damit beschäftigt sind, dürfen überzeugt sein, daß sie lange leben werden. Besonders gilt dies von denjenigen, die Statuen des Tsepagmed anfertigen. Je öfter sie seinen Namen aussprechen und sein Bild aus dem Rohmetall hervorbringen, desto länger dauert es, bis sich ihre arme Seele wieder auf die Wanderschaft begibt. Indessen besitzt kein Götterbild Wunderkraft oder auch nur einen Schatten göttlicher Macht, wenn es nicht von einem inkarnierten Lama vorschriftsmäßig geweiht und gesegnet worden ist. Die „Eingeweide" dieser Götterbilder sind auf dünne Papierstreifen gedruckte und zusammengerollte Zauberformeln, Dhâranîs (s. Innenseite des Einbands).

Nun aber habe ich die Geduld des Lesers wohl schon zu lange mit meinen Erinnerungen aus der Klosterstadt Taschi-lunpo auf die Probe gestellt. Ich habe mich, ohne es zu wollen, lange bei der Brüderschaft der Gelbmützen aufgehalten und darüber ganz vergessen, auch an die Erlebnisse, die uns noch anderswo erwarten, zu denken! Ich hätte mir vielleicht sagen sollen, daß andere die Tempelhallen und die Mönchszellen nicht mit demselben Interesse umfassen können wie ich. Aber die Erinnerung an jene Zeit ist mir besonders lieb, ich bin in Taschi-lunpo freundlicher und gastfreier aufgenommen worden, als in irgendeiner anderen Stadt Asiens! Von Tibets Wüstenpfaden kamen wir zum größten

Fest des Jahres, von der Einsamkeit in die religiöse Metropole, in der es von Tausenden von Pilgern wimmelte, von Armut und Not zu Überfluß an allem, was wir uns nur wünschten; dem Heulen der Wölfe und der Stürme waren Hymnen und Fanfaren von goldglänzenden Tempeldächern gefolgt. Es waren seltsame Kontraste gewesen, die Galabälle in Simla und Tibets öde Gebirge; aber noch größere die Einsamkeit der Gebirgswüsten und die heilige Stadt, in die wir im Gewande weitgereister Pilger einzogen und wo wir gastfreundlich eingeladen wurden, uns umzusehen und an allem zu beteiligen.

So ist es denn an der Zeit, Taschi-lunpo seiner mystischen Götterdämmerung und seinen weithin schallenden Posaunenstößen wieder zu überlassen. Ich tue es mit dem Gefühl, es nur sehr mangelhaft und bruchstückartig geschildert zu haben. Eine systematische Untersuchung der Klosterstadt lag zwar nicht in meinem Plan; dieser ging im Gegenteil dahin, möglichst schnell zu jenen Teilen Tibets zurückzukehren, wo ich große geographische Entdeckungen zu erwarten hatte! Umstände, über die ich später kurz berichten werde, zwangen mich aber, sozusagen von einem Tag zum anderen, noch zu verweilen. Da mir also eine wahrscheinliche Abreise immer unmittelbar bevorstand, wurden auch die Besuche im Kloster kürzer. Auch hatte ich stets vor Augen, es möglichst zu vermeiden, Mißtrauen zu erwecken. Taschi-lunpo war bei einigen Gelegenheiten, allerdings vor mehr als 100 Jahren, von Gurkhas aus Nepal geplündert worden. Die Engländer aber waren erst ganz kürzlich mit bewaffneter Hand bis Lhasa vorgedrungen. Manche Mönche mißbilligten meine täglichen Besuche; sie sahen es als unpassend an, daß ein Europäer, dessen eigentliche Absichten man doch nicht kannte, ungehindert umhergehen, die Götter zeichnen und all die Schätze an Gold und Edelsteinen sehen und aufzeichnen durfte. Und man wußte, daß die in Tibet herrschende und gebietende Rasse, die Chinesen, mit meinem Hierherkommen unzufrieden war, und daß ich eigentlich überhaupt nicht die Berechtigung hatte, mich in dem Verbotenen Lande aufzuhalten. Wollte ich noch mehr erreichen, so mußte ich in jeder Beziehung mit größter Vorsicht handeln.

Bevor wir aber von Taschi-lunpo Abschied nehmen, noch einiges über die Totengebräuche.

Südwestlich von Taschi-lunpo liegt ein kleines Dorf, Gumpa-sarpa, „das neue Kloster", wo der Tradition nach früher ein Tempel stand, den die Dsungaren geplündert haben. Hier ist jetzt Schigatses und des Klosters Begräbnisplatz, die Schädelstätte, wo die Leiber der Mönche und der Laien in gleicher Weise der Verwesung überlassen werden.

Wenn die Seele eines Lama der irdischen Hülle, in der sie ein

Menschenleben zugebracht hat, überdrüssig geworden ist, und der Lama, nachdem er vielleicht 50 Jahre hindurch in seiner dunkeln Klosterzelle gelebt hat, merkt, daß seine Lebenslampe aus Mangel an Öl zu erlöschen droht, so versammeln sich einige Brüder um sein Krankenbett, sagen Gebete her oder beten in der Zelle aufgestellte Götter an, deren Vorbilder im Nirwana oder im Todesreiche etwas mit dem Tode oder der Seelenwanderung zu tun haben. Sobald das Leben entflohen ist, werden besondere Totengebete gesprochen, die der Seele das Scheiden aus dem Körper erleichtern und sie während ihrer ersten Schritte auf dem dunkeln Wege jenseits der Grenzen des Lebens trösten sollen. Die Leiche eines Lamas bleibt drei Tage lang in der Zelle liegen, die eines Laien drei bis fünf Tage, damit man die nötige Zeit zu allen Totengebeten und Zeremonien gewinnt. Reiche Leute behalten die Leichen länger im Hause; dies ist allerdings kostspieliger, aber es lassen sich mehr Gebete sprechen, und diese bringen dem Toten Nutzen. Mönche bestimmen den Zeitpunkt der Beerdigung und auch den Moment, in dem die Seele wirklich aus ihren irdischen Banden befreit ist und sich emporgeschwungen hat, um sich eine neue Wohnstatt zu suchen.

In einen neuen Anzug gewöhnlichen Schnittes und Aussehens eingekleidet, wird der tote Lama in ein Stück Zeug gewickelt und von einem oder zweien seiner Amtsbrüder auf dem Rücken, ein toter Laie auf einer Bahre von Leichenträgern fortgetragen. Letztere heißen „Lagba" und bilden eine verachtete Kaste von 50 Personen, die abgesondert im Dorf Gumpasarpa 15 jämmerliche kleine Hütten bewohnt. Sie dürfen sich nur innerhalb der Leichenträgerzunft verheiraten, und ihre Kinder dürfen keinen anderen Beruf ergreifen als das Gewerbe, von dem ihre Väter gelebt haben. Es ist also innerhalb der Kaste erblich. Sie müssen in erbärmlichen, tür- und fensterlosen Hütten wohnen; die Luftlöcher und Türen stehen den Winden des Himmels und jeder Witterung offen. Selbst wenn sie gut verdienen, ist es ihnen nicht erlaubt, sich bequemere Häuser zu bauen. Es gehört auch zu ihren Obliegenheiten, tote Hunde und Kadaver aus Taschi-lunpo fortzuschaffen, das Klostergebiet aber innerhalb der Ringmauer dürfen sie nicht betreten. Erregt ihnen das Heil ihrer Seele Skrupel, so bezahlen sie einen Lama, der für sie betet. Wenn sie sterben, gehen ihre Seelen in Tierleiber oder in die Körper schlechter Menschen über. Doch kann ihnen auch infolge ihrer bereits erduldeten Qualen ein gar zu schweres Schicksal in der endlosen Kette der Seelenwanderung erspart bleiben.

Die Lagbas brauchen nur die Lamas, ihre eigenen Verwandten und die Leichen armer Heimatloser zu zerstückeln. Wohlhabende Laien

beſorgen dies bei den Ihren ſelbſt ohne berufsmäßige Hilfe in Anſpruch zu nehmen. Dies iſt überhaupt die Regel, denn nur in Taſchi-lunpo und Lhaſa kann man von einer Zunft der Leichenzerſchneider ſprechen.

Wenn die Mönche mit dem toten Bruder am Leichenzerſtückelungsplatz angelangt ſind, entkleiden ſie ihn vollſtändig, teilen ſich ſeine Kleidungsſtücke und machen ſich nichts daraus, ſie ſchon am nächſten Tag ſelber anzuziehen. Die Lagbas erhalten zwei bis fünf Tengas (1—2,25 Mark) pro Leiche und einen Teil der alten Kleider eines Lamas; bei Laien erhält der Lagba alle Anzüge des Toten, und bei Frauen darf er ihre Ohrgehänge und andere einfachere Schmuckſachen behalten. Die Mönche, die den Toten gebracht haben, eilen ſo ſchnell wie möglich wieder fort, denn einesteils ſoll es dort ſehr ſchlecht riechen, andernteils wollen ſie die Zerſchneidung der Leiche, bei der nur die Lagbas zugegen zu ſein brauchen, nicht mit anſehen; auch wenn der Tote ein Laie iſt, wird er nur in Gegenwart von Lagbas zerſtückelt.

Ein Strick, der an einem in die Erde gerammten Pfahl befeſtigt iſt, wird dem Toten um den Hals gelegt, und die Leiche dann an den Beinen gezogen, um ſie möglichſt gerade zu recken, was ſehr anſtrengend ſein ſoll, wenn es ſich um einen Lama handelt, der ja in ſitzender Stellung geſtorben und erſtarrt iſt. Darauf wird der Leichnam abgezogen, ſo daß das Fleiſch überall bloßliegt, die Lagbas laſſen einen Lockton erſchallen, und Geier, die in der Nähe horſten, kommen mit ſchweren Flügelſchlägen herbeigeſegelt, ſtoßen auf ihre leichte Beute nieder und reißen und zerren an ihr herum, bis das Gerippe freigelegt iſt. Im Gegenſatz zu demſelben Vorgang in Lhaſa gibt es hier keine Hunde, und auch wenn es welche gäbe, würden ſie nichts von dem Schmauſe abbekommen, denn die Geier beſorgen ihre Sache ſchnell und gründlich. Später beſuchte ich jedoch auch Klöſter, wo heilige Hunde mit Prieſterfleiſch gefüttert wurden. Die Lagbas ſitzen dabei, während die Vögel ſchmauſen, und dieſe ſind ſo zahm, daß ſie ungeniert über die Beine der Männer hinüberhüpfen.

Gewöhnlich wird der Kopf abgeſchnitten, ſobald die Leiche abgehäutet iſt. Das Skelett wird zwiſchen Steinen zu Pulver zermahlen, das mit dem Gehirn durchknetet einen Teig bildet, der in kleinen Klößen den Vögeln hingeworfen wird. Sie rühren Knochenmehl nicht an, wenn es nicht mit Gehirn vermengt iſt. Die Zunft der Leichenſchneider beſorgt ihre Arbeit mit größter Gemütsruhe; ſie nehmen das Gehirn mit den Händen heraus und kneten es mit den Händen in das Pulver, und mitten in dieſer greulichen Hantierung machen ſie auch wohl eine Pauſe, um Tee zu trinken und Tſamba zu eſſen; es iſt mir höchſt zweifelhaft, ob ſie ſich je waſchen! Ein alter Lagba, den ich in mein Zelt rufen ließ,

damit er mir zu den Aufklärungen, die ich bereits von den Mönchen erhalten hatte, noch allerlei ergänzende Auskunft gebe, hatte an demselben Morgen eine alte Lamaleiche zerschnitten. Muhamed Isa hielt sich während der ganzen Unterhaltung die Mütze vors Gesicht und mußte schließlich hinausgehen, weil er einen Anfall von Übelkeit bekam! Der Mann sah unangenehm und roh aus, trug eine kleine, graue Schlappmütze und war mit einigen Lumpen, die aus gröbster Sackleinwand bestanden, bekleidet. Aber er hatte seine eigenen bescheidenen Ansichten über Obduktionskunst und Anatomie. Er sagte mir, daß, wenn im Gehirne ein Bluterguß stattgefunden habe, dies ein Beweis sei, daß der Mann verrückt gewesen, und daß, wenn die Gehirnsubstanz gelb aussehe, der Tote bei Lebzeiten gewohnheitsmäßig geschnupft habe.

In einigen Fällen, so versicherte mir ein Mönch, wird die Leiche nicht abgehäutet, sondern der Kopf abgeschnitten, der Rumpf mit einem scharfen Messer längs des Rückgrates in zwei Teile zerlegt, und jede Hälfte in kleine Stücke zerschnitten, und erst, wenn dies geschehen ist, ruft man die Geier herbei. Kleine Kinder und ausgewachsene Männer werden auf gleiche Weise zerstückelt. Vor der Nacktheit toter Frauen hat man nicht den geringsten Respekt. Die ganze Geierbestattung soll darauf hinauslaufen, daß der Tote sich noch Verdienste erwirbt, indem er den Vögeln, die sonst hungern würden, seinen Leib schenkt. Er führt also noch nach seinem Tode eine fromme Tat aus, die seinem Seelenfrieden zugute kommt. Die Geier spielen hier ganz dieselbe Rolle wie in den „Türmen des Schweigens" bei den Parsi in Bombay und Persien.

Sobald die Forderungen der Religion erfüllt sind, haben die Angehörigen von dem Toten schon Abschied genommen. Er selbst ist dann bereits fort; seine Leiche aber ist vollkommen wertlos, sobald die Seele ihre Wanderung fortgesetzt hat; der Körper wird daher der brutalen Behandlung der Lagbas ohne die geringsten Bedenken überlassen. Keiner geleitet den Toten nach dem Heim der Geier, wenn die Leiche bei Nacht aus dem Hause abgeholt wird, um zerstückelt zu werden, bevor die Sonne wieder aufgeht. Das ist jedoch keine gesetzliche Vorschrift, denn sind der Leichen mehrere, so ist die Sonne meistens schon aufgegangen, ehe man mit der Arbeit fertig ist. Von da an läßt man einen oder höchstens zwei der Patienten bis zum Abend liegen und nimmt sie erst nach Sonnenuntergang in Behandlung. Dies auch schon deshalb, weil die Geier von ihrem Morgenschmaus gesättigt sind und bis zum Abendessen der Ruhe bedürfen. Selten werden in Gumpa-sarpa mehr als zwei Todesfälle an einem Tage angemeldet. Vor etwa zwölf Jahren, als in Schigatse eine Blatternepidemie herrschte, wurden täglich 40 bis

50 Leichen abgeholt. Damals begnügte man sich, nachdem die Geier sich satt gefressen hatten, damit, die übrigen Leichen in dünne Laken gewickelt zu begraben.

Man sollte meinen, daß der Sterbende vor dem Gedanken schaudern müsse, daß in demselben Augenblick, wenn sich ihm die Pforten des Totenreiches öffnen, der Leib, mit dem er sein Leben in so inniger Gemeinschaft verbracht hat, um den er so ängstlich besorgt gewesen ist und den er vor Gefahr und Krankheit, ja gegen das geringste Leiden zu schützen gesucht hat, einer so barbarischen Behandlungsweise überantwortet werden soll. Wahrscheinlich aber denkt er in seinen letzten Augenblicken mehr an seine Seele und addiert noch schnell die guten Taten, die er getan, und die Millionen Manis, die er hergesagt hat.

Der Bestattungsweise der Tibeter und ihrem Verhalten gegen die Toten fehlt es also an jeglichem Hauch von Poesie. Die Kinder des Islam besuchen die Gräber ihrer Lieben und weinen ihren Kummer unter den Zypressen aus, die Tibeter aber haben keine Gräber und keine grünbewachsenen Hügel, an denen sie der Erinnerung an ein vergangenes Glück ein Stündchen weihen können. Sie weinen nicht, denn sie trauern nicht, und sie trauern nicht, weil sie nicht geliebt haben. Wie hätten sie auch eine Gattin lieben können, die sie mit anderen gemeinschaftlich besessen haben, so daß also für den Begriff der Treue in der Ehe kein Raum ist. Die Familienbande sind locker und unsicher, der Bruder geleitet nicht den Bruder, der Mann nicht sein Weib und noch viel weniger sein Kind zu Grabe — er weiß ja nicht einmal, ob es sein eigenes ist! Und überdies ist die Leiche an und für sich eine wertlose Hülle; selbst eine Mutter, die ihr Kind zärtlich geliebt hat, empfindet keinen Schatten von Pietät für seinen toten Leib und nicht mehr Abscheu vor dem Messer des Totenzerstücklers als wir vor dem des Arztes am Seziertisch.

154. Tschorten in Taschi-lunpo.
Skizze des Verfassers.

Digitized by Google

155, 156. Religiöse Gegenstände und Götterbilder (in Sanskar-gumpa).
In 156 rechts ein Miniaturtschorten, heilige Bücher, Tempelgefäße, an beiden Seiten des kleinen Altartisches Holzmatrizen, mit welchen die heiligen Bücher gedruckt werden.

Digitized by Google

Dreißigſtes Kapitel.

Mein Leben in Schigatſe.

Die Zeit, die ich nicht im Kloſter zu Taſchi-lunpo zubrachte, wurde auf mancherlei Weiſe ausgenutzt. Ich hatte Freunde, die mich beſuchten, und manchmal zeichnete ich viele Stunden lang Volkstypen in mein Skizzenbuch und fand unter den Pilgern, den Bürgern und Strolchen der Stadt und den Mönchen des Kloſters ein dankbares Material (Abb. 136, 137, 158).

An einem der erſten Tage machte mir der Konſul von Nepal eine Viſite. Er war ein vierundzwanzigjähriger Leutnant, hieß Nara Bahadur und trug zwiſchen den Augen das gelbe Abzeichen ſeiner Kaſte. Er war in eine ſchwarze anſchließende Uniform mit blanken Meſſingknöpfen gekleidet und hatte auf dem Kopf ein rundes Scheitelkäppchen ohne Schirm, mit einer Goldquaſte und der von einem ſternförmigen Strahlenkranz umgebenen Sonne Nepals am Vorderrand. Vier Monate hatte er in Lhaſa Dienſt getan und ſeit zwei Monaten hier. Zu der Reiſe von Katmandu hatten er und ſeine junge Frau zwei Monate gebraucht; die erſte Woche hatten ſie reiten können, dann aber ihre Pferde zurückgeſchickt und waren 15 Tage lang zu Fuß durch ſehr gefährliche, unwegſame Gebirgsgegenden gezogen; den Reſt des Weges hatten ſie auf gemieteten tibetiſchen Pferden zurückgelegt. Hier liegt es ihm ob, die Intereſſen der 150 nepaleſiſchen Kaufleute zu ſchützen und den Pilgern ſeines Landes zu helfen, falls dies nötig ſein ſollte. Die Kaufleute haben ihr eigenes Serai, das Pere-pala heißt und jährlich 500 Tenga Miete koſtet, ſie kaufen von den Nomaden im Norden Wolle und bezahlen ſie mit Getreide und Mehl, das daher in Schigatſe teuer und ſelten iſt, beſonders während der Feſtzeit, in der ſo viele Pilger hierherſtrömen. Der Konſul ſelbſt erhielt 200 Tenga monatlich, alſo etwas weniger als 1200 Mark Jahresgehalt, und fand ſelber, daß der Maharadſcha ihn außerordentlich ſchlecht bezahle. Bhutan hat in Schigatſe keinen Konſul, obgleich auch von dort zahlreiche Pilger hier anlangen.

Am 14. Februar erhielt ich einen ſehr unerwarteten Beſuch, nämlich

von einem Lama und einem Beamten aus Lhaſa! Als der Devaſchung, die Regierung, den Brief Hladſche Tſerings über meine Ankunft am Ngangtſe-tſo erhalten hatte, hatten der chineſiſche Geſandte und die Regierung nach gemeinſamer Beratung dieſe beiden Herren in Eilmärſchen nach dem See geſchickt, wo ſie jedoch erſt mehrere Tage nach meinem Aufbruch angekommen waren! Seltſamerweiſe hatten ſie über den Weg, den wir eingeſchlagen hatten, ganz irreführende Auskünfte erhalten, vielleicht aus dem Grunde, weil unſere Eiswanderungen kreuz und quer über den See die Nomaden verwirrt hatten. Daher hatten ſie uns 22 Tage lang an den Ufern des Ngangtſe-tſo und des Dangra-jum-tſo (!) geſucht, bis ſie ſchließlich dahinter kamen, daß wir ſchon längſt nach Südoſten abgezogen waren. Nun waren ſie unſerer Spur gefolgt und hatten ſich bei den Nomaden weitergefragt, die überall geſagt hatten, daß ſie freundlich behandelt und für das, was ſie uns verkauft hätten, auch gut bezahlt worden ſeien. Die Herren ritten ſchnell und hörten in Je-ſchung, daß wir erſt vor ein paar Tagen durchgezogen ſeien; unſere Lagerfeuer waren kaum erkaltet. Sie wechſelten die Pferde und ſpornten ſie zu noch größerer Eile an, denn ſie hatten Befehl erhalten, mich um jeden Preis zu zwingen, auf demſelben Weg, auf dem wir gekommen waren, wieder nach Norden zurückzukehren! Aber ich drehte ihnen eine Naſe, denn ſie erreichten Schigatſe erſt 36 Stunden nach uns, und auch eine andere Mannſchaft, die von Lhaſa abgeſchickt worden war, um uns auf einem näheren Weg zuvorzukommen, hatte in dem Labyrinth von Bergen und Tälern, in das wir uns hineinbegeben hatten, unſere Spur gänzlich verloren!

„Wir haben unſeren Auftrag ſo gut, als wir konnten, ausgeführt," ſagten ſie nun, „und es bleibt uns weiter nichts zu tun, als um Ihren Namen und alle Einzelheiten über Ihre Reiſe und Ihre Begleiter zu bitten."

„Alles das habe ich Ma Daloi und Duan Suän, die meinen Paß geſehen haben, bereits mitgeteilt; wünſchen Sie aber eine zweite Auflage, ſo kann es gern geſchehen."

„Ja, es iſt unſere Schuldigkeit, dem Devaſchung einen Bericht zu ſchicken. Nach dem Vertrag von Lhaſa ſtehen nur die Marktflecken in Jatung, Gyangtſe und Gartok den Sahibs und nur unter gewiſſen Bedingungen offen, aber keine anderen Wege. Sie ſind auf einem verbotenen Weg gekommen und müſſen wieder umkehren."

„Warum haben Sie mir nicht den Weg verlegt? Es iſt ihre eigene Schuld. Sie können dem Devaſchung mitteilen, daß ich mich nicht eher zufrieden gebe, als bis ich ganz Tibet geſehen habe. Übrigens verlohnt es ſich gar nicht der Mühe, daß der Devaſchung mir Hinderniſſe in den Weg

zu legen versucht, denn ich stehe gut mit Ihren Göttern, und Sie haben selber gesehen, wie freundlich der Taschi-Lama gegen mich gewesen ist."

„Das wissen wir, und es hat den Anschein, als trügen Sie die Gnade der Götter wie ein Kastenabzeichen auf der Stirn."

„Wie steht es mit Hladsche Tsering?"

„Er ist im Verdacht von Ihnen bestochen zu sein; er ist abgesetzt worden und hat seinen Rang und seine ganze Habe verloren."

„Es ist eine Gemeinheit vom Devaschung, ihn zu verfolgen! Aber die Regierung besteht aus dem erbärmlichsten Pack, das in ganz Tibet zu finden ist! Sie sollten sich freuen, endlich im Ernst unter chinesischen Schutz zu kommen!"

Erst warfen sie einander vielsagende Blicke zu, allmählich aber bekannten sie sich zu meiner Ansicht und fanden auch, daß ihre Regierung eine unangenehme Gesellschaft sei. Daß sie sich mir nicht gleich bei ihrer Ankunft zu erkennen gegeben hatten, lag daran, daß sie erst meine Beschäftigungen und unseren Verkehr ausspionieren wollten. Denn, falls sie ausfindig machen sollten, daß wir hier Freunde besäßen, sollten diese natürlich denunziert werden! Sonst aber waren sie nette Leute und ließen sich gern mit Tee und Zigaretten bewirten. Leider war gerade Tsaktserkan bei mir, und ihm muß die Sache nicht geheuer erschienen sein, denn er verduftete sofort hintenherum, als sie in mein Zelt traten, bat mich aber nachher, ihm doch mitzuteilen, was sie gesagt hätten.

Am meisten imponierte es ihnen, daß es mir trotz aller Hinterhalte und Schlingen in Gestalt herumziehender Patrouillen, die nach uns ausspähten, überhaupt gelungen war, nach Schigatse vorzudringen. Jetzt wollten sie zunächst Befehle aus Lhasa abwarten. Mit dem Dalai-Lama rechnete man gar nicht, er war wie tot und begraben.

Während der folgenden Tage kamen sie oft, um mich zu begrüßen, und sprachen sich dabei immer freimütiger über ihre hohen Vorgesetzten aus. Ihr Verbleiben auf dem Schauplatz bewies jedoch, daß sowohl die tibetische Regierung als die Chinesen ihre Augen auf mich gerichtet hatten; ich zerbrach mir den Kopf darüber, wie dies wohl enden würde.

Als ich am 15. Februar von den Reiterspielen zurückkehrte, fand ich eine große Postsendung von Major O'Connor vor und verschlang gierig die neuen Briefe aus dem Elternhaus und von Freunden in Indien, Lady Minto, den Obersten Dunlop Smith und Younghusband und von O'Connor selbst, der mich auf die liebenswürdigste Weise willkommen hieß und die Hoffnung aussprach, daß wir uns bald treffen würden. Er hatte auch die große Güte gehabt, mich mit zwei Kisten zu überraschen, die Konserven, Kakes, Biskuits, Whisky und vier Flaschen Champagner

enthielten! Man denke, ich einſam in meinem Zelt in Tibet Champagner trinkend! Jeden Mittag trank ich, ſolange der Vorrat reichte, in aller Einſamkeit ein Glas auf das Wohl des Major O'Connor!

In dem Kapitel über Leh habe ich ſchon den Hadſchi Naſer Schah und ſeinen Sohn Gulam Raſul erwähnt. Der alte Hadſchi hatte auch in Schigatſe einen Sohn, der Gulam Kadir hieß, zehn Jahre in Tibet geweſen war und jetzt die Filiale in Schigatſe leitete. Er verkaufte hauptſächlich golddurchwirkte Stoffe aus China und Benares, die ihm Lamas zu Paradeanzügen abkaufen, und ſagte mir, daß er jährlich 6000 Rupien verdiene. Ein Ballen ſolcher Goldſtoffe, den er mir zeigte, war 10000 Rupien wert. Gulam Kadir leiſtete mir mancherlei Dienſte während dieſer Zeit und beſorgte uns alles, was wir brauchten.

Von dem Dach ſeines Hauſes hat man eine prachtvolle Ausſicht auf den Dſong, die Burg, deren ſtattliche Faſſade aus dem Felſen herauszuwachſen ſcheint. Die Fenſter, Balkons, Dachverzierungen und Wimpelſchnüre wirken harmoniſch und maleriſch. Nur in der Mitte der Häuſerreihe liegt ein rotes Gebäude, alles übrige iſt weiß oder hat vielmehr jene unbeſtimmte, graugelbe Farbe, die die Zeit dem urſprünglich weißen Kalkputz gibt.

Am Südfuß des Dſongberges liegt der offene Baſarplatz, auf dem täglich zwei Stunden lang Handel getrieben wird. Tiſche oder Stände gibt es dort nicht, man ſitzt auf dem ſtaubigen Boden des Marktplatzes und hat ſeine Waren auf Tüchern ausgebreitet oder in Körben neben ſich. In der einen Reihe ſitzen die Geſchirrhändler, in einer anderen werden Bretter und Planken verkauft, Eiſenwaren, Zeugſtoffe, Korallen, Glasperlen, Muſcheln, Nähgarn, Nadeln, Farbſtoffe, billige Öldrucke, Gewürze und Zucker aus Indien, Porzellan, Pfeifen, Feigen und Tee aus China, Mandarinen aus Sikkim, getrocknete Früchte und Türkiſen aus Ladak, Yakhäute und Yakſchwänze aus Tſchang-tang, Keſſel, Metallſchüſſeln, Deckel und Untertaſſen, die hier am Orte angefertigt werden, religiöſe Bücher und andere für die Pilger beſtimmte Gegenſtände uſw. Stroh und Häckſel, Reis, Korn, Tſamba und Salz verkaufen mehrere Krämer. Walnüſſe, Roſinen, Süßigkeiten und Rettiche gehören auch zu den Waren, die man bei vielen findet. Pferde, Kühe, Eſel, Schweine und Schafe wurden feilgeboten; für letztere verlangten ſie ſieben Rupien; wir hatten in Tſchang-tang, wo man ein Schaf doch ſchon für zwei Rupien erhalten kann, nie mehr als höchſtens vier Rupien gegeben. Jede Ware hatte ihren beſonderen Platz, aber ſoviel ich ſehen konnte, waren die Verkäufer nur Tibeter, denn die Kaufleute aus Ladak, China und Nepal haben ihre Läden in ihren eigenen Häuſern.

Die meisten Feilbietenden sind Frauen; auch Heu, Brennholz und Fleisch wird von ihnen verkauft; sie tragen gewaltige Haarbogen mit schlechten Türkisen, Glasperlen und allerlei bunten Gehängen, die grell gegen ihre mit schwarzer Salbe eingeschmierten Gesichter abstechen. Wenn sie auf diesen Putz verzichten und sich dafür lieber ordentlich waschen wollten, würden einige von ihnen vielleicht ganz menschlich aussehen. Welche Farbe ihre Kleider ursprünglich gehabt haben, läßt sich nicht gut sagen, denn jetzt ist sie unter Staub, Ruß und Schmutz verschwunden. Aber diese Hökerinnen sind immer höflich und freundlich; sie sitzen in langen Reihen, parallel mit der Nordmauer der Chinesenstadt, die eher einer Ruine gleicht. Dann und wann zieht eine Eselkarawane in den Durchgang zwischen den Reihen der Verkäuferinnen und bringt neue Waren auf den Markt. Manchmal reiten halb chinesisch gekleidete Herren aus dem Dsong vorbei. Und unter dem Kundengewimmel sieht man jede Art Leute, Geistliche und Pilger, Kinder des Landes und Fremdlinge, weiße Turbane aus Ladak und Kaschmir und schwarze Scheitelkäppchen aus China. Der Markt ist Schigatses Klatschnest; von dort her dringen allerlei mehr oder weniger wahrscheinliche Gerüchte zu uns. Sowie jemand aus Lhasa ankommt, wird er sofort bis zur Bewußtlosigkeit ausgefragt, denn alle verfolgen das neue chinesische Regime mit gespanntem Interesse. Im Basar wurde erzählt, daß Lamas in Lhasa einen blutigen Aufstand gegen die Chinesen vorbereiteten, weil diese verlangt hätten, daß die Hälfte aller Lamas Kriegsdienste leisten solle. Ferner hieß es, daß man mich und meine Begleiter bald zwingen werde, das Land zu verlassen, und daß es nicht mehr lange dauern werde, bis die englische Handelsagentur in Gyangtse aufgehoben würde. Jeder, der etwas Neues gehört hat, trägt es sofort auf den Markt, wo ebenso viele Besucher sind, die nur hören wollen, was es Neues gibt, als solche, die wirklich einkaufen. Der Markt ist, mit einem Wort, Schigatses einzige Zeitung.

Gulam Kadir erzählte mir, daß die beiden Herren aus Lhasa Spione besoldeten, die täglich über das, was sie von uns wußten, Bericht erstatteten. Als Hausierer pflegten diese in unsere Zelte zu kommen und dort stundenlang zu sitzen. Auch Ma umgab mich mit Spionen. Mit Hilfe Gulam Kadirs stellte auch ich zwei Ladakis als Spione an, um den Spionen der Lhasaspione nachzuspionieren! Ich konnte mich nun in acht nehmen, da ich wußte, was um uns herum vorging.

Meine eigenen Ladakis hatten in Schigatse eine ihnen sehr notwendige Ruhezeit. Ich schenkte ihnen Geld zu neuen Anzügen, die sie sich allein nähten; nach einigen Tagen stolzierten sie von Kopf bis Fuß neu eingekleidet umher. Auch konnte ich ihnen einen Krug „Tschang" täglich

nicht verweigern; ſie tranken ſehr ſelten zuviel, nachdem einer von ihnen unter dem Einfluß des Bieres ſich eines Tages das Geſicht ſchwarz angemalt und ſo verziert in komiſchen Pirouetten mitten auf dem Hof herumgetanzt hatte. Muhamed Iſa kam gerade vom Markt nach Hauſe, griff ſich den Tänzer und prügelte ihn windelweich, und dieſer ließ es ſich nicht wieder einfallen, geſchminkt aufzutreten! Sowohl Chineſen wie Tibeter ſagten, daß meine Leute ſich muſterhaft betrügen und keine Veranlaſſung zu Streitigkeiten gäben. Aber man hätte Tſering abends ſingen hören ſollen! Es klang wie das Knarren einer ſchlecht geſchmierten Stakettür auf den Schären meines Heimatlandes, und darum hörte ich ſeinem rauhen Geſang gern zu. Zwar, wenn er dann manchmal drei Stunden hintereinander geſungen hatte, konnte es auch mir zuviel werden. Doch ließ ich ihn gewähren — es iſt ſo angenehm, heitere, zufriedene Menſchen um ſich zu haben.

Unterm 19. Februar ſteht in meinem Tagebuch folgendes: Trotz des windigen, ſtaubigen Wetters habe ich den ganzen Tag verſchiedene Typen gezeichnet, meiſtens Frauen, die mir vor meinem Zelt Modell ſaßen (Abb. 159). Die erſten waren vom Nam-tſo (Tengri-nor), trugen mit Muſcheln, Porzellanperlen und Silberflittern beſetzte Kopfbedeckungen und glichen in ihren mit roten und blauen Bändern beſetzten Schafpelzen Mädchen aus Dalekarlien; jedenfalls wirkten ihre Kleider als Nationaltrachten. Die Mädchen waren grobknochig, ſtark gebaut, ſahen friſch und geſund aus, und ihre breiten, angenehmen Geſichter waren merkwürdig rein. Die Frauen aus Schigatſe dagegen hatten ſich das Geſicht mit einer braunen, mit Ruß angerührten Salbe eingeſchmiert, die wie Teer ausſah. Dieſe Maske macht ſie abſcheulich; es iſt unmöglich zu unterſcheiden, ob ſie hübſch ſind oder nicht, das Schwarze kollidiert mit den Lichtern und den Schatten und verwirrt den Porträtzeichner. Eine hatte ſich nur die Naſe beſchmiert und ſie ſo blank wie Metall gerieben. Dieſe eigentümliche Sitte ſoll aus einer Zeit ſtammen, als die Moral der Lhaſamönche ſehr tief ſtand und ein Dalai-Lama deshalb ein Gebot ergehen ließ, daß kein weibliches Weſen ſich im Freien ſehen laſſen dürfe, ohne ſchwarz angemalt zu ſein, damit die Reize der Frauen möglichſt wenig verführeriſch auf die Männer wirken ſollten! Seitdem iſt das Schwarzſchminken eine Mode geblieben, die jetzt jedoch im Abnehmen begriffen zu ſein ſcheint.

Die Kleider ſind ſtets ſchwarz vor Alter, Schmutz und Ruß. Die Frauen geben das meiſte auf ihren Kopfſchmuck, und je vornehmer ſie ſind, deſto mehr überſäen ſie ihre Friſur mit Bogen, Gehängen und Schmuckſachen. Das Haar iſt mit all dieſen Zierden oft ſo eng verflochten, daß ſie wohl kaum jede Nacht herausgenommen werden können,

sondern erst wenn die Geschichte so verwickelt geworden ist, daß eine Entwirrung notwendig erscheint. In den Ohrläppchen tragen sie große, schwere Ohrgehänge von massivem Gold und seltenen Türkisen, wenn die Besitzerin reich ist, sonst aber einfachere und kleinere Ringe. Um den Hals trägt man verschiedenfarbige Perlenketten und Gaos, kleine Silberfutterale, in denen sich Amulette befinden und die mit Korallen und Türkisen dicht besetzt sind. Arme Frauen müssen sich mit kupfernen Gaos derselben plumpen Art, wie sie bei den Zaidammongolen so gewöhnlich ist, begnügen.

Taschi-Buti hieß eine vierzigjährige Frau aus Schigatse; sie sah aus wie bei uns eine Sechzigerin; man altert hier sehr schnell (Abb. 160). Über ihrer gewöhnlichen Kleidung hatte sie sich einen groben Schal um die Schultern gelegt, der vorn durch Messingspangen, Blättchen und Ringe zusammengehalten wurde.

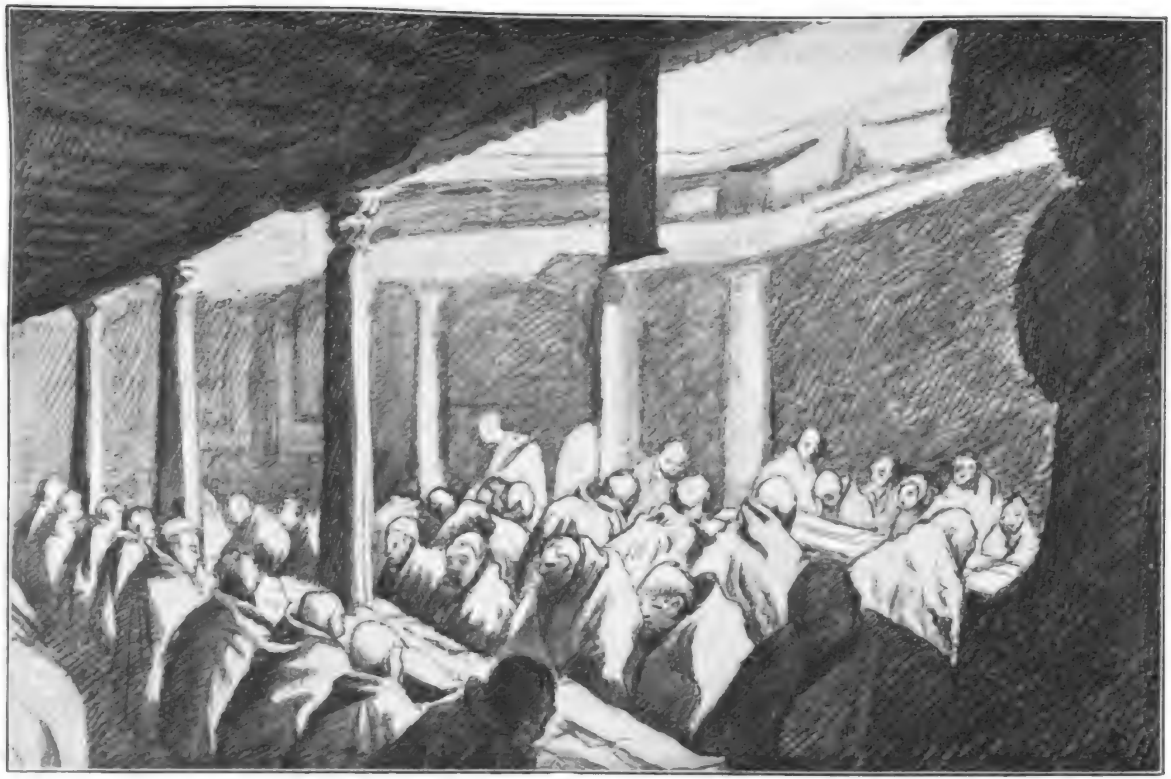
Ein Nomadenweib aus Kamba trug den rechten Arm und die rechte Schulter unbedeckt und war so kräftig und muskulös gebaut wie ein Mann, aber so verzweifelt schmutzig, daß man sich von ihrer Hautfarbe keinen Begriff machen konnte. Sie hatte keinen Kopfschmuck, sondern das schwarze Haar war in unzählige dünne Rattenschwänze geflochten, die auf die Schultern herabhingen und auf der Stirn zu einer gitterförmigen Ponymähne zusammengebunden waren. Sie hätte gut ausgesehen, wenn ihre Züge nicht so männlich gewesen wären; ernst war sie und still saß sie wie eine Buddhastatue. Ein fünfzehnjähriges Mädchen hatte in der Mitte des Kopfes einen Scheitel, ihr Haar war in zwei sich nach den Ohren hinabziehenden Wülsten frisiert, die gekämmt, eingefettet und glänzend wie bei den Japanerinnen waren, und als Schmuck trug sie ein mit Korallen besetztes Diadem. Sie war niedlich und reingewaschen und hatte rosige Wangen.

Burtso war eine kleine Schigatsedame von 17 Lenzen und mit dem Schmutz dieser 17 Lenze im Gesicht (Abb. 161). Wie die meisten anderen, hatte auch sie in ihren Zügen die scharf ausgeprägten Kennzeichen der mongolischen Rasse: schrägstehende Augen, die schmal wie Ritzen sind und sich nach den Seiten hin wie Nadeln zuspitzen; der untere Teil des Augenlides ist teleskopisch unter den oberen geschoben, so daß eine scharfgezogene, schwach bogenförmige Linie entsteht und die kurzen Wimpern beinahe ganz verdeckt; die Iris ist dunkel kastanienbraun und erscheint in dem markierten Rahmen der Augenlider schwarz; die Augenbrauen sind gewöhnlich wenig entwickelt, dünn und unregelmäßig und bilden niemals den schön geschweiften persischen und kaukasischen Bogen, der an eine Sichel erinnert. Die Backenknochen stehen ziemlich hervor, aber nicht so

kräftig wie bei den Mongolen; die Lippen ſind ziemlich groß und fleiſchig; die Naſe aber weniger platt als bei den Mongolen. Unter den männlichen Tibetern findet man oft Geſichter mit klaſſiſch edlen Zügen. Aber die Verſchiedenheiten zwiſchen einzelnen Tibetern ſind oft größer, als die zwiſchen Tibetern einerſeits und Mongolen, Chineſen und Gurkhas andererſeits. Die Nomaden von Tſchang-tang ſind augenſcheinlich ein Stamm für ſich, der ſich ſelten oder nie mit anderen vermiſcht. Sonſt aber iſt das tibetiſche Volk ohne Zweifel ſehr ſtark mit Nachbarelementen verſetzt. Chineſen, die in Lhaſa und Schigatſe wohnen, verheiraten ſich mit Tibeterinnen. Im Himalaja, ſüdlich von der tibetiſchen Grenze, leben die Bothias, ein Miſchvolk, halb aus indiſchen, halb aus tibetiſchen Elementen hervorgegangen. Das Volk von Ladak hat ſich in noch höherem Grad mit ariſchen und türkiſchen Nachbarn vermiſcht, weil es in näherer und lebhafterer Berührung mit ihnen geſtanden hat. In anthropologiſcher, ethnographiſcher und linguiſtiſcher Hinſicht bietet alſo das tibetiſche Volk eine Menge merkwürdiger, eigenartiger Probleme, die zu löſen die Aufgabe künftiger Forſchung ſein wird.

So zeichnete ich weiter, und ein Modell nach dem andern landete in meinem Skizzenbuch. Der Ausdruck meiner Modelle iſt geiſtlos und gleichgültig, der Blick abweſend und leidenſchaftslos; ſie ſcheinen ſich um das, was vorgeht, wenig zu bekümmern, wenn ſie nur nach der Sitzung die verſprochene Rupie einheimſen (Abb. 162). Sie ſitzen regungslos, ohne zu lachen oder zu quengeln. Eher ſind ſie zu ernſt, und nie ſpielt ein Lächeln um ihre Mundwinkel, wenn ihr Blick dem meinen begegnet. In dieſer ſtummen aber gefühlloſen Damengeſellſchaft verbrachte ich den größten Teil des Tages!

Dann und wann kommt eine Gruppe Neugieriger, um mir zuzuſehen, bald Tibeter, bald Chineſen, bald Pilger, die etwas zu erzählen haben wollen, wenn ſie wieder daheim in ihren ſchwarzen Zelten ſein werden. Sie ſtehen um mich herum und zerbrechen ſich den Kopf, ob es wohl gefährlich iſt, von einem Europäer abgezeichnet zu werden, und weshalb das eigentlich geſchehe. Unter ihnen befinden ſich natürlich viele Spione. Hinſichtlich der Typen und der Trachten iſt der Vorrat unerſchöpflich, und wenn ich durch die Stadt reite und ihre Bewohner bei den verſchiedenen Beſchäftigungen ſehe, habe ich ein Gefühl der Beklemmung bei dem Gedanken, daß ich nicht Zeit haben werde, ſie alle zu zeichnen. Dort ſteht ein Mann und ſpaltet Holz, dort kommen zwei Jünglinge, die mit Reiſig und Zweigen beladene Eſel vor ſich hertreiben. Dort gehen ein paar Frauen mit großen Waſſerkrügen auf dem Rücken, während kleine Mädchen Viehdung von der Straße aufſammeln. Dort



157. Vorleſung für Novizen in Taſchi-lunpo.
Skizze des Verfaſſers.

Digitized by Google

158. Pilger aus Kamba-dſong.

159. Pilgerinnen aus Nam-tſo.
Skizzen des Verfaſſers.

naht sich eine Gruppe von Beamten in gelben Gewändern auf stolzen Rossen, indes einige Lamas langsamen Schrittes nach dem Kloster hinaufwandern. Alles ist so pittoresk, so verführerisch für den Pinsel, man verliebt sich unaufhörlich in verlockende Motive, in ungewöhnliche Genrebilder, in dankbar gruppierte kleine Situationen von Käufern und Verkäufern; man könnte Monate hierbleiben und nur zeichnen und wieder zeichnen, Typen und Volkstrachten studieren, und doch immer neue Motive finden; man trauert bei dem Gedanken an den baldigen Aufbruch.

Nachmittags erschien oft eine Gesellschaft Tänzer und Tänzerinnen auf dem Hofe und führte ihre durchaus nicht üblen Leistungen vor, die mich lebhaft an die Tänze in Leh erinnerten. Sie werden stets von unserem Mütterchen Mamu eingeführt, die die Aufsicht über das Gartengrundstück hat und lächelnd und freundlich wie ein Sperling umherhüpft. Sie spricht Hindi, und Robert kann sie infolgedessen als Dolmetscher benutzen. Dann erscheinen Eselkarawanen, die Heu, Brennholz, Häcksel und Gerste für unsere letzten Tiere oder Proviant für uns selber bringen, und unaufhörlich kommen Leute, die allerhand Eßbares zu verkaufen haben, Hühner, Eier, Butter oder Fische aus dem Tsangpo, die Milchmänner rennen mit ihren klappernden Metallkannen, und Saitenspiel und Flöten ertönen unter unsern Bäumen. Wie ein Troubadour nähert sich ein Bettler mit einer Laute meinem Zelt und singt ein melodisches Lied. Wenn ich nach ihm hinsehe, unterbricht er den Gesang und streckt die Zunge heraus. Barhäuptige Jungen, die nicht schwärzer aussehen könnten, wenn man sie zweimal durch einen Schornstein zöge, laufen mit hellem Gelächter umher oder gucken hinter den Bäumen hervor. Drei von ihnen zeigen sich auf einem ausgespannten Seil, tanzen wie richtige Seiltänzer und schlagen auf ihre Trommeln los, während sie in buntem Durcheinander halsbrechende Purzelbäume ausführen (Abb. 163).

Auch fromme Herrschaften besuchen mich auf meinem Hofe; so auch zwei Nonnen mit einer großen „Tanka", die eine Reihe verwickelter Ereignisse aus der heiligen Geschichte darstellt. Während die eine die Erklärung singt, deutet die andere mit einem Stock auf die dazugehörenden Bilder. Und sie singt so weich und gefühlvoll, daß es ein Vergnügen ist, ihr zu lauschen (Abb. 168).

Oder es kommt ein bettelnder Lama mit der Gebetmühle in der Hand und zwei Handschienen an einem um den Nacken gelegten Riemen (Abb. 182). In diese fährt er, wie in Striegelbürsten, mit den Händen, wenn er sich beim Umwandern der Tempel der Länge nach auf die Erde wirft. Sie sind schon sehr abgenutzt, was die Herzen des Volkes zur Freigebigkeit bewegt, und er sieht seine Almosenschale sich täglich füllen.

Diese Frommen sind Tibets Schmarotzer, die auf Kosten des arbeitenden Volkes leben. Und dennoch werden sie geduldet und von jedermann mit der größten Rücksicht und Ehrerbietung behandelt. Ihnen ein Scherflein zu geben, gereicht dem Geber zum Nutzen. Das Volk wird von den Lamas in geistiger Sklaverei gehalten, und die Lamas selber sind die gehorsamen Sklaven jener Folianten engherziger Dogmen, die seit Jahrhunderten verknöchert sind, an denen aber nicht gerührt werden darf und die nicht kritisiert werden dürfen, denn sie sind kanonisch, verkündigen die absolute Wahrheit und verrammeln jeglichem freien und selbständigen Denken den Weg. Die Geistlichen bilden einen sehr bedeutenden Prozentsatz der spärlichen Bevölkerung dieses kargen Landes. Ohne die frommen Gaben der Pilger würde Tibet sich wirtschaftlich nicht im Gleichgewicht halten können. So ist Taschi-lunpo eine gewaltige Sparbüchse, in die der Reiche seinen Goldklumpen, der Arme sein letztes Scherflein einlegt. Und weshalb? Um die Mönche milde zu stimmen, denn sie sind die Vermittler zwischen dem Volk und den Göttern. Kaum irgendein anderes Land auf der Erde steht so unter der Herrschaft der Priester wie Tibet. Und während das Volk sich abrackert, versammeln sich auf den Ruf des Muschelhorns die Mönche um ihre schweren silbernen Teekannen und ihre Schalen voll Tsamba!

Die drei letzten Abende sind Wildgänse in großer Anzahl niedrig und schreiend von Nordwest nach Südost gerade über unsern Garten hinweggeflogen. Die Raben sind wie gewöhnlich dreist, im übrigen aber hausen in unseren Bäumen nur Spatzen. Sonst ist das Lager innerhalb seiner Mauer friedlich. Aber wir haben draußen eine Nachtwache aufgestellt, denn in einer Stadt, die wie Schigatse reich an hergelaufenem Gesindel ist, gibt es viel Strolche. Als ich eines Abends zwei Mönche bei mir gehabt hatte, um sie auszufragen, wagten sie nicht, in der Dunkelheit nach Taschi-lunpo zurückzukehren, wenn ich sie nicht durch einige meiner Leute, die mit Flinten bewaffnet waren, nach Hause bringen ließe. Neulich ist zwischen der Stadt und dem Kloster ein Lama abends überfallen und buchstäblich bis auf die Haut ausgeraubt worden.

Nach nur 9,8 Grad Kälte herrschte am 20. Februar den ganzen Tag über Schneetreiben; der Wind heulte klagend durch die Pappeln und der Schnee fiel auf mein Zelt. Von den goldenen Tempeldächern war nichts mehr zu erblicken, der Erdboden und die Berge waren weiß; auf dem Basar war kein Mensch, und keine Neugierigen kamen uns besuchen. Gerade so wie in Tschang-tang!

Am 4. März machte mir Gulam Kadir eine Abschiedsvisite; er wollte am folgenden Morgen nach Lhasa, das, seiner Rechnung nach,

neun Tagereisen entfernt liegt. Da er unterwegs durch Gyangtse kommt, mußte er eine große Posttasche an Major O'Connor mitnehmen. Am Tag vorher hatte er eine Karawane von 201 mit Ziegeltee beladenen Yaks nach Ladak abgeschickt. Ein Yak trägt 24 Ziegel, und ein Ziegel kostet in Schigatse 6 Rupien, in Ladak aber 9—11. Es ist nur der Abfall des Teestrauches, der in China verschmäht wird, aber für Tibeter und Ladakis gut genug ist. Gulam Kadir mietet die Yaks und muß bis Gartok für jeden 5 Rupien bezahlen — ungeheuer billig, aber sie ziehen die Gebirgspfade und daher kostet ihr Unterhalt nichts. Fünf Monate sind sie unterwegs, denn die Karawane macht kurze Tagemärsche und bleibt an Stellen, wo üppiges Gras wächst, liegen. Von Gartok, wo der Hadschi Naser Schah eine große Niederlage hat, der sein anderer Sohn Gulam Rasul vorsteht, wird der Tee auf anderen Yaks weiterbefördert. Durch einen einzigen solchen Transport erzielt das Handelshaus des Hadschi höchst bedeutenden Gewinn. Moschus, Korallen, chinesische Stoffe und andere wertvolle Waren werden auf Mauleseln auf der großen Heerstraße verschickt, die am Tsangpo und am oberen Indus entlang geht.

Bei mehreren Gelegenheiten hatte ich im Kloster Kung Guschuk, den Herzog, getroffen und ihm für seine Güte, mir meine Post nach den Seen zu schicken, gedankt. Aber erst am 7. März machte ich ihm meinen Besuch in seinem Hause. Die Wände der Vorhalle sind mit Tigern und Schneeleoparden bemalt; auf dem Hofe, um den herum sich Ställe und Dienerwohnungen ziehen, liegt ein großer, schwarzer Hofhund mit roten Augen und einem roten gewellten Halsring an einer Kette, ist aber so wütend, daß er gehalten werden muß, während wir an ihm vorbeigehen. Nachdem man zwei leiterähnliche Treppen erstiegen hat, gelangt man in das Empfangszimmer, das sehr elegant ist und viereckige, rotangestrichene Säulen und geschnitzte Kapitäle in Grün und Blau hat. An den Wänden steht eine Reihe Götterschreine aus vergoldetem Holz mit brennenden Butterlampen davor, und über ihnen hängen Photographien des Taschi-Lama, die in Kalkutta aufgenommen worden sind. Im übrigen sind die Wände unter Tempelfahnen versteckt.

Das mit Papier überklebte Gitterfenster, das beinahe die ganze Breite der dem Hof zugekehrten Längswand einnimmt und auf der Außenseite mit einer weißen Gardine verhängt ist, liegt ziemlich hoch über dem Fußboden. Unmittelbar unter dem Fenster zieht sich eine lange, niedrige Diwanmatratze hin, auf der da, wo der Ehrenplatz ist, ein viereckiges, mit einem Pantherfell bedecktes Kissen liegt. Vor diesem Kissen stehen auf goldenen Füßen zwei kleine schemelartige, lackierte Tische. Wenn man hier sitzt, hat man unmittelbar zur Linken an der kurzen

Querwand einen würfelförmigen Thron, zu dem einige Stufen hinaufführen; hier nimmt der Taſchi-Lama Platz, wenn er ſeinen jüngeren einundzwanzigjährigen Bruder gelegentlich beſucht.

Kung Guſchuk iſt alſo noch jung, ſehr ſchüchtern und ſichtlich erfreut, wenn der Gaſt ſpricht und er ſelber ſein eignes kleines, ſchlecht möbliertes Gehirn nicht anzuſtrengen braucht (Abb. 164). Von Indien, wohin er ſeinen hohen Bruder begleitete, hatte er ſehr unklare Erinnerungen mitgebracht, aber er wußte doch noch, daß Kalkutta eine große Stadt iſt und daß es dort unten entſetzlich heiß geweſen war; im übrigen ſchien ihm die Reiſe wie ein unverſtändlicher Traum vorzuſchweben. Über meine bevorſtehende Reiſe erlaubte er ſich keine Meinung, ſagte aber offen, daß die Lamas es nicht gern ſähen, daß ich ſo oft in Taſchi-lunpo ſei. Seine Frau hatte mich fragen laſſen, ob ich ſie nicht porträtieren wolle, und ich bat nun, mich erkundigen zu dürfen, wann es ihr genehm ſei. Jederzeit. Als ich fortging, ſtand die Gnädige mit ihren ſchwarzen Ehrendamen am anderen Ende des offenen Balkons, der einen Lichthof umgab (Abb. 165). Ich grüßte höflich hinauf und bezauberte gewiß die Dame im Vorübergehen — es war nicht weiter gefährlich, ſie war gründlich passée, da ſie Kung Guſchuk gemeinſam mit einem älteren Bruder gehört hatte, der auf der Rückreiſe von Indien in Sikkim geſtorben war. Sie ſoll es ſein, die die Finanzen des Hauſes in Ordnung hält und das Regiment hat. Und das iſt auch notwendig, denn Kung Guſchuk führt ein wüſtes Leben, iſt bis über die Ohren verſchuldet und ſpielt Haſard! Das iſt unanſtändig — wenn man Bruder des Taſchi-Lama iſt!

Erſt am 22. März wurde etwas aus dem Porträtzeichnen, das in dem großen Gemache ſtattfand und mit Bleiſtift geſchah (Abb. 166). Die Herzogin iſt groß und etwas aufgeſchwemmt und behauptete, 33 Jahre alt zu ſein — ich taxierte ſie auf 45! Ihr Teint iſt hell und ſchlecht, das Weiße im Auge glanzlos. Sie hatte ſich zu dieſer Gelegenheit mit ſoviel Schmuck beladen, wie nur auf ihr Platz hatte; ein Perlengehänge, das an der linken Seite ihrer Faſſade herabhing, hatte 1200 Rupien gekoſtet. Im Haar hatte ſie dicke Perlenbogen, Korallenbüſchel und Türkiſen. Freundlich und liebenswürdig war ſie; es ſei ihr einerlei, wie lange ſie ſitzen müſſe, wenn es nur gut werde, ſagte ſie. Ihr kleiner Pantoffelheld von Gatte ſaß dabei und ſah zu, und um uns herum ſtanden die anderen Hausbewohner und noch ein kleiner Bruder Kung Guſchuks und des Taſchi-Lama (Abb. 167). Sie ſelber tranken Buttertee, ſetzten ihn mir aber nicht vor, was die Viſite bedeutend angenehmer machte.

Dann beſahen wir die übrigen Zimmer, die auch an ſonnigen Tagen ſo düſter wie Kerkerlöcher ſind, denn die Fenſter ſind klein, das Papier

160. Frau Taſchi Buti in Schigatſe.

161. Junge Dame in Schigatſe.

Skizzen des Verfaſſers.

162. Bürgerfrau in Schigatſe.

163. Tanzende Knaben mit Trommeln.
Skizze des Verfassers.

dick, und die weißen Gardinen der Außenseite tragen zur Verstärkung der Dämmerung bei. Ein kleiner Tempelsaal mit roten Säulen war so dunkel, daß man kaum die Götterstatuen unterscheiden konnte. Im „Arbeitszimmer" des Herzogs steht ein niedriger Diwan am Fenster und davor ein Tisch mit Papier, Tintenfaß und Federn und einem religiösen Buch. Das Schlafzimmer war mit Tankas, Statuen und Bechern geschmückt. Hier und dort kämpfen Butterflämmchen gegen die Dunkelheit, während gegen die Kellerluft Kohlenbecken von Messing auf Gestellen von dunkelm geschnitzten Holz verwandt werden. Das ganze Haus gleicht einem Tempel — das gehört sich wohl so, wenn man Bruder des Großlama ist!

Ein paar Gänge, die verschiedene Teile des oberen Stockwerkes miteinander verbanden, waren nicht überdeckt, standen also allen Winden des Himmels offen. Eine dritte Treppenleiter führte nach dem obersten Dach, das von einer meterhohen Brüstung umgeben und mit Kalk weiß abgeputzt war. Ein Wäldchen von Dachverzierungen und Gertenbündeln mit Wimpeln verscheuchte die bösen Dämonen. Es stürmte gerade tüchtig, und Staub und Späne von Schigatses Straßen flogen in der Luft umher, so daß meine Augen ihren Anteil erhielten. Mit dem Porträtieren dauerte der Besuch vier geschlagene Stunden; — zuletzt war ich mit der Familie schon so intim, als ob wir uns von Kindheit an gekannt hätten!

Einunddreißigstes Kapitel.

Politischer Wirrwarr.

In den ersten Kapiteln dieses Buches habe ich in größter Kürze über die Schwierigkeiten berichtet, die mir von englischer Seite in den Weg gelegt wurden, und erzählt, wie die liberale Regierung in London sich nicht allein weigerte, mir die Vergünstigungen, um die ich gebeten hatte, zu gewähren, sondern sogar versuchte, die ganze Reise zu hintertreiben. Aus diesem Grunde hatte ich mich gezwungen gesehen, den ungeheuren Umweg durch ganz Tschang-tang zu machen, wo wir mehr als einmal unser Leben aufs Spiel setzten und so große Verluste erlitten. Dann stießen wir auf den schwachen Widerstand seitens der Tibeter, gelangten aber trotzdem nach Schigatse; es war ja das reine Glück, daß die gegen uns ausgeschickten Patrouillen uns nicht hatten finden können. Am 14. Februar hatten Vertreter der tibetischen Regierung mich darauf aufmerksam gemacht, daß ich nicht berechtigt sei, mich überlange in Tibet aufzuhalten, sondern daß ich das Land verlassen müsse. Als ob ich nicht schon an den englischen, indischen und tibetischen Regierungen genug hätte, erschien nun am 18. Februar auch noch die chinesische Regierung auf der Bildfläche! Ich stand nun allein einem vierblättrigen Kleeblatt von Regierungen gegenüber und wünschte alles, was Politik und Diplomaten hieß, dahin, wo der Pfeffer wächst!

An diesem Tag erschien also der junge Chinese Duan Suän im Auftrag Gaw Dalois, des politischen Agenten Chinas in Gyangtse. Er brachte mir von ihm einen Brief, der folgenden lakonischen Inhalt hatte:

> Übereinkommen zwischen Großbritannien und China, unterzeichnet in Peking im Jahre 1906, § 2: Die großbritannische Regierung verpflichtet sich, kein tibetisches Territorium zu annektieren und sich nicht in Tibets Verwaltung zu mischen.
>
> Vertrag, abgeschlossen am 7. September 1904, § 9b: Keine Vertreter oder Agenten irgendeiner fremden Macht sollen Erlaubnis erhalten, Tibet zu besuchen.

Duan Suän beſtellte mir außerdem noch mündlich von Gaw Daloi, daß ich unter keiner Bedingung nach Gyangtſe reiſen dürfe, nachdem ich ſchon ohne Paß und Erlaubnis bis Schigatſe vorgedrungen ſei, und daß mir nur ein einziger Weg offen ſtehe, nämlich der durch Tſchang-tang, auf dem ich gekommen ſei. Ich antwortete ebenſo lakoniſch, daß Gaw Daloi, wenn er etwas über mich wiſſen wolle, ſich an Major O'Connor, den Vertreter Großbritanniens in Gyangtſe, wenden möge, anſtatt mir unverſchämte Briefe zu ſchreiben!

Es war mein Plan und mein Wunſch geweſen, O'Connor zu beſuchen; ich kannte ihn ſehr gut von Hörenſagen, er hatte mich mit Freundlichkeiten überhäuft, und ich wußte, daß er einer der außerordentlich Wenigen iſt, die Tibet gründlich kennen.

Von meiner Ankunft an hatten wir miteinander in eifrigem Briefwechſel geſtanden, ich hatte ihm meine bisherigen Gedanken über die weſtliche Fortſetzung des großen Gebirgsſyſtems auseinandergeſetzt, und O'Connor hatte geantwortet, daß er ſich ſtets nach den großen unbekannten Teilen des tibetiſchen Inneren geſehnt und ſchon lange das Vorhandenſein eines mächtigen Bergſyſtems im Norden des Tſangpo vermutet habe. Noch kannte ich dieſes Syſtem nur mangelhaft, und deshalb hatte ich O'Connor vorgeſchlagen, daß wir das Gebirge künftig Nientſchen-tang-la nach dem hohen Gipfel am Südufer des Tengri-nor nennen wollten. Für mich würde es die größte Bedeutung gehabt haben, gerade jetzt mit einem Manne wie Major O'Connor zuſammenzutreffen.

Indeſſen begann ich die Sache bald in einem anderen Lichte zu betrachten, denn ich ſah ein, daß ich mich in Gyangtſe in einer noch unhaltbareren Lage befinden würde als hier in Schigatſe. Solange ich in Schigatſe blieb, wußten die Chineſen nicht, was ſie mit mir anfangen ſollten; in Gyangtſe aber kam ich direkt unter die Vertragsparagraphen und konnte alſo gezwungen werden, ſüdwärts nach Indien zurückzugehen. Gaw Dalois Verbot in betreff Gyangtſes reizte mich ein wenig, aber ich hatte ihn in Verdacht, dies nur als Kriegsliſt gebraucht zu haben, und zwar um ſo mehr, als die Behörden von Schigatſe mir gleichzeitig anboten, daß ich Laſttiere zu meiner Reiſe dorthin mieten dürfe. Sowohl Tſaktſerkan wie Ma wußten, daß ich einen Brief von Gaw erhalten hatte, und Ma hatte lange Unterhandlungen mit den beiden Herren aus Lhaſa. Es war klar, daß eine politiſche Intrige im Gange war; für mich kam es nun darauf an, meine Karten gut auszuſpielen.

Schon um den 20. Februar herum hatte ich bemerkt, daß die Lamas wegen meiner vielen Beſuche im Kloſter vor den Chineſen in Sorge waren und täglich zurückhaltender wurden. Ich fuhr jedoch ganz ruhig fort,

ihnen dicht vor der Nase zu sitzen und sogar den Schakya Toba (Buddha) zu zeichnen. Die Chinesen gaben sich den Anschein, als fürchteten sie, daß die Engländer ihnen Vertragsbruch vorwerfen könnten, wenn sie mein Verweilen auf verbotenem Boden duldeten. Meine englischen Freunde dagegen freuten sich darüber, daß mir bis dahin alles geglückt war, und hofften, daß ich mich auch fernerhin halten könne. Indessen konnte jeden Tag ein Umschlag eintreten, und ich lebte daher in der aufregendsten Ungewißheit.

In meiner Antwort an Gaw Daloi bat ich ihn, sich völlig darüber zu beruhigen, daß ich als Schwede Absichten haben könnte, tibetisches Territorium zu annektieren, und was den § 9 anbetreffe, so habe er ihn unvollständig zitiert, da er nämlich folgendermaßen laute: „Die Regierung Tibets übernimmt die Verpflichtung, ohne vorhergehende Zustimmung der Regierung Großbritanniens keinen Vertretern oder Agenten irgendeiner fremden Macht den Besuch Tibets zu gestatten." Dieser Paragraph finde auf mich durchaus keine Anwendung, *da ich bereits in Tibet sei*, und es gehe mich gar nichts an, was für Vereinbarungen die beiden Regierungen miteinander getroffen hätten. Mein Fall müsse von ganz anderen Gesichtspunkten behandelt werden.

Ma hatte sich anfangs bereit erklärt, meine Post nach Gyangtse zu schicken, jetzt aber lehnte er es mit der Entschuldigung ab, daß es so aussehen könne, als ob er mir zu gern gefällig sein wolle. Daher mußte am 24. Februar Muhamed Isa nach Gyangtse reiten, um Gaw Daloi meinen Brief und den Paß zu bringen, und auch 3000 Rupien in Gold mitzunehmen, die Major O'Connor mir gegen Silbergeld einzuwechseln versprochen hatte.

Ich schickte auch ein ausführliches Telegramm an den englischen Premierminister und bat um die „Zustimmung der Regierung Großbritanniens", da die tibetische Regierung mir bis jetzt tatsächlich kein Hindernis in den Weg gelegt habe. Auf dieses Telegramm erhielt ich aber keine Antwort!

Am 27. Februar traf Gaws Antwort ein — nicht mit Muhamed Isa, sondern mit einem besonderen Kurier; das war diplomatisch, aber unvorsichtig. Gaw schrieb, er könne nicht glauben, daß ich, nur um der wissenschaftlichen Forschung zu dienen, einen Vertrag zwischen zwei Großmächten werde brechen wollen, mein chinesischer Paß sei hier wertlos, und wenn man mir erlaube, in Tibet herumzureisen, könnten Russen und Engländer dieselben Vergünstigungen beanspruchen. Er schloß mit den Worten: „Ich habe von meiner Regierung Befehl erhalten, Sie sofort zu verhaften, falls Sie nach Gyangtse kommen sollten, und Sie mit Soldaten über die indische Grenze schaffen zu lassen." Später

164. Der Herzog Kung Guſchuk, Bruder des Taſchi-Lama.

Digitized by Google

165. Die Herzogin Kung Guſchuk mit dem jüngſten Bruder des Taſchi-Lama und fünf ihrer Dienerinnen.

Digitized by Google

erfuhr ich, daß er keinen einzigen Soldaten hatte und daß er, wenn ihm auch die ganze chineſiſche Armee zur Verfügung geſtanden hätte, ſie doch nicht hätte gegen mich benutzen können, falls ich als Gaſt in der britiſchen Agentur in Gyangtſe weilte. Ich erwiderte jedoch, daß ich ſehr gern aufbrechen wolle, aber nach Nordweſten, wenn Gaw mir eine genügend große Karawane beſorgen könne!

Am 1. März beſuchte mich Ma. Er war ganz außer ſich. Der Amban Lien in Lhaſa habe ihm ſcharfe Vorwürfe darüber gemacht, daß er, der 1000 eingeborene und 150 chineſiſche Krieger befehlige, nicht genug Verſtand und Wachſamkeit beſeſſen habe, um mein Einſchleichen in Schigatſe zu verhindern! Er ſolle mir auch beſtellen, daß ich die Stadt ſofort zu verlaſſen hätte, und bat mich nun, ihm zu ſagen, an welchem Tage ich abzureiſen gedächte. „Damit hat es noch gute Weile", antwortete ich. „Erſt muß die Karawane fertig ſein, die mich durch Tſchang-tang zurückbefördern ſoll." Auch den Mönchen war von Lhaſa aus geraten worden, ſich ſowenig wie möglich mit mir abzugeben.

Mein Verweilen in Schigatſe hatte alſo nach und nach zu einem Noten- und Telegrammwechſel zwiſchen Lhaſa, Gyangtſe, Schigatſe, Peking, Kalkutta und London Veranlaſſung gegeben, und ich war ganz wider meinen Willen ein kleiner, hochpolitiſcher Zankapfel geworden! Meine Lage war jedoch ſo unſicher, daß ich keine Bemühung unverſucht ließ. Der ſchwediſche Geſandte, Herr G. O. Wallenberg, tat in Peking alles, was in ſeiner Macht ſtand, um die Erlaubnis der chineſiſchen Regierung und einen Paß für mich zu erhalten; er ſprach mit allen hohen Mandarinen, aber ſie beriefen ſich mit größter Liebenswürdigkeit auf die bindenden Verträge. Auch die japaniſche Geſandtſchaft in Peking machte, auf des Grafen Otani (Kyōto) Wunſch, Vorſtellungen, erhielt aber die überraſchende Antwort, daß ich, wenn ich überhaupt in Tibet ſei, was man bezweifle, ſofort aus dem Lande ausgewieſen werden müſſe. Alſo überall abſchlägiger Beſcheid! Aber in einer Beziehung war ich ſtark: ich war allein, während meine Gegner nur zu ſehr von der Rückſicht, die ſie aufeinander nehmen mußten, abhängig waren.

Zwiſchendurch wurde ich in kleine Bruchſtücke innerer tibetiſcher Politik eingeweiht. Vom Taſchi-Lama geſchickt, pflegte Tſaktſerkan mich in der Dämmerung zu beſuchen. Er fragte mich, wie es möglich ſei, daß, nachdem die Engländer im Krieg gegen Tibet geſiegt hätten, China alle Vorteile dieſes Sieges ernte und daß Chinas Macht im Lande wachſe, während das engliſche Preſtige abnehme. Das lange Fortbleiben des Dalai-Lama beunruhigte den Taſchi-Lama aufs höchſte. Gleich nach ſeiner Rückkehr aus Indien hatte er dem Dalai-Lama Geſchenke

geſandt und ihm viele Briefe geſchrieben, aber nie eine Antwort erhalten. Der Dalai-Lama war ſein Lehrer geweſen, und er grämte ſich darüber, daß er ihm in ſeiner ſchwierigen Lage nicht helfen könne. Die Behörden in Lhaſa waren ihrerſeits wütend auf Taſchi-lunpo und behaupteten, daß der Taſchi-Lama ſich von den Engländern habe beſtechen laſſen, um nicht am Kriege teilzunehmen. Der Taſchi-Lama ließ mich auch fragen, ob ich glaube, daß der Kaiſer von China ihm wegen ſeiner Reiſe nach Indien zürne, worauf ich antwortete, meiner Meinung nach ſei der Kaiſer zufrieden, wenn der Taſchi-Lama mit ſeinen mächtigen Nachbarn im Süden Frieden halte und ein gutes Verhältnis zwiſchen Tibet und Indien beſtehe.

Da erhielt ich am 5. März einen merkwürdigen Brief von Gaw Daloi. „Im größten Vertrauen" riet er mir, an Chang Yin Tang (Tang Darin, „Kaiſerlich Chineſiſcher Oberkommiſſar in Tibet") und an den Amban Lien Yü in Lhaſa zu ſchreiben und die beiden Exzellenzen zu bitten, mir als beſondere Gnade die Erlaubnis zu erteilen, über Gyangtſe nach Sikkim ziehen zu dürfen; er zweifele nicht daran, daß ſie damit einverſtanden ſein würden. Erſt hatte er mir geſchrieben, daß ſeine Regierung ihm befohlen habe, mich zu verhaften, wenn ich nach Gyangtſe käme; jetzt riet er mir ſelbſt dazu? Dadurch aber, daß er nun gegen die Befehle ſeiner Regierung handelte, gab er mir ein gefährliches Übergewicht; ich hatte ihn jetzt in der Hand und betrachtete ihn als aus dem Spiele ausgeſchieden. Auf Umwegen erfuhr ich aber dann, daß ſein Brief auf Befehl aus Lhaſa geſchrieben worden ſei, wo man fürchtete, daß man mich überhaupt nicht wieder loswerden würde, wenn man mir erlaubte, auf dem Rückweg weiter nach Tibet hinein zu ziehen. Ma teilte mir mit, daß er Befehl habe, meinetwegen Kuriere ſtets in Bereitſchaft zu halten, und daß ein Brief jetzt in fünf Tagen Lhaſa erreiche.

Ich ſchrieb nun an den Tang Darin und ſagte ihm, daß ich durchaus nicht den Wünſchen der chineſiſchen Regierung durch das Abreiſen über Gyangtſe zuwider handeln wolle, ſondern nach Nordweſten zurückzukehren gedächte, wenn Seine Exzellenz Befehl geben wolle, daß mir Yaks zur Verfügung geſtellt würden. In meiner Eigenſchaft als Schwede gehörte ich einem Lande an, das mit China ſeit uralten Zeiten in freundlichem Verhältnis ſtehe und in Tibet keine politiſchen Intereſſen habe.

Gleichzeitig ſchrieb ich auch an Lien Darin und betonte, daß weder die chineſiſche, noch die tibetiſche Regierung das Recht habe, mich wegen meiner Reiſe nach Schigatſe anzuklagen; wenn ihnen mein Kommen unangenehm ſei, hätten ſie mich rechtzeitig daran verhindern ſollen! Sie müßten mir im Gegenteil dankbar ſein, weil ich ſie auf dieſe Möglichkeit

einer Durchquerung des Landes aufmerkſam gemacht hätte, und ich riete ihnen, in Zukunft wachſamer zu ſein, wenn ſie Europäern das Land verſchließen wollten! Nach Indien zu reiſen falle mir nicht ein, meine Leute ſeien Bergbewohner und würden in der Hitze wie Fliegen umfallen; ſie ſeien übrigens britiſche Untertanen, und ich ſei für ihre glückliche Heimkehr nach Ladak verantwortlich. Durch Tſchang-tang zu reiſen, ſei unmöglich, aber ich würde gern einen Weg auf der Nordſeite des Tſangpo, wo es Nomaden gebe, einſchlagen. Wenn ſie mich loszuſein wünſchten, ſollten ſie mir die Rückreiſe doch nicht erſchweren, ſondern ſie mir lieber in jeder Weiſe erleichtern.

Als nun die Herren aus Lhaſa und die Abgeſandten aus Schigatſe-Dſong mir an demſelben Tag aufs neue vorſtellten, daß ich unverzüglich aufbrechen müſſe, konnte ich ihnen erwidern, daß dies vor zehn Tagen nicht geſchehen könne, da es ſo lange dauere, bis aus Lhaſa Antwort eintreffe!

Meine Lage glich immer mehr einer Gefangenſchaft, und doch tat man alles, um mich loszuwerden. Am 4. März war ich zum letztenmal in Taſchi-lunpo geweſen. Jetzt war mir das Kloſter verſchloſſen, da man mich aus Furcht vor dem Argwohn der Chineſen ausdrücklich gebeten hatte, dort keine Beſuche mehr zu machen. Ich verſprach, es zu unterlaſſen, aber unter der Bedingung, daß ich das Ngakang noch ſehen dürfe, wo die Gewänder und die Masken verwahrt werden. Als dies für unmöglich erklärt wurde, einigten wir uns ſchließlich dahin, daß einige Gewänder, Masken und Inſtrumente mir in meinem Garten gezeigt werden ſollten, wo ich ja auch Gelegenheit hätte, ſie abzuzeichnen. Die Gegenſtände wurden des Nachts gebracht, und während ich am Tage zeichnete, wurde um das Haus herum Wache gehalten, ſo daß die Lamas Repreſſalien nicht zu fürchten hatten. So kam der 10. März heran, als Taſchi mit meinen letzten 13 Yaks anlangte, die ſo außerordentlich erſchöpft waren, daß ſie zu einem Ramſchpreis einem Kaufmann überlaſſen wurden.

Vom 12. März enthält mein Tagebuch folgende Betrachtungen: „In dieſem heiligen Lande ſcheint der Frühling mit Pauken und Trompeten einzuziehen, die noch gellender ſind als alle die, welche bei Tagesanbruch von den Tempelplattformen erſchallen und die Lamas zu ihrem erſten Tee rufen. Stürme, dunkle Wolkenmaſſen und Staubwolken, die am Erdboden entlang wirbeln und die ganze Umgebung verhüllen außer dem Dſong, der wie ein düſteres Märchenſchiff durch den Staubnebel ſchimmert. Die Temperatur ſteigt, bei Tage haben wir mehrere Grade über Null, aber ſonſt ſehen wir vom Frühling noch nichts. Einmal wird er wohl kommen, wenn er ſich jetzt auch erſt im Bett umdreht und

ſich den Winterſchlaf langſam aus den zugefrorenen Augen zu reiben verſucht. Heute tobte einer der heftigſten Weſtſtürme, die wir erlebt haben. Die Kloſterglocken klingen freilich wie Sturmglocken, aber ihr Klang dringt bei dem Heulen des Sturmes nicht zu uns. Die Küche iſt ins Haus verlegt worden, auf dem Hofe läßt ſich niemand ſehen und in den Pappeln knackt und pfeift es. Nur hin und wieder hört man die Schellen eines Kurierpferdes, das an der Außenmauer vorbeiſprengt und vielleicht neue Verhaltungsmaßregeln in Beziehung auf mich bringt. Ma läßt nichts von ſich hören, Lobſang Tſering iſt verſchwunden, und Tſaktſerkan kommt nur, wenn ich ihn darum bitten laſſe. Ich werde immer mehr iſoliert, keiner darf mehr mit mir verkehren. Unſere Lage iſt zwar aufregend, aber doch auch intereſſant. Daß wir Schigatſe einmal verlaſſen müſſen, iſt klar, aber auf welchem Wege? Daß ich nicht über Gyangtſe gehe oder Katmandu (Hauptſtadt von Nepal), wie Ma mir vorſchlug, habe ich ihnen ſchon mitgeteilt, und hier eine Karawane für Tſchang-tang auszurüſten, iſt undenkbar. Ich habe nur ein Ziel, den Norden des Tſangpo, wo die wichtigſten Entdeckungen meiner harren! Erſt in dem Augenblick, in dem wir Schigatſe verlaſſen, ſind wir im Ernſt Gefangene; ſolange wir hier ſtill liegen, haben wir wenigſtens Freiheit innerhalb unſerer eigenen Mauern. Und ſolange ich mich in Tibet befinde, bin ich für die Engländer „tabu", aber ſowie ich die engliſche Grenze überſchreite, bin ich geliefert! Nach Oſtturkeſtan kann ich nicht gehen, denn die chineſiſche Regierung hat, wie ich durch Gaw weiß, meinen Paß annulliert, da er am unrechten Orte benutzt worden ſei. Direkt nach China mit Ladakis zu reiſen, geht auch nicht an. Zwingt man mich aber nach Sikkim zu ziehen, ſo muß ich die Ladakis entlaſſen, und ich reiſe dann allein nach Peking, um den Mandarinen den Standpunkt klarzumachen!"

Am 15. März fanden ſich die beiden Herren aus Lhaſa wieder bei mir ein. Sie waren in Gyangtſe geweſen und hatten von Gaw Befehl erhalten, alle meine Schritte ſcharf zu überwachen. Wieder wollten ſie den Tag meiner Abreiſe wiſſen, und ich antwortete, daß ich darüber nichts entſcheiden könnte, bevor ich wüßte, welchen Weg ich einſchlagen würde. Solle dieſer durch Tſchang-tang gehen, ſo müßten ſie ſich auf langes Warten gefaßt machen; ſie könnten ſich inzwiſchen ruhig ein Haus kaufen und ſich verheiraten! Sie beklagten ſich nun ſelbſt über das Zunehmen der Macht der Chineſen in Tibet und glaubten, daß die infolge des neuen, ſtrengen Regimes in Lhaſa entſtandene Gärung allein es mir möglich gemacht habe, unbemerkt quer durch Tibet zu reiſen.

Darin werden ſie wohl recht gehabt haben. Der Mißgriff des

Dalai-Lama und der unerwartete Frontwechſel der Engländer hatten den Chineſen eine Gelegenheit gegeben, die Herrſchergewalt über Tibet ſo zu übernehmen, wie ſie es ſeit den Tagen des Kang-hi und des Kien-lung im 17. und 18. Jahrhundert nicht wieder gekonnt hatten. Von dem engliſchen Preſtige konnte ich keinen Schatten mehr entdecken und hatte ja ſelber gehört, daß der Taſchi-Lama ſeine Reiſe nach Indien bereute. Vielleicht war es von der liberalen Regierung in London klug, Tſchumbi aufzugeben und durch Sperrung der Grenze alle Möglichkeiten zu Grenzkonflikten und Friktionen von der indiſchen Seite aus auszuſchließen. Denn in unſerer Zeit beginnt das alte Aſien aus ſeinem tiefen Schlafe zu erwachen, und die europäiſchen Großmächte, die dort Intereſſen haben, ſollten lieber dafür ſorgen, daß ſie behalten können, was ſie ſchon beſitzen, als darauf ausgehen, neue Eroberungen zu machen! Jedenfalls zeigten die chineſiſchen Staatsmänner diesmal wie ſtets eine bewunderungswürdige Klugheit und Achtſamkeit und ernteten den ganzen Gewinn der engliſchen Opfer. Wenn der Dalai-Lama überhaupt mit heiler Haut nach Lhaſa zurückkehrt (im September 1909 inzwiſchen geſchehen), wird er ſich mit der Anbetung, die ihm als Inkarnation in ſeinem Palaſte Potala zuteil wird, begnügen müſſen und ſich nicht mehr mit politiſchen Angelegenheiten befaſſen dürfen. Tibet wird ohne Zweifel in Zukunft ebenſo ſtreng verſchloſſen bleiben, wie früher. Denn die Herrſchergewalt über Tibet iſt für China eine politiſche Frage erſten Ranges. Nicht nur weil Tibet ſozuſagen eine gigantiſche Feſtung mit Wällen, Mauern und Gräben zum Schutze Chinas iſt, ſondern auch wegen des großen geiſtigen Einfluſſes, den die beiden Päpſte auf alle Mongolen ausüben. Solange China den Dalai-Lama in ſeiner Hand hat, kann es die Mongolen im Zaume halten, im entgegengeſetzten Fall aber kann der Dalai-Lama ſie zur Empörung gegen China aufreizen. Und die Mongolei iſt auch der Puffer zwiſchen China und Rußland.

Am 19. März erhellte ſich endlich meine Lage. Ma hatte eine Zuſammenkunft mit den beiden Herren aus Lhaſa und den Behörden des Schigatſe-dſong gehabt. Letztere ſtellten ſich bei mir ein und baten nun ihrerſeits um Beſcheid, wohin meine Reiſe gehen ſolle. Ich antwortete: *längs des Raga-tſangpo bis an ſeine Quelle!*

Die Herren, welche die Sitzung abgehalten hatten, waren inzwiſchen augenſcheinlich zu dem Entſchluß gekommen, die Folgen meiner Reiſe *nach Weſten* auf ihre Verantwortung zu nehmen. Aber ſie beſtanden energiſch darauf, daß ich nach Je-ſchung auf genau demſelben Weg, auf dem ich gekommen ſei, alſo über Tanak und Rungma, abziehen müſſe, da ſie ſonſt Unannehmlichkeiten haben würden.

Nachdem es alſo abgemacht war, daß ich nicht nach Gyangtſe zu reiſen brauchte, ſchickte ich Muhamed Iſa mit allen Karten, Aufzeichnungen und den bisher gewonnenen Reſultaten an Major O'Connor; die ganze Sendung gelangte ſpäter in unverſehrtem Zuſtand an Oberſt Dunlop Smith in Kalkutta. Noch 3000 Rupien in Gold ließ ich mir in Silbergeld einwechſeln, und ich ſchrieb einen letzten Abſchiedsbrief an meinen liebenswürdigen Freund O'Connor und ebenſo an meine vielen Freunde in Indien. Nach Hauſe ſchrieb ich auch, wie gewöhnlich, in ausführlicher Tagebuchform.

Am 20. trat Ma durch unſer Tor, ſchwenkte triumphierend einen Brief mit großem rotem Siegel und rief ſchon von weitem: „Vom Tang Darin!" Der Brief war vom 15. März aus Lhaſa datiert, und ich teile ihn hier als Probe der diplomatiſchen Briefſchreibekunſt der Chineſen mit:

Lieber Doktor Sven Hedin!

Es hat mich ſehr gefreut, Ihren Brief vom 5. dieſes Monats zu erhalten und zu hören, daß Sie nach Schigatſe gekommen ſind, um die Geographie der unbekannten Teile dieſes Landes zu erforſchen. Ich weiß, daß Sie einer der berühmten Geographen Europas ſind und daß Sie hier im Lande umherziehen, ohne ſich in Tibets politiſche oder ſonſtige Angelegenheiten einzumiſchen, und einzig und allein geographiſche Arbeiten ausführen.

Ich habe große Achtung vor Ihnen als Mann der Wiſſenſchaft, der ſich ernſtlich um das Fortſchreiten der Erdkunde bemüht. Solche Männer ſchätze ich immer hoch und erweiſe ihnen die größte Ehrerbietung.

Zu meinem Bedauern aber muß ich Ihnen ſagen, daß der letzte Vertrag zwiſchen China und Großbritannien über Tibet einen Paragraphen enthält, der beſagt, daß keine Fremden, ſeien es nun Engländer oder Ruſſen, Amerikaner oder Europäer, berechtigt ſind, Tibet zu beſuchen, die drei Handelsplätze Gyangtſe, Jatung und Gartok ausgenommen. Sie ſind es alſo nicht allein, dem ich das Land verbiete.

Ich wünſche daher, daß Sie auf demſelben Weg, auf dem Sie gekommen ſind, wieder abziehen, und Sie würden mich dadurch außerordentlich verbinden.

China und Schweden ſind in Wahrheit befreundete Mächte, und die beiden Völker ſind wirklich Brüder.

Ich hoffe, daß Sie mich nicht falſch beurteilen werden, wenn ich Ihnen nicht erlaube, weiterzureiſen, denn ich bin durch den Vertrag gebunden.

Ich habe den chineſiſchen und den eingeborenen Behörden auf Ihrer Route bereits Befehl erteilt, daß ſie Ihnen alle Erleichterungen, die ſich möglicherweiſe erreichen laſſen, verſchaffen ſollen.

Ihnen eine glückliche Rückreiſe wünſchend, bin ich

Ihr ergebener

Chang Yin Tang.

An liebenswürdiger Verbindlichkeit ließ der Brief nichts zu wünſchen übrig, dem Inhalt nach war er diplomatiſch dunkel. Chineſiſche und eingeborene Behörden in Tſchang-tang, wo wir 81 Tage hintereinander keine lebende Seele erblickt hatten? Wie Gaw berief er ſich auf den Vertrag, den England unterzeichnet hatte, um das intereſſanteſte Land der Erde jeder Forſchung zu verſperren.

Ma kannte den Inhalt des Briefes und fragte, ob es bei meinem Entſchluß, am Raga-tſangpo flußaufwärts zu ziehen, bleibe. In ſolchem Fall ſtehe mir der Weg offen. Ich antwortete, ohne meine Befriedigung merken zu laſſen, bejahend, obgleich dieſe Straße im Gegenſatz zu Tangs Brief ſtand. Jetzt durften vorläufig zwei Herren des Dſong die Verproviantierung beſorgen — alles auf Tangs Befehl!

Im Handumdrehen wurden nun die Behörden Schigatſes außerordentlich höflich und überliefen mich mit Viſiten, ſeitdem ſie geſehen hatten, daß ich bei dem in weltlichen Angelegenheiten mächtigſten Manne Tibets gut angeſchrieben war. Sechs Säcke Tſamba, ein Sack Reis und zwölf Ziegel Tee wurden mir auf den Hof gebracht, und man erbat genaue Auskunft über die Punkte, die ich jenſeits der Mündung des Raga-tſangpo zu berühren gedächte. Darauf fiel ich jedoch nicht herein, ſondern ſagte, daß mir von den Namen dort oben kein einziger bekannt ſei. Im ſtillen dachte ich, daß es am klügſten ſein werde, nicht durch allzuviel Einzelheiten ihr Mißtrauen zu erregen; je weiter wir uns von den Zentralbehörden entfernten, deſto größere Ausſicht hatten wir, uns allein überlaſſen zu bleiben. Sie erkundigten ſich, wieviel Pferde wir bedürften, und ich nannte gleich 65, um reichlich verſehen zu ſein; ſie zogen ſo ſtill ab, als ob ſie bei ſich dächten, daß dies doch recht viel ſei!

Am 24. März kam Muhamed Iſa mit dem Silbergeld, neuer Poſt und allerlei Sachen zurück, die mir Major O'Connor mit gewöhnlicher Liebenswürdigkeit beſorgt hatte. Nachmittags großes Konzil: Ma, die beiden Herren aus Lhaſa, der ganze Schigatſe-dſong und Tſaktſerkan, wohl an die 20 Beamte, etwa 100 Diener, chineſiſche Soldaten und Neugierige, ſo daß der ganze Hof voller Menſchen war! Der neue Paß wurde mir feierlich vorgeleſen. Darin waren die Orte aufgezählt, die ich zu berühren hatte: den Raga-tſangpo, dann Saka-dſong, Tradum, Tuk-ſum, Gartok, Demtſchok und die Ladakgrenze. Ich durfte an keinem einzigen Punkt verweilen, mußte lange Tagemärſche machen und in gerader Linie im Tal des Brahmaputra und Indus ziehen! Ich hielt es für unpraktiſch, gegen dieſe Vorſchriften Einwendungen zu erheben; von dem Land im Norden des Tſangpo, wo ich das große Gebirgsſyſtem

vermutete, war kein Wort geſagt. Aber ich dachte bei mir, daß wir den Zug dahin ſchon auf eine oder die andere Weiſe ſelber würden ins Werk ſetzen können, und nahm mir vor, ihnen jedenfalls recht viel Mühe zu verurſachen, mich wieder loszuwerden! Zwei Chineſen, ein Beamter aus dem Labrang von Taſchi-lunpo und einer aus dem Schigatſe-dſong ſollten uns zuerſt geleiten und dann von vier andern abgelöſt werden. Die Eskorte wurde mir vorgeſtellt. Die Herren beſtanden darauf, daß wir ſchon am folgenden Morgen aufbrechen ſollten. Ich aber erklärte, daß wir zu den Vorbereitungen noch zwei Tage gebrauchten. All der Proviant, den ſie in der Eile beſorgt hatten, wurde in ihrer Gegenwart gewogen und von mir bezahlt.

Die braune Puppy arrangierte am Morgen des 25. ein allerdings nicht unerwartetes Intermezzo. Infolge unziviliſierter Begriffe über die Heiligkeit meines Zeltes hatte die Hündin lange nicht hineingedurft. Aber nun, als ich gerade beim Schreiben meiner letzten Briefe ſaß, kam ſie und kratzte in der einen Ecke des Zeltes mit den Vorderpfoten eine Grube, winſelte ängſtlich, legte den Kopf an mein Knie und ſah ſehr unglücklich aus, als wolle ſie mir zu verſtehen geben, wie hilflos ſie ſich fühle. Ehe ich mich deſſen verſah — lagen zwei ganz kleine Hündchen quiekend zu meinen Füßen! Während die junge Mutter ihre Erſtgeborenen mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit leckte, richtete Muhamed Iſa ein weiches Lager für die Familie her. Auf dieſem hatte Puppy kaum Platz genommen, als noch zwei Hündchen ihren Einzug in dieſe ſeltſame Welt hielten! Dann aber meinte ſie wohl, daß es jetzt des Guten genug ſei; denn nach einer guten Fleiſchmahlzeit und einer Schale Milch rollte ſie ſich mit den vier gut behüteten Jungen zuſammen und ſchlief ein. Die neuen Hündchen ſind kohlſchwarz und klein wie Ratten. Ich kaufte ihnen einen Korb, in dem ſie reiſen ſollten, bis ſie die Karawane, in der ſie geboren worden, um echte Karawanenhunde zu werden, auf eigenen Beinen begleiten können. Wir hatten auch hier vergeblich verſucht, uns einige gute Hunde zu verſchaffen, denn unſere Vagabunden vom Ngangtſe-tſo waren wohl gute Wächter, aber wenig angenehme Geſellſchafter. Jetzt hatten wir plötzlich eine ganze Geſellſchaft, und es ſollte uns Spaß machen, zu ſehen, wie ſie ſich mit der Zeit entwickelten. Wie unſer künftiges Geſchick ſich auch geſtaltete, in kürzerer Friſt als einem halben Jahr würden wir Ladak nicht erreichen, und bis dahin würden die Hündchen groß und drollig geworden ſein. Von nun an durfte Puppy immer in meinem Zelte wohnen, und wir wurden die beſten Freunde von der Welt, denn ich war ebenſo ängſtlich um die Jungen beſorgt wie ſie ſelber. Unberechtigte aber ließ ſie nicht heran; kaum eine halbe Stunde nach der

166. Der Verfasser zeichnet die Herzogin Kung Guschuk (Muhamed Isa stehend).

167. Der jüngſte Bruder des Taſchi-Lama mit einem Diener.

Digitized by Google

Kataſtrophe fuhr ſie bereits auf zwei Knaben los, die auf dem Hofe umherlungerten. Es war ein entſetzliches Gejaule in der Zeltecke, und es duftete in weitem Umkreis nach kleinen Kindern, aber „ſowohl die Mutter wie die Kleinen befanden ſich den Umſtänden nach wohl", wie es in vornehmeren Bulletins heißt.

Währenddeſſen herrſchte auf unſerem Hofe ein fürchterlich eifriges Getriebe. Das ſchwere Gepäck wurde verſtaut, Reis und Tſamba der Leute nebſt der Gerſte für die Pferde in genau abgewogene Säcke genäht; chineſiſche Makkaroni, Kohlköpfe, Zwiebeln, feines Weizenmehl, Gewürze, Kartoffeln und ſo viel Eier, wie wir erhalten konnten, vom Markt herbeigeſchafft. Die Bücher, die ich von O'Connor erhalten hatte, füllten allein eine ganze Kiſte und ſollten, wenn ſie ausgeleſen waren, eines nach dem anderen fortgeworfen werden. Als alles eingepackt war, ſah es in meinem Zelte ſchrecklich leer aus.

Am 26. März, meinem letzten Tag in Schigatſe, wurde das Packen beendet, und Ma Tſchi Fu, ein junger Beamter in Tſchumbi, langte aus Lhaſa an und brachte mir Grüße von den Exzellenzen. Er war Dungane (Mohammedaner), ſprach weich und höflich und war einer der edelſten, feinſten und ſympathiſchſten Chineſen, die ich je kennen gelernt habe. Dabei ſah er außergewöhnlich hübſch aus, hatte große, klare Augen, die kaum die Raſſe verrieten, rein ariſche Züge und trug einen koſtbaren Seidenpelz. Er bedauerte, daß er keine Gelegenheit gehabt habe, mir Gaſtfreundſchaft zu erweiſen, und bat mich, nicht zu glauben, daß die Eskorte eine kontrollierende Bewachung ſein ſolle; ſie ſei nur eine Sicherheitswache und habe Befehl, mir aufs beſte zu dienen! Ma Tſchi Fu brachte auch einen artigen Brief von Lien Darin, dem Amban von Lhaſa, in dem es unter anderem hieß: „Ich wußte, daß Sie ein gelehrter Geograph aus Schweden ſind. Es tut mir ſehr leid, daß ich infolge des Vertrages dieſes Mal nicht in der Lage bin, beſſere Anordnungen für Sie in Tibet zu treffen. Aber Sie ſind ein weiſer Mann und werden daher die Schwierigkeiten verſtehen, in denen ich mich wider meinen Willen befinde."

So oft ich perſönlich oder ſchriftlich mit den Chineſen in Berührung kam, zeigten ſie mir alſo ſtets die größte Liebenswürdigkeit und Rückſicht. Sie waren die Herren des Landes, und ich beſaß nicht die Berechtigung, mich in Tibet herumzutreiben. Dennoch bedienten ſie ſich nie harter Worte, geſchweige denn der Machtmittel, die ihnen zu Gebote ſtanden, ſondern gingen in ihrer Gaſtlichkeit ſo weit, als es ihnen, ohne illoyal gegen ihr eigenes Land zu ſein, möglich war. Daher bewahre ich ihnen von dieſer Reiſe wie von allen meinen früheren her das beſte und angenehmſte Andenken.

Abends ſagte ich dem guten Ma Lebewohl, ſchenkte ihm drei untaugliche Pferde, die ſich jedoch bei guter Pflege noch retten ließen, und dankte ihm für all ſeine Freundlichkeit gegen mich. Er ſprach die Hoffnung aus, daß wir uns noch einmal im Leben treffen würden. Alle, die uns gedient hatten, erhielten beträchtliche Geldgeſchenke, und Kung Guſchuk, der Herzog, auf ſein Verlangen, 45 Rupien Miete für ſein Gartengrundſtück! Ich hätte ihm für die unvergeßlichen Tage, die ich unter den ſchlanken Pappeln im Sauſen der aus dem Schlaf erwachenden Frühlingswinde verlebt hatte, mit Freuden das Vielfache dieſer Summe gegeben!

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Tarting-gumpa und Taſchi-gembe.

Am 27. März wurde ich früh geweckt. Ich ſtieg zu Pferd, begleitet von Robert, Muhamed Iſa und drei Herren der Eskorte, während der vierte ſchon mit der Karawane vorausgezogen war. Muhamed Iſa durfte dem Taſchi-Lama meinen herzlichſten Abſchiedsgruß bringen und ihm meinen Wunſch ausſprechen, daß ſein Lebensweg immer ſo glücklich und hell bleiben möge, wie er es bisher geweſen. Ich machte währenddeſſen einen kurzen Gegenbeſuch bei Ma Tſchi Fu und hatte ihn noch nicht verlaſſen, als mein prächtiger Karawanenführer mit den freundlichſten Grüßen vom Taſchi-Lama zurückkehrte und mir von ihm ein großes Seidenkadach brachte, das ich als eine Reliquie bei dem Götterbild, das er mir geſchenkt hat, aufbewahre. Und dann ritten wir in geſchloſſenem Zuge zum letztenmal durch die verbotenen Straßen und ſahen die goldenen Tempeldächer des Kloſters hinter dem Dſong verſchwinden — ſo leb' denn wohl auf immer, du großer, liebenswürdiger, göttlicher Taſchi-Lama!

Sobald wir das Quertal des Njang-tſchu verließen und in das Tſangpotal hinauskamen, waren wir dem Sturme preisgegeben, der von Weſten kam und die ganze Landſchaft in undurchdringlichen Staubnebel hüllte. Die weißſchäumenden langen Wellen des Fluſſes gingen hoch, ſo daß man das andere Ufer nicht ſah. Die Pferde waren unruhig und wollten nicht in die Fellboote hinein, aber ſchließlich brachten wir ſie doch glücklich hinüber. Ich ritt jetzt einen ziemlich großen Braunen, den ich in Schigatſe gekauft hatte. Mein kleiner weißer Ladaki war noch immer geſund, aber von jeder Arbeit dispenſiert. Nur drei Veteranen aus Leh hatte ich noch, zwei Pferde und einen Mauleſel. Robert ritt eines der Pferde vom Ngangtſe-tſo und Muhamed Iſa einen großen Schimmel aus Schigatſe, wo wir noch zwei Mauleſel gekauft hatten; im übrigen wurde das Gepäck auf gemieteten Pferden und Eſeln befördert. Die Karawane hatte im Dorfe Sadung auf dem Norduſer des Tſangpo das Lager aufgeſchlagen. Iſche hatte die vier Hündchen im Gewand an

seiner Brust getragen und Puppy an einem Strick mitgenommen, damit die Kleinen unterwegs von Zeit zu Zeit gesäugt werden könnten.

Am nächsten Morgen erwachten wir bei herrlichem Wetter. Nach Osten hin sieht man eine Reihe brauner Bergkulissen in immer heller werdenden Schattierungen langsam nach dem Flusse abfallen, dessen Bett in noch hellerem Farbenton hervortritt. Die Anwohner nannten den Brahmaputra hier Tamtschok-kamba und sagten, daß er noch zwei Monate fallen, dann aber steigen und Ende Juli sein Maximum erreichen werde. Dann überflutet er den größten Teil des Talgrundes und rauscht majestätisch dahin, und in der stilleren Luft des Sommers erhält alles wieder eine frische Farbe. Ende September wird sein Wasserstand niedriger, und er friert hier nur in kalten Wintern zu.

Wir entfernen uns wieder von den heiligen Gegenden und reiten durch Dörfer, die am Ausgang der Quertäler liegen, an Granitvorsprüngen der nördlichen Gebirgsmassen vorbei, über Äcker und Dünen hinweg und lagern wie damals im Garten des Taschi-Lama in Tanak. Die vier Herren, die uns begleiten, haben ihre Diener mitgenommen und sorgen selbst für ihre Unterkunft, ihre Pferde und Beköstigung. Sie sollen bei der Abreise eine bestimmte Summe dazu erhalten haben, leben aber trotzdem auf Kosten der Dorfbewohner, essen und wohnen umsonst und lassen sich zu jeder Tagereise frische Pferde stellen, ohne Miete dafür zu bezahlen. Das Reisegeld haben sie nachher noch vollzählig in der Tasche und sind daher mit ihrem Auftrag sehr zufrieden.

Sowohl am 28. wie am 29., als wir in Rungma lagerten, hatten wir von der Mittagszeit an heftigen Sturm, der uns ins Gesicht wehte. Von der Umgebung sehen wir keine Spur, und oft kann ich nicht einmal den Mann, der unmittelbar vor mir hergeht, erkennen. Man wird mit Sand imprägniert; er knirscht zwischen den Zähnen, kitzelt auf dem Rücken und schmerzt in den Augen. Wo das Tal sich verschmälert, wird der Wind zu verdoppelter Stärke zusammengepreßt und wie eine graugelbe Masse rollen die Sandwolken durch das Brahmaputratal hin.

Bei herrlichem Wetter ging es am 30. nach Karu weiter, immer am Tsangpo entlang, dessen grünes, eisfreies Wasserband leise den Südfuß des Gebirges bespült. Gelegentlich gleitet ein Boot stromabwärts. Die Wildenten an den Ufern sind zahm; keiner darf sie töten und keiner würde es wollen. Nur ein geringer Lokalverkehr ist bemerkbar, wir vermissen die Pilger, die wir auf der Hinreise sahen; sie sind jetzt wieder nach Hause zurückgekehrt. Zur Rechten lassen wir das kleine Kloster Tschuding mit seinen neun Nonnen. An den steilen Wänden sieht man Felsenpfade, die während der Hochwasserzeit benutzt werden, da die Straße

auf der wir ziehen, im Sommer, wenn der Fluß $1^1/_2$ Meter höher ſteht, vollſtändig unter Waſſer geſetzt iſt.

In Karu werden Weizen, Gerſte, Erbſen und Rettich gebaut. Wir hatten eine kurze Tagereiſe gemacht, und ich hatte überreichlich Zeit, die Weiſen des Dorfes über die Geographie der Gegend, die Verbindungen, das Klima, die Gewohnheiten des Fluſſes und die Wege der Winde auszufragen, habe aber für ſolche Einzelheiten in dieſem Buche keinen Platz. Statt deſſen möchte ich dem Leſer unſere Eskorte vorſtellen. Vang Jy Tyn iſt ein in Schigatſe geborener Dungane; Tſo Tin Pang hat einen chineſiſchen Vater und eine tibetiſche Mutter, iſt in Schigatſe beheimatet, bekennt ſich zum lamaiſtiſchen Glauben und murmelt unterwegs Gebete. Lava Taſchi und Schidar Pintſo ſind echte Tibeter. Alle vier ſind dienſtwillig und freundlich und ſagen mir im Vertrauen, daß ſie ihr Allerbeſtes zu tun gedächten, damit ich zufrieden ſei und ihnen ein gutes Zeugnis gäbe.

Der letzte Tag des Märzmonates wird in meinem Tagebuch mit einem Stern bezeichnet. Während die Karawane direkt nach Je marſchieren mußte, ritten wir anderen ein Quertal hinauf, in deſſen Mündung, von Feldern und Weidenbäumen umgeben, das Dorf Tarting-tſchoro liegt. Ein kleines, gutgepflegtes Mani iſt mit Steinen bedeckt, die der Fluß abgeſchliffen hat und in die nicht die gewöhnliche Formel eingeritzt iſt, ſondern in roten und blauen Schriftzeichen eine andere, die „Om mati moji sale do" heißt. Die Figur 卐 wiederholt ſich oft und gibt die Zugehörigkeit zur Pemboſekte an, während die Figur 卍 die orthodoxen Gelbmützen bezeichnet.

Weiter aufwärts liegt ein anderes Dorf mit einem Tſchorten, den ein vergoldeter Turm ſchmückt, in einem Wäldchen von alten Bäumen. Ein rotes Haus iſt das „Lhakang", der Götterſaal, von Tarting-gumpa, und dahinter liegt das Haus des Großlama, das, maleriſch und eigenartig, in dem gewöhnlichen weißgeputzten, ſteinwürfelartigen, oben abgeplatteten tibetiſchen Stil erbaut iſt. Darüber thront Tarting-gumpa auf ſeinem Hügel, wie Dſchimre oder Tikſe in Ladak (Abb. 169, 176, 177).

Wir treten in den Hof des Lhakang mit ſeinen roten Mauern ein; an zwei Seiten ruht ein Dach auf einer Reihe Pfoſten, ein Schuppen für Reitpferde, Packeſel, Männer und Frauen, die Brennholz und Waren bringen — Kloſterhof und Karawanſerei zugleich, wo die Arbeit eine Freiſtatt im Schutz des Heiligtums findet, und über beiden weht die lange Fahne von einem „Tartſchen", einem Maſte, der mitten auf dem Hofe ſteht. Der Kloſterhund liegt an der Kette. Ein Tor mit ungeheuerlich hoher Schwelle; auf den Seitenwänden der Vorhalle in friſchen Farben

gemalte Tiger. Wir treten nun in das Lhakang ein, und ich muß geſtehen, daß ich im Portale erſtaunt zurückfuhr, denn wohl hatten wir viele Götterſäle in Taſchi-lunpo geſehen, einen ſo großen, alten und in ſeiner myſtiſchen Beleuchtung ſo wunderbar bezaubernden aber noch nicht.

Welch farbenreiche und doch gedämpfte Stimmung! Das Segotſchummo-lhakang, wie es genannt wird, gleicht einer Krypta, einer Märchengrotte, bei der man an Elephantas Felſentempel denkt, aber hier iſt alles von rotangeſtrichenem Holz, und 48 Säulen tragen das Dach (Abb. 170). Ihre Kapitäle ſind in Grün und Gold gehalten und ebenſo geſchmackvoll wie reich geſchnitzt, und die Decke zieren drollige Gebälkvorſprünge, geſchnitzte Löwen, Arabesken und Ranken. Der Fußboden beſteht aus Steinplatten, zwiſchen deren Ritzen ſich der Staub der Jahrhunderte angeſammelt und alle Lücken ausgefüllt hat, ſo daß er glatt und blank wie Aſphalt iſt. Das Tageslicht fällt durch ein viereckiges Oberlicht, das ein Kettennetz überſpannt, in den Saal. Dort ſteht ein Thron für den Taſchi-Lama, der das Kloſter vor zwei Jahren beſucht hat und in zwei Jahren wieder erwartet wird, und gegenüber ein pyramidenartiges Geſtell, das bei gewiſſen Feſten mit Lampen beſetzt wird. An einem beinahe 2 Meter hohen Gebetzylinder (Korlo oder Mankor) ſitzt den ganzen Tag ein Lama vor einem fußhohen Stapel loſer Blätter, die er ſo haſtig umſchlägt und deren Inhalt er ſo ſchnell herplappert, daß man ſich darüber wundert, wie es ſeiner Zunge möglich iſt, mitzukommen. Manchmal ſchlägt er auf eine Trommel, dann wieder klappert er mit Becken oder dreht den Gebetzylinder in entgegengeſetzter Richtung.

In einer anderen Säulenhalle neben dieſem Saal ruhen Großlamas der Pemboſekte, oberſte Prieſter von Tarting-gumpa. Wir finden hier denſelben quadratiſchen Gang, der ſich um die Gräber in Taſchi-lunpo zieht. Als ich aber wie gewöhnlich von rechts nach links gehen wollte, eilten Lamas herbei, um mich davon abzuhalten. Die Grabmale gleichen Tſchorten und ſind mit Goldplatten und Edelſteinen bedeckt. Zwölf Bildſäulen verſtorbener Oberprieſter haben hinter ſich gewaltige, reich geſchnitzte und vergoldete Heiligenſcheine mit peinlich ausgearbeiteten Details. Neben Schen Nime Kuduns Grabmal liegen zwei ſchwarze, blankgeſcheuerte, runde Steinblöcke; ſie ſcheinen aus Porphyr oder Diabas zu ſein. In dem einen ſieht man den Abdruck des Fußes des ebengenannten Großlamas. Am Rand des anderen erblickt man vier Eindrücke, die ſeiner vier Finger, als wenn man mit der flachen Hand und ein wenig auseinander geſpreizten Fingern über ein Stück harter Butter hingefahren iſt. Man kann es mit der eigenen Hand probieren, die Finger paſſen genau

hinein, und die Eindrücke sind etwa 2 Zentimeter tief. Es ist gut und natürlich gemacht — pia fraus!

„Wann wurde das Kloster gegründet?" fragte ich.

„Das ist schon solange her, daß keiner mehr lebt, der es weiß."

„Wer hat es denn gegründet?"

„Gungtschen Tsche Loto, lange vor Tsongkapas Zeit."

Die Lamas verbringen zwar ihr ganzes Leben in den Klöstern, haben aber keine Ahnung, wie alt diese wohl sein können.

So steigen wir denn nach dem Gipfel des Hügels hinauf, wo mehrere weiße Klostergebäude liegen und werden von einer ganzen Bande böser Hunde empfangen. Der Haupttempelsaal, Dokang-tschummo, ist nach demselben Plan erbaut wie der untere, und reich an Bildsäulen, von denen einige mit Binden und Silberflitteralen dicht behängt sind. Wir werden von einem Heiligtum in das andere geführt und staunen über die außergewöhnlich fein gearbeiteten Fresken, die alle Wände bedecken. Ein hoch gelegener Göttersaal ist von einem ungedeckten Gang mit Geländer und Gebetzylindern umgeben; ringsumher aber breitet sich ein großartiges Panorama wilder, zerklüfteter Berge aus.

Wir hatten gehört, daß am Abend vor unserer Ankunft ein achtzigjähriger Lama gestorben sei, und ich bat, in seine Zelle sehen zu dürfen. Aber man entschuldigte sich damit, daß gerade einige Mönche die Totengebete sprächen und nicht gestört werden dürften. Sie zeigten uns jedoch das Haus des Verstorbenen, und wir gingen dorthin und pochten an das Hoftor. Nach langem Warten erschien ein Mann, der uns auftat. Die Hälfte des kleinen Hofes nahm ein schwarzes Zelt ein, in dem zwei Männer und eine Frau Hunderte von zweifußlangen Holzspänen schnitten, auf die dann Gebete und heilige Sentenzen geschrieben wurden und mit denen der Holzstoß des Toten angezündet werden sollte. Einer zeichnete religiöse Symbole und Kreise auf ein großes Papier, das ebenfalls verbrannt werden sollte. Wir stiegen eine kurze Treppe hinauf und gelangten in eine schmale, offene Veranda vor einem Speicherschuppen mit Lederkisten, die die Kleider des Toten enthielten, und einem Verschlag, worin sein Diener wohnte, der jetzt damit beschäftigt war, mit einem Holzstempel Gebete in Rot auf weißes Papier zu drucken; 700 solcher Papierstreifen werden mit dem Toten verbrannt, und die Gebete folgen seinem Geiste durch die unbekannten Weltenräume.

Von hier aus kam man in seine Zelle, die wenig mehr als die doppelte Größe meines Zeltes hatte. Dort saßen zwei alte Mönche mit dem Rücken gegen das Gitterfenster. Vor sich hatten sie einen kleinen Tisch, auf dem die Bücher mit den Totengebeten lagen. Zwei andere

ſaßen in der Mitte der Zelle auf dem Fußboden. Alle vier müſſen dreimal vierundzwanzig Stunden lang Tag und Nacht für die Seele des Verſtorbenen beten! Die Zelle hat eine Säule und iſt voller Götterſtatuen, heiliger Gefäße, Standarten und Bücher, ein kleines Muſeum. Ich fragte, ob ich nicht einiges aus der Hinterlaſſenſchaft kaufen dürfe, erhielt aber die Antwort, daß ſie dem Kloſter unverkürzt zufallen müſſe.

Das Diwanbett, das teilweiſe mit roten Gardinen verhängt war, ſtand an der kurzen Querwand, das Kopfende dem Fenſter zugekehrt. Hier ſaß der Tote, ſtark vornübergeneigt mit gekreuzten Beinen; das Tageslicht fiel auf ſeinen Nacken. Er war in buntem Gewande mit Schuhen an den Füßen, einem dünnen Kadach vor dem Geſicht und einer Kopfbedeckung von rot und blauem Zeug, die einer Krone glich. Vor ihm auf dem Bett ſtand ein Schemel mit Götterbildern, Schalen und zwei kleinen brennenden Kerzen.

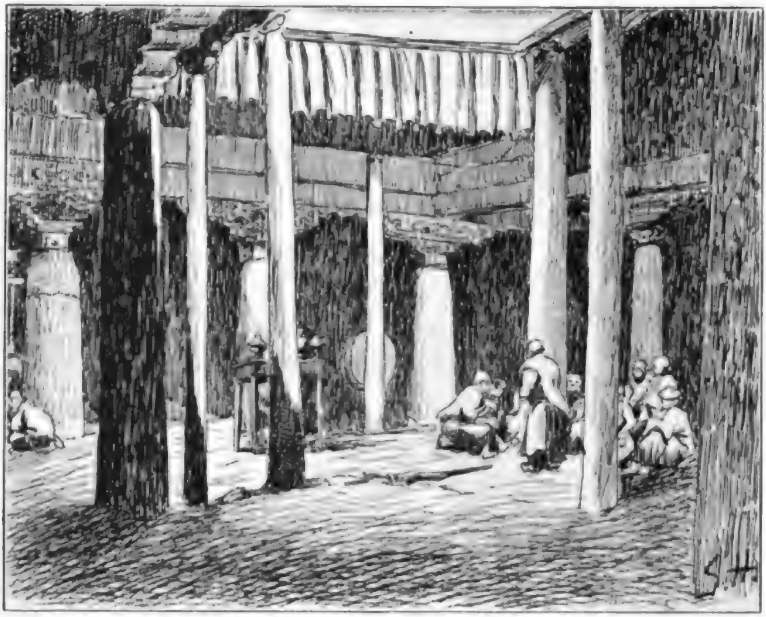
In dieſem Gewande wird er jedoch nicht der Vernichtung übergeben. Man zieht ihm eine weiße Kutte an und breitet ihm über die Knie ein viereckiges Tuch, auf dem ein großer Kreis und andere ſymboliſche Zeichen ſind. Auf das Haupt ſetzt man ihm eine Krone (Vangſcha) von Papier: einen viereckigen randloſen Hut, auf dem innerhalb acht breiter Zacken ein Knopf ſitzt; er erinnert an eine Kaiſerkrone. So angeputzt wird er in ſitzender Stellung in einer Talmulde unterhalb des Tempels verbrannt. Seine Aſche bringt ein Lama zum Kang-rinpotſche (Kailas), wo ſie in einem heiligen Tſchorten beigeſetzt wird.

Im Alter von fünf Jahren war dieſer Jundung Sulting im Jahre 1832 von ſeinen Eltern der Brüderſchaft Tarting-gumpas übergeben worden, ſein Kloſtername war jetzt Namgang Rinpotſche. Auch er war alſo eine Inkarnation und ſtand wegen ſeiner Heiligkeit, Weisheit und Gelehrſamkeit in hohem Anſehen. Wegen dieſer Vorzüge wird er verbrannt, während die anderen Mönche in Tarting zerſtückelt werden. Seine Schweſter, ein altes runzliges Weibchen, war auch anweſend, ſeine einzige Verwandte. Die Leichenwachen verzehrten gerade ihr Mittageſſen, das auf einem Schemel bereit ſtand, gedörrtes kaltes Fleiſch, Tſamba und Tſchang (Bier). Sie waren blöde und erſtaunt, hatten noch nie einen Europäer geſehen und wußten nicht, ob ſie meine Fragen beantworten ſollten, als ich mich zu ihnen auf den Fußboden ſetzte und Aufzeichnungen machte. Ich merkte jedoch, daß ſie weniger um ihrer ſelbſt willen als des Toten wegen ängſtlich waren. 24 Stunden von den vorgeſchriebenen 72 waren eben vergangen, als ich ankam, den Gottesdienſt unterbrach und die Seele, die eben im Begriffe ſtand, frei zu werden, beunruhigte! Aber Namgang Rinpotſche ſaß noch ſtill da und dachte über die unendlich

168. Wandernde Nonne mit Tanka, eine religiöse Legende darstellend. Sie singt die erklärenden Worte dazu. (In meinem Garten in Schigatse.)

169. Tarting-gumpa.

Digitized by Google



170. Motiv vom Sego-tſchummo-lhakang in Tarting-gumpa.
Skizze des Verfaſſers.

171. Das Nonnenkloſter von Gandän-tſchöding.

Digitized by Google

rätselhafte Perspektive nach, die die Formel „Om mati moji sale do" eröffnet; aber solange ich in seiner Zelle verweilte, geschahen keine unheimlichen Wunder und Zeichen.

Ich selber dachte des wunderlichen Menschenschicksals, das gestern zu Ende gegangen war. Als kindlicher Novize verließ er auf immer das freie Leben zwischen schwarzen Zelten und weidenden Herden, sagte der Welt und ihrer Eitelkeit Lebewohl und wurde unter eine Schar Mönche aufgenommen, von denen jetzt keiner mehr lebte. Er sah die älteren einen nach dem anderen hinsterben, die jungen zu Männern heranwachsen und neue Adepten annehmen. Sie wandelten eine Zeitlang durch die Tempelsäle, zündeten die Kerzen an, füllten die Wasserschalen vor den Götterstatuen und gingen dann von ihm, zu andern Schicksalen auf der ewigen Wanderung nach dem Nirvana. 75 Jahre hatte er dem Kloster angehört und in der Zelle, wo er sich jetzt als Leiche befand, gewohnt; wie viele Sohlen mochte er auf diesem selben Steinfußboden durchgelaufen haben! 75 Jahre lang hatte er sich in die heiligen Schriften vertieft und über ein lichteres Dasein jenseits des Holzstoßes nachgegrübelt. 75 Jahre lang hatte er die Weststürme ihre Flugsandbeute durch das Brahmaputratal jagen sehen. Noch gestern hatte er im Augenblick des Scheidens dem Läuten der Tempelglocken gelauscht, die mit ihren Klöppeln, an die große Falkenfedern gebunden sind, seinen Gang ins Jenseits einläuteten. Und dann war er schwankenden Schrittes der unsicheren Spur seiner voraufgegangenen toten Brüder gefolgt.

Hoffnungslos, melancholisch und düster erscheint eine solche Lebensgeschichte. Und dennoch muß derjenige, der seine Tage und seine Nächte der Dämmerung der Klostermauern anvertrauen soll, Treue, Überzeugung und Geduld besitzen, denn sie sind ein Gefängnis, das er als ein geistig verwirrter Mann freiwillig erwählt hat. Er hat der Welt entsagt, als er sich lebendig in Tartings dunkle Höfe hat einmauern lassen, und wenn der Rauch seines Scheiterhaufens emporsteigt, muß er, wenn gleiche Gerechtigkeit für alle gilt, ein lieblicher Duft vor dem Throne des Ewigen sein.

Aber der Tag neigte sich dem Abend zu, und wir mußten wieder aufbrechen. Drunten auf einem Acker pflügte eine Frau mit zwei Ochsen. Sie sang mit lauter Stimme ein munteres Lied, um sich die Arbeit zu erleichtern. Wir ritten zwischen kleineren Bergen dahin und ließen Tankagumpa links liegen. Als wir unten auf der Ebene ankamen, herrschte undurchdringliche Dunkelheit, die durch dichte Wolken noch verstärkt wurde. Heftiger Nordwind erhob sich und brachte uns kalte Luft aus Tschangtang. Endlich erblickten wir einige Kometenschweife von sprühenden

Funken — unsere Lagerfeuer in Je, wo wir auch vor zwei Monaten eine Nacht Rast gehalten hatten.

Zwei Tage blieben wir in Je oder Je-schung liegen und nahmen uns also schon hier einige Freiheiten heraus, die mit dem Wortlaut des Passes in Widerstreit standen; aber die Eskorte hatte nichts dagegen einzuwenden. Am ersten Tag ritt ich nach Tugdän-gumpa, einer Reihe würfelförmiger, zweistöckiger Häuser, die dunkel graublau mit senkrechten, weiß und roten Streifen angestrichen waren. Das Kloster soll von derselben Farbe sein wie das berühmte Sekija, südwestlich von Taschi-lunpo, und auch jener Sekte angehören, die den Lamas das Eingehen einer Ehe unter gewissen Bedingungen erlaubt. Das Kloster hat 30 Mönche und steht direkt unter dem Labrang von Taschi-lunpo. Ich will mich auf keine ausführliche Beschreibung einlassen, sondern nur sagen, daß der Tsokang, der Versammlungs- und Lesesaal der Lamas, vier rote Säulen, Diwans im Mittelschiff und an den Wänden der Seitenschiffe hübsche Tempelfahnen hatte, die auf chinesische Seide gemalt waren und teils Drachen auf dem unteren Rand hatten, teils drachenlos waren. Die Bildsäulen stellten meistens hochgestellte Mönche (Lama-kuntschuk, d. h. göttliche Lamas oder Inkarnationen) vor. Vor dem Portal stand ein gewaltiges Bündel Gerten mit Wimpeln in allen Farben des Regenbogens, die der Wind schon sehr zerfetzt hatte. In einem oberen Tempelsaal thronte eine Statue von Hlobun-Lama, einem leibhaftigen Bischof mit Mitra, Soutane und Krummstab. Einige dieser Statuen sahen komisch aus; dicke, gemütliche Gevattern mit einem göttlich milden Lächeln auf ihren rosigen Lippen, mit weitaufgerissenen Augen und Pausbacken, ja bisweilen sogar mit Schnurrbärten und Spitzbart. Die Porträtähnlichkeit wird wohl mehr als zweifelhaft sein, aber sie waren untereinander wenigstens sehr unähnlich. Die meisten waren in seidene Mäntel gehüllt. Der hiesige Labrang war verschlossen, denn der Oberlama von Tugdän hatte sich nach dem Zelt eines sterbenden Nomaden im Norden begeben. Statt dessen besuchten wir eine Mönchszelle. Sie hatte einen Hof, einen Stand für das Pferd des Mönchs, ein kleines dunkles Gelaß als Küche, wo eine Katze zwei Kochtöpfen Gesellschaft leistete, und eine große Kammer, die mit Kleidungsstücken, Lumpen, Buddhabildern, Büchern und Werkzeugen vollgepfropft war und in der ein Novize, der Zögling des Mönchs, hauste.

Gerade südöstlich von Tugdän liegt, zwischen Hügeln verborgen, ein kleines, armes Nonnenkloster Gandän-tschöding (Abb. 171). Durch ein unansehnliches Portal in der Mitte der Fassade gelangt man in den Dukang, eine dunkle Tempelkrypta mit sechs roten Säulen und nett geschnitzten Kapitälen. Armselige Opferspenden, Eisenschrot und anderer Trödel ist an

Nägeln, die in die Säulen eingeschlagen sind, aufgehängt. Das Serkulhakang, das Allerheiligste, erhält sein Licht von dem größeren Saal, und da dieser dunkel ist, muß es drinnen stockdunkel sein. Nur mit Hilfe einer Lampe erkennt man die Statuen des Tschenresi (Avalokiteschvara) und des Tsepagmed (Amitayus).

Die 16 Nonnen des Klosters stehen unter Taschi-lunpo, und der Taschi-Lama spendiert ihnen einmal täglich Tee; im übrigen müssen sie sich ihren Unterhalt in den Häusern und in den Zelten betteln. Daher sind immer einige von ihnen unterwegs. Jetzt waren nur fünf Schwestern daheim, alle schmutzig, kurzgeschoren und armselig gekleidet. Zwei waren jung und schüchtern, die übrigen alte, runzlige Weiber mit silbergrauen Borsten und in Kleidern, die einst rot gewesen, jetzt aber schwarz waren von Schmutz, teils von dem Ruß in der Küche, einem jämmerlichen Loch, wo sie die größte Zeit des Tages zubrachten. Ich fragte sie, ob sie den Tempelfesten in Taschi-lunpo beigewohnt hätten, aber sie erwiderten, daß ihnen ihre Mittel dies nicht erlaubten, wenn ihnen nicht irgendein wohltätiger Mensch das Reisegeld schenke. Ich ließ in den Klöstern, die ich besuchte, stets einige Rupien zurück, und die Insassen waren nie zu heilig, das wertvolle Metall auch aus der Hand eines Ungläubigen anzunehmen.

Das ganze weite Tal bei Je wird von einem Kranz von Klöstern umrahmt. Für den 2. April hatten unsere Chinesen Taschi-gembe, einem großen Kloster mit 200 Mönchen, die zu derselben Farbe wie die Mönche Taschi-lunpos gehören, meinen Besuch angekündigt. Wir hatten eine Stunde zu reiten nach dieser weißen Stadt von Heiligtümern, die am Fuß eines Gebirgsarmes errichtet worden sind. Wohl 100 Brüder begrüßten mich artig am Portal und führten mich nach dem gepflasterten Festspielhof, der ebenso aussieht wie der in Taschi-lunpo, von Säulenaltanen umgeben ist, unzählige al fresco gemalte Buddhabilder auf den Wänden zeigt und auch einen Thron für den Taschi-Lama hat, welch letzterer einmal im Jahr hier Gottesdienst hält. Über eine Treppe von Stein und Holz zwischen zwei Säulen der Vorhalle, auf deren Wänden die vier Geisterkönige Wacht halten, treten wir in einen Dukang mit seinen gewöhnlichen Diwans und Säulen ein. An zweien dieser Säulen hängen vollständige Kriegerrüstungen mit Masken, Sturmhauben, Panzerhemden und Beinschienen von Eisenschuppen, die mit eisernen Ringen zusammengefügt sind, Streitkolben, Speere, Dreizacke und Lanzen; an einer dieser Lanzen hing eine weiße Fahne mit Spitze und brauner Borte; auf dem Fahnentuch waren Schriftzeichen, oben auf der Spitze der Lanze saß ein Totenschädel. Unter den Rüstungen waren Tankas aufgehängt,

die, mit seidenen Tüchern umrahmt, Wappenschildern glichen. Inmitten dieser Waffen und Rüstungen, die von göttlichen Mächten getragen werden, die die Dämonen bekämpfen, glaubt man sich in eine uralte asiatische Ritterburg versetzt.

An dreien der Wände zieht sich eine Galerie entlang, und von ihr hängt ein ganzer Wald Standarten und Tempelfahnen herab, alle in frischen Farben, geschmackvoll und vornehm. In der Mitte der Altarreihe thront Schakya Toba, der Buddha, und vor den Statuen steht eine Reihe polierter Messingschalen, die wie Lichtherde strahlen und einen zauberhaften, von Tageslicht und Lampenflammen gemischten Schein über den dämmrigen Saal werfen. Sie sind mit kristallklarem Wasser, dem Nektar der Götter, gefüllt.

An der einen Längswand liegen in Fächern die Folianten des Kandschur, des Buches der kanonischen Bücher, das 108 Bände umfaßt, ebenso viele wie ein Rosenkranz Kugeln. Der Tandschur, die andere Sammlung, die nicht kanonisch ist, besteht aus 235 Folianten — es bedarf einer Karawane von etwa 150 Pferden, um beide Bibeln der Tibeter zu transportieren! Nur reiche Klöster sind in der Lage, sich beide zu halten. Der Gedanke, daß kein anderer als sie selber in diesen endlosen Schriften bewandert ist, muß den Mönchen ein Gefühl der Sicherheit einflößen. Ein Laie ist nicht imstande, einen Mönch zu widerlegen; er hat ja nie Gelegenheit, tief in jene ewigen Wahrheiten einzudringen.

Über den Götterstatuen und dem Altar zieht sich ein Fries von kleineren Buddhabildern hin, der vielleicht unbeabsichtigt ein höchst dekoratives Element der inneren Architektur des Saales bildet.

Daneben liegt das Kasang-lhakang, ein Tempelsaal mit 16 Säulen und einer Statue des Schakya Toba; der Saal wird durch die Dachfenster gut erhellt und strotzt von Gold und Wertsachen, Blumenranken, religiösen Bäumen und lackierten Schreinen mit eingelegten Goldverzierungen. Auch hier liegen heilige Schriften in außergewöhnlich eleganten Bücherborten; über jedes Buch hat man eine gestickte Seidendecke gelegt. Ein kupferner Gong erschallt jedesmal, wenn frisches Wasser in die Opferschalen gegossen wird.

Der Tsokang ist ein höher liegender Saal, der mit schwarzen Draperien verhängt ist, die unten weißgestreift sind.

Auf einem kleinen offenen Platz saßen Mönche (Abb. 172), vor denen eine Masse Kleinigkeiten standen; es war eine Auktion, in der die weltliche Habe eines Verstorbenen verkauft wurde. Ich erstand einige Holztafeln, mit denen die heiligen Schriften mit der Hand gedruckt werden.

Im Gandän-lhakang sahen wir zwei Tschorten von Gold und Edel-

steinen. In einem von ihnen wurden Reliquien eines Großlama, etwas von seinem Blut, seinen Knochen und seinen Eingeweiden aufbewahrt. In dem danebenliegenden Saal aber erblickte man zu seiner Überraschung sechs seltsame Statuetten aus Gußeisen, die Europäer in der Tracht der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts vorstellten, mit hohen Zylinderhüten, pompösen gefältelten Halsbinden, Vatermördern und Fräcken mit hochstehenden Kragen, Backenbärten und Schnurrbärten! Sie waren aus Peking gekommen, paßten aber gar nicht hierher vor die geschmackvolle elegante Buddhagruppe, die in einer rotlackierten alkovenartigen Nische aufgestellt ist; letztere zeigt reiche Schnitzereien von Blumenranken, Drachen und kleinen Figuren, die Amoretten oder Engeln gleichen.

Das Mankang-lhakang hat an den Wänden Statuen hoher Götter und in der Mitte, vom Fußboden bis zur Decke, einen Gebetzylinder, der $3^1/_2$ Meter hoch ist und einen solchen Umfang hat, daß ich beim Messen meine ausgebreiteten Arme viermal, von Fingerspitze zu Fingerspitze, um ihn legen mußte. Seine rote Oberfläche ist mit riesengroßen goldenen Schriftzeichen bedeckt; um die Mitte des Zylinders tanzt ein Kreis von Göttinnen. Ein kleinerer Saal derselben Art heißt Mankangtschang. Am oberen Rand seines Gebetzylinders ist ein Zapfen, der bei jeder Umdrehung gegen den Klöppel einer Glocke schlägt. Ein alter Lama saß davor und hielt den Zylinder mit einem an einem Bügel der eisernen Achse befestigten Strick unausgesetzt in Bewegung. Ihm und einem zweiten Mönch liegt es ob, dieses Scheusal den ganzen Tag und die halbe Nacht, oder von Sonnenaufgang bis Mitternacht, ununterbrochen schnurren zu lassen! Während er drehend dasaß, sagte er Gebete her, aber er murmelte sie nicht in der gewöhnlichen Weise, nein, er brüllte, er heulte in unartikulierten Lauten, daß ihm der Schaum auf den Lippen stand, er schwitzte und stöhnte und warf sich bei jeder Drehung ungestüm hintenüber, um sich dann wieder nach vorne zu neigen! Er befand sich, wie man mir auseinandersetzte, in religiöser Ekstase und merkte es nicht, wenn man ihn auch noch so laut anrief. Ich würde die Ruder eines Galeerensklaven diesem Ungetüm vorziehen, das im Dunkel der Krypta die Fähigkeit zu freiem Denken zermalmt und bei dessen rastlosem Rotieren nur nebelhafte, stumme Götter Zeuge sein können. Ich sah nach meiner Uhr: die Glocke ertönte neunmal in der Minute — das macht fast 10000 Umdrehungen, ehe die Mitternachtsstunde anbricht und den müden Mönch befreit! Und der Zylinder enthält Millionen Gebete, die sich täglich zehntausendmal aus dem Staub dieser Erde emporschwingen!

Wir verlebten den ganzen Tag in dem wunderbaren Kloster Taschigembe, das nächst Taschi-lunpo das reichste und schönste ist, das ich

in Tibet gesehen habe. Hinsichtlich der Reinlichkeit und des guten Geschmacks steht es unter ihnen allen am höchsten. Die Tempelsäle waren durch zahlreiche Fenster gut erhellt, die Mittagssonne schien freundlich zwischen den Säulen hindurch und rief ein zauberhaftes Spiel von Licht und Schatten, ein entzückendes Farbenspiel zwischen Gold und Rot hervor. Einige Mönche sitzen auf einem Diwan und unterhalten sich mit unseren Begleitern; im Sonnenlicht sind sie scharf und wirkungsvoll modelliert, selber rot auf rotem Hintergrunde. Andere lehnen an den Säulen, feierlich wie römische Senatoren in der Toga; der Sonnenschein flutet über sie hin, während eine dichte Gruppe ihrer Brüder unter dem Schatten der Galerien im Dunkel verschwimmt. Und wo die Sonnenstrahlen das Gold auf Buddhas Gewande treffen und sich in den Blättern der goldenen Lotosblume brechen, aus deren Kelch er aufsteigt, zerstreuen sich die Reflexe in dem märchenhaften Saal, so daß selbst die im Schatten liegenden Seiten der Säulen hell werden und die Säulen durchscheinenden Rubinen ähneln. Man wird von diesen Lichteffekten verwirrt und glaubt sich in die Säle des Bergkönigs versetzt.

Doch als wir noch hingerissen von diesem Glanz dasaßen, verließ die Sonne die Fenster des Saales, die Vergoldung erblich, die Säulen verwandelten sich wieder in undurchsichtiges rotlackiertes Holz, und die Mönche erhielten wieder ihr gewöhnliches Aussehen, als sie uns nun liebenswürdig und gastfrei Tee und Gebäck vorsetzten. Unergründlich und mild schaute der Menschenfreund, der barmherzige Königssohn aus dem Stamme des Schakya, auf die vergänglichen Menschen zu seinen Füßen herab!

Als Kontrast zu all diesem Reichtum saß an einer Straßenecke ein achtzigjähriger Blinder mit einem Stab in jeder Hand und sang ein Bettellied (Abb. 181). Neben ihm lag ein halb verhungerter Hund, sein einziger Freund im Leben. Schakya Munis erbarmende Liebe reichte nicht hin, diesen Greis aus den Banden des Alters und des Leidens zu erlösen! Auch er wurde der Galerie meines Skizzenbuches, die sich an diesem denkwürdigen Tage bedeutend vergrößert hatte, einverleibt. Aber wie immer fühlte ich mich nur als ein flüchtiger Pilger, ein Wandersmann, der auf kurze Stunden die Schwelle Taschi-gembes überschritten hatte und ein Fremdling und Gast war in Tibets öden Tälern und in seinen geheimnisvollen, bezaubernden Klostersälen.

Die Sonne war untergegangen, als wir nach Hause ritten, aber die Kämme der östlichen Gebirge glühten noch wie von einem Schneefall durchsichtigen Goldes. In leise rieselnden Wasserarmen schrien zur Frühjahrsreise versammelte Wildgänse, und über die weiten Felder Je-schungs senkten sich die Abendschatten herab.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Der Raga-tſangpo und der My-tſchu.

Am 3. April ging es auf dem Wege nach Weſten ernſtlich weiter, an anmutigen Dörfern und kleinen Klöſtern vorüber, und wieder näherten wir uns dem Ufer des Tſangpo an einer Stelle, wo zwiſchen zwei lockeren Steinblöcken auf den Ufern eine ſchwankende Seilbrücke ausgeſpannt iſt. Hier bildet das Waſſer Stromſchnellen; der Fluß bleibt von nun an nur 50 Meter breit, manchmal noch weniger, das Tal iſt oberhalb der Weitung von Je-ſchung ſchmal und zuſammengedrängt. Von dem Dorfe Puſum, wo wir lagerten, ſieht man im Südweſten den Berg Najala, einen der Triangulationsfixpunkte auf Ryders Karte. Seine und Rawlings Expedition bewegte ſich im Süden des Tſangpo, und es ſollte nun noch zwei Monate dauern, ehe ich zum erſtenmal ihre Route berührte. Der Fluß ſtieg infolge der Eisſchmelze in den höheren Teilen ſeines Laufes im fernen Weſten jetzt einen Monat lang.

Das Dorf Puſum liegt auf einer ſteilen Terraſſe über dem Fluß. Die Schuttkegel gehen gerade nach dem Ufer hinunter, und auf dem Süduſer erheben ſich ſteile Berge. Das Tal iſt eng und ganz gerade, ſo daß man ſchon von Puſum aus Pinſoling ſieht, das Ziel des nächſten Tagemarſches; gleich einer Ritterburg am Rhein thront es auf einem Felſenvorſprung. Der Pfad zieht ſich auf ſteilen, ungemütlichen Geröllabhängen hinauf. Nur grauer und roter Granit nebſt ſchwarzem Schiefer ſowohl im anſtehenden Geſtein wie im Schutt.

Beinahe unmittelbar ſüdlich von Tſchagha, einem Dorf mit ein paar Steinhäuſern in einem Haine alter Weiden, erblickt man auf dem rechten Ufer das Kloſter und den Dſong Pinſoling. Der Fluß iſt ſchmal und die Ufer voll runder Granitblöcke von einem Meter Durchmeſſer; das nötige Material zu einer Brücke iſt alſo vorhanden. Auf den Ufern ſind zwei mächtige Steinpyramiden errichtet, hinter beiden noch zwei kleinere. Zwiſchen jenen ſind zwei dicke Ketten ausgeſpannt, die ſich bis an die kleineren Pyramiden weiterziehen und an ihnen noch einmal

befeſtigt ſind. Zwiſchen den Ketten wird ein Geflecht von Seilen wie eine Hängematte ausgeſpannt, auf die man ſchmale Planken legt; auf dieſen geht man und benutzt die Ketten als Geländer (Abb. 175). Seit drei Jahren aber wird die Pinſolingbrücke nicht mehr benutzt; wer bei Tſchagha nach Pinſoling hinüber will, muß erſt flußaufwärts nach Ladſe-dſong gehen und die dortige Fähre benutzen. Ich erkundigte mich, wie alt die Brücke ſei. „Ebenſo alt wie das Kloſter", war die Antwort. „Und wie alt iſt das Kloſter?" Ein Dorfbewohner ſagte aufs Geratewohl: „Tauſend Jahre." Ein anderer aber meinte, das ſei übertrieben, denn das Kloſter ſolle vor 250 Jahren von einem Lama, der Jitſyn Tara Nara geheißen habe, angelegt ſein. 200 Mönche gehörten zum Kloſter Pinſoling, aber über die Hälfte ſeien gerade verreiſt. Ein Beamter des Dſong, der den Titel „Dſabo" führt, wohnt in Tſchagha und viſierte meinen Paß.

Der Fluß hatte ſeinen niedrigſten Waſſerſtand, ſoll aber während der Hochwaſſerperiode bis an die Brückenketten reichen, was mir unwahrſcheinlich erſcheint, da ſie an ihrer tiefſten Stelle gut 6 Meter über der Oberfläche des Fluſſes hängen. Selbſt in kalten Wintern bleibt in der Mitte des Fluſſes eine Rinne offen. Nach dem Quertal, in dem Schigatſe liegt, gelangen Boote in vier bis fünf Tagen, während des Sommers aber in zwei bis drei Tagen, weil der Fluß dann mit rieſiger Schnelligkeit dahinrauſcht. Man hielt es für weniger gefährlich mit der Hochflut zu fahren, weil die Boote dann glatt über Blöcke und Bänke hinwegtreiben, und ſagte mir, daß nur äußerſt ſelten jemand auf dem Fluß verunglücke oder eine Bootslaſt verloren gehe.

Schwarze und dunkelviolette Berge erheben ſich um das Dorf herum, hier und dort ſieht man von ihnen nur Streifen zwiſchen Flugſandgürteln; ſie gleichen dann einem Tigerfell. Bei einem Kamm im Südweſten liegt eine bedeutende Düne.

Der Tagesbefehl des 5. April beſagte, daß Muhamed Iſa mit den gemieteten Tieren und dem Gepäck an dem Punkt lagern ſolle, wo ſich der Raga-tſangpo in den oberen Brahmaputra ergießt. Wir anderen ritten nach dem kleinen Paß Tſuktſchung-tſchang hinauf in einem Ausläufer des Gebirges, der bis an das Ufer des Hauptfluſſes reicht. Von dieſem Punkt aus hat man einen großartigen Überblick über das Haupttal mit dem Fluß, der ſich in zwei Armen über Kies und Sand hinſchlängelt. Unten erblickte man Eſelkarawanen, klein wie Punkte, aber ihre Schellen erfüllten das Tal mit ihrem Geklingel. Von dem Paß führte der Weg halsbrechend ſteil nach dem Talgrund hinab, ſo daß wir Extraleute hatten dingen müſſen, die das Gepäck trugen, mit dem die Pferde die ſchroffen Wände nicht hinunterklettern konnten. In abge-

172. Ein junger Lama.

173. Lama in Tong.

Skizzen des Verfaſſers.

Digitized by Google

174. Aussicht vom Ta-la (5436 m) nach Südosten. Im Hintergrund das Brahmaputra-Tal mit dem Himalaja.
Skizze des Verfassers.

175. Kettenbrücke über den Brahmaputra zum Kloster Pinfoling (rechts).

ſchnürten Flußarmen ſchwammen große, dunkle Fiſche, und bei ihnen ſaß Schukkur Ali mit ſeiner Angel. Drei Meter hohe Sanddünen ſind etwas ganz Gewöhnliches; an ihrer dem Wind abgewandten Steilſeite, der öſtlichen, hat ſich vielfach ein Tümpel gebildet.

Im Südweſten öffnet ſich ein mächtiges Taltor, in deſſen Hintergrund ſteile Berge mit kurzen Quertälern eine hübſche Perſpektive bilden. Durch dieſes Tor tritt der Brahmaputra dem Raga-tſangpo entgegen, aber dieſer Fluß iſt hier in ſeinem unterſten Teil unter dem Namen Dok-tſchu bekannt, während der Hauptfluß Dam-tſchu (= Tamtſchok) genannt wird. Am Vereinigungspunkt beider waren keine Zelte zu ſehen, und Muhamed Iſa erklärte mir ſpäter, daß er dort nicht habe bleiben können, weil die Gegend vollkommmen vegetationslos ſei. Wir ritten daher durch das Dok-tſchu-Tal hinauf weiter nach dem Dorfe Tangna, das aus zehn Steinhäuſern beſteht; die Bewohner bauen Erbſen, Weizen und Gerſte, können aber nicht ſicher auf die Ernte rechnen.

Ich wollte unter keiner Bedingung verſäumen, die Vereinigung der beiden Flüſſe anzuſehen, und befahl daher meinen Leuten, am folgenden Tag durch das Dok-tſchu-Tal hinunter nach dieſem Punkt zu gehen. Hiervon wollte aber die Eskorte nichts hören. Es ſtehe deutlich im Paß, daß ich nicht nach meinem Belieben vorwärts oder rückwärts ziehen dürfte, ſondern nur geradeswegs nach Ladak zu marſchieren hätte! Schließlich gaben ſie ſich aber zufrieden unter der Bedingung, daß der Ausflug nicht länger als einen Tag dauern dürfe.

Morgens brachte Muhamed Iſa das Boot und die Ruder zum Fluſſe hinab, während Stricke, Stangen, Beile, Pfähle und Proviant von einigen Ladakis auf dem Wege, auf dem wir geſtern gekommen waren, nach dem Vereinigungspunkt der Flüſſe hingetragen wurden. Am Ufer angekommen, fand ich das Boot ſchon zuſammengeſetzt bereit liegen und ſetzte mich mit einem auf dem Fluſſe bekannten Tibeter hinein, der die Ruder ſo gewandt regierte, als habe er ſein Leben lang nichts anderes getan; aber er war auch gewöhnt, ſein eigenes Boot zwiſchen den Ufern bei Tangna zu lenken und kannte das Fahrwaſſer talabwärts.

Unſere Fahrt durch die Stromſchnellen wurde jedoch aufregend und abenteuerlich! Das Gefälle des Fluſſes iſt nämlich durchaus nicht gleichmäßig, es verändert ſich ſtufenweiſe; ſeichte, brauſende Stromſchnellen wechſeln mit tiefen, ruhigen Baſſins. Von den Bergſeiten ſind große und kleine Blöcke in den Fluß geſtürzt, und bisweilen ſcheint es unmöglich, zwiſchen ihnen durchzugelangen. Aber der Ruderer weiß, wie er das Boot zu ſteuern hat. Schon aus der Entfernung hören wir das Toſen der nächſten Stromſchnelle und halten ſcharfen Ausguck nach

vorn. Auf dem Uferweg laufen einige unserer Ladakis, um uns zu warnen, wenn wirkliche Gefahren drohen.

In fliegender Eile saust das Boot stromabwärts. Der Ruderer saß stumm mit zusammengebissenen Zähnen und fest gegen den Boden gestemmten Füßen und umspannte die Griffe der Ruder so fest mit seinen schwieligen Händen, daß seine Handknöchel weiß wurden. Wir waren bereits glücklich über mehrere Stromschnellen hinüber und glitten nun gemütlich über eine ruhige Strecke dunkelgrünen Wassers hin. Da hörten wir vor uns das warnende Tosen der nächsten Stromschnelle, aber diesmal stärker als bisher, und da standen auch zwei Ladakis rufend und gestikulierend. Ich erhob mich im Boot und sah nun, daß der Doktschu sich in zwei Arme teilte, deren Wasser weißschäumend zwischen scharfkantigen schwarzen Blöcken hinunterstürzten. Die Stelle sah unpassierbar aus, die Lücken zwischen den Steinen viel zu eng für das Boot, dessen Boden jeden Augenblick durch tückisch verdeckte Blöcke einen Riß erhalten konnte; über mehreren von ihnen wölbte sich das Wasser zu hellgrünen Glocken, die sofort wieder in schäumendem Spritzwasser zersprühten. „Wenn es gut abläuft, soll's mich freuen!" dachte ich, ließ aber den Ruderer gewähren. Wir waren schon in der saugenden Strömung, die keinen Widerstand duldete, und trieben schneller und schneller nach den beiden Stromschnellen hin. Mit kräftigen Ruderschlägen zwang der Ruderer das Boot, in den linken Arm einzubiegen. Die Ladakis standen sprachlos am Ufer und warteten, daß wir Schiffbruch leiden würden, um in die Schnellen hineinzuwaten und uns zu retten. Da stießen wir gegen den ersten Block, aber der Ruderer führte das Boot in das tiefste Wasser hinaus und ließ es einen kleinen Wasserfall hinabgleiten, hinter dem wir einen Stoß von der anderen Seite erhielten. Jetzt erweiterte sich das Fahrwasser, wurde aber auch seichter und das Boot schrammte immerfort gegen den Grund, zum Glück aber nur mit dem Kiel und ohne leck zu werden. Die Strömung war stark genug, uns über Steine und Schutt hinwegzuspülen.

Nach einer Weile vereinigten sich die beiden Arme, der Fluß wurde ruhig und tief. Der Ruderer hatte keine Miene verändert; jetzt half er mit den Rudern nach. Wir waren noch auf der nördlichen Talseite; aber gerade in der Krümmung, wo der Fluß sich der südlichen zuwandte, tobte und kochte das Wasser wilder als je zuvor, und hier erklärte der unerschrockene Ruderer, daß das Weiterfahren unmöglich sei. Mir stockte der Atem bei dem Anblick des weißschäumenden Wassers, das sich auf der Schwelle des Falles brach; in einer Sekunde mußte das Boot vom Sog gepackt werden und ohne Gnade kentern! Aber im rechten Augen-

blick trieb der Ruderer unſere Nußſchale in eine kleine Bucht mit Gegenſtrömung, und da konnten wir landen. Die Ladakis waren herbeigeeilt, zogen das Boot aufs Land und ſetzten es unterhalb des Waſſerfalles wieder auf das Waſſer.

Nun trieben wir herrlich an den ſteilen Felswänden des Südufers vorbei, wo die Tiefe manchmal 1,6 Meter und manchmal wenig mehr als einen Fuß betrug. Ich habe eine Stange und helfe beim Abhalten vom Ufer. Wieder werden wir nach der nördlichen Talſeite hingeführt und tanzen und ſchaukeln durch eine Reihe ſchmaler, luſtiger Stromſchnellen, die gewöhnlich tief genug ſind. Hier und dort ſchrammen wir freilich auch gegen den Boden, aber der hölzerne Kiel pariert die Stöße noch. Unterhalb eines mitten im Fluß liegenden Rieſenblockes entſteht ein ſaugender Mahlſtrom, in den wir beinahe hineingeraten wären. Aber es läuft glücklich ab, und ſchließlich gelangen wir an den Punkt, wo der Dok-tſchu ſein ſchneegeborenes Waſſer in die Fluten des Brahmaputra ſtrömen läßt.

Der Nebenfluß hat ſich hier in zwei Deltaarme geteilt, die anderthalb Meter hohe Kiesufer haben. Auf dem linken Ufer des Hauptarmes wurde ein Pfahl eingeſchlagen, um den wir das eine Ende eines Seiles banden; mit dem anderen Ende ruderte ich nach dem rechten Ufer hinüber, wo das Seil an einem zweiten Pfahl befeſtigt wurde. Die Breite betrug 54 Meter. Dann maß ich in gleichmäßig großen Abſtänden an elf Stellen die Tiefe des Fluſſes, die 1,3 Meter nicht überſtieg. An derſelben Stelle wurde die Stromgeſchwindigkeit an der Oberfläche, in der Mitte und am Grunde mit Lyths Strommeſſer gemeſſen. Wenn man erſt die Breite und die Durchſchnittswerte der Geſchwindigkeit kennt, erhält man die Waſſermenge, die alſo jetzt in beiden Armen des Dok-tſchu 33 Kubikmeter in der Sekunde betrug.

An der Stelle, wo ſich die beiden Flüſſe miteinander vereinigen, iſt der Dok-tſchu reißend und rauſchend, der Brahmaputra aber langſam, tief und ruhig. Seine Breite betrug 46 Meter und die größte Tiefe 4,67 Meter; das Bett iſt folglich ſehr ausgehöhlt und ſchmal; die Waſſermenge belief ſich auf 84 Kubikmeter in der Sekunde, ſo daß der Tſangpo jetzt nur anderthalbmal ſo groß war wie ſein Nebenfluß, der Dok-tſchu. Die Seehöhe betrug hier 4013 Meter.

Als ich mit dieſer Arbeit fertig war, durften unſere Freunde Tſo Ting Pang und Lava Taſchi mich auf einer kleinen Ruderfahrt den Hauptfluß ein Stück hinunter begleiten; dann landeten wir an einem Vorſprung, wo unſere Leute ein Feuer angezündet und das Beſte, was ſie beſaßen, aufgetiſcht hatten, nämlich harte Eier, kalten Aufſchnitt von Hühnern und Milch. In gemütlicher und gemiſchter Geſellſchaft, ein

Schwede unter Tibetern, Chineſen und Ladakis, verzehrten wir unſer ſpätes Mittageſſen in der großartigſten, energiſch ausgemeißelten Landſchaft, die man ſich nur denken kann. Während die anderen ihr Pfeifchen rauchten und ihren fettigen Tee ſchlürften, zeichnete ich eine Skizze des rieſigen Tors von feſtem Granit, durch das ſich die Waſſermaſſen des Brahmaputra auf ihrem Weg nach Oſten wälzen, nach dem Dihongtal und den Ebenen Aſſams hin. Ich wäre hier gern noch lange geblieben und hätte zugeſchaut, wie der unerſättliche Fluß in jedem Augenblick, der entflieht, ſeinen bedeutenden Tribut vom Dok-tſchu einzieht; aber es wurde dämmerig, und wir hatten einen weiten Heimweg; wir legten daher das Boot zuſammen, packten es mit der übrigen Bagage auf gemietete Pferde, ſtiegen ſelber in den Sattel und ritten talaufwärts. Wie ſchon ſo oft zuvor, überraſchte uns auch heute die Dunkelheit. Vor uns ging Rabſang mit einem Tibeter an jeder Hand; alle drei brüllten ſo laut ſie nur konnten! Alle waren brillanter Laune, es war friſch und angenehm unter den funkelnden Sternen, und begleitet vom Schellengeklingel der Chineſenpferde weckten die fröhlichen Sänger ein ſchlummerndes, ſchrilles Echo in den Sälen der Berge. An einer gefährlichen Stelle in der Nähe des Dorfes, wo der Weg auf einer über dem Fluß vom Geſtein gebildeten Leiſte entlang geht, kam man uns mit Papierlaternen entgegen; bald darauf ſaßen wir nach einem anſtrengenden aber lehrreichen Tagewerk friedlich in unſeren Zelten.

Langſam ſtiegen wir am folgenden Tag in nordweſtlicher Richtung das Dok-tſchu-Tal hinauf, ein hinreißend ſchöner Weg, auf dem man unaufhörlich abſitzen und die wilde Bergſzenerie in Ruhe hätten genießen mögen!

Aber jetzt iſt es mir nicht möglich, dabei zu verweilen; eine Seite meines Tagebuches nach der andern muß überſchlagen werden, wenn ich je mit der Beſchreibung dieſer Reiſe, auf der unſer noch ſo viele harte Schickſale und böſe Abenteuer warten, zu Ende kommen ſoll!

Wir reiten durch Schutt und groben Sand, die Verwitterungsprodukte des grauen Granits, wir kommen an einer Reihe kurzer, abſchüſſiger Quertäler und an mehreren pittoresken Dörfern vorüber. Eines von ihnen, Matſchung, hat eine herrliche Lage am Fuß der ſteilen Felſen auf der Nordſeite des Tales, von denen ein ovaler Block abgeſtürzt iſt und wie ein rieſenhaftes Ei im Sande ſteht, ein dekoratives Piedeſtal, das auf eine Reiterſtatue wartet. Auf ſeiner öſtlichen, von Wind und Wetter blank polierten Fläche iſt eine regelrechte Trikolore gemalt, Weiß in der Mitte, Rot links und Blau rechts, aber weder Bonvalot, noch Dutreuil de Rhins haben dieſes Erinnerungszeichen hinterlaſſen, denn in dieſer Gegend iſt noch nie ein Reiſender geweſen. Die Bewohner des

Dorfes ſind es, die hier flaggen, und neben der Trikolore erblickt man eine zweite ſymboliſche Malerei, ein weißes Kreuz in ſchwarzem Felde. Bei dem Dorf ſpiegeln ſich knorrige Bäume in einem Teich. Die Dorfleute ſtehen gaffend an den Ecken und in den Haustüren, während ein Mann meinen Dienern einen Schluck Tſchang aus einer Holzſchale anbietet. Die Seiten der Felſen ſind in ſeltſamen Formationen modelliert; der Granit iſt vertikal zerklüftet und ſteht wie ſenkrechte Kuliſſen im Tal. Oft geht es an Manihaufen vorbei — allenthalben zeigt ſich, daß wir uns in einer Gegend mit vielen Klöſtern befinden, der ganze Weg iſt mit religiöſen Kennzeichen geſchmückt. Bei jedem Mani teilt ſich der Weg, denn keiner, außer den Anhängern der Pemboſekte, unterläßt es, links an ihm vorüberzugehen, in derſelben Richtung, wie ſich die Gebetmühlen drehen. Auf dem Gipfel mehrerer Felſen erblickt man Mauer- und Turmruinen; man merkt, daß das Tal in dahingeſchwundenen Zeiten dichter bewohnt geweſen iſt. An zwei Stellen gewähren geſchützte Felsſpalten verkrüppelten Wacholderſträuchern gaſtliche Unterkunft. Auf der nördlichen Talſeite hat der Fluß einſt die Baſis der Granitwand poliert, und auf ihrer blanken Fläche ſind zwei Zeichnungen angebracht (Abb. 178). Sie beſtehen aus den Konturen zweier Buddhabilder und ſind recht künſtleriſch ausgeführt. Die weſtliche iſt von zwei anderen, ſchwach ſichtbaren Figuren umgeben, und unter ihnen ſind allerlei Ornamente, Ranken und Zeichen in den Granit eingehauen. Gleich oberhalb dieſer Stelle lagerten wir in einer höchſt maleriſchen, intereſſanten Talerweiterung im Dorfe Lingö (Abb. 184).

Ein Teil der Bewohner Lingös zieht im Sommer mit ſeinen Viehherden ſechs bis ſieben Tagereiſen weit nach Norden, denn der Boden iſt um Lingö herum ſchlecht und auf die Ernte iſt kein Verlaß. Der Dok-tſchu läßt ſich hier im Sommer nicht ohne Boot überſchreiten; im Winter friert der Fluß allerdings zu, aber ſelten ſo feſt, daß ſein Eis trägt. Das Intereſſante an dieſer Talerweiterung iſt, daß der gerade von Weſten kommende Dok-tſchu oder Raga-tſangpo ſich juſt hier mit unſerm alten Bekannten, dem My-tſchu, vereinigt, der 15,11 Kubikmeter Waſſer in der Sekunde führt. Für den ganzen Dok-tſchu hatte ich am Tag vorher 33 Kubikmeter ausgerechnet; alſo iſt der Unterſchied von 18 Kubikmeter das vom Raga-tſangpo gelieferte Waſſer, und der My-tſchu iſt folglich nur ein Nebenfluß des Raga. Andererſeits aber ergießt ſich der Dok-tſchu in mehreren, ſtromſchnellartigen Deltaarmen in den My-tſchu, der tiefer im Talgrund liegt und ruhiger fließt; von dieſem Geſichtspunkt aus müßte der My-tſchu alſo der Hauptfluß ſein; dies kann als Geſchmackſache angeſehen werden.

Am 8. April hatten wir wieder einen herrlichen Tag, um 1 Uhr 11,4 Grad im Schatten. Wir sollten nun die intimere Bekanntschaft des My-tschu machen, eines Flusses, den wir bis jetzt nur vom Hörensagen kannten; aber um so besser kannten wir seinen von Osten kommenden Nebenfluß, den wir auf der Hinreise überschritten hatten. Wie gewöhnlich wechseln wir die Lasttiere beinahe in jedem Dorf, wo wir lagern, und Robert bezahlt die Miete den Dorfleuten, damit die Eskorte keine Gelegenheit hat, sie in ihren eigenen Beutel zu stecken, wenigstens nicht in unserer Gegenwart. Gewöhnlich zieht die Karawane ein wenig voraus, während zwei Dorfleute mich begleiten und mir Auskunft über die Gegend erteilen.

Gleich hinter Lingö biegen wir in das My-tschu-Tal ein, reiten nordwärts und lassen nun das Tal des Raga-tsangpo westlich hinter uns zurück. In der Biegung selbst geht es über einen kolossalen Kegel von Granit, der aus rundgeschliffenen Blöcken besteht, zwischen denen der Weg im Zickzack auf und nieder kriecht und zuweilen eine Treppe bildet, die beladene Tiere unmöglich passieren können. Wir nahmen deshalb verschiedene Bauern aus dem Dorf zu Hilfe, um das Gepäck zu tragen. Zur Linken haben wir den Fluß, breit, tief und langsam; die abgestürzten grauen Granitblöcke stechen grell gegen das dunkelgrüne Wasser ab, in dem ganze Kolonnen schwarzrückiger Fische umherschwimmen und emporschnellen. Auf einer Granitfläche sieht man eine buddhistische Felsenzeichnung, die die Zeit teilweise verwischt hat. Dann folgt ein Mani dem anderen. In einer Grotte mit schwarzberußter, gewölbter Decke und einer kleinen Schutzmauer von Steinblöcken haust ein Schmied, um Reisenden zu Dienst zu stehen. Hoch droben auf einer Felsenterrasse liegt Gunda-tammo, ein kleines Nonnenkloster; unten führt eine Kettenbrücke zwischen zwei verstümmelten Pyramiden über den Fluß. Sie ist nur für Fußgänger. Der Fluß ist tief zwischen seinen Uferterrassen eingeschnitten, und zwei Streifen klaren grünen Eises sind noch sichtbar. Das Flußbett ist so regelmäßig ausgegraben wie ein Kanal. Eine Felswand am Eingang eines Seitentales zeigt ein schwarzes Gesicht von 2 Meter im Durchmesser, mit Augen, Nase und Mund in Rot gemalt.

Je höher wir hinaufkommen, desto öfter werden wir daran erinnert, daß wir auf einem heiligen Wege sind, der von einem Tempel zum anderen führt, einem Klosterweg der Mönche, einem Wallfahrtsweg der Pilger, einer Straße, auf der man öfter als sonst „Om mani padme hum" murmelt. Bald sind Steinblöcke und Felsenvorsprünge rot angestrichen, bald Steinhaufen am Wegrand aufgetürmt, bald sehen wir schornsteinförmige Monumente mit Büscheln wimpelgeschmückter Gerten,

bald wieder lange Manihaufen, von denen einer 120 Meter lang war. Zwei mitten auf dem Weg liegende einzelne Granitblöcke waren mit erhabenen Schriftzeichen ganz bedeckt — eine ungeheure Arbeit. Wir ſind in der Tat in einer großen Pulsader des Verkehrs, der lebhafter iſt als am Ufer des Tſangpo. Unaufhörlich begegnen uns Yak- und Eſelkarawanen, Reiter und Wanderer, Mönche, Bauern und Bettler. Sie grüßen höflich, die Mütze in der Linken, mit der Rechten den Kopf kratzend, die Zunge weit aus dem Munde geſtreckt und rufen mir zu: „Glückliche Reiſe, Bombo!“

Klare Quellen rieſeln über den Weg; das Tal verengt ſich und wird immer großartiger an kräftiger, kühner Plaſtik; der Granit hört auf und an ſeine Stelle tritt ein feinkörniger kriſtalliniſcher Schiefer. In der Landſchaft Tong, wo hoch über dem Fluß mehrere Dörfer (Abb. 185), liegen, lagerten wir unterhalb des Kloſters Lung-gandän-gumpa (Abb. 179), in dem 21 Mönche der Gelugpaſekte wohnen und in deſſen „Labrang“ wie gewöhnlich ein Prior vom Kanpograde reſidiert. Wir machten einen Beſuch, zogen aber die herrliche Ausſicht über das Tal den in der Dämmerung ſtehenden Götterbildern vor. Einen Teil ihres Unterhaltes bekommen die Brüder (Abb. 173) vom Taſchi-Lama und leben im übrigen vom Ertrag ihrer Felder, denn das Kloſter beſitzt ziemlich viel Ländereien. Ein Blinder, der nicht zur Brüderſchaft gehörte, ſaß wie eine Maſchine an der Gebetmühle, um ſie für die Mönche zu drehen, und weinte über ſein hartes Los. Der „Gova“, der Diſtriktshäuptling von Tong herrſcht über mehrere Dörfer der Gegend und lebt in ſeinem feſten, wohleingerichteten Hauſe wie ein Fürſt.

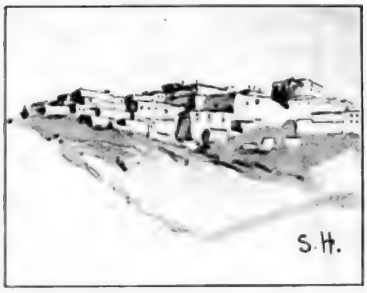
Auch am 10. April folgten wir dem Lauf des My-tſchu an bisher unbekannten Dörfern und Klöſtern vorbei. Die Dörfer liegen unmittelbar unterhalb der Mündungen der Nebentäler, wo man die größte Ausſicht hat, von dem Berieſelungswaſſer Nutzen zu ziehen. Eine Karawane von wohl 100 Yaks, die von Männern und Weibern getrieben und zum Teil auch geritten wurden, war in Tok-dſchalung geweſen und hatte dort Tſamba aus Tong verkauft; auf der Rückreiſe von jener Goldgrube in Weſttibet war ſie drei Monate unterwegs geweſen. Sie benutzte dabei einen Weg durch das Gebirge, wo die Yaks geeignete Weide fanden. So gelangt der Ertrag des Erdbodens von den beſſer bedachten Teilen des Landes zu den Nomaden, die ihn gegen Wolle, Häute und Salz eintauſchen. Nach kurzem Marſch lagerten wir in Ghe, das 19 Häuſer hat. Ein „Angdi“, ein Muſikant, fiedelte und kratzte auf einem zweiſaitigen Inſtrument (Abb. 186), während ſeine Frau uns etwas vortanzte.

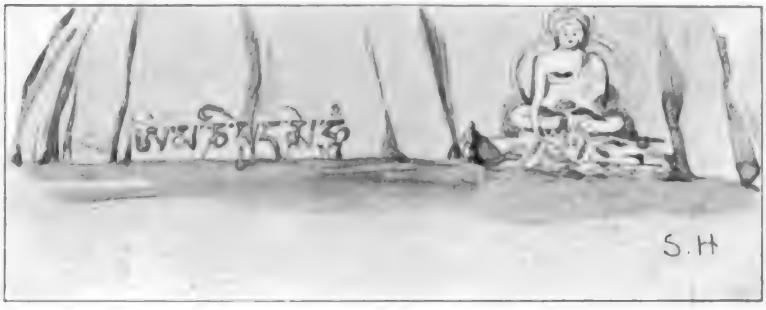
Hier kehrte die Eskorte von Schigatſe um, nachdem ſie unſeren Paß

vier neuen Männern, deren vornehmster der Gova von Tong war, feierlich überliefert hatte. Sie hatten uns vorzügliche Dienste geleistet, ich gab ihnen daher sehr gute Zeugnisse und Trinkgelder. Sie waren zufrieden und wollten bis an ihr Lebensende für mein Wohlergehen beten. Besondere Sympathie empfand ich für den einen Tibeter, der seine beiden Söhne in der Schlacht bei Guru verloren hatte; der eine war 23 und der andere 25 Jahre alt gewesen, und der Vater konnte nicht begreifen, weshalb sie gefallen waren, da sie doch nichts Böses getan hätten.

Klingelnd wie eine Schlittenpartie begleitete uns die neue Eskorte am nächsten Tag den My-tschu hinauf, der denselben Charakter beibehält. Granit und Schiefer wechseln ab. Der Fluß tost, obgleich er gelegentlich ruhige Strecken hat. Im Hintergrund der Seitentäler erblickt man oft gewaltige, leicht mit Schnee bedeckte Bergstöcke und an ihrem Eingang Dörfer mit steinernen Häusern und Äckern, auf denen man nur Gerste und Erbsen, selten Weizen baut. Die schwarzen Zelte, die wir gelegentlich sehen, gehören Kaufleuten, die auf der Reise nach oder von Westtibet sind. Über Nebenflüsse führen Brücken, flache Steinplatten, die auf ein paar Balken zwischen ziemlich hohen, ein wenig überhängenden Steinmauern ruhen. Die religiösen Steinhaufen sind noch immer zahlreich; einer davon hatte zur Entstehung einer Sanddüne Veranlassung gegeben. Wildenten, Tauben und Rebhühner kommen hier vor — die letzteren kamen ohne ihre Absicht dazu, eine Rolle in Tserings Küche zu spielen. Im Dorfe Sirtschung ist die Bevölkerung zahlreich; hier treffen auch mehrere Straßen und Nebentäler zusammen. Unter dem Haufen der Schaulustigen (Abb. 188) befand sich eine junge Frau, die so außergewöhnlich hübsch war, daß sie auf zwei Platten photographiert wurde. Sie war 20 Jahre alt und hieß Putön (Abb. 187).

Den Tag darauf besuchten wir das nahe Kloster Lehlung-gumpa, dessen 26 Mönche irgendeiner heterodoxen Sekte angehören, denn sie erkennen weder Tsongkapa noch den Taschi-Lama an; der Prior hatte sich in seiner Wohnung eingeschlossen, in tiefes Grübeln versunken. Ein Lama und drei Einwohner aus dem benachbarten Dorf Nesar waren am Tage vorher gestorben, unsere tibetische Eskorte warnte uns daher, nicht nach dem Kloster hinaufzugehen, da wir dort angesteckt werden könnten. Als wir uns aber doch hinbegaben, baten sie um die Erlaubnis, uns wenigstens nicht begleiten zu müssen. Dieses öde, verfallene Kloster lag stolz und königlich auf seiner Felsenspitze, ziemlich hoch aufwärts in einem Seitental, das sich von links nach dem My-tschu hinzieht. Von seinen Dachplattformen hatte man eine wunderbare orientierende Aussicht über das Tal des My-tschu. Was wir bisher noch nie gesehen hatten, war eine





176, 177. Tarting-gumpa. 178. Inſchrift und Buddhabild in Granit eingemeißelt bei Lingö. 179. Lung-gandän-gumpa bei Tong. 180. Linga-gumpa von oben.
Skizzen des Verfaſſers.

Digitized by Google

181. Bettler in Taſchi-gembe. 182. Wandernder Lama, in der Hand einen hölzernen Handſchuh, wie ſie gebraucht werden, um die Hände bei der Niederfall-Wanderung um den heiligen Berg Kailas zu ſchützen. 183. Tibeter.
Skizzen des Verfaſſers.

Reihe ausgeſtopfter Yaks, die hart wie Holz und knochentrocken mit Hörnern, Zehenpaaren und Häuten an der Decke einer Veranda aufgehängt waren. Keiner der Mönche konnte ſich erinnern, wann ſie dort angebracht worden waren. Sie ſahen uralt aus und ſchienen dieſelbe Aufgabe zu haben wie die vier Geiſterkönige und die gemalten wilden Tiere, nämlich böſe Geiſtermächte fern zu halten.

Unterhalb des Kloſters ſtehen ganz dicht nebeneinander 24 Manis in einer Reihe und gleichen einer Kirchſpielgrenze auf einer Landkarte. Auf dem ganzen Wege bergauf ſind dieſe religiöſen Steinhaufen ſo zahlreich, daß ſie ſogar die bei Leh noch übertreffen. Das Land wird immer hochalpiner, das Tal wilder und öder; bei Lehlung-gumpa bildeten aber einige Bäume noch einen kleinen Hain. Schließlich ritten wir auf einer Gerölterraſſe, wohl 40 Meter hoch über dem Fluß, der jetzt kleine Waſſerfälle bildete und gemütlich zwiſchen abgeſtürzten Steinblöcken hinrieſelte. In der Nähe des Seitentales Kathing hatte die Karawane in dem engen Tal unmittelbar am Ufer des My-tſchu ihr Lager aufgeſchlagen. Das Gepäck war zum größten Teil von Tibetern getragen worden, weil keine Laſttiere vorhanden waren, und jetzt ſaßen wohl 100 Schwarzköpfe gruppenweiſe zwiſchen großen Felsblöcken an ihren Feuern.

Hier befanden wir uns auf einer Höhe von 4229 Meter, waren alſo von Schigatſe, deſſen Höhe 3871 Meter beträgt, nur 358 Meter emporgeſtiegen. Aber die Luft wurde wieder kühler; die letzte Nacht hatten wir 13 Grad Kälte gehabt.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Nach Linga-gumpa.

Der Tagesmarsch am 13. April führte uns im Tal des My-tschu wie in einem Hohlweg, der in anstehenden feinkörnigen Granit, Porphyr und kristallinischen Schiefer eingeschnitten und eines der großartigsten Landschaftsbilder ist, die ich je gesehen habe. Wir ziehen am rechten, westlichen Flußufer hin, in dem sich jäh abstürzende wilde Felsen erheben, den Ruinen alter Mauern und Burgen mit Zinnen vergleichbar. Auch auf dem linken Ufer läuft ein Fußpfad, der außerordentlich lebensgefährlich aussieht, da er oben an Felswänden hingeht. Auf der Westseite öffnen sich hier und dort Nebentäler, in deren Hintergrund man Teile eines schneebedeckten Hauptkammes erblickt. Dieser ist jedoch nur ein Kamm zweiter Ordnung, denn er zweigt sich vom Transhimalaja nach Süden ab und begrenzt das Flußgebiet des My-tschu im Westen. Er schickt Verzweigungen dritter Ordnung nach Osten aus, zwischen denen die westlichen Nebenflüsse des My-tschu fließen. Von ihnen gehen dann wieder Verzweigungen vierter und fünfter Ordnung aus; das Ganze sieht in der Zeichnung wie ein Baum mit seinen Ästen und Zweigen aus.

Der Weg zieht sich auf der steilen Geröllterrasse hoch über dem Flusse hin, der jetzt in seinem energisch ausgegrabenen Bett überall zwischen abgestürzten Blöcken hintost und Wirbel bildet. Unmittelbar zur Linken und über uns erheben sich die Felswände, von denen oft Steinlawinen abgerutscht und auf den Weg gestürzt sind. Manchmal sind sie noch ganz frisch, manchmal hat man schon Zeit gehabt, die Blöcke als Deckmauer an der Innenseite und als Brüstung an der Außenseite aufzustellen. Und manchmal passieren wir Stellen, an denen jeden Augenblick ein neuer Bergrutsch stattfinden kann, wo gewaltige Blöcke an einem Haare zu hängen und im Begriff zu sein scheinen, die Wände herunterzurollen. Üppige Hagedornsträucher stehen in großer Zahl auf diesen steinigen Halden, über denen hoch oben die Felsentauben nisten.

Und noch höher schweben Adler mit ausgebreiteten Schwingen längs der Bergwände hin. Wir befinden uns 50 Meter über dem Fluß, an dessen Ufern hier und dort noch kleine Ackerstücke Platz finden; gelegentlich hat auch wohl ein Wacholderstrauch in einer Felsspalte Wurzel geschlagen.

Das Tal gleicht immer mehr einem Hohlweg, und ich genieße die unablässig wechselnde Reihe schöner Perspektiven in vollen Zügen. Man kann sich einbilden, durch einen gotischen Dom und einen Säulengang riesiger, mit dem Gemäuer verbundener Pfeiler zu schreiten, die ein Dach von grauer und weißer Zeltleinwand überspannt, die Wolken nämlich, zwischen denen nur hier und da kleine Felder hellblauen Tuches hervorgucken.

Der Führer, der uns heute begleitet, ist ein halbverrückter alter Kerl; er lacht und schwatzt unaufhörlich und manchmal beginnt er mitten auf dem Weg zu tanzen, wobei er mit den Beinen schlenkert, auf die Erde stampft und sich so schnell im Kreise dreht, daß sein langer Zopf ihn wie ein Schwanz umfliegt. Er erzählt uns im Vertrauen, seine Frau sei ein boshafter, mordhäßlicher alter Drache, den nach dem Heim der Geier bringen zu können er sich schon lange wünsche — eher werde er doch keinen Frieden in seiner Hütte haben! Als ich haltmachte, um eine Skizze zu zeichnen, ließ sich der Alte auf einem Stein nieder, holte sein im Pelz untergebrachtes Frühstück heraus, breitete es dann auf dem Sande aus, holte Wasser in einem kleinen Beutel aus dem Fluß, füllte aus einem zweiten Tsamba in eine hölzerne Schüssel, goß Wasser darüber, rührte mit dem Zeigefinger um und schlürfte dann eine Schüsselvoll nach der anderen von der köstlichen Mischung. Er hoffte, soviel Trinkgeld zu erhalten, daß er sich dieses eine Mal, da seine Alte ihn nicht essen sähe, eine reichliche Mahlzeit gönnen könne. So oft man ihn anguckte, fuhr seine Zunge heraus und hing wie eine feuerrote Flagge in dem schwarzem Gesicht. Zuletzt leckte er seine Schüssel rein und rieb sie mit feinem Sand, damit sie trocken werde. Und dann wickelte er seine Sachen wieder in ein Bündel, das er unter einigen Steinen versteckte. Als Robert ihm aber sagte, daß Leute in der Nähe seien, die das Versteck gesehen hätten, holte er das Bündel schnell wieder heraus, überlegte die Sache eine Weile, schnüffelte dann in der Gegend umher und fand schließlich ein anderes Versteck. Dann setzte er sich neben mich, streckte die Zunge so lang heraus, wie es ihm irgend möglich war, blinzelte mich mit seinen Schweinsäuglein an und nahm eine tüchtige Prise Schnupftabak. Wenn er vor meinem Pferde herschritt, drehte er sich alle hundert Schritt um und streckte mir die Zunge aus — ein Zeichen puren Wohlwollens und reiner Hochachtung.

Jenseits des Nonnenklosters Döle-gumpa vereinigt sich mit dem

Tale des My-tschu das von Westen kommende mächtige Seitental Lendscho, das weiter aufwärts drei Dörfer beherbergt. Aus diesem Tal erhält der My-tschu einen sehr bedeutenden Nebenfluß, über den eine feste Brücke in drei Bogen hinüberführt, die auf vier Steinmauern ruhen; an den Ufern lagern noch dicke Eisstreifen. Hier finden wir zwei hübsche Manis mit Türmen an beiden Enden, wo sechseckige Sterne in flache Steine eingemeißelt sind. Oft stehen diese ewigen Manis in langen Reihen so dicht nebeneinander, daß sie wie ein langer Güterzug aussehen und man erwartet, daß sie sich gleich in Bewegung setzen und nach den Wohnstätten der Heiligen abfahren. Alles zeigt hier eine große Heerstraße an, eine mächtige Verkehrsader, die das festansässige Volk der tiefer liegenden Gegenden mit den Nomaden der Hochebenen verbindet. Der Weg selbst ist der größte und bestgehaltene, den ich in ganz Tibet gesehen habe. Über alle Nebenflüsse, die im Sommer und Herbst den Verkehr unterbrechen könnten, führen Brücken, und überall, wo ein Bergrutsch stattgefunden hat, beeilt man sich, den Weg auszubessern. Auf Schritt und Tritt mahnen religiöse Steinmale, Mauern und Wimpelbüschel die Reisenden an die Nähe der Klöster und daß die Mönche auf einen Besuch und ein Geldgeschenk rechnen. Unaufhörlich begegnen wir Karawanen, Reitern, Bauern und Bettlern, welche den Kaufleuten, die nach guten Geschäften in ihre Heimat zurückkehren, Geld abzwacken. Manche dieser Bettler verwandeln sich auch in Räuber, die unverteidigte Hütten ausrauben. Wenn sie uns aber begegnen, beginnen sie plötzlich zu humpeln, zu keuchen und zu jammern. Nach der Ernte soll der Verkehr noch viel lebhafter sein als jetzt.

Nun verengt sich das Tal zu einem Korridor, dessen Boden der breite, seichte Fluß ganz ausfüllt. Auf der rechten Seite, der wir noch immer folgen, fallen die Schieferklippen beinahe senkrecht nach dem Fluß ab; der lebensgefährlich schmale Weg zieht sich trotzdem wie ein Sims längs der schroffen Wand hin. Hier hat die Natur der Wegebaukunst der Tibeter unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt. Das Gepäck muß an dieser gefährlichen Stelle vorbeigetragen werden, und man wundert sich nur, daß die Pferde imstande sind, die Stelle zu passieren. In Spalten und Furchen der Bergwand hat man 40 Meter über dem Fluß flache Schieferplatten, Zweige und Wurzeln befestigt und diese mit Planken, Stangen und Steinen belegt, wodurch eine fußbreite Dachrinne entsteht, ohne Spur von Geländer; hier muß man sogar die Zunge gerade im Munde halten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren! Natürlich geht man diese Strecke, die Tigu-tang heißt, zu Fuß, biegt sich nach der inneren Seite hinüber und stützt sich

gegen die Felswand. Man atmet erleichtert auf, wenn man an der anderen Seite ist und die große Talmulde vor sich sieht, in der bei Linga zwei wichtige Täler zusammenstoßen.

Denn hier vereinigt sich mit dem My-tschu ein von Osten kommender Fluß Scha-tschu, der weiter aufwärts Bup-tschu heißt und den wir vor $2\frac{1}{2}$ Monaten auf seiner dicken Eisdecke überschritten hatten Am 15. April führte der Bup-tschu 6,00 Kubikmeter und der My-tschu 6,29 Kubikmeter Wasser in der Sekunde. Sie waren also beinahe gleich groß, aber das Verhältnis kann sich natürlich bedeutend ändern, was von der Verteilung der Niederschläge abhängt. Die Höhe beträgt hier 4331 Meter.

In einem kurzen Tal in den westlichen Bergen erhebt sich auf dem obersten Absatz einer steilabfallenden Terrasse amphitheatralisch das große Kloster Linga-gumpa phantastisch, entzückend und einladend wie ein Märchenschloß (Abb. 180). Seine weißen Häuser ruhen wie Storchnester auf Bergspitzen; eine Reihe Manis zeigen uns den Weg dahin, wo die Frommen, Untadelhaften in erhabener Stille über dem Saus und Braus der Dörfer und dem Rauschen und Tosen der Flüsse wohnen. Unterhalb des Klosters liegt das Dorf Linga-kok, wo unser Lager nicht weit von dem Punkt aufgeschlagen wird, wo eine feste Brücke von zehn Bogen auf elf Pfeilern über den My-tschu führt (Abb. 189). Zeuge unserer Ankunft war eine Menge Tibeter, schwarz wie Mohren, schmutzig, zerlumpt, mützen- und hosenlos, stumm und verwundert (Abb. 183, 190, 191, 192).

In der ganzen Gegend sieht man keinen einzigen Baum; nur droben beim Kloster gibt es zwei. Auch dies Vergnügen ist nun zu Ende; jetzt wo der Frühling gekommen ist und die Knospen schwellen, hören wir das Säuseln der Winde in dichtbelaubten Baumkronen nur noch in der Erinnerung. Uns erwarten wieder die Klagelieder der Stürme auf den Pässen eines kahlen Hochgebirges. Der Frühling war übrigens noch nicht so ernst zu nehmen, denn nachts hatten wir noch bis zu 17 Grad Kälte!

Den Sonntag brachte ich mit Rabsang und Tundup Sonam im Kloster zu, bis es dämmerig wurde. Wir stiegen die Abhänge hinauf, an Reihen guterhaltener Manis vorbei, die aussahen wie abgebrochene Mauern mit rotgemalten, aus den Schieferblöcken ausgemeißelten und mit roten Rahmen umgebenen Schriftzeichen. Dann kamen wir durch ein Tor in der Mauer der Klosterstadt und stiegen zwischen vierzig alten und neueren weißen Häusern, die an den Felswänden klebten, immer höher hinauf. Die Lage erinnert an das Kloster Hemi in Ladak, aber die Gebäude liegen dort nicht so zerstreut wie hier. Mehrere von ihnen sind jedoch unbewohnt, denn es soll hier die Sitte herrschen, daß, wenn

ein Lama gestorben ist, seine Angehörigen Anspruch auf das Besitzrecht an seinem Hause erheben, die Haustür zuschließen und den Schlüssel mitnehmen. Die bewegliche Habe fällt dagegen dem Kloster zu. Wenn ein neugekommener Lama auf das leere Haus spekuliert, kann er es den Verwandten des früheren Besitzers abkaufen; ein gutes Haus ist hier 100 Rupien wert.

Linga hat 30 Mönche, von denen uns einige auf unserer Runde begleiteten (Abb. 193) und die wie stets artig und freundlich waren und nie dreist wurden, wie die Mönche in Kum-bum, die ich im Jahre 1896 besuchte. Das Kloster steht unter Sekijas Oberhoheit, der Sekija-Lama ist sein vornehmstes geistliches Oberhaupt und steuert auch etwas zum Unterhalt der Mönche bei. Im übrigen besitzt Linga-gumpa Ländereien, die jedoch in letzter Zeit nicht viel eingebracht haben, weil die Ernten mehrere Jahre hintereinander fehlgeschlagen sind. Vom Taschi-Lama sind sie nicht abhängig, und von Tsongkapa haben sie nicht eine einzige Statue und erkennen ihn nicht an, was darauf schließen läßt, daß ihre Sekte älter ist als seine reformierte Kirche. Aber irgendwelche Auskunft über das Alter des Klosters zu erhalten, war, wie gewöhnlich, unmöglich. Es scheint im Interesse der Mönche zu liegen, den Ursprung in die graueste Vorzeit zu datieren, aus der keine menschlichen Urkunden vorhanden sind. Es wurde mir jedoch gesagt, der Abt Jimba-Taschi kenne das Alter; es sei in einer alten Klosterchronik aufgezeichnet. Leider war er nicht zu Hause; er hatte sich nordwärts nach einer Gegend namens Kumna begeben, um eine Räuberbande aufzuspüren, die ihn im vorigen Jahr ausgeplündert und ihm alle seine Karawanentiere geraubt hatte.

In der Tiefe unter der Klosterstadt ist eine Schlucht und an ihrer Seite ein schwarzer Schieferabhang, auf dem man in kreideweißen Quarzstücken die sechs heiligen Schriftzeichen ausgelegt hat, die nun in Wind und Wetter die ewige Wahrheit „Om ma-ni pad-me hum" gen Himmel rufen.

Eine Treppe von Schieferplatten führt nach dem „Doptscha", einer offenen, mit Steinfliesen gepflasterten Marktplattform hinauf, wo während der Festtage die religiösen Spiele abgehalten werden. In seiner Mitte steht der gewöhnliche Standartenmast, aber irgendwelche Brüstung hat der Platz nicht; man darf daher nach Dunkelwerden nicht hingehen, denn auf den freien Seiten gähnen bodenlose Abgründe. Hier hatten die Mönche Teppiche und Kissen gelegt und luden mich zum Tee ein. Eine Weile genoß ich die herrliche Aussicht über das Tal, die Vereinigung der beiden Flüsse, die zerstreuten Dörfer und die schachbrettähnlichen Felder. Fern im Osten, im Hintergrund des Bup-tschu-Tales, zeichnen

ſich jene hohen Berge ab, über die wir auf dem Weg vom Ngangtſe-tſo gewandert waren.

Auf der Südſeite des Marktplatzes iſt der Eingang zu dem Haupttempelſaal (Dokang), der ſich in allen Klöſtern in einem rotangeſtrichenen Steinhauſe befindet. Ich trete ein, bleibe ſtehen, ſehe mich um und bin hingeriſſen von der ſeltſamen Myſtik, obgleich ich ſie — mit unbedeutenden Variationen — ſchon ſo oft empfunden habe. Ich laſſe mich auf einem Diwan nieder und glaube mich in ein mit modernen Trophäen und Siegesfahnen überfülltes Muſeum verſetzt, wo an den Wänden zwiſchen den Säulen undurchdringliche Finſternis herrſcht und ganze Reihen Trommeln, Gongs, Gebetzylinder und Poſaunen aufgeſtellt ſind. Der Saal iſt dunkler als ſonſt, auf die Götterſtatuen aber fällt helles Licht durch ein Dachfenſter; ſie ſcheinen ſich aus der ihre Sockel umgebenden Dunkelheit in das verklärende Licht höherer Räume hinaufzuſchwingen. Vor ihnen ſchreiten die Mönche unhörbar wie Geſpenſter und Schatten hin und her, mit den Opfergefäßen beſchäftigt. Eine wunderlich myſtiſche Stimmung! Wir haben uns in eine Felſengrotte verirrt, in der Kobolde und Geiſterweſen umherhuſchen!

Und die ganze Zeit über erfüllte dieſe Grotte der feierliche Geſang der Mönche auf den Diwans, der in rhythmiſchen Wogen anſchwillt und abnimmt, wie das Rauſchen der Wellen und das Anſchlagen der Wogen ans Ufer. Sie ſangen einſtimmig und hielten das Tempo tadellos, ohne ſich anzuſtrengen, obwohl ſie unglaublich ſchnell ſangen. Darunter ſind Greiſe mit gebrochenen Stimmen, Männer in der vollen Kraft ihrer Jahre, auch Jünglinge und Knaben mit hellen, jugendlichen Stimmen. Es klingt wie ſchneller Pferdetrab auf einer unendlich langen Holzbrücke; die Mönche klatſchen alle in die Hände, dann klingt es, als trabten die Pferde auf einer gepflaſterten Straße; aber ſchon im nächſten Augenblick ſind ſie wieder auf der Brücke, und monoton rollen ihnen die Konſonanten wie Erbſen von den Lippen. Dann und wann übertönt eine Baßſtimme das Gewirre und ruft: „Laſo, Laſo“ (eine Dankſageformel). Während einer kurzen Pauſe gibt es Tee. Dann geht es wieder los. Keine Ekſtaſe, keine Überſtürzung, der Takt wird nicht beſchleunigt, es geht immer in demſelben gleichmäßigen, ſchnellen Trabe weiter. Bücher haben ſie nicht vor ſich liegen; ſie können ihre Lektion auswendig. Dennoch ſcheint der Zauber des Rhythmus ſie von den Begriffen Zeit und Raum loszulöſen; ſie laſſen ſich nicht ſtören, ſie traben weiter auf der Brücke, die nach dem Heim der Götter und dem Nirwana hinführt. Als wir wieder hinausgehen, hören wir den Geſang noch hinter uns wie das Summen in einem Bienenkorb verhallen.

Wir besuchten noch einige Säle, wo ich die Namen der Götterbilder aufzeichnete. Schließlich waren noch zwei Klostergebäude auf einem scharfen Felsengrat übrig. Das erste hieß Tschöri-gunkang und hatte einen schuppenähnlichen Raum, in dem Schwerter, Flinten, Trommeln, Masken, Tigerfelle und anderer Trödel untergebracht waren. Ganz vorn auf dem Vorsprung erhebt sich ein würfelförmiges Haus, Pesu genannt. An drei Seiten ist es von einem Altan ohne Geländer umgeben, und der Abgrund gähnt hier noch tiefer als anderswo. Hier blieb ich, um das Panorama zu zeichnen, aber das Wetter war nichts weniger als angenehm, und von Zeit zu Zeit verhüllte Schneetreiben die Berge. Trotzdem wird es einem schwer, diese Terrasse zu verlassen. Die flachen Dächer drunten in der Tiefe sehen nicht größer aus als Briefmarken. Glänzend wie Silberstreifen, bald dunkel, je nach der wechselnden Beleuchtung, eilen die beiden Flüsse einander entgegen. Ich muß daran denken, wie seltsam es doch ist, daß das höchste und großartigste Bergland der Erde, das dem menschlichen Gemüt mehr als alles andere imponieren müßte, es nicht vermocht hat, bei den Tibetern eine höhere, edlere Religionsform als diesen engherzigen, beschränkten, dogmatischen Lamaismus hervorzurufen. Ich gebe zu, daß er vor mehr als tausend Jahren aus Indien importiert und zu dem sogenannten nördlichen Buddhismus erst zurechtgestutzt worden ist, aber er gedeiht trotz alledem vortrefflich in Tibet. Man sollte meinen, daß die uralte Bon-Religion mit ihrer weitläufigen Dämonologie, ihrem weitverbreiteten Aberglauben und ihren in allen Gebirgen und Seen und in der Luft hausenden Geisterwesen besser hierher passen müsse. Aber wir haben ja auch gefunden, daß der Lamaismus viele ihrer Elemente aufgenommen hat. Jedenfalls haben die Mönche von Linga eine herrliche Aussicht über ein künstlerisch ausgemeißeltes Stückchen Erde. Von ihren schartenähnlichen Fensteröffnungen und platten Dächern aus sehen sie, wie der Winter seine weiße Decke über das Gebirge breitet und die Flüsse in Bande schlägt, wie dann die Frühlingssonne ihr Gold über die Täler ausgießt, wie der Sommer das frische neue Gras hervorzaubert und wie endlich die Regengüsse des Frühherbstes die Berghalden reinspülen und die Flüsse anschwellen.

Jetzt gehen wir in die Vorhalle des Pesutempels, zwei steile, stockfinstere Treppen hinauf, auf denen man sich den Hals brechen kann; als ob der Berg selbst nicht schon hoch genug gewesen wäre! In einem kleineren Raum kämpft die Flamme einer Butterlampe vergeblich gegen die Dunkelheit und wirft ihr mattes Licht auf einige Götterbilder. Pesu ist der eigentliche Göttersaal mit unzähligen Statuetten von Metall, die sehr alt, künstlerisch ausgeführt und gewiß sehr wertvoll sind. Einige

184. Die eine Boothälfte zur Überfahrt über den Doktſchu-tſangpo bei Lingö bereit.

185. Tibeter im Dorf Tong.

Digitized by Google

186. Wandernder Muſikant und Tänzerin.

Digitized by Google

Bilder waren mittelgroß. Ich ſtand vor der Altarreihe und ſah mir die Götter an. An der Decke hingen „Tankas" und lange, ſchmale Seidenſchärpen in bunten Farben. Auf der rechten Seite war der kleine Saal dunkel, aber auf der linken ein Fenſter, das knirſchend im Wind auf- und zuſchlug. Vor den Göttern ſtand eine Reihe Schalen mit Gerſte, Weizen, Maiskolben und Waſſer. Ich fragte den Mönch, der mich heraufbegleitet hatte, wieviel Zeit die Götter gebrauchten, um alles aufzueſſen; lächelnd und ausweichend antwortete er, die Schalen müßten ſtets voll ſein. Aber beim Eintreten hatte ich einige Mäuſe geſehen, die im Dunkeln ſchnell verſchwunden waren. Welch blutige Ironie, welches Bild von ſelbſtgefälliger Eitelkeit und religiöſem Humbug! Der dienende Bruder iſt gerade im Peſu geweſen, die Schalen ſind gefüllt, er hat ſeine täglichen Gebete hergeſagt, iſt die Treppen hinuntergeſtiegen und hat die Haustür hinter ſich zugeſchloſſen. Wenn alles ſtill geworden iſt, kommen die Mäuſe aus ihren Verſtecken. Sie klettern auf den Altartiſch, ſetzen ſich auf die Hinterbeine, ringeln den Schwanz um die Opferſchalen und verſchmauſen der Götter Nektar und Ambroſia!

Könnte ich nicht einige dieſer reizenden Statuen kaufen? Nein, es ging nicht; der Mönch zeigt mir eine Etikette, die an jedem Bild mit Draht befeſtigt iſt. Jeder Gegenſtand, der zu dem religiöſen Mobiliar eines Kloſters gehört, hat ſeine Nummer, und die entſprechende Nummer ſteht in dem von allen aufgenommenen Inventarverzeichnis. Gewöhnlich wird der Prior nur auf eine beſtimmte Anzahl Jahre gewählt, und wenn er ſein Amt niederlegt, übergibt er ſeinem Nachfolger die Liſte zur Kontrolle. Wenn dann irgendein Gegenſtand fehlt, iſt er verantwortlich und muß den Wert erſetzen.

Ein Mönch kam herauf, um Rabſang und Tundup Tee zu bringen, die ſich in der äußeren Vorhalle niederließen. Ich blieb allein zurück und ſtarrte die Götter an, hypnotiſiert von ihren lächelnden, vergoldeten Geſichtern, ihrem behäbigen Doppelkinn und ihren bogenförmigen Augenbrauen. Da begab ſich etwas Wunderbares. Ihre Züge veränderten ſich und alle drehten den Kopf nach mir hin und blickten mich an. Ein ſeltſames myſtiſches Gefühl bemächtigte ſich meiner; hatte ich ſie durch Mangel an Zartgefühl beleidigt? Nein, im nächſten Augenblick drehten ſie den Kopf wieder fort und blickten nun gerade auf die gegenüberliegende Wand! Nur eine Tempelfahne hatte ſich in der Zugluft des Fenſters ſo bewegt, daß der Schatten die Geſichter verrückt und einen Schein von Bewegung hervorgerufen hatte.

Linga iſt ſchon ein Geſpenſterſchloß, aber Peſu war am allergeſpenſterhafteſten. Hier ſchimmerten große Tempeltrommeln und grinſende

Masken wie Geiſter aus der Dämmerung hervor, und der Wind pfiff klagend in alle Scharten und Löcher hinein. Auch ein Mann mit ſtarken Nerven würde das Gruſeln lernen, wenn er in einer ſtürmiſchen Herbſtnacht beim Lichte des durch die Scharten auf die Götter fallenden Halbmondes gezwungen wäre, ganz allein in dieſem Götterſaal zu verweilen. Er würde mit angehaltenem Atem auf jeden Ton und jedes Knacken lauſchen. Wenn unten die Haustür gegen ihre Schwelle ſchlüge, würde er jemand in die Vorhalle kommen hören, und wenn die Dachwimpel im Winde flatterten, würde er ſich einbilden, daß der Unbekannte mit leiſen Schritten ſich dem Saale nähere und im nächſten Augenblick ſich über ihn beugen werde. Und die Mäuſe, die über den Fußboden huſchten, und die Fenſterläden, die im Winde ſchlügen und deren Angeln kreiſchten und der in den Fenſterhöhlen und Dachleiſten ſtöhnende Wind, ſie alle miteinander würden ſeine Phantaſie aufs fürchterlichſte erregen und ihn die Minuten bis zum Morgengrauen zählen laſſen. Seitdem die Götter mir den Kopf zugedreht hatten, war es auch mir klar geworden, daß ich an der Stelle jenes Mannes nicht ſein möchte, ſondern lieber unten auf der Ebene, in meinem eigenen Zelt — und ſchlafen.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Eingemauerte Mönche.

Wir hatten von einem Lama reden hören, der ſeit drei Jahren in einer Höhle im Tal oberhalb der Kloſterſtadt Linga eingemauert lebte, und obgleich ich wußte, daß ich weder den Mönch noch das Innere ſeiner ſchaurigen Wohnung würde ſehen dürfen, wollte ich mir die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, dorthin zu wallfahrten, um wenigſtens einen Blick auf ſeine Behauſung zu werfen.

Am 16. April 1907, dem Tage, an dem ich vor anderthalb Jahren Stockholm verlaſſen hatte, herrſchte trübes, windiges Wetter mit dichtem Schneefall und undurchdringlichen Wolken. Wir ritten nach Linga hinauf, an ſeinen Reihen prächtiger Tſchorten vorbei, ließen die letzten Dormitorien hinter uns zurück, ſahen einen alten rot- und weißangeſtrichenen Baumſtamm, paſſierten einen kleinen Teich mit kriſtallklarem Quellwaſſer, der dünn überfroren war, einen Maniſteinhaufen mit Fahnenſtange und langten dann oben bei dem kleinen Kloſter Samde-puk an, das unmittelbar an der Spitze eines Gebirgsausläufers zwiſchen zwei Nebentälern erbaut iſt. Es iſt eine Filiale des Kloſters Linga und hat nur vier Brüder, die mir am Eingang alle freundlich entgegenkamen.

Sein Inneres und Äußeres iſt eine Miniaturausgabe deſſen, was wir bisher geſehen haben. Der Dukang hatte nur drei Säulen und einen einzigen Diwan für die vier Mönche, die gemeinſam Gottesdienſt halten, neun mittelgroße Gebetzylinder, die mit ledernen Riemen in Drehung verſetzt werden, eine Gebetstrommel und einen Gong, zwei Masken mit Diademen von Totenſchädeln und eine Reihe Götterſtatuen, unter denen ich Tſchenreſi in vielen Auflagen und Sekija Kongma, den oberſten Abt von Sekija, erkannte.

Einige Schritte nach Südweſten geht es über eine Schieferplatte; an deren Fuß lagen zwei Steinhütten mit Geſtrüpp und Reiſig zum

Heizen. In Samde-pu-pe waren zwei kleine Tempel mit Lehmaltären! Der eine enthielt mittelgroße Götterbilder und Meermuscheln vor ihnen glühte Weihrauch auf einer Steinplatte, nicht wie gewöhnlich in Spänen, sondern in Pulverform. Man hatte es in einer dünnen Zickzacklinie hingestreut, zündete es an einem Ende an und ließ es nach dem anderen hinglimmen. Innen war eine Statue des Lovun mit zwei Lichtern davor und ein Wandregal mit Schriften, die Tschöna hießen. Durchsickerndes Regenwasser hatte im Kalkputz weiße senkrechte Rinnen gebildet, unter der Decke flatterten Kadachs und Draperien in der Zugluft. Hier waren die Mäuse noch ungenierter als in dem Gespensterschloß Pesu.

Unmittelbar daneben, am Fuß des Berges, befindet sich die Einsiedelei Dupkang, in der ein Eremit seine Tage und Jahre verlebt. Sie ist über einer Quelle erbaut, die in der Mitte des einzigen Gemaches aufsprudelt, das viereckig ist und fünf Schritt Seitenlänge haben soll. Die Mauern sind sehr dick, solide gebaut und bestehen aus einer festen Masse ohne Fensteröffnungen. Die Türöffnung ist ganz niedrig und die hölzerne Tür davor zugemacht und verschlossen; aber damit nicht genug, man hatte vor der Tür noch eine Mauer aus großen Steinblöcken und kleineren Steinen errichtet und auch die kleinsten Zwischenräume zwischen ihnen sorgfältig mit Kieseln ausgefüllt. Von der Tür war also keine Spur zu sehen. Neben dem Eingang aber befindet sich ein ganz kleiner Tunnel, durch welchen dem Eremiten die Nahrung hineingeschoben wird. Das Tageslicht, das durch die lange schmale Scharte eindringen kann, muß minimal sein; es kommt erst aus zweiter Hand, da die Vorderseite der Hütte von einer Mauer umschlossen wird, die einen kleinen Vorhof bildet, den nur derjenige der vier Mönche, der dem Einsiedler täglich seine Speise bringt, betreten darf. Auf dem flachen Dach erhebt sich auch ein kleiner Schornstein, denn jeden siebenten Tag darf sich der Einsiedler Tee kochen, zu welchem Zweck ihm zweimal im Monat einige Reiser zum Anheizen durch die Scharte geschoben werden. Auch durch diesen Schornstein kann ein schwaches Licht fallen; vermittelst dieser beiden Öffnungen kann sich die Luft in der Krypta erneuern.

„Wie heißt der Lama, der jetzt in der Höhle eingemauert ist?“ fragte ich.

„Er hat keinen Namen, und wenn wir ihn auch wüßten, dürften wir ihn doch niemals aussprechen. Wir nennen ihn nur den Lama Rinpotsche.“ (Nach Koeppen bedeutet Lama: quo nemo est superior, „einen, der keinen über sich hat“. Und Rinpotsche bedeutet: Kleinod, Juwel, Heiligkeit.)

„Woher ist er gekommen?"

„Er ist in Ngor in Naktsang geboren."

„Hat er Verwandte?"

„Das wissen wir nicht, und wenn er welche hat, so wissen sie nicht, daß er hier ist."

„Wie lange lebt er schon in der Dunkelheit?"

„Es sind jetzt drei Jahre, seit er dort eingezogen ist."

„Und wie lange wird er da bleiben?"

„Bis er stirbt."

„Darf er vor seinem Tode nie wieder ans Tageslicht kommen?"

„Nein, er hat das strengste aller Gelübde abgelegt, nämlich das heilige Versprechen, die Höhle erst als Leiche wieder zu verlassen."

„Wie alt mag er sein?"

„Sein Alter wissen wir nicht; aber er sah aus, als sei er ungefähr vierzig."

„Aber wie ist es denn, wenn er krank wird? Kann er dann nicht Hilfe erhalten?"

„Nein, er darf nie mit einem anderen Menschen sprechen. Wird er krank, so muß er geduldig warten, bis er wieder besser wird — oder er stirbt."

„Sie erfahren also nie, wie es ihm geht?"

„Vor seinem Tode nicht. Jeden Tag wird eine Schale Tsamba in die Öffnung hineingeschoben und jeden siebenten Tag ein Stück Tee und ein Stück Butter; dies nimmt er sich bei Nacht und setzt die leere Schale wieder hin, damit wir sie zur nächsten Mahlzeit füllen. Doch wenn wir eines Tages die Schale unberührt in der Öffnung finden, dann wissen wir, daß es dem Eingemauerten schlecht geht. Hat er das Tsamba auch den nächsten Tag noch nicht angerührt, so vergrößern sich unsere Befürchtungen. Und wenn sechs Tage vergangen sind, ohne daß er die Speise angerührt, dann halten wir ihn für tot und brechen den Eingang auf."

„Ist das schon einmal vorgekommen?"

„Ja, vor drei Jahren starb ein Lama, der zwölf Jahre darin zugebracht hatte. Und vor 15 Jahren starb einer, der 40 Jahre in der Zurückgezogenheit gelebt hatte und im Alter von 20 Jahren in die Dunkelheit einging. Der Bombo hat doch in Tong gewiß von dem Lama gehört, der in der Eremitenhöhle des Klosters Lung-gandän-gumpa 69 Jahre lang vollständig von Welt und Licht abgeschlossen gelebt hat?"

„Ist es denn aber nicht möglich, daß der Eingemauerte mit dem Mönch, der die Tsambaschüssel in die Scharte schiebt, sprechen kann?

Es ist ja kein Zeuge dabei, der aufpassen könnte, daß alles regelrecht zugeht."

„Das würde nie geschehen können und geschehen dürfen", antwortete mein Berichterstatter lächelnd. „Denn der außenstehende Mönch würde sich ewige Verdammnis zuziehen, wenn er seinen Mund der Scharte näherte und mit dem Eingeschlossenen zu reden versuchte; und jener würde die Verzauberung brechen, wenn er aus dem Innern herausspräche. Wenn der da drinnen jetzt sprechen würde, so würden ihm die drei Jahre, die er bereits hinter sich hat, nicht als Verdienst angerechnet werden, und dem setzt er sich nicht aus. Wenn dagegen in Linga oder Samde-puk ein Lama erkrankt, so darf er sein Leiden und daß er der Fürbitte bedarf, auf einen Papierstreifen schreiben und ihn in die Tsambaschale legen, die in die Öffnung geschoben wird. Dann betet der Eingemauerte für den Kranken, und wenn dieser an die Kraft der Gebete glaubt und während der Zeit keine unschicklichen Reden führt, so hilft die Fürbitte des Lama Rinpotsche schon nach zwei Tagen, und der Kranke wird wieder gesund. Der Eingemauerte macht dagegen nie eine schriftliche Mitteilung."

„Wir sind jetzt ja nur ein paar Schritte von ihm entfernt; hört er denn nicht, was wir miteinander sprechen, oder wenigstens, daß jemand außerhalb seiner Höhle spricht?"

„Nein, der Ton unserer Stimmen vermag nicht bis zu ihm zu dringen, die Mauern sind zu dick; und selbst wenn es der Fall wäre, würde er nicht darauf achten, denn er ist in tiefes Nachdenken versunken; er gehört dieser Welt nicht mehr an, er kauert wahrscheinlich Tag und Nacht in einer Ecke und betet Gebete, die er auswendig weiß, oder er liest in den heiligen Büchern, die er bei sich hat."

„Dann muß er doch so viel Licht haben, daß er lesen kann?"

„Ja, auf einem Wandregal der Höhle steht vor zwei Götterbildern eine kleine Butterlampe und ihr Licht genügt ihm. Wenn die Lampe erlischt, ist es drinnen stockfinster."

Von seltsamen Gedanken erfüllt, nahm ich von dem Mönch Abschied und ging langsam den Weg hinab, den der Eingemauerte nur einmal in seinem Leben gewandert war! Vor uns hatten wir die herrliche Aussicht, die seine Augen nie entzücken darf. Und als ich unten im Lager angekommen war, konnte ich nicht das Klostertal hinaufsehen, ohne des Unglücklichen zu denken, der dort oben in seinem dunkeln Loche sitzt.

Arm, namenlos, keinem bekannt, kam er nach Linga, wo, wie er gehört hatte, eine Höhlenwohnung leer stand, und teilte den Mönchen mit, daß er das bindende Gelübde abgelegt habe, auf immer ins Dunkel einzugehen. Als sein letzter Tag in dieser Welt der Eitelkeit angebrochen

war, folgten ihm alle Mönche Lingas unter tiefem Schweigen in Prozession, feierlich wie ein Leichenzug, nach seinem Grabe in der Höhle, deren Tür für den Rest seines Lebens verschlossen werden sollte. Ich glaubte den merkwürdigen Zug vor mir zu sehen, die Mönche in ihren roten Kutten, schweigend, mit ernster Miene und vorgebeugtem Oberkörper, zu Boden starrend, langsam Schritt vor Schritt gehend, als wollten sie den Einsiedler sich der Sonne und des Lichtes noch solange als möglich erfreuen lassen. Ob sie wohl von Bewunderung seiner ungeheuern Seelenstärke ergriffen waren, mit der verglichen mir alles, was ich mir nur denken kann, sogar Gefahren, die unvermeidlich den Tod herbeiführen, unbedeutend erscheint? Denn, soweit ich es beurteilen kann, ist weniger Seelenstärke dazu erforderlich, daß ein Held wie Hirosé Port Arthurs Hafeneinlauf verstopft, wissend, daß die Batterien über ihm ihn vernichten werden, als dazu, sich auf 40 oder auf 60 Jahre lebendig in der Dunkelheit begraben zu lassen! In jenem Fall ist die Qual kurz und der Ruhm unvergänglich, in diesem bleibt das Opfer nach dem Tode ebenso unbekannt wie im Leben, und die Qual ist unendlich und kann nur durch eine Geduld ertragen werden, von der wir uns gar keinen Begriff machen können!

Gewiß geleiteten ihn die Mönche mit derselben Rücksichtnahme und mit demselben Mitleid dorthin, das der Geistliche empfindet, der einen Verbrecher zum Richtplatz begleitet. Was mag er selbst aber während dieser letzten Wanderung auf Erden gedacht haben? Wir alle gehen einmal diesen Weg, wir wissen aber nicht, wann. Er wußte es, und er wußte, daß die Sonne nie wieder warm auf seine Schultern herabscheinen und nie wieder vor seinen Augen Schatten und Lichter hervorrufen würde auf den himmelhohen Bergen, die das seiner wartende Grab umgaben!

Nun sind sie angelangt, und die Tür des Grabes steht weit offen. Sie treten ein, sie breiten in einer Ecke eine von Zeugstreifen geflochtene Matte aus, sie stellen die Götterbilder auf und legen die heiligen Bücher an ihren Platz; in die eine Ecke wird ein Holzgestell gesetzt, das jenen runden Stühlchen gleicht, an denen kleine Kinder das Gehen lernen, und das er nicht eher zu benutzen braucht, als bis der Tod ihn besucht. Sie setzen sich und sprechen Gebete, nicht die gewöhnlichen Totengebete, nein, andere, die vom Leben und dem Licht der Verklärung im Nirwana handeln. Sie erheben sich, sagen ihm noch einmal Lebewohl, gehen hinaus und verschließen hinter sich die Tür. Nun ist er allein und wird nie wieder den Laut einer menschlichen Stimme hören, nur den seiner eigenen; aber wenn er seine Gebete spricht, wird niemand da sein, der ihm zuhört.

Was mag er gedacht haben, als die anderen fortgegangen waren und das kurze, hohle Echo des Geräusches verhallt war, das er gehört hatte, als die Tür zum letztenmal zugeworfen wurde, um erst seiner Leiche wieder geöffnet zu werden? Vielleicht etwas Ähnliches, wie Fröding es in dem Verse ausgesprochen hat:

Hier darf lösen die Seele das letzte Band,
Das sie an Leben und Erde band;
Hier geht der Weg nach dem dämm'rigen Land,
Der ewigen Vernichtung Land.

Er hört, wie die Brüder mit Stangen die schweren Steinblöcke nach der Tür hinwälzen, sie in mehreren Reihen aufeinander schichten und alle Lücken mit kleineren Steinen und Scherben ausfüllen. Vollständig dunkel ist es noch nicht, denn die Tür hat Risse und an ihrem oberen Rand erscheint noch das Tageslicht. Aber die Mauer wächst. Schließlich ist oben nur noch eine ganz kleine Öffnung, durch die der letzte Lichtstrahl in das Innere seines Grabes fällt. Gerät er in Verzweiflung, springt er auf, stemmt er die Hände gegen die Tür und versucht er mit den Blicken noch einen Schimmer der Sonne aufzufangen, die seinen Augen im nächsten Augenblick auf immer erlöschen wird? Niemand weiß es, und man wird es nie erfahren; nicht einmal die Mönche, die dabei waren und den Ausgang hatten verrammeln helfen, könnten diese Frage beantworten. Aber auch er ist doch nur ein Mensch, und er sah, wie eine passende Steinfliese auf immer das Loch zudeckte, durch das ein letzter Widerschein des Tages fiel. Und nun hatte er das Dunkel vor sich, und wenn er sich umwandte, stand er einem noch undurchdringlicheren Dunkel gegenüber!

Er vermutet, daß die anderen wieder nach Samde-puk und Linga hinuntergegangen sind. Wie soll er seinen Abend zubringen? Er braucht ja noch nicht gleich mit dem Lesen seiner heiligen Bücher zu beginnen, dazu bleibt ihm noch lange Zeit, vielleicht noch vierzig Jahre! Er setzt sich auf die Matte und lehnt den Kopf gegen die Wand — o Zeit, wie unendlich lang muß ihm schon dieser erste Abend erscheinen! Noch stehen ihm alle Erinnerungen deutlich vor Augen. Er gedenkt der großartigen Aussicht über das Tal mit den Flüssen My-tschu und Bup-tschu, der Tempelfassaden Lingas und der Mauern des Pesu auf seinem Felsen. Er erinnert sich der riesengroßen Schriftzeichen im Quarzit: Om ma-ni pad-me hum, und er murmelt halb im Traume die heiligen Silben: O! du Kleinod im Lotos. Amen! Aber nur ein schwaches Echo antwortet ihm. Er wartet und horcht und lauscht dann den Stimmen seiner Erinnerung, er fragt sich, ob die erste Nacht nicht bald anbreche, aber dunkler, als

187. Die hübſche Frau Putön in Sirtſchung.

Digitized by Google

188. Gruppe von tibetiſchen Weibern.

189. Dorf und Kloſter Linga.

Digitized by Google

es ſchon iſt, kann es in ſeinem Kerker, ſeinem Grabe, nicht werden. Überwältigt von der ſeeliſchen Erregung, ſchläft er müde und matt in einer Ecke ein.

Wenn er wieder erwacht, verſpürt er Hunger, kriecht nach der Öffnung, ſtreckt die Hand aus und findet in der Rinne die Schale mit Tſamba. Waſſer liefert ihm die Quelle, er bereitet ſich ſein Mahl und verzehrt es, und wenn er fertig iſt, ſtellt er die Schale wieder in die Scharte. Nun ſitzt er mit gekreuzten Beinen, den Roſenkranz in den Händen und betet. Eines Tages findet er Tee und Butter in der Schale und einige Reiſer dabei. Er ſucht mit den Händen umher und findet ſein Feuerzeug und Zunder und zündet ſich ein kleines Feuer unter der Teekanne an. Im Schein der Flamme ſieht er das Innere der Höhle wieder, zündet die Lampe vor den Götterbildern an und beginnt dann in den Büchern zu leſen; aber das Feuer erliſcht, und erſt nach ſechs Tagen erhält er wieder Tee.

Und die Tage vergehen, und nun kommt der Herbſt mit ſeinen Regengüſſen; er hört ſie nicht, aber er glaubt zu merken, daß die Wände der Höhle jetzt feuchter geworden ſind als bisher. Es dünkt ihm unendlich lange, daß er die Sonne und das Tageslicht zum letztenmal erblickte. Und die Jahre vergehen, und ſein Gedächtnis erſchlafft und trübt ſich. Er hat die Bücher, die er mitbrachte, immer wieder geleſen, und ſie ſind ihm längſt gleichgültig geworden, er kauert in ſeiner Ecke und murmelt ihren Inhalt, den er längſt auswendig weiß, vor ſich hin. Mechaniſch läßt er die Kugeln des Roſenkranzes durch die Finger gleiten und unbewußt ſtreckt er die Hand nach der Tſambaſchale aus. Kriecht er an den Wänden entlang und taſtet er mit der Hand über die kalten Steine, um eine Ritze zu finden, durch die ein Lichtſtrahl fallen könnte? Nein, er weiß kaum noch, wie es draußen auf ſonnigen Wegen war. Wie langſam die Zeit hingeht! Nur im Schlafe vergißt er ſein Daſein und iſt von der Grenzenloſigkeit des Jetzt befreit. Und er denkt: „Was bedeutet ein kurzes Erdenleben im Dunkel gegen die Ewigkeit der Ewigkeiten in ſtrahlendem Licht!“ Das Verweilen im Dunkel iſt nur eine Vorbereitung. Tag und Nacht und lange Jahre hindurch einſam, ſucht der grübelnde Mönch die Antwort auf das Rätſel des Lebens und das Rätſel des Todes und glaubt und glaubt, daß er in einer herrlicheren Daſeinsform wieder aufleben wird, wenn die Zeit der Prüfung vorüber iſt. Der Glaube iſt es, durch den allein ſich ſeine unfaßbare Seelenſtärke erklären läßt.

Es iſt ſchwer, ſich die Verwandlungen auszudenken, die mit dem Lama während weiterer Jahrzehnte im Dunkel der Höhle vorgehen.

Seine Sehkraft muß abnehmen, vielleicht sogar ganz erlöschen. Seine Muskeln schwinden, seine Sinne umnachten sich immer mehr. Sehnsucht nach dem Licht scheint ihn nicht wie eine fixe Idee zu verfolgen, denn es würde ihm ja freistehen, auf eines der Blätter seiner Bücher mit einem in Ruß getauchten Span seinen Entschluß aufzuschreiben, daß er die Prüfungszeit abkürzen und wieder ins Licht zurückkehren wolle. Er hat ja nur ein solches Papier in die leere Tsambaschale zu legen. Aber ein solcher Fall war den Mönchen nicht bekannt. Sie wußten nur, daß der Lama, der 69 Jahre eingemauert gewesen war, die Sonne noch hatte sehen wollen, bevor er gestorben war. Ich hatte von Mönchen, die damals in Tong gewesen waren, gehört, daß er seinen Wunsch, hinausgelassen zu werden, aufgeschrieben hatte! Er war ganz zusammengekrümmt und so klein wie ein Kind gewesen, sein Körper hatte eigentlich nur aus hellgrauer, pergamentähnlicher Haut und Knochen bestanden. Seine Augen hatten ihre Farbe verloren und waren ganz hell und erblindet. Das Haar hing ihm in ungekämmten, verfilzten Strähnen um den Kopf und war kreideweiß. Er hatte einen dünnen, ungepflegten Bart und hatte sich die ganze Zeit über nie gewaschen oder die Nägel geschnitten. Sein Leib war nur noch mit einem Lumpen bedeckt, da die Zeit seine Kleidung hatte vermodern und zerfallen lassen und er keine neue erhalten hatte. Von den Mönchen, die ihn vor 69 Jahren nach der Höhle geleitet hatten, war keiner mehr am Leben. Er selbst war damals noch ganz jung gewesen, aber alle seine Altersgenossen hatte der Tod dahingerafft, und neue Mönchsgenerationen waren durch die Klostergänge gewandelt; er war allen vollständig fremd. Und er war kaum in das Sonnenlicht hinausgebracht worden, als er auch schon den Geist aufgab.

Beim Analysieren eines solchen Seelenzustandes hat die Phantasie freien Spielraum. Denn wir wissen darüber nichts. Waddell und Landon, die sich an Younghusbands Expedition nach Lhasa beteiligten und die Eremitenhöhlen bei Nyang-tö-ki-pu besuchten, erzählen, daß die Mönche, die dort auf immer ins Dunkel eingegangen sind, vorher kürzere Isolierungsprüfungen bestanden haben, deren erste sechs Monate, die zweite drei Jahre und 93 Tage dauert, und daß man denjenigen, die die zweite Prüfungszeit schon hinter sich hatten, anmerken konnte, daß sie intellektuell tiefer standen als andere Mönche. Der Fall, den die beiden Engländer beschrieben haben, scheint noch nicht einmal ganz so streng gewesen zu sein, wie der, den ich in Linga sah und hörte, denn in den Nyang-tö-ki-pu-Höhlen klopfte der Lama, der den Eingemauerten bediente, an eine Steinfliese, mit der der kleine Eingang verschlossen gehalten wurde, und auf dieses Zeichen streckte der eingemauerte Lama

190, 191. Knaben. 192. Altes Weib. 193. Junger Lama.
Skizzen des Verfaſſers.

Digitized by Google

194. Seine Heiligkeit der Pantſchen Rinpotſche oder Taſchi-Lama.

Digitized by Google

seine Hand nach der Speise aus dieser Tür; er zog die Steinluke zwar gleich wieder zu, aber er sah doch auf diese Weise täglich wenigstens eine kurze Minute lang das Licht der Sonne! In den Fällen, die Waddell und Landon beschreiben, hatten die Lebendigbegrabenen einige zwanzig Jahre so zugebracht. Waddell, der ein gründlicher Kenner des Lamaismus ist, glaubt, daß der Brauch, sich auf Lebenszeit einmauern zu lassen, nur eine Nachahmung des Gebotes des reinen indischen Buddhismus sei, das periodische Entsagung der Welt fordert und dessen Zweck Selbstprüfung und das Erlangen größerer Klarheit in dunkeln Fragen ist. Seiner Ansicht nach haben die Tibeter das Mittel zum Zweck gemacht.

Ohne Zweifel ist diese Ansicht richtig, aber sie ist nicht erschöpfend. Mag sein, daß der künftige Eremit in religiösem Wahn den Entschluß faßt, sich lebendig begraben zu lassen. Hat er sich aber überhaupt klargemacht, was das bedeutet? Wenn er in der Höhle stumpf und wie ein Tier wird, müssen auch seine Energie und seine Entschlossenheit erschlaffen, und gerade das, was ihm beim Eintreten erstrebenswert schien, muß ihm nach und nach immer gleichgültiger werden. Das ist aber doch nicht der Fall, denn er hält an seinem Entschlusse fest, seine Energie bleibt also ungebeugt. Er muß daher einen felsenfesten Glauben, eine unerschütterliche Überzeugung besitzen, die auf eine um so härtere Probe gestellt werden, als er ganz allein ist, und kein anderer als der Tod ihn in seiner Höhle besucht. Möglicherweise wird er allmählich ein Opfer der Autosuggestion, so daß seine Sehnsucht nach der letzten Stunde in der langen Nacht der Höhle in das Gefühl übergeht, ständig vor dem Augenblick zu stehen, in dem das Stundenglas der Zeit ausgeronnen ist. Der Begriff Zeit muß ihm entschwunden sein, die Dunkelheit des Grabes erscheint ihm nur wie eine Sekunde der Ewigkeit. Denn die Hilfsmittel, die er vorher gehabt hat, um den Lauf der Zeit zu bestimmen und im Gedächtnis zu behalten, existieren nicht mehr. Den Wechsel zwischen Winter und Sommer, Nacht und Tag spürt er nur noch an der steigenden und fallenden Temperatur in der Höhle. Er erinnert sich, daß mehrere Regenzeiten dahingegangen sind, vielleicht scheint es ihm, als ob sie dicht aufeinander folgten, während sich sein Gehirn in der Einförmigkeit der Geduld umnachtet. Es ist unfaßbar, daß er dabei nicht verrückt wird, daß er nicht nach Licht ruft, daß er nicht aufspringt und in wilder Verzweiflung mit dem Kopf gegen die Wand rennt oder ihn sich an den scharfen Steinen der Wände so lange blutig schlägt, bis er verblutet und sich befreit, indem er sich selbst das Leben nimmt.

Er aber wartet geduldig auf den Tod, und der Tod kann noch

10 oder 20 Jahre auf sich warten lassen! Immer schwächer wird die Erinnerung an die Welt und das Leben da draußen; er hat das Morgenlicht im Osten und die goldenen Wolken des Sonnenuntergangs längst vergessen. Und wenn er nach oben starrt, fällt sein erlöschender Blick auf keine in der Nacht funkelnden Sterne, nur auf die schwarze Decke der Höhle. Endlich aber, nachdem lange Jahre im Dunkel verronnen sind, wird es plötzlich strahlend hell um ihn her — dann nämlich, wenn der Tod kommt, ihm die Hand reicht und ihn hinausführt. Und der Tod braucht nicht zu warten, zu bitten und zu locken, der Lama ist es, der auf seinen einzigen, willkommenen Gast und Befreier gewartet und ihn herbeigesehnt hat. Wenn er noch bei klarem Bewußtsein war, hat er noch vorher das kleine Holzgestell unter die Arme genommen, das ihn dann in derselben heiligen Stellung sterben läßt, in der wir Buddha finden auf allen den Tausenden von Statuen und Bildern, die während unserer Wanderung durch Tibets Klostertempel unserem Blick begegneten.

Wenn die Tsambaschale, die so viele Jahre lang täglich gefüllt worden ist, dann endlich unberührt stehen bleibt und die sechs Tage vergangen sind, dann wird die Höhle geöffnet, und der Abt des Klosters setzt sich zu dem Verstorbenen und betet auch seinerseits für ihn, während alle die anderen Mönche fünf oder sechs Tage lang im Dukangsaale beten. Darauf wird der Verewigte in ein weißes Gewand gehüllt, man setzt ihm eine Kopfbedeckung auf, die „Ringa" heißt, und so wird er auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Die Asche wird gesammelt, mit Ton durchknetet und zu einer kleinen Pyramide geformt, die in einem Tschorten beigesetzt wird. —

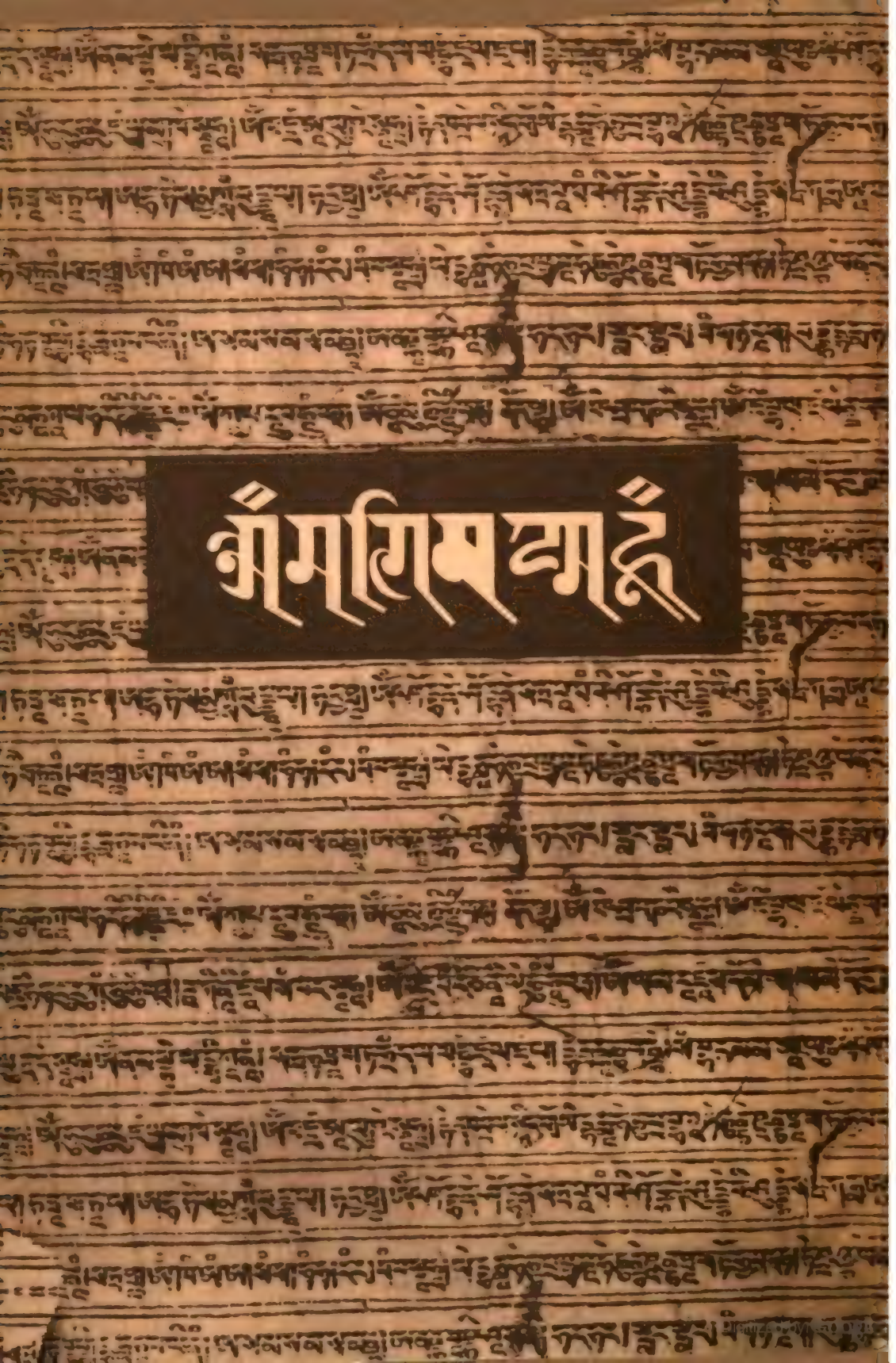
Die Mönche von Linga sagten, daß ein gewöhnlicher Lama, wenn er gestorben sei, auch zerstückelt und den Vögeln preisgegeben werde. Dies Handwerk üben hier fünf Lamas aus, die zwar zum Kloster gehören, im Dukang dem Gottesdienst beiwohnen und auch mit den anderen Tee trinken dürfen; sie werden aber als unrein angesehen und dürfen nicht mit den übrigen Brüdern zusammen essen. Auch wenn Nomaden in der Gegend gestorben sind, werden sie in Anspruch genommen; dann aber haben die Hinterbliebenen die Verpflichtung, ihnen Pferde zu stellen und dafür einzustehen, daß die Habe des Toten ihnen als Eigentum überliefert wird. —

Tage und Wochen lang konnte ich das Bild, das ich mir vom Lama Rinpotsche gemacht, vor dessen Höhle wir gestanden und gesprochen, nicht wieder loswerden. Und noch weniger konnte ich das seines Vorgängers verjagen, der dort 40 Jahre gelebt hatte. Ich glaubte den Widerhall

des Muſchelhorns zu hören, das die Mönche zur Totenmeſſe für den Dahingeſchiedenen rief. Ich malte mir das Bild der Höhle aus, wo der Lama, in Lumpen am Boden kauernd, die abgezehrten Hände dem Tode entgegenſtreckt, der ihm freundlich lächelnd, wie die Totenſchädelmasken in den Tempeln, ſeine eine Hand reicht, während er in der anderen eine hellſtrahlende Lampe hält. Die Züge des Mönches aber verklärt ein Widerſchein des Nirwana, und das „Om mani padme hum", das Jahrzehnte hindurch von den Wänden der Höhle widerhallte, vergeſſend, ſtimmt er, wenn vom Kloſterdache herab die Trompetenſtöße ſchmettern, ein Siegeslied an, das an eine Strophe aus den Götterſagen eines anderen Volkes erinnert:

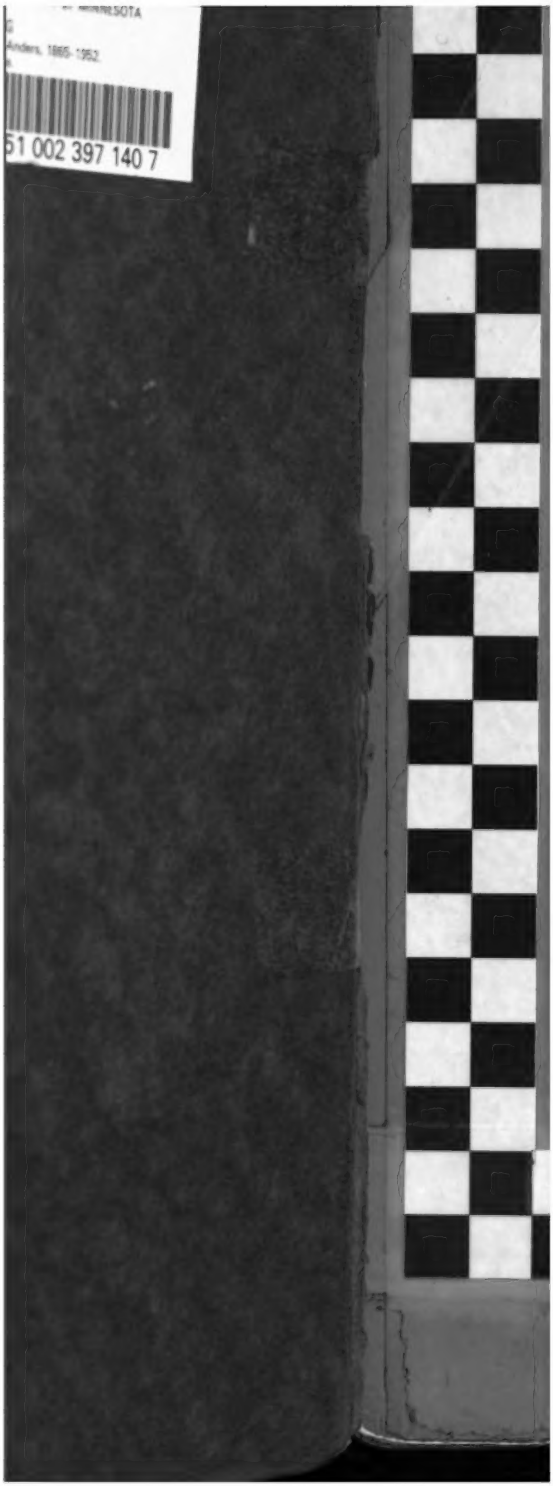
Heil euch, ihr Götter!
Walhalls Söhne!
Die Erde verſchwindet. Zum Aſenfeſte
Das Gjallarhorn ruft.
Seligkeit kröne,
Schön wie ein Goldhelm, kommende Gäſte!

Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.


ॐमणिपद्महूँ

915.15 H35tG
Hedin, Sven Anders, 1865-1952.
Transhimalaja.
1951 002 397 140 7

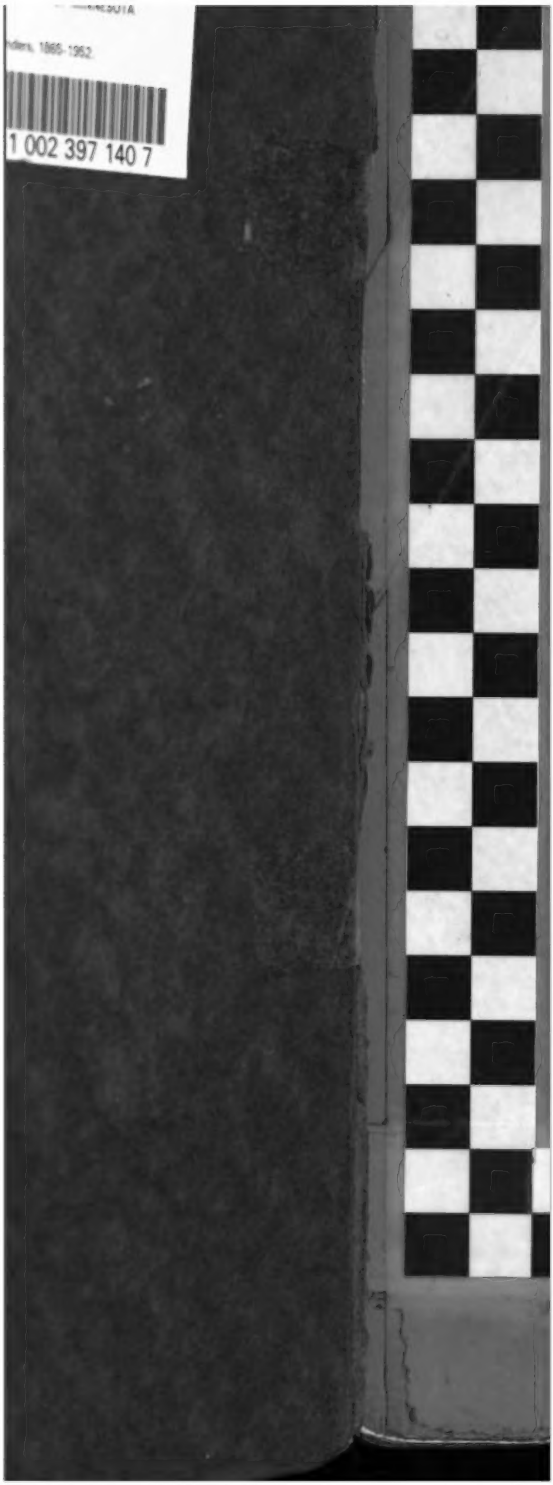
Digitized by Google


MINNESOTA
Anders, 1865-1952.
51 002 397 140 7

Digitized by Google

915.15 H35tG
Hedin, Sven Anders, 1865-1952.
Transhimalaja.
1951 002 397 140 7

Digitized by Google


1 002 397 140 7

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wilb v.1
915.15 H35tG
Hedin, Sven Anders, 1865-1952.
Transhimalaja
1951 002 397 140 7

Digitized by Google